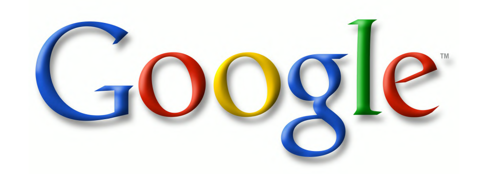
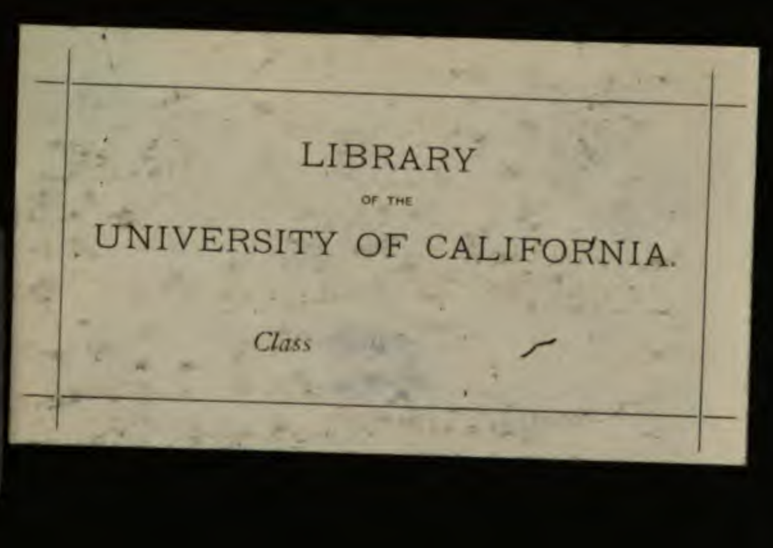
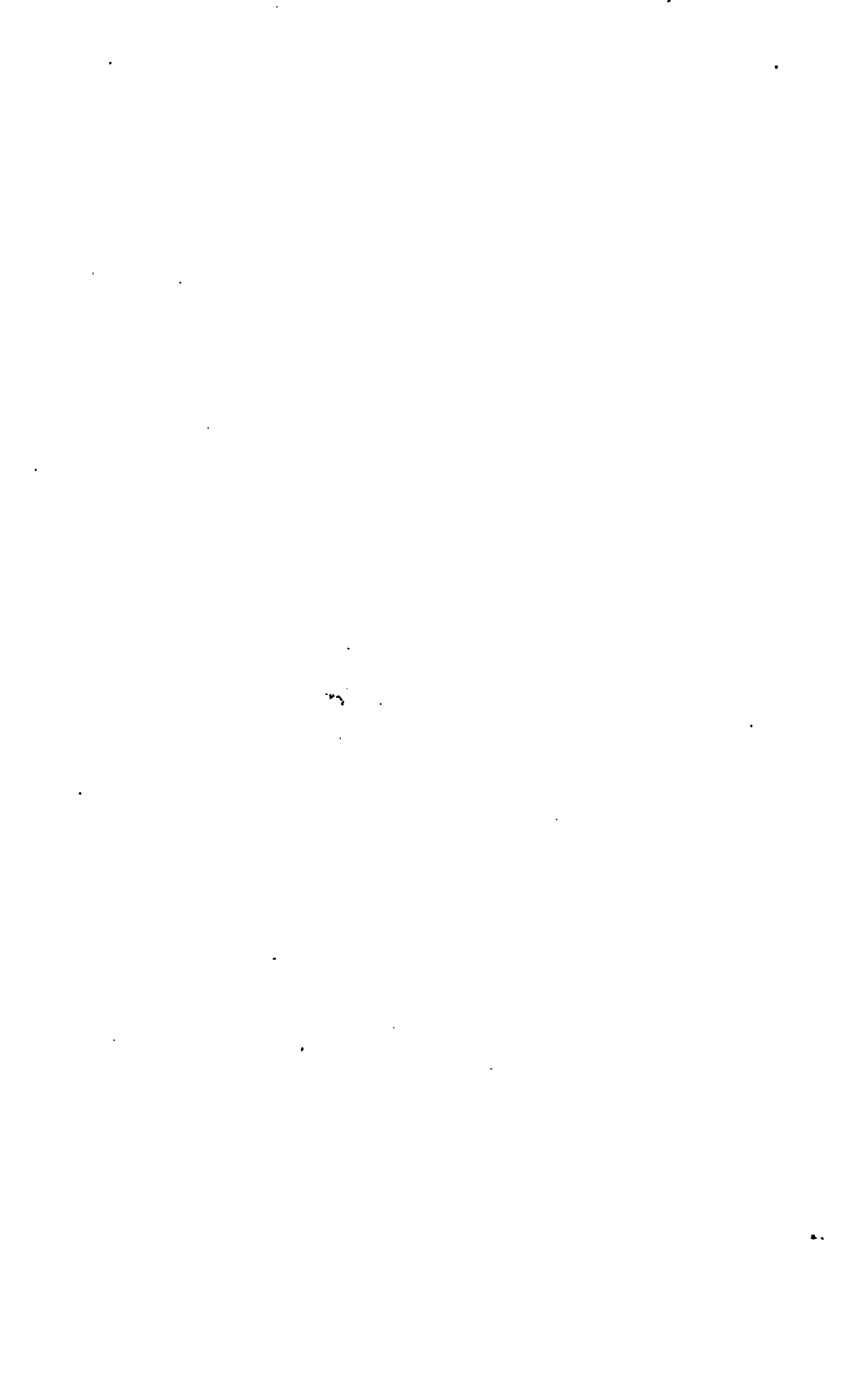



Meyer,
Badisches
Volksleben
im
neunzehnten
Jahrhundert.







Badisches Volksleben

im

neunzehnten Jahrhundert

von

Elard Hugo Meyer.



Straßburg,
Verlag von Karl J. Trübner.
1900.

Meinen lieben Mitarbeitern.



Vorwort.

Die badische Volkskunde, wie sie seit bald einem Jahrzehnt insbesondere von den Herren Prof. Kluge, Dr. Pfaff und mir gepflegt worden ist, hat schon während dieser Zeit manche kleine Forschungen und Einzeldarstellungen hervorgelockt. Als ihren Erstling größeren Umfangs darf ich wohl das vorliegende Buch bezeichnen, das ich etwas zu anspruchsvoll „Badisches Volksleben" betitelt habe. Denn es schildert vorzugsweise nur die Sitten und Bräuche, und nur gelegentlich flicht es zum besseren Verständnis derselben einige Volksreime ein oder spricht es über die Volkstracht oder den Hausbau, da doch die gründliche Behandlung dieser und anderer volkskundlicher Gegenstände Anderen vorbehalten bleibt. Dennoch zog ich jenen weiteren Titel dem engeren vor, weil die Darstellung häufig über das Gebiet der Sitten und Bräuche hinausschreitet und das übrige Thun und Treiben, in dem doch auch das Leben des Volkes pulsiert, zu überblicken sich bemüht. Freilich darf man trotzdem keine Vollständigkeit erwarten; der unerschöpfliche Lebensquell einer größeren Volksmenge kann selbst in das Becken einer geräumigen Darstellung nicht ganz gefaßt werden. Auch löste ich die knappe, schlichte Schilderung nicht in breite malerische Stimmungsbilder auf, im Vertrauen auf die Fülle der Thatsachen, aus der dem aufachtenden Leser gar manche lebendige Szene emporsteigen wird. Noch viel weniger trachtete ich einer verschönernden Verherrlichung unseres tüchtigen Volkes nach, wie sie noch manche volkskundliche Schriften für patriotisch halten; Wahrhaftigkeit ist seiner, wie der Wissenschaft allein würdig. Darum sind neben den Tugenden und Vorzügen auch die Fehler und Schwächen beleuchtet und hie und da auf Mittel zu deren Abstellung hingewiesen. Ernste Aufklärung kann allein manchen schädlichen Aberglauben, wie die Gespenster und

Geisterfurcht, den Hexenwahn und die Sympathiedoktorei gänzlich verbannen. Die Geselligkeit der Spinn- oder Strickstube — ein tieferes Bedürfnis — darf nicht erstickt, sondern muß veredelt, das noch so erfreuliche Patenwesen verinnerlicht werden, und die Achtung der beiden Geschlechter, sowie der Eltern und Kinder und der Herrschaft und Dienstboten voreinander, bedarf vielfach der Hebung und Gewissensschärfung. In der Kirchweih ist das religiöse Element zu stärken, die Frühlingsfeste der Kinder sind poetisch zu beleben, vielen anderen Feiern ist ein stärkerer, patriotischer, sittlicher und künstlerischer Gehalt zu verleihen und die Teilnahme aller Klassen für sie zu gewinnen, wogegen bloßes Schaugepränge zusammengeströmter Massen alles wirklich gemütliche Festleben niederdrückt. Man mag auch die Volkstracht erhalten, wo sie noch bodenständig und praktisch ist; vor Allem aber ist dem Volkslied die alte Poesie und die einfache Schönheit des Gesanges zurückzugeben.

Baden ist wie wenige Länder reich an begabten Volksschriftstellern, ich nenne nur Hebel, Nadler, Hansjakob, Hermine Villinger und Pauline Wörner. Auch hat Fechner in dem Sammelwerk: „Das Großherzogtum Baden“ eine treffliche Skizze des badischen Volkes, sowie Hoffmann, Götz, Haass und Arnold im 23., 25. und 27. Bande in der Alemannia Bilder des Volkslebens in Schapbach, Siegelau, Bögisheim und Mückenloch entworfen, der erste außerdem die „Trachten, Sitten, Bräuche und Sagen in der Ortenau“ 1899 lebendig geschildert. Wertvoll ist auch Herm. Mayer's Pfingstreckenzug in St. Georgen im Schauinsland 21,1. Aber eine zugleich genaue und umfassende Schilderung des badischen Volkslebens war nicht vorhanden, es spielte bisher nur eine Nebenrolle in der deutschen volkskundlichen Literatur.

Außer dem von uns gesammelten reichen Material und den eben angedeuteten Schriften benutzte ich zahlreiche andere badische Geschichts- und Literaturwerke, um einen tieferen Hintergrund zu gewinnen. Zu weiterer Erklärung der oft unverständlichen rätselhaften badischen Bräuche zog ich die außerbadischen und ausnahmsweise die außerdeutschen heran, so daß unser engeres Volkstum von einem breiten Rahmen nationalen und internationalen Wesens umgeben erscheint. So suche ich, wie etwa Wossidlo in seinen trefflichen Mecklenburgischen Volksüberlieferungen, nur von einer anderen Seite her in unser Volksleben einzudringen.

Meine Mitteilungen sind zumeist durch Ortsangaben und diese wieder häufig durch die Bezeichnung der Amtsbezirksstadt oder einer benachbarten größeren Ortschaft näher bestimmt, so daß sich auch der Nichtbadener leicht wird zurecht finden können. Ein Ort muß oft als Beispiel für viele dienen; anderseits beachte man wohl, daß der Nachweis eines Brauchs in einem Orte oft nicht für alle seine Bewohner, sondern vielleicht nur für einige wenige gilt. Auch mag der Brauch zwischen seiner Aufzeichnung und der Ausführung des vorliegenden Buches abgegangen sein; denn ebenso zählebig wie der eine, ebenso vergänglich erweist sich in unseren Tagen der andere.

Die Anordnung ist, denke ich, einleuchtend; sie entspricht dem natürlichen Verlauf des menschlichen Lebens und läßt das Eigenartige der verschiedenen Lebensalter hervortreten. Darum mußten auch, abweichend von der gewöhnlichen Übung, die Feste des Volkes, die auf jeder der verschiedenen Lebensstufen ihr besonderes Gepräge haben, auf diese verteilt werden, um jenem höheren Zweck zu dienen. Auch ist der Arbeit und der Religion, die doch beide zu den wichtigsten Lebenselementen gehören, mehr Aufmerksamkeit gewidmet worden, als sonst in den Volkskunden geschieht.

Zu einer Schilderung des badischen Volkslebens reichten meine begrenzten Beobachtungen vom Standort Freiburg, meine Streifereien zwischen Main und Bodensee und meine übrigen Kenntnisse nicht aus. Es mußten sich viele hundert hilfreiche Hände regen, wenn das Werk zu Stande kommen sollte. Und sie haben es gethan! Überall wurde ich von Pfarrern und Lehrern, wie von den Bauern und andern Leuten freundlich aufgenommen und gern belehrt, von kundigen Männern, wie Herrn Professor Walz in Freiburg, Kreisschulrat Dr. Zimmermann in Waldshut und Professor Heilig aus Tauberbischofsheim, gütig durch die ihnen vertrauten Landschaften geführt. Manche nützliche Winke gab mir nicht bloß durch seine Schriften, sondern auch mündlich der Freiburger Stadtpfarrer Hansjakob, einer der ersten deutschen Volksschriftsteller der Gegenwart, und mit Rat und That stand mir auch der Direktor des Sasbacher Gymnasiums, Dr. Schindler, treulich bei. Er bewog auch über vierzig katholische Geistliche zur Beisteuer höchst dankenswerter Beiträge, wie sie mir auch von etwa dreißig evangelischen zu Teil wurden, unter denen ich

die Pfarrer Höflin, damals in Thiengen, und Hagen aus Gersbach hervorhebe. Unsere studentischen Übungsabende besuchten ein paar Semester lang die Theologen sehr eifrig, und namentlich der damalige Kandidat Göller lieferte einen ausgiebigen Bericht über seinen Heimatsort Berolzheim. Und so wandten wir uns auch wiederholt und nicht vergeblich mit der freundlichen Erlaubnis des Herrn Landwirtschaftsinspektors Schmezer an die Zöglinge der landwirtschaftlichen Kreiswinterschule in Freiburg. Dazu kamen von den verschiedensten anderen Seiten die anziehendsten schriftlichen oder mündlichen Berichte von Frau Stolz über Ichenheim, Fräulein Löw über Kirchhofen, Fräulein Zimmern über Graben, Herrn Dr. Weiß über Ettenheim, Professor Emil Schmitt über Hettingen, Dr. Lachmann über Überlingen, Landgerichtsdirektor Zehnter über Messelhausen und Fabrikant O. Spiegelhalder über den Schwarzwald. Auch die Herren Stadtarchivar Dr. Albert und Privatdocent Dr. Beyerle in Freiburg waren gern zur Auskunft bereit.

Jedoch die Hauptmasse des Stoffs lieferten die Herren Volksschullehrer, die in den Jahren 1894 und 1895 zu ihrer mühevollen Berufsarbeit die Beantwortung unserer volkskundlichen Fragebogen mit Eifer und durchweg mit großer Sachkenntnis übernahmen. So erlangten wir durch sie mehr oder minder wertvolle Auskunft aus nicht weniger als etwa 550 Ortschaften. Leider gestattet der Raum nicht, alle diese opferwilligen Mitarbeiter zu nennen, so daß hier nur eine Auswahl bezeichnet werden kann. Es berichteten aus folgenden Orten die folgenden Herren: aus Achdorf W. Bohnert, Altenheim L. Bauer, Amoltern J. Maus, Balzhofen W. Rudolf, Birkendorf Weishaupt, Blumegg J. Dannecker, Bollschweil K. Fischer, Burg L. Dummel, Dangstetten M. Meier, Diedelsheim W. Nagel, Ehrenstetten Ungenannt, Einbach A. Bau, Elchesheim R. Hefner, Ewattingen P. Engesser, Frickingen T. Baur, Fußbach Malzacher, Grimmelshofen Markus, Gutach (Wolfach) Greiner, Hänner Rachel, Hartheim a. Rh. A. Sterk, Hausach J. Walter, Hohenbodman F. Klek, Kiechlinsbergen A. Taufenbach, Mettenberg und Buggenried E. Stäuble, Mühlenbach Laub, Muggensturm G. Sattler, Münzesheim K. Kolb, Neuershausen Schuler, Neusatzeck K. Vogelbacher, Oberbergen Blum, Oberharmersbach L. Zimmermann, Oberschwörstadt Zollinger, Öflingen Handloser,

Ottenhöfen Kraus, Owingen Maurus, Raithenbuch A. Schäfle, Reichenbach (Gengenbach) Winter, Rickenbach Fromherz, Säckingen J. Baur, Schapbach Hoffmann, Schelingen O. Birkle, Schlatt Schies, Schutterwald Schnarrenberger, Singen Wolfstriegel, Sinzheim Enderle, Steinegg Brehm, Unzhurst Würth und Maurat, Wagensteig Ochs, Wittenthal Metzger, Zarten Thoma, Zell a. H. Mang.

Endlich darf ich wohl noch hervorheben, daß die Kgl. Hoheiten, der Großherzog wie der Erbgroßherzog, wiederholt Ihre Teilnahme an den Arbeiten unseres Dreibunds für die Badische Volkskunde geäußert haben, daß diese der Großherzogl. Oberschulrat bereitwillig gefördert und daß der Landtag auf Vorschlag des Großherzogl. Ministeriums eine Summe zur Bestreitung unserer Auslagen bewilligt hat.

Dieses Buch, das mir das schöne Badener Land erst ganz zur zweiten Heimat gemacht hat, widme ich dankbar allen

meinen lieben Mitarbeitern.

Freiburg, Mai 1900.

Elard Hugo Meyer.

Inhalt.



Einleitung.

Das Leben des badischen Volkes verläuft auf einem wagerecht wie senkrecht sehr verschieden gestalteten Schauplatz. Während sich die Südgrenze des Großherzogtums viele Meilen lang von Basel bis über Konstanz hinaus und die Nordgrenze sich eben so lang von Mannheim bis nach Wertheim ausdehnt, schrumpft es gerade in der Mitte bei Achern und bei Rastatt zu einem schmalen Wespenleibe zusammen. Denn die Hauptmasse bildet längs dem rechten Rheinufer von Basel bis über den Unterneckar hin ein wenig breites, aber sehr gestrecktes Rechteck, an dessen südlichen, wie nördlichen Teil sich ein östlicher Flügel hängt, wie eine Tafel an beiden Enden durch Ansätze hufeisenförmig erweitert wird. Da nun die dem Elsaß zugewandte Hauptmasse aus einem langen Gebirgs- oder Höhenzuge und einer davor gelagerten ebenso langen Ebene besteht und jeder der beiden Flügel einen besonderen Hügellandcharakter hat, so zerfällt der Gesamtstaat in vier an Umfang ziemlich gleiche Hauptkulturzonen, deren Bodengestalt und -beschaffenheit und Klima das Leben des badischen Volkes seit etwa anderthalb Jahrtausenden mächtig beeinflußt haben.

1. Die oberrheinische Tiefebene, das „Land“, ist viel früher besiedelt worden als das Gebirge, der „Wald“, wie schon die zahlreichen im Gebirge unbekannten Ortsnamen auf -ingen beweisen, die eine alte Geschlechtsniederlassung bezeichnen und zum guten Teil bei der ersten Besetzung des Landes durch die Alemannen gegeben worden sind. Hier gedeihen auf der meist fruchtbaren Ackerkrume in milder Luft außer Getreide die Handelsgewächse: Tabak, Hopfen, Zuckerrüben und Cichorien, und der Mais trägt fast so volle Büschelkolben wie in Oberitalien. An den Vorbergen des Schwarzwalds und am vulkanischen Kaiserstuhl steigt die Rebe und der Obstbaum hinauf,

selbst der Mandelbaum und die Edelkastanie, und mächtige Wallnußbäume beschatten die Hofraiten und die Landstraßen. Auf der sandigen Hardt bei Karlsruhe züchtet man tüchtige Pferde. Die alte mit Brache, Winter- und Sommerfrucht wechselnde Dreifelderwirtschaft weicht immer mehr dem freien Fruchtwechsel und an vielen Stellen dem gartenartigen Anbau, den auch die Möglichkeit des leichten Absatzes an nahe Städte begünstigt. In zahlreichen, oft ansehnlichen Dörfern überwiegen die kleineren und die mittleren aus „walzenden" Grundstücken zusammengesetzten bäuerlichen Betriebe, die am Kaiserstuhl und in der ehemaligen Markgrafschaft Baden-Baden in Zwergwirtschaften nachteilig zersplittert sind. Aber auf der Hardt hat die freie Teilbarkeit nicht zu Armut und Elend, sondern zum Wohlstand geführt, und ein „schaffiger" Besitzer von 1—2 ha befriedigt Bedürfnisse, die er in den letzten Jahrhunderten nicht bei einem Besitz von 10 ha befriedigen konnte. Denn durchweg gilt in der Rheinebene die Regel des badischen Landrechts, daß der Nachlaß selber oder auch der aus dessen Versteigerung erzielte Erlös unter die Erben verteilt wird. Diese kleinen Bauern arbeiten gewöhnlich ohne Dienstboten, dafür sitzen aber in allen Dörfern mehrere Taglöhner, meist mit eigenem Haus und eigenen Grundstücken. Cigarrenfabriken erheben sich in manchen Örtern. Viele Dörfer haben übrigens noch Reste des alten Gemeinlandes, der „Allmende", bewahrt, Feld-, wie Waldallmenden, deren Genuß, der „Bürgernutzen", die Bürger an die Gemeinde fesselt, namentlich den kleinen Leuten einen starken wirtschaftlichen Rückhalt giebt und die Vermögensauseinandersetzung zwischen Eltern und Kindern erleichtert.[1])

2. Diesen dicht bevölkerten, früh angebauten Garten Deutschlands überragen im Osten die dünn bevölkerten, spät besiedelten ernsten Gebirge: der Schwarzwald und der Odenwald, jener überwiegend Urgebirge, dieser Sandstein. Der Odenwald ist der mindest ergiebige Teil des Landes, der Kartoffeln, Roggen, Buchweizen und namentlich Hafer bringt und teilweise eine schädliche Zerstückelung der Bauernstellen zeigt. Das wirtschaftliche Elend ist namentlich in den ehemaligen ritterschaftlichen Gebieten oft groß. Dagegen hat der Schwarzwald

---

[1]) Vgl. Buchenberger in den Schriften des Vereins für Socialpolitik 24, 244. Ders. Grundzüge der deutschen Agrarpolitik S. 13. Hecht, 3 Dörfer der badischen Hardt S. 70.

stattlichere Wälder, wirkliche Sparkassen der Wirtschaft, aber nicht immer gut verwaltete. Er hat auch grünere Weiden, seine Feldgraswirtschaft wechselt in 10—12jährigem Umschwung zwischen Acker und Grasland. Auf beiden Gebirgen verbrennt man von Zeit zu Zeit, nach Abtrieb des Holzes, die „Rütinen und Hackwälder“, Ginstergestrüpp und Niederholz, reutet und hackt sie, benutzt sie dann zum Körner- und Kartoffelbau und hernach zur Weide, bis wieder Holz, im Odenwald das Eichenschälholz, darauf gewachsen ist. Aber unter den rauchenden Reutbergen zieht man in wärmeren Lagen, namentlich des Renchthals, den Kirschbaum, aus dessen Früchten man das geschätzte Kirschenwasser brennt. Der Schwarzwald ist im Gegensatz zum Odenwald das Hauptgebiet der geschlossenen, bald einsam gelegenen, bald zu Weilern, „Zinken“, gruppierten etwa 5000 Hofgüter, deren Grund und Boden gesetzlich unteilbar auf einen Erben, den Anerben, den jüngsten Sohn, oder bei Ermangelung von Söhnen auf die älteste Tochter übergeht.[1]) Dieses Gesetz herrscht in den 15 Amtsbezirken von Achern und Oberkirch bis Staufen und Bonndorf in 166, aber nicht in allen Gemeinden. In manchen beruht das Anerbenrecht nicht auf Gesetz, sondern lediglich auf Gewohnheit, und der rauhe südlichste Schwarzwald, der Hauensteinische, ist nun gar durch fortgesetzte Erbteilung in Zwergwirtschaften zersplittert, denen die Hausindustrie der Weberei nicht genügend aufhilft. Dagegen macht jenes Anerbenrecht des Hohen und Mittleren Schwarzwalds die abgefundenen Geschwister des Jüngsten zu Dienstboten, „Ehehalten“ oder „Völkern“, oder auch zu Taglöhnern oder „Berghüslern“, denen übrigens gewöhnlich viele Rechte eingeräumt sind. Noch selbständiger sind Holzschnitzer, Kübler, Bürstenbinder und Fabrikanten von Glaswaren, Uhren und musikalischen Instrumenten geworden. Aus dem Anerbenrecht erblühte hier die bedeutende Schwarzwälder Hausindustrie.

3. Das südliche Hügelland: die Baar, die Bodenseegegend, der Hegau, der Klettgau und das vordere Rheinthal von Waldshut bis Basel, treibt vorzugsweise Körnerbau und namentlich um Meßkirch hervorragende Rinderzucht, im Süden auch den Anbau von Handelsgewächsen, Obst und Wein. Die vielen standes- und grundherrlichen

[1]) Gesetz vom 20. August 1898.

Güter geben viele Parzellenpachtungen ab. Das nicht auf Gesetz, aber auf Herkommen beruhende Anerbenrecht erstreckt sich in etwa 12—14 Amtsbezirken vornehmlich auf dieses südliche und auf

4. das nördliche Hügelland, das überhaupt dem südlichen sehr ähnelt. Von der Schwarzwaldabdachung bei Pforzheim bis zum Main treibt es ebenfalls vorzugsweise Körnerbau und Viehzucht, auf seinen ausgedehnten Gemarkungen namentlich starke Schafzucht. Auch hier giebt es manche Obst- und Weingelände. Die auch hier zahlreichen standes- und grundherrlichen Güter werden vielfach im Gegensatz zum Süden des Landes in Großpacht vergeben.

Um das Jahr 1880 [1]) waren fast drei Viertel aller landwirtschaftlichen Haushaltungen wegen der Kleinheit ihres Grundbesitzes auf Nebenerwerb durch Handwerk, Handel und Tagelohn angewiesen, ein Viertel bildeten die eigentlichen bäuerlichen Betriebe, welche 60 % des Gesamtareals bewirtschafteten, von den Schwarzwaldhöfen übersteigen etwa 500 die Fläche von 100 Morgen. Diese Besitzverteilung gilt als günstig.

Zu diesen durch die Natur bedingten Unterschieden des Landes und seiner ländlichen Bevölkerung kommen andere, die aus der Geschichte erwachsen sind. Zum größten Teil seit unvordenklicher Zeit bewohnt, hat dieser Boden Menschen sehr verschiedener Art gehört. Auf dem Schwarzwald begegnet man noch öfter auffallend kleinen, breitgesichtigen, dunkelhaarigen und dunkeläugigen Gestalten, er liefert unter den deutschen Militärbezirken, namentlich um Wolfach, die kleinsten Rekruten. Man glaubt in ihnen den Rest einer nicht näher bestimmbaren uralten Rasse zu erkennen, die sicher nicht für die hochgewachsene keltische zu halten ist. Die Kelten waren es im Gegenteil, die jene ins Gebirge drängten und in der Ebene Ortschaften gründeten, wie Laureacum, Lörrach bei Basel, Tarodunum, Zarten bei Freiburg und Lopodunum, Ladenburg bei Heidelberg. Dann gewannen die Römer auch hier die Herrschaft, die Übersetzung des Namens ihres Badeortes Aquae, Baden, hat dem ganzen Lande den Namen gegeben. Zahlreiche Denkmäler, die nach und nach aufgegraben sind, sowie die vielen Kastellberge von der Wiese bis zur Kinzig bezeugen ihre vielseitige, eingreifende Thätigkeit und namentlich gegenüber Straß-

[1]) Buchenberger, Bäuerliche Zustände in Deutschland 3, 1883, 244.

burg, von wo aus schon ums Jahr 74 n. Chr. eine Chaussee auf dem rechten Rheinufer wenigstens bis Offenburg geführt wurde,[1]) häufen sich die Spuren der Wälschen oder Walchen in den Ortsnamen Welschensteinach und Welschenbollenbach, Waldulm (alt: Walchulm), Sasbachwalden (alt: Sasbachwalchen). Eine Urkunde von 926 stellt eine alemannische Gemarkung einer anderen jenseits der Berge liegenden, Welschensteinach umfassenden gegenüber, wie eine deutsche einer nichtdeutschen. Doch ob sich diese Romanen während der Völkerwanderung in einige Schwarzwaldthäler geflüchtet haben oder später von Grundherren als Eigenleute aus einem romanischen Lande dorthin verpflanzt worden sind,[2]) ist ebenso unsicher, wie die Wahrnehmung, daß die dortige Bevölkerung auffällig viele dunkle Gesichter mit gebogener Nase zeige. Jedenfalls sind alle diese fremden Elemente untergegangen im Germanentum, das zunächst von den vorstürmenden Alemannen im 3. Jahrhundert ins Oberrheinthal gebracht wurde. Dieser einen entscheidenden That folgte um 500 die andere, die Verdrängung der Alemannen aus dem Norden des Landes. Des nördlichen Schwarzwalds und der davor gelagerten Rheinebene bemächtigten sich damals die Franken bis zu der Linie, die bei Forbach über die mittlere Murg bis gegen die Hornisgrinde und von hier die Oos hinab an den Rhein läuft. Seitdem trennt sie das Großherzogtum in ein oberdeutsches alemannisches Oberland und ein mitteldeutsches fränkisches Unterland, die sich bis heute nach dem Charakter der Bevölkerung, ihrem Hausbau, ihrer Sprache und Sitte wesentlich unterscheiden. Allerdings that das politisch überlegene und rührigere Frankentum noch manchen Griff weiter nach Süden, wie denn z. B. schon unter den Merowingern ein Strom fränkischen Rechts in die alemannische Gerichtsverfassung drang.[3]) Zwischen der Oos und der Kinzig verspürt man namentlich in der Ebene noch heute manche fränkische Beimischung. Überhaupt fanden auch später noch einzelne Verschiebungen der Volkselemente statt. So wanderten im 13. und 14. Jahrhundert viele sogenannte „Darkommen“ wohl nicht bloß aus der Nachbarschaft in den Breisgau ein, aus dem aus verschiedenen Gründen eine starke Auswanderung stattgefunden

---

[1]) Mommsen, Röm. Geschichte 5,138.

[2]) Weller, die Besiedelung des Alamannenlandes S. 33.

[3]) Sohm, die fränkische Reichs- und Gerichtsverfassung S. 160.

hatte. [1]) Nach dem dreißigjährigen Kriege bezogen Schweizer die vielen verödeten Hofraiten der badischen Rheinebene, in der Markgrafschaft Hochberg bis zum Jahre 1653 bereits 400. Sie kamen nach den Kirchenbüchern zumeist aus den protestantischen Kantonen Basel und Bern. Ebenfalls im 17. Jahrhundert scheinen auch manche aus Bayern in den Schwarzwald gerufene Holzhauer und -säger sich dort dauernd niedergelassen zu haben.

Von den Nachbarländern wirkte keins stärker auf Baden herüber als das Elsaß, Badens Zwillingsbruder. Straßburg war viele Jahrhunderte hindurch die eigentliche Hauptstadt auch der rechtsrheinischen Tiefebene. Das Straßburger Bistum und fast jede größere elsässische Herrschaft war auch in Baden begütert, der Breisgau und der elsässische Sundgau waren in österreichischer Hand vereint. Aber auch die Schweiz beeinflußte durch ihre Gewerbsamkeit und ihre republikanische Gesinnung vielfach das Volksleben namentlich des südlichen Oberlandes.

Viele schwere Gewitter sind über das Land hingegangen, vom Bauernkriege der Reformationszeit bis zur Revolution vom Jahre 1849, zwischen beiden der dreißigjährige und die noch verderblicheren französischen Kriege, die das Volk nicht zu sicherem Wohlstand und Genuß kommen ließen. Davon zeugt fast noch mehr als die zahlreichen zerstörten Burgen und Schlösser die noch nicht überwundene Verkümmerung so mancher den feindlichen Angriffen besonders ausgesetzten Dörfer und manche eigentümliche Vorrichtung. So ist im Keller älterer Ettenheimer Häuser, um bei Kriegszeiten Geld darin zu verstecken, noch ein Kessel tief eingemauert, zu dem ein enger armlanger Gang führt. Und kaum ein anderer Teil Deutschlands war in so viele Herrschaften zersplittert wie Baden. Ein förmlich erschreckendes Bild gewährt die buntscheckige Karte des südwestlichen Deutschlands vor dem Ausbruch der französischen Revolution von 1789. An die Kurpfalz mit Mannheim und Heidelberg schließt sich südlich das Bistum Speier mit Bruchsal, das eine Drittel der Markgrafschaft Baden-Durlach, weiter die Markgrafschaft Baden-Baden, dann die Herrschaft Hanau-Lichtenberg und das Bistum Straßburg das Renchthal

---

[1]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 34,133.

hinauf, dann wieder ein Stück Baden-Baden und das zweite Drittel von Baden-Durlach um Emmendingen, dann über den Schwarzwald gebreitet von Waldkirch und Triberg bis nach Säckingen und Waldshut der österreichische Breisgau, mit der Hauptstadt Freiburg, westlich davon gegen den Rhein auch noch das dritte Drittel von Baden-Durlach, das Markgräfler Land, östlich das Fürstentum Fürstenberg um Donaueschingen und die Abtei St. Blasien mit verschiedenen Grafschaften, und dazwischen überall eingestreut allerlei geistliche, reichsritterschaftliche, Reichsordens- und reichsstädtische Gebiete, und selbst an einer Bauernrepublik, dem Reichsthal Harmersbach bei Gengenbach, fehlt es nicht. Man denke nur: 1389 verkaufte der verschuldete Wolf von Eberstein die Hälfte seiner Grafschaft an den Markgrafen von Baden; eine wirkliche Realteilung wurde vorgenommen an der Mannschaft, den Wäldern und Wildbannen, und in jedem Dorf zwischen den Häusern und Unterthanen. Dabei war das Recht der Ehe und des freien Verkehrs zwischen den beiderseitigen Unterthanen aufgehoben. Das dauerte ein ganzes Jahrhundert! Im Jahre 1771 begann die Vereinigung all dieser Splitter zu einem neuen Organismus, als Markgraf Karl Friedrich nach dem Aussterben des baden-badischen Zweiges dessen Länder mit denen des Baden-Durlacher vereinigte. Das neue Großherzogtum erschien in den ersten, noch engen Umrissen.

Unter Karl Friedrich begannen auch die ersten Versuche die Bauern aus ihrer seit dem Mittelalter erstarrten Verfassung zu erlösen.[1]) Der größte Teil war in den beiden Markgrafschaften leibeigen und von gerichts- und grundherrlichen Lasten, vor Allem von Frohnen, schwer bedrückt, am schwersten in Hochberg um Emmendingen. Dort war der dreißigste Bauer in der Gant und vielleicht der zehnte nicht weit davon; die öffentlichen und patrimonialen Abgaben und Dienste verschlangen vier Fünftel und bei manchen den vollen Reinertrag. Nun wurde die Leibeigenschaft durch Karl Friedrich aufgehoben, den Gerichts- und Grundherren das ihren Bezügen entsprechende Kapital ausbezahlt. Der Bauer wurde wieder mit den führenden Klassen der Nation in Zusammenhang gebracht und befähigt, die notwendigen rein wirtschaftlichen Reformen der Flurbereinigung, der All-

[1]) Vgl. Ludwig, der badische Bauer im 18. Jahrhundert, 1896.

mendteilung und andere durchzuführen. Wie weit das einer hundertjährigen Arbeit gelungen ist, zeigt der gegenwärtige freie Bauernstand nicht nur in seiner bäuerlichen Wirtschaft, sondern auch in seinen bäuerlichen Sitten und Bräuchen.

Die vielhundertjährige politische Zerissenheit spiegelt sich infolge des Grundsatzes: »cujus regio, ejus religio« auch in der kirchlichen wieder. Aber während jene beseitigt ist, dauert diese fort und hat eine tiefgreifende Verschiedenheit der Lebensauffassung, der Sitten und Bräuche zur Folge. Schon jene Vereinigung der beiden badischen Markgrafschaften 1771 faßte zwei Staaten von verschiedener Konfession zu einem Staate zusammen, denn Baden-Baden gehörte dem katholischen, Baden-Durlach dem protestantischen Bekenntnisse an, und die später hinzugekommenen Gebiete waren überwiegend katholisch. So zählt denn das Großherzogtum viele hundert katholische und 250 evangelische Landgemeinden, die beide teils in geschlossenen Beständen, teils in der Diaspora verstreut liegen. Um so reicher gestaltet sich das bäuerliche Kirchenbild, als mitten unter den Hauptkonfessionen noch einzelne, wenn auch nicht starke Glaubensgemeinschaften auftauchen, wie die der Altkatholiken und die der gleichfalls katholischen, im Aussterben begriffenen Salpetrer oder Aegidler und einige evangelische Sekten. Die jüdischen Landgemeinden dagegen fallen aus dem Rahmen der eigentlichen Bauernschaft heraus. Die Katholiken bilden im Unterlande und noch entschiedener im Oberlande die Mehrheit, so daß sich die evangelischen Landgemeinden zu geschlossenem Bestande dort nur bei Karlsruhe, Pforzheim, Eppingen und Wertheim, hier nur im Hanauerlande bei Kehl, im Markgräfler Lande bei Lörrach und in den einst württembergischen Gebieten bei Hornberg zusammenfinden. Das Durchschnittsverhältnis der Evangelischen zu den Katholiken ist 1 : 2.

So viele Sitten und Bräuche nun auch allen Teilen des Großherzogtums gemeinsam sind, so sind andere nur einzelnen eigen und lassen die besondere Natur des Bodens oder der Stammesart oder die besondere Geschichte der Landschaft oder die besondere Konfession durchblicken. Ein immer noch reiches und eigentümliches Volksleben thut sich in Baden vor uns auf.

I. Geburt, Taufe und Kindheit.

Der erste Akt des Menschenlebens, die Geburt, wird den Kindern durch kleine Märchen verschleiert, die im übrigen, namentlich im westlichen Deutschland, meistens gerade so lauten wie in Baden. Doch hat dieses auch sein Sondergut. Am weitesten verbreitet ist die Sage von der Herkunft der Neugeborenen aus quellendem oder lebendig strömendem oder geheimnisvoll tiefem Wasser und die andere von ihrer Herkunft aus einsamen großen hohlen Bäumen. Die Alemannen des Schwarzwalds und der Alpen kennen auch Kindertröge in und unter den einzelnen Felsklötzen ihrer Gebirge, wie auch im deutschen Nordosten hier und da die Findlingsblöcke solche beherbergen. Aus all diesen verschiedenen Verstecken holt in Baden gewöhnlich die Hebamme das Kleine heraus, seltener der Storch, der überhaupt als Kinderbringer in Norddeutschland weit allgemeineres Ansehen genießt als in Süddeutschland, aber auch hier immer beliebter wird.

Die Kindlesbrunnen mit der Hebamme spielen in Baden die Hauptrolle. Die Herkunft der Kinder aus dem Wasser nimmt der Volksglaube fast überall in Deutschland an, nur nicht in den bajuvarischen Ländern.[1]) Die Brunnen liegen im oder beim Dorfe oder in der nächsten Stadt. Der in Hornberg heißt Milchbrünnele, wohl weil sein Wasser schon die noch ungeborenen Kinder nährt, und manche Markgräflerinnen in Heitersheim, Betberg und Grießheim beziehen ihre Kleinen aus dem Baseler Milchbrünneli. Milchbrunnen heißen auch die Kinderbrunnen bei Darmstadt und in Limburg. In den aufsteigenden Perlen des Kaltenbrunns bei Eichstetten am Kaiserstuhl, aus dem das „Dorfbäsele" die Kinder holt, und in den kluckſenden Gutterlöchern der Donau bei Donaueschingen erwartet die Jugend ihr neues

[1]) Weinhold, die Verehrung der Quellen in Deutschland S. 26 f.

Geschwisterle. In einem Grottenteich bei Hugstetten bei Freiburg sollen diese als Fischlein leben, in der „Fröschgrube“ bei Messelhausen als Frösche. In diesen beiden Formen stellt sich auch der tschechische Volksglaube die ungeborenen Kindlein vor. [1]) Vielleicht deshalb holt sie die Oberwihler Hebamme aus dem Fischbrunnen in Klein-Laufenburg. In Urloffen (Appenweier) zieht sie dieselben aus dem Glockenbrunnen im Walde und „steckt sie de Leut“ ins Hühnerloch neben der Hausthüre. In Hettingen (Buchen) steigt das „Kinderfräle“ in das verdeckte Brunnenhäuschen, den „Kasten“, und holt die Kleinen heraus. Bleibt die Thüre zufällig einmal offen, so schaut die Dorfjugend mit scheuer Neugier hinein. Aus dem „Herrenbrunnen“ von Oberöwisheim bei Bruchsal lockt die Hebamme die Kinder hervor, indem sie mit der platten Hand auf einen davorliegenden Stein schlägt. Aus der Kindslach bei St. Leon (Wiesloch) „hokelt“ sie die Kleinen heraus, aus dem Heinstetter Brunnenteich (Meßk.) mit einem Bueble- oder eine Mädlehoke (haken), in Angelthürn (Boxberg) sogar mit einem goldnen Rechen. Buben kommen aus dem Männlisbrunnen, Mädchen aus dem Rosabrunnen in Rohrdorf (Meßk.). Auch in Zuzenhausen, Durlach, Oberbalbach (Tauberb.) sind die Geschlechter schon vor ihrer Geburt auf Buben- und Maidlebrünneli verteilt, wie auch in Niedersachsen, Oberhessen und im Voigtland. [2]) Neckarzimmern hat sogar drei verschiedene Brunnen, für Knaben, Mädchen und Judenkinder. Nimmt dort die Hebamme den Charakter einer mit einem Haken versehenen Wasserfrau an, wie „die Häckelfrau“ von Allemühle bei Eberbach, die die Kinder in den Brunnenteich zieht, so kommen auch in Laudenbach (Weinh.) die Kinder von der bösen Frau oder aus dem Dimpelbrunnen, bei Bollschweil aus einer „Teufelskuchi“ genannten Höhle. Manche Brunnen führen zur Hölle. Die „Hölle“ zu Inzikofen in Hohenzollern und der „Höllbrunnen“ auf der Alb sind Kindlesbrunnen. [3]) Häufiger als einen Haken oder Rechen trägt die Kinderbringerin einen Korb, eine Tasche oder ein Kofferle, in dem das Kindlein liegt. So erzählt man vom Breisgau bis nach Rastatt hinab. Sie heißt wegen des Korbes wohl auch die alte Bötin in

---

[1]) Grohmann, Aberglaube aus Böhmen 743. 750 f.

[2]) Weinhold a. O. S. 28.

[3]) Weinhold a. O. S. 23.

St. Märgen (Freib.) oder das „Wib, das ummerennt" in St. Ulrich. Der Hotzenwald hat auch hierin sein Besonderes; in Herrischried (Säck.) bringt die Hebamme die Kinder in einem bedeckten Korb aus einem Keller und sitzt dann in einem Buch lesend davor, bis sie ihn aufdeckt. In ihrem Keller haben auch die Hebammen von Schluttenbach (Ettlingen) und die von Siegelau (Waldkirch) ihren eignen Brunnen und tragen das Kleine im Korbe zu den Eltern, und die in Niederrimsingen holt die Kleinen aus dem großen Breisacher Radbrunnen und bewahrt sie in ihrem Hausbrunnen, bis Eltern sie auffordern, ihnen ein Kind zu bringen. Der Güty- oder Göttelbrunnen d. h. der Brunnen der Patin zu Ufhausen (Freib.), der im 15. Jahrhundert erwähnt wird,[1]) gehört wohl ebenso hieher, wie die beiden Braunschweiger Goedebrunnen, aus denen die Kinder kommen. In der Taubergegend, dem Bauland und dem Odenwald haben sich eigentümliche Anschauungen von einem Kinderkauf erhalten. Die Hebamme kauft die Kinder vom Heckenbrünnli in Schweinberg (Buchen), sowie vom Schloßbrunnen zu Bödigheim (Buchen) und vom Kindlesbrunnen in Eiersheim (Tauberb.). In Oberlauda (Tauberb.) werden die Kinder der Hebamme abgekauft, oder man wirft ein Geldstück direkt in den Kindlesbrunnen, dann strecken die Kindlein ihre Händchen heraus, an denen man sie herauszieht. Etwas verändert scheint derselbe Brauch in Oberbalbach (Tauberb.), wo die Hebamme ein Stück Zucker in den Brunnen wirft, damit die Frau ein Kind geschenkt bekomme. Von einer niedergekommenen Frau heißt es in Rosenberg (Adelsh.): „schi hat ei(n) kauft", d. h. sie hat sich von der Hebamme ein Kind gekauft. Herrscht diese Vorstellung, wie im fränkischen Baden, auch im niederfränkischen Flandern, in Kortryk, wo ein Kind, das gern ein Brüderchen haben wollte, seine Mutter fragte: »Wanneer koopen wy een kindje«?

Diese badischen Bräuche sind kaum anders als aus einer heidnischen Sitte, einem den Quellen dargebrachten Geldopfer zu erklären, wie es sich in Skandinavien häufiger, in Deutschland nach unserer bisherigen Kunde[2]) nur an zwei Orten erhalten hat, wohin es auch Franken gebracht haben mögen. Bezeichnend gehen auch diese Geld-

---

[1]) Mone, Anzeiger 56,228.

[2]) Weinhold a. O. S. 58.

opfer von Wöchnerinnen aus, doch ist der ursprüngliche Zweck des Dankes für die Kindergabe umgestaltet. Im Voigtland thut eine Wöchnerin Geld in den Brunnen, um reichlichen Wasserfluß zu bewirken, in Deutsch-Böhmen wirft sie beim ersten Ausgange, wenn sie über eine Brücke geht, einige Geldstücke in den Bach, damit ihr der Wassermann das Kind nicht hineinziehe. Der Hebamme haften auch noch einige andere mythische Züge an. Sie hütet gleich einer nordischen Norne, einer altdeutschen Schicksalsfrau, einen Brunnen, worin Kindlein sind, fördert sie dann zu Tage und liest deren Schicksal aus einem Buche. So beschließt denn auch in Mitteldeutschland und in Schwaben Frau Holle, die weiße Frau, die Wasserjungfer die Kinder in einen Brunnen. Im kölnischen St. Kunibertsbrunnen wie in einem Brunnen unweit Jugenheim sitzen die Kindlein bei der Jungfrau Maria. Zu Maria-Linden bei Unzhurst wallfahrten die Frauen vor und nach ihrer Niederkunft. Gleich ihr treten auch andere Heilige als Kinderbringer auf: die Haslacher Kleinen kommen aus dem Heiligenbrunnen, welcher dort entsprang, wo der heilige Rudolfus erschlagen wurde. In Espasingen bei Stockach legen die Heiligen Kinder in den „Holigbrunnen", Heiligbrunnen.

Statt der Hebamme, erst neuerdings häufiger, trägt auch der Storch die Kinder z. B. aus dem Kindlesbrunnen der storchreichen Stadt Straßburg nach Auenheim bei Kehl, aus dem Märzbrünnle bei Niklashausen im Taubergrund. Auch bringt er sie, wie in Norddeutschland, irgendwoher aus der Ferne, klopft in Meßkirch mit dem Schnabel ans Fenster, denn „er weiß" in Altheim (Meßk.) „vorher immer scho, wo er ani muß mit" und beißt am Kaiserstuhl die Rothweiler Mutter ins Bein, wie er es mit der norddeutschen macht. Er wird auch von Mosbacher Kindern, wenn sie ihn fliegen sehen, mit dem Liedlein um Geschwisterle angerufen:

„Storch, Storch, guter,
Bring mir 'n Bruder,
Storch, Storch, bester,
Bring mir e Schwester."

Ähnlich in Gengenbach, und in der Baar erhielt derjenige ein Laib Brod vom Vogt, der ihm zuerst die Ankunft des Frühlingsboten meldete. Doch ist dieses Ansingen in Norddeutschland häufiger. Vielfach

kreuzt sich des Storches Beruf mit dem der Hebamme. In Graben bei Bruchsal holt bald er, bald sie die Kinder aus dem Brunnen; in Odenheim (Bruchsal) bringt er den kleineren, sie den größeren Kindern das Geschwisterle aus dem Badbrunnen, und in Kürnbach (Bretten) er im Sommer, sie im Winter. In Kirchzarten (Freib.) trägt der Storch die Kindlein an ein Wasser, von wo die Hebamme, die Luuster- oder Wehmutter, sie abholt, und in Ottersdorf (Rast.) überbringt er sie direkt vom Quellbrunnen der Amme. In Grünwettersbach (Durl.) ist oder war auf dem Haus der Hebamme ein Storchnest angebracht, in das ein von Weiden geflochtener Storch gesetzt wurde, sobald eine Geburt in Aussicht stand. Darnach wurde er wieder entfernt. In Villingen bringt, eine Seltenheit, auch der sonst bei Kinderkrankheiten verwendete Kreuzvogel Kinder.

Weniger anziehend erscheint der Aufenthalt der Ungeborenen in Dorf-, Mühlen- und Schloßweihern, in Teichen, Lachen und Wassergruben. Selbst Entenlachen wie in Brunnadern, A. Waldshut, oder Wetten d. h. Pferdeschwemmen, oder Deichelteiche und -gruben, die zum Hanfeinweichen dienen, bei Bermatingen und Bodman (Ueberl.) werden ihnen angewiesen. Aber auch tiefe Wasserlöcher, wie der Kindlesgumpen bei Völkersbach (Ettl.), der Plaulgumpen in Oberbruch (Bühl), die Streichwand, eine tiefe Wutachstelle bei Aselfingen, der berühmte Mummelsee bei Ottenhöfen (Bühl) und die schönen Seen des hohen Schwarzwalds, wie der Schluchsee, der Titisee d. h. der Kleinkindersee, und der Ursee bei Lenzkirch.

Schöne Bilder gewährt zumal die Sage des alemannischen Oberlandes, daß die frischen Bäche, die aus dem Kandel- und Feldbergrevier herabrauschen, die Elz, die Glotter, die wilde Gutach und die Wutach samt ihren Seitenbächlein das Kindlein durch die grüne Waldeinsamkeit herabflößen, bis die Hebamme es herausschöpft. Auch im Ueberlinger Bezirk schwimmen die Kleinen lustig die Bäche und sogar den Hochschutz, einen Wasserfall, bei Leustetten hinunter. Aber auch aus den größeren Flüssen kommen sie, so aus der Altlache d. h. dem Hinterwasser der oberen Donau bei Hausen i. Thal, und sie werden in ihrem Schaum zu Gutenstein aufgefangen. Auch „am Rhî (Rhein) unta werden die Kindle gefischat" bei Lienheim (Waldsh.), oder die Hebamme „hot en Sack voll dihaim". Ähnlich erzählt man in

Wallbach (Säck.), sie kämen aus dem „Rhî bi der Wog", wo noch zwei Eichenpfosten zu sehen sind, die früher eine Hütte zum Lachsfang trugen. Die herabschwimmenden Kindlein kennen auch die Tschechen.[1])

Immer kommt das neugeborene Kind aus einem anderen geheimnisvollen Reich, von wo es den Geschwistern, z. B. in Göbrichen (Pforzh.), eine Tüte voll „Zuckergebackenes" mitbringt. Dieser freundliche Zug wird aber in norddeutschen Gegenden weit häufiger erwähnt. Auch Wald und Baum, auch Höhle und Stein, bergen die Ungeborenen im und am südlichen Schwarzwald. So holt die Hebamme sie aus dem Walde bei Wettelbrunn (Staufen), aus einem hohlen Baum bei Schopfheim, Raich und Tegernau, aus einer mächtigen Tanne, der Tetitanne d. i. Kleinkindertanne bei Marzell. Dagegen werden sie aus einer Höhle bei der Felsenmühle am Kukuksbad bei Freiburg, aus dem Reichenloch, einer an der Wutach hochgelegenen Höhle, hervorgeholt. Die Amme von Riedichen über dem Wiesenthal hat den Schlüssel zu einem der großen Steine auf der Hohen Möhr, der Kindlesstein von Bernau-Außental liegt mitten im Dorfbach. Im Kindlesstein bei Gersbach (Schopfh.) ist jedem Kind ein Zettel umgehängt, auf dem die Namen seiner Eltern stehen. Aus dem Oefelisstein kommen die Engelschwander, aus dem Badlesstein die Birkendorfer Kinder. Weiter nördlich im mittleren Schwarzwald, im Harmersbacher Thal, soll ein Schrofen die Kleinen beherbergen. In der Schweiz giebt es auch Titisteine.

Als Regel gilt also für Baden, daß die Hebamme die Kinder aus einem Brunnen holt, seltener bringt sie der Storch. Eigenartig im fränkischen Nordosten ist der Kauf der Kinder aus dem Brunnen und im alemannischen Süden deren Aufenthalt in Bächen und Seen, in Bäumen und Steinen. Mit dieser kleinen phantastischen Ouvertüre, die an manche altmythische Vorstellungen anklingt, beginnt das wirkliche Leben, in dem wiederum die Hebamme voransteht.

Die Hebamme heißt im südlichen Schwarzwald meist kurzweg die Frau, auch wohl Nachtfrau. Auch Ammefrale kommt im Norden vor, Luustermutter in Kirchzarten wie in Basel Luusterfrau, eigentlich Lauscherin, Base in der Bruchsaler und Wieslocher Gegend, Dorfbäsele am Kaiserstuhl. Die letzten Bezeichnungen sprechen für ihr Ansehen und

---

[1]) Weinhold a. O. 5.28.

ihre Beliebtheit. Doch giebt es Ausnahmen. Man scheint in Welschensteinach (Haslach) zu glauben, daß die Hebamme mit Kindern einen förmlichen Handel treibt. Hier jagte ein neunjähriger Bube die Hebamme, die ihm ein „rotes“ Schwesterlein gebracht hatte, mit Schimpfwörtern aus dem Hause, und ein grelles Licht fällt plötzlich auf die Armut im Dorfe Luchle über dem Albthal, wenn dort die Kinder mit Steinen nach ihr werfen, weil sie keine Geschwister, keine neuen Mitesser mehr haben wollen. Auch in Siegelau (Waldkirch) schimpfte ein Bube, der sie in der Stube erblickte, „Luder“.

Nach einer glücklichen Entbindung spricht die Hebamme im Kaiserstuhl: „Gott sei Lob und Dank!“, in St. Märgen: „Glück zur Jugend!“ oder sie ruft dem Vater auch wohl fröhlich zu, „d'rus schlupft, Vater!“ in Oberweier (Rast.). In Gersbach (Schopfh.) fordert sie die Anwesenden zum stillen Gebet auf. Die Stühlinger Hebamme gratuliert zu einem Knaben oder Mädchen, aber bei einer Totgeburt zu einem Engel. In Epfenhofen (Bonnd.) wird nur zur Geburt eines Buben gratuliert, und nur dann in Münchingen und Ewatingen (Bonnd.) ein Maien ans Haus gesteckt. Im württembergischen Oberamt Oehringen legte noch vor Kurzem die Hebamme das Neugeborene auf den Boden, von dem es der Vater aufhob. Diese uralte Sitte scheint in Baden nicht mehr nachweisbar. Aber in Unterentersbach und Zell a. H. (Offenburg) wird es von der Hebamme geschüttelt, um es zum Schreien zu bringen, und wenn das nicht hilft, so giebt sie ihm einen Patsch auf den Hintern. Der Vater begrüßt es mit einem Kusse in Neusatzeck (Bühl) und Wittenschwand (St. Blasien), und reicht es dann der Mutter zum Kusse, die an jenem Orte zu ihm sagt: „Werd ein guter Christ!“ In Helmstadt (Sinsh.) betet die Hebamme darüber gegen die Hexen:

„Ich lege dich in Gottes Kleid,
„Beschütze dich die heilige Dreifaltigkeit,
„Jesus ist ein starker Mann,
„Wer stärker ist, der greif' dich an!“

oder sie spricht in Bollschweil (Staufen): „Gottlob! du liebes Kind, du lebst doch noch! Biwohr di Gott, daß du Gicht nit überkummst!„ Bei der Geburt eines Mädchens in Amrigschwand (St. Blasien) ruft der Vater: „Potz hundert Sappermost!“, bei der eines Buben

freudiger: „Potz tusig Sappermost!“ Schon das Neugeborene begrüßt man in Berolzheim (Tauberb.) zum ersten Mal mit einem Ei: „Gackele nei, Wolfele raus!“ d. h. „Eilein hinein, Zähnchen heraus!“ Das Ei muß spitz sein. Im Mittelalter strich man wohl dem Kinde etwas Honig in den Mund und erwarb ihm so das Recht ans Leben. In Langenbach bei Vöhrenbach wird ihm mit dem ersten Papp (Mus) das „Abc îgstriche“, denn die Mutter hat einen mit dem Abc beschriebenen Zettel darin gekocht. Das Kind wird aber auch wohl sofort mit Weihwasser unter Anrufung der drei höchsten Namen bespritzt.

Das gewöhnlich alsbald nach der Geburt vorgenommene erste Kindsbad darf in vielen Orten nur von der Hebamme gegeben werden. In Bayern hieß es früher Westerbad und war erst nach drei Tagen herkömmlich. In Hänner bei Säckingen und leider wahrscheinlich an vielen andern Orten ist dieses erste Bad oft auch das letzte, das ein Menschenkind in seinem Leben bekommt, denn Bäder sollen den Augen schädlich sein. Einen häßlichen Fluch hört man wohl in Neusatzeck: „Wenn ich dich nur im ersten Badwasser vertränkt hätte!“ Katholiken mischen ihm Weihwasser und auch wohl geweihtes Salz bei. In Bernau-Außerthal (St. Blasien) läßt man drei Tropfen einer brennenden geweihten Kerze ins Wasser fallen, um zu sehen, ob sie einen Stern bilden oder nicht, d. h. ob dem Kinde Glück oder früher Tod bescheert sei. In Stegen (Freib.) wirft man zu den drei Tropfen eine kleine Münze ins Bad, damit das Kind fromm und sparsam, im benachbarten St. Peter zum Wachs und dem Badkreuzer der Gotti noch einen Rosenkranz, damit es fleißig, sparsam und brav werde. Mit und ohne Weihwasser, je nach der Konfession, erhält das Bad bei zahlreichen Katholiken, Protestanten und Juden ein Geldstück, dessen Hauptbestimmung es ist, dem Kinde zukünftigen Reichtum zu sichern, auch wenn es zunächst der Hebamme zu Gute kommt. Für das von der Patin am Tauftage ins Badwasser geworfene Geld schafft man in Hausen im Thal das „Gottahemdle’“ an. Seltener, in Lippertreuthe (Ueberl.) und Engelswies (A. Meßk.), gießt man außer Weihwasser auch Milch hinein, am letzten Orte, damit das Kind eine weiße Haut bekomme. Einen Zusatz von Johanniswein spendet man in Uhldingen (Ueberl). Früh steckt man auch

z. B. in Wagensteig (Freib.) dem Kind eine Schreibfeder oder einen Griffel ins Händchen oder in Sulzbach (Ettl.) ein Notizbuch unters Kissen, daß es gut lerne, in den Schweighöfen bei St. Märgen dem Knaben eine Peitsche, dem Mädchen Strickzeug und Kochlöffel. Das sind Beigaben aus der germanischen Heidenzeit, zum Teil verkirchlicht, modernisiert und vom Kinde, oder auch hier von der Schicksalsfrau auf die Hebamme übertragen. So pflegt man auf Corfu neben den Neugeborenen Wein, drei Schnitte Brod, Zuckerwerk und Gold für die Mören, die Schicksalsfrauen, hinzusetzen, wobei das Gold dem Kinde ein goldenes Loos zu versprechen bestimmt sein mag. Am deutlichsten redet der altindische Brauch, nach dem ein Stein, eine Axt und Gold neben den Neugeborenen gelegt werden, um ihm Festigkeit, Schneidigkeit und Reichtum zu wünschen. Es ist nur eine Ausdehnung der Sitte, wenn man in Langenbach (Vöhrenbach) dem Kinde an seinem ersten Geburtstag drei Gegenstände vorlegt, ein Ei, ein Geldstück, ein Buch. Der Gegenstand, nach dem es greift, bestimmt dann seine späteren Neigungen. Verwandt sind auch folgende badische Bräuche: die Hebamme zieht im Kinzigthal das Neugeborene unter dem Tisch durch, daß es bescheiden werde. Von Langenbach (Vöhrenbach) und vom oberen Dreisamgebiet bis in die Schweiz hinein schüttet man des Knaben erstes Kindsbad an einem Baum hinauf oder über eine Holzbeuge, damit er gut klettern, das eines Mädchens ebenso, damit es schön singen lerne, in Groß-Schönach (Pfullend.) In Reichenbach (Gengenb.) und Krumbach (Meßk.) gießt man das Bad über den Hollunderstock am Hause, dann klettert das Kind gut oder zahnt leicht. Singt man beim Ausschütten, so bekommt das Langenbacher Kind ein heiteres Gemüt, das von St. Peter lernt tüchtig singen. In Bleibach (Waldk.) schüttet man das Badwasser durch einen Zaun, um das Kind gegen Berufen und Gichter zu schützen. In Rohrbach (Triberg) und in Zell am Harmersbach giebt die Hebamme dem Kinde sofort einen Tatsch auf den Hintern, dann schreit es sich ins Leben. Gab es nicht gleich Laut von sich, öffnete ihm in Ehrenstetten (Staufen) die Hebamme alsbald den Mund und löste ihm auch mitunter die Zunge. Diese sofortige Lösung des Zungenbändchens durch die Schere oder gar den Fingernagel der Hebamme ist noch in Baden und Deutschland bis nach Steiermark weit verbreitet, obgleich sie schon

von der Nürnberger Hebammenordnung vom J. 1755 als abergläubisch bekämpft wurde. In Gutach (Wolfach) thut dabei sogar die Hebamme den folgenden wohl entstellten Spruch, den die Wöchnerin ihr dreimal nachzusprechen hat: „Ich löse meinem Kinde die Zunge zu alle guten Stunde, zur gerechten, aber nicht zur ungerechten. Die himmlische Ehr, die nimmermehr vergeht, im Namen Gottes des V., des S. und des h. Geistes“.

Aber außer dem Zungenband ist auch auf die oft noch am Kopf haften bleibende weiße Eihaut zu achten. Sie heißt Glückshübli, -käppele, -häutli, Wasserblase, die schon nach dem aus dem Badischen stammenden Verfasser des Simplicissimus von „alten Weibern zu der Festigkeit emploiret“ wurde. Aber schon Aelius Lampridius, ein römischer Historiker des 4. Jahrhunderts n. Chr., meldet in seinem Diadumenus 4, daß die Hebammen den pileus naturalis den natürlichen Helm neugeborener Knaben, an die Advokaten verkauften, die davon Glück in Prozessen erwarteten wie noch vor kurzer Zeit Advokaten und Schiffskapitäne in England. Auch in Baden gilt die Glückshaube, die man sorgsam verwahrt oder „innert dem Dachtrauf“ vergräbt, für glückbringend. Nur in Rhina bei Murg und in Kl. Laufenburg kann sie auch das Entgegengesetzte, baldigen Tod, bringen, ja in Berolzheim ist sie durchaus ein Unglückszeichen. Früher dörrte man in Neusatzeck die Glückshaube, zerrieb sie zu Pulver und gab sie dem Kinde in den Brei. Früher wurde ihm nach dem ersten Bad die Geburtshaube im Namen der H. Dreifaltigkeit in Wittenschwand (St. Blasien) aufs Haupt gesetzt (?). Auch die Nabelschnur des Knaben wird in Holzen bei Kandern sorgsam aufgehoben, weil er dann militärfrei wird. In Birkendorf (Bonnd.) giebt man sie nach und nach zu essen, wenn man gescheite Kinder will. In der Pfalz wird sie zerschnitten dem Kinde im 3. oder 4. Jahre in einer Eierspeise gegeben, dann wird der Knabe ein tüchtiger Geschäftsmann, das Mädchen eine gute Näherin. Dagegen muß man die Nachgeburt unter dem Dachtrauf oder da vergraben, wo weder Sonne, noch Mond hinscheint. Hängt man sie aber nicht auch, wie z. B. in Mecklenburg, an die Wurzel eines jungen Baumes, damit der Knabe mit dem Baume wachse? Auch aus der Schädelbildung mag man Manches herauslesen. Hat das Kind einen „Krüzkopf“, d. h. tiefe sich kreuzende Schädel-

nähte, so wird es zwar geschickt, stirbt aber früh: in Luchle über dem Albthale. Der Wiederburst oder die Zweizahl von Kopfwirbeln kündet in Horheim bei Waldshut störrisches Wesen oder mangelhafte Begabung an, während ein Zweiwirbelkind in Gengenbach, gleich dem Sonntagskinde, ein Glückskind ist und in Thüringen viele glückliche Funde thut, aber Unglück im Wasser hat. Ein Muttermal, Amal, Fürmal u. s. w. vertreibt die Hebamme oder Mutter dadurch, daß sie das Kind gegen den zunehmenden Mond hebt, die Hand auf das Mal legt und spricht: „Was ich sehe, das nimmt zu; was ich greife, nehme ab im Namen der allerhöchsten Dreifaltigkeit.“ So in Angelthürn bei Boxberg wie in Swinemünde an der Ostsee.

Mit der Taufe bricht nach christlichem Glauben für das Kind erst das wahre Leben an und gesellen sich zu den Eltern und der Hebamme als neue Schutzgeister die Paten. Vor der Taufe ist das Kind ein Heide und den bösen Geistern, dem Teufel und den Hexen, fast schutzlos preisgegeben. Darum eilt man sich vornehmlich in katholischen Dörfern und läßt sie z. B. im Glotterthal (Freib.), im Schapbachthal und Hauserbach (Hausach), in Weiher (Bruchs.) möglichst am Tage der Geburt taufen. „Das Kind darf nicht trocken werden“ heißt's in Hornberg; und an einem andern Orte erzählt man von einer Hebamme, die auf dem Taufgange das Kind am Wege liegen ließ. Da holte es der Satan, denn Ungetaufte kommen in die Hölle. Auch in manchen protestantischen Häusern weiß man diesen Glauben mit dem an einen gütigen Vater im Himmel zu vereinigen. Auch bei strengster Winterkälte wird das Neugeborene am ersten oder höchstens zweiten Tag z. B. von Langenbrand oder von Schluttenbach nach der eine Stunde entfernten Pfarrkirche in Weisenbach, bezw. Ettlingenweiher getragen. Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts nahm auch die evangelische Kirche, wie die Kirchenbücher erweisen, die Taufe innerhalb drei Tage nach der Geburt vor. In sehr vielen Dörfern wählt man jetzt den nächsten Sonntag und verweist nur die unehelichen Kinder auf einen Werktag. Hat jedoch die Kinderzahl einer Familie ein halbes oder gar ein ganzes Dutzend überschritten, was in Balzhofen (Bühl) nicht so gar selten sein soll, so nimmt auch ein eheliches mit einem Werktag vorlieb. Ueberall wird aber der Mittwoch und vielerorts auch der Freitag gemieden. In Heitersheim wurden früher uneheliche

Kinder nur am Mittwoch und zwar mit sehr kuriosen Namen vom Pfarrer getauft. In protestantischen Gegenden wartet man aber auch bis zu 6 Wochen, oder gar bis zum neuen Wein.

Indem nun die Eltern Paten für ihr Kind ernennen, wird dessen gesamte Jugendzeit oft bis zur Hochzeit unter die Obhut von Miteltern gestellt, und obgleich vielfach auch hier geschwächt, entwickelt das Patenverhältnis gerade auf dem Lande noch manche sinnige Eigenschaften. Es durchdringt sich darin wiederum Altchristliches und Altheidnisches. Bürgen der Neugeborenen, sponsores infantum, erscheinen schon im zweiten christlichen Jahrhundert, die den Täufling zum Bischof brachten, in besonderen Taufkapellen taufen ließen und für dessen christlichen Lebenswandel sorgten. Aber allgemein wurde die Patenschaft erst 813 durch das Mainzer Concil eingeführt. Schon vorher jedoch hielt den Sohn eines heidnischen Germanen der Oheim, der Mutterbruder, ebenso hoch wie der eigene Vater. Also auch damals schon bestand eine mit der elterlichen Pflege konkurrierende Macht, und wenn bereits der nordgermanische Heide sein neugeborenes Kind mit Wasser begoß, ihm einen Namen gab und es in Gegenwart von Zeugen beschenkte, so war es fast unausbleiblich, daß sich die christliche Taufe mit der deutschen Wasserweihe zu dem eigentümlichen noch jetzt fortwirkenden Brauche verband. Die Kirche hat dabei ihr geistiges Teil behauptet, aber im Beschenkungswesen und dem innigen Familiencharakter unseres Patentums überwiegt altgermanisches Wesen. Die Namen des Paten und der Patin sind im schwäbisch-alemannischen Süden des Landes Götti, Getti, Götte m. und Gotta, Gotti, Gotte f., die als Verkürzungen von einem Gottvater und Gottmutter, d. h. Vater und Mutter vor Gott, wie die englischen Patenbezeichnungen godfather und godmother, aufgefaßt werden müssen. Sie gehören beide auch der Schweiz, Schwaben und Bayern an, und Gotte kommt noch in Hessen und der Eifel, Godde sogar noch in Mecklenburg vor. Dagegen wird Götte m. schon in Mittelbaden wie auch im Mittelelsaß unter fränkischem Einfluß durch Pfetter, Pfötter, Pfetteri(ch), die in der Offenburger Gegend auch Bvetterig und Bvetterich in Stadelhofen bei Oberkirch heißen, ersetzt, etwa von der Linie Ichenheim, Gengenbach, Petersthal an, in der Regel begleitet von der Deminutivform der Patinnennamens: Göttle, Göttel, Gettel.

Pfetter(ich), das vom latein. patrinus, dem geistlichen Vater abstammt, und daneben im Norden Peterich, z. B. in Dilsberg am Neckar, und Göttel füllen nordwärts den fränkisch-alemannischen Mischstrich und den rein fränkischen Norden an, nur östlich zwischen Neckar und Tauber herrschen Dodel und Dodele oder Dout und Döutle, die offenbar mit dem bayrischen Tatte, Vater, verwandt sind, vor. Auch schon im Kürnbach wird Dote für Pate gebraucht. Das Patenkind heißt je nach dem Verhältnis Götten-, Gotten- oder Göttelkind, Getti- oder Gottikind. Die Kirche forderte einen Paten als pater spiritualis d. h. geistlichen Vater, oder eine Patin, aber schon Berthold von Regensburg, der redegewaltige Predigermönch des 13. Jahrhunderts, bekämpfte die Unsitte, bis zu 12 Paten aufzubieten. Noch immer schwankt in Baden die Zahl zwischen einer oder zwei Personen und sogar acht Paaren, die z. B. in Büchenbronn (Pforzh.) vorkommen. Im Jahre 1660 lädt Wolfgang Vogt in Zuzenhausen (Sinsh.) nicht weniger als 19 Taufzeugen ein, Bekannte, sowie seine Grundherren und deren Verwandte.[1] Im Ganzen statten die Protestanten den Täufling mit mehr Paten aus als die Katholiken, so in Schopfheim und Umgegend, in Bahlingen am Kaiserstuhl, Kork bei Kehl, Linkenheim bei Karlsruhe. Uneheliche Knaben und Mädchen haben nur einen Paten, bezw. nur eine Patin in Bermatingen und Oberhomberg (Ueberl.). Ja, um den außerehelichen Umgang zu brandmarken, mußte noch vor etwa 20 Jahren in Ubstadt (Bruchs.) der Büttel jedem unehelichen Kinde Pate stehen.

Auf guten Ruf und Charakter des Paten wird gesehen, weil der 4. oder gar 3. Teil seiner Eigenschaften auf das Patenkind übergehen soll. Eine gefallene Weibsperson wird z. B. in Wolfach nicht als Patin geduldet. Die Wahl ist aber sehr verschieden. Bevorzugt werden durchweg die nächsten Verwandten und die Jugendfreunde, unter jenen die Geschwister der Eltern, worin die hohe Würde fortzudauern scheint, die schon nach Tacitus der Oheim in der Familie genoß, unter diesen namentlich solche, die als Ehrgesellen oder Brautjungfern schon an der Hochzeit der Eltern des Täuflings teilnahmen. In Linkenheim und Degernau im Wutachthal zieht man

[1] Glock, Zuzenhausen S. 14.

Verheiratete, in Iffezheim (Baden) Unverheiratete und in Dietenhan (Werth.) sogar Kinder vor, wie früher auch im Spessart. Bald müssen sich die Paten fremd sein, insbesondere zwei Liebende werden gemieden, wie in Iffezheim und St. Ulrich, vielleicht, weil man, wie in Altenburg und Ostpreußen, glaubt, ein solches Patenverhältnis löse die Liebe auf; bald werden wieder gerade Liebende gewünscht. Wie in Franken und in der Pfalz bittet man ungern Schwangere zu Gevatter, weil das Patenkind dann nicht zu Jahren komme. Man erkennt deutlich aus diesen Annahmen die hohen und darum so tief eingreifenden Ansprüche des Patenkinds. Nur ein eigenes Kind kann ihm die Lebenskraft entziehen, aber einen weniger innerlichen Bund, wie den eines Liebespaares, sprengt es auseinander. Nur wenn Braut und Bräutigam an dem Tauftage Hochzeit halten, so werden sie um Tauberbischofsheim ausnahmslos zu Paten genommen, und alle Hochzeitsgäste haben der Taufe beizuwohnen. Zuweilen wählt man auch, in Graben, ein Brautpaar. Sind die Paten ledig, so steckt in Ettenheim die Patin dem Paten einen Myrthenkranz an die Brust, und er verehrt ihr einige Tage nach der Taufe eine Brosche oder ein Halstüchlein. Erhält sie aber einen Ring von ihm, so giebt es bald eine Hochzeit. Sehr beliebt ist es, für alle Kinder immer dieselben Leute zur Patenschaft zu wählen, wie auch am bayerischen Lechrain und anderswo geschieht. So in der Pforzheimer und Karlsruher Gegend, wo die Gevattern dann auch wohl schon, wie in Rußheim (Karlsr.), vom Vater am Abend vor dem Tauftage gehörig bewirtet werden. In Niklashausen im Taubergrund werden die Kinder der Paten der Eltern gewählt. Ein inniges Freundschaftsverhältnis bildet sich so zwischen zwei Familien heraus. Vom Oberrhein bis an die badische Nordgrenze ist noch an vielen Orten die ledige Patin mit einem Kranze, Schappel oder „Auffatz“, wie man in Schutterwald sagt, der ledige und oft auch der verheiratete Pate mit einem „Maien“, den jene ihm an die Brust geheftet hat, geschmückt. In Neusatzeck trägt er den Rosmarin, wie in Thüringen. Die verheiratete Patin setzt sich in Wildthal (Freib.) und anderswo ihre „Fiertigskappe“ auf. Bei der Taufe eines unehelichen Kindes fällt all dieser Schmuck fort. Zu Gevatter bittet der Vater des Kindes selber, oft aber durch die Hebamme, die in Niklashausen im Taubergrunde einige

Tage vor der Taufe ihr Anliegen mit den Worten einleitet: „I ha en Strumpfbennel g'funne; i will sehe, wem es g'hört." Sie wird dann bewirtet. Nicht weit davon, in Höhefeld, hat sie ebenfalls den Paten „anzurichten", d. h. ihm die Gevatterschaft anzutragen, wofür er ihr eine Schüssel voll Mehl, das mit Eiern besteckt ist, schenkt.

Die Paten pflegen auf ihre Würde stolz zu sein: sie haben mich „gehoben", sagen sie von den Eltern, die sie auserkoren haben. Bei Bruchsal und in Mittelbaden wie im Elsaß heißt Pate sein „groß sein", im Hotzenland „groß laufen". Nach der Taufe vertrinken sie in Birkendorf (Bonnd.) im Wirtshaus ihre „Hoffert" (Hoffart), und auch im Elsaß heißt „hoffärtig sein" Pate stehen, wobei man seine schönsten Kleider anzieht. Im Kinzigthal gilt vielen für eine Sünde, es jemand zu weigern, sein Kind zur heiligen Tauf zu tragen, obgleich es hier heißt: „Gotte sein ist eine Ehr, macht aber den Beutel leer", wie in Braunschweig: „Vadder (Gevatter) weern is 'ne Ere vor'n Lüen (vor den Leuten), awer 'ne Schanne vor'n Geldbüel (beutel)." Man unterscheidet aber oft zwischen Haupt- und Nebenpaten. Diese dienen mehr als Stellvertreter und müssen sich den Namen „Schlotterpaten" oder z. B. in Efringen „Sufpaten" gefallen lassen, weil sie hauptsächlich beim Taufschmaus, der z. B. in Rickenbach „Schlottere" heißt, wirksam sind. Doch nennt man in Baselland nicht den Wirtshausbesuch, sondern das langsame Umtragen des Täuflings durch die Patin um den Altar „Schlottern". Auch in Berchtesgaden heißen die Patinnen „Schlodermütter".

Dem Pfarrer zeigt man in Berolzheim (Tauberb.) die Geburt eines Knaben mit Handschuhen, eines Mädchens ohne solche an. Die gewöhnliche Taufzeit ist altkirchlichem Brauche gemäß der Vormittag nach dem Gottesdienst, doch wird an vielen Orten den unehelichen Kindern eine spätere, an einigen eine frühere zugewiesen. Im Unterland kommen namentlich im Winter Haustaufen häufiger vor. Um Ueberlingen läutet man zweimal, wenn ein Knabe, einmal, wenn ein Mädchen, und überhaupt nicht, wenn ein uneheliches Kind zur Taufe getragen wird, oder man läutet dem Knaben mit der großen Glocke, dem Mädchen mit der kleinen z. B. in Feldkirch bei Staufen.

Beim badischen Tauffest treten die Hebamme und die Paten

mehr hervor als die Eltern, die ans Bett gefesselte Mutter und der häufig gar nicht zur Kirche mitgehende Vater. Früher blieb er noch häufiger daheim, am Lechrain wie im Süden des badischen Oberlandes. In einigen Orten richtet sich das Verhalten des Vaters nach dem Geschlecht der Täuflings: so ist er in Laudenbach (Weinh.) bei der Taufe eines Knaben immer, eines Mädchens selten zugegen. Sogar entzieht sich in Kuppenheim, Langenbrand (Rast.) und Lichtenthal (Baden) zuweilen nicht nur der Vater, sondern auch der Pfetterich der Mädchentaufe. Der Vater nahm in Schlatt (Freib.) einen Brotanschnitt für den Meßner mit, in Simonswalde führt er den Wagen, der Kind und Paten zur Kirche bringt. — Die Hebamme, die bei ihrem Dienstantritt noch in manchen Dörfern die Wochenstube und die Wöchnerin mit Weihwasser besprengt, nimmt sogar z. B. in Huchenfeld (Pforzh.) Nottaufen kranker Kinder vor. Um Schopfheim spricht sie beim Aufbruch zum Taufgange im Hause ein Vaterunser und die Mutter um St. Blasien nach gemeindeutscher Sitte: „Bringt mir einen guten Christen heim!“ Sehr häufig trägt die Hebamme das Kind in die Kirche oder, wenn das die Patin übernimmt, reicht sie es doch beim Taufakt den Paten von Arm zu Arm, namentlich in protestantischen Dörfern. In Heidelsheim (Bruchs.) trägt es eine Verwandte, die vom Vater, der Hebamme, den Paten und bekränzten Patinnen und anderen Verwandten begleitet ist. Der Götti und die Gotte erscheinen im Hause des Kindlevaters in ihren schönsten Kleidern, sie dürfen in Wagensteig (Freib.) nichts leihweise dabei haben. In Hausach (Wolf.) wird sie von ihm aus ihrem Hause abgeholt, wo sie ihm einen Trunk Wein reicht und einen künstlichen Strauß an den Rock heftet. In Schutterwald (Offenb.) sind bei der Taufe die Hebamme, die Geddel und der Pfetterich zugegen; die ledige Gettel mit einem „Auffatz“ auf dem Kopf, der ledige Pfetterich mit einem Sträußchen an der Brust. Sind sie aber beide verheiratet, so trägt sie die Kappe und er ist nicht geschmückt. Auch wenn der Täufling unehelich ist, darf die ledige Gettel den Auffatz nicht tragen. Vor oder während oder nach der Taufe erhält der Täufling ein Geschenk ins Taufbettlein, ins Tragkissen, in die „Wickelbinde“, in die es z. B. in Siegelau (Waldk.) „g'bitschelt“ ist, „der Bube fest, daß er krachte, das Mädele lockerer, daß es lachte.“ Den Täufling, mit einem schöneren Häubchen und

Hemdchen angethan, deckt beim Kirchgang in Unzhurst (Bühl) ein großes rötlich-weißes Tauftuch, früher das gewirkte Hochzeitshalstuch der Mutter. Die Taufhaube und das Tauftuch bestehen in Simonswald (Waldk.) aus gesticktem weißen Tüll, beide sind mit rosafarbener Seide gefüttert und vererben sich als Prunkstücke von einem Geschlecht zum andern. In Oberharmersbach wurde das Tauftuch früher selbst gesponnen und mit einem Kreuz versehen, in Ottenhöfen (Bühl) darf es nicht auf dem Kirchgang aufgedeckt werden. Das uneheliche Kind wird nur mit einem einfachen farbigen Tuch statt mit dem weißen Tauftuch zu Marlen (Offenb.) in die Kirche getragen. In Heidelsheim werden ihm bald nach der Geburt Geschenke ins Bettchen gelegt, aber in Wagensteig (Freib.) wird ihm ins Taufbettle Geld genäht, dann wird das Kind reich, besonders wenn ein Mann das erste Geldstück geschenkt hat. Das ist das „Einstricken", „Einbinden", „Einstecken", oder „die Einstrickete" oder das „Eingebind", das hochalemannische „Hälsa" d. h. ursprünglich das Binden des Geschenks um den Hals. In Schweden, Tirol, der Schweiz heißt es Einbund oder Einstrickete, in Schlesien Gebindnis, in Kärnten Bindband, allgemeiner Angebinde. Bei St. Märgen sieht man es gern, wenn Jemand dem Kind unterwegs ein Stück Geld giebt; ist aber der Betreffende ein Verschwender, so wird es das Kind auch. In Impfingen (Tauberb.) giebt der Pate auf dem Gange zur oder von der Kirche der Hebamme ein Geldstück, das sie dann ins Tragkissen steckt. Eigentümlicher bringt in Lauda je nach dem Geschlecht des Täuflings ein Knabe oder ein Mädchen zur Kirche die vom Meßner verwahrte Taufkerze mit, in deren warmes Wachs der Pate nach der Taufe ein Geldstück steckt, das so heimgetragen wird. In Heinstetten (Meßk.) binden die Paten dem Kinde nach der Taufe hinten in der Kirche je eine Mark ein. Dem Geldstück, früher einem Kronenthaler, wird in Messelhausen (Tauberb.) für Knaben eine Schreibfeder, für Mädchen eine Stricknadel beigefügt. Von dem Eingebind des Döidle muß die Berolzheimer (Tauberb.) Mutter immer etwas aufheben, dann kommt das Kind nie in Geldnot. In Unterlenzkirch wickelten die Paten das „Göttegeld" in Silberstücken von schöner Prägung in den „Taufzettel", den Patenbrief, ein, in dem z. B. stand: „1845 den 31. Januar bist du geboren und Thimotäus getauft worden, geboren im

Zeichen des Scorpion, Morgens 9 Uhr. Ist beigestanden als Taufgötte Karl Meier." Diese Thaler erben sich noch heute in den Familien fort. Auch in Niklashausen im Taubergrund stecken die Paten dem Kind einen Taufbrief ins Taufkissen ein und gewöhnlich das erste Kleid. Auch legte man ihm in Unterglotterthal (Freib.) ein Heiligenbildle ein, damit es brav würde und gut lernte, in Ottenhöfen (Achern) beim Austragen ins Freie ein Amulett. Altertümlich klingt der Schallstädter Brauch, die abgefallene Nabelschnur ins Taufkissen zu stecken, was auch wohl noch in Hessen geschieht und zwar, damit das Kind nicht verloren gehe. Es wird dadurch gleichsam an die Mutter, ans Haus, gebunden. In Thüringen läßt die Mutter beim ersten Kirchgang von der Nabelschnur ihres Neugeborenen ein Stückchen in der Kirche, ein andres in einem Kaufladen fallen, damit es gottesfürchtig, leutselig und tüchtig im Handel werde. In Pommern schützt eine solche hinter dem Altar fallen gelassene Nabelschnur gegen Bauchschmerzen. Unter Glockengeläute und, wo die Polizei nachsichtig ist, unter Flinten- oder gar Böllerschüssen, auch Steinwürfen gegen das Scheunenthor, zieht die meist kleine Taufgesellschaft, die alemannische „Täufe", in der Regel auf den Haupt-, nicht auf Nebenwegen nach der Kirche. In Linkenheim beschränkt man das Schießen auf die Taufe des ersten Kindes. „Glück zu'er Jugend!" wünscht man in Katzenmoos dem Taufzuge; in Gossensaß am Brenner sagt man „sie bringen eine Jugend" für „ein Kind wird geboren". Die Kinder spannen diesem Zuge wohl noch hie und da auf dem Hin- oder Herwege eine Schnur über die Straße, die sie erst fallen lassen, wenn die Paten freien Durchzug von ihnen erkauft haben. Dieses Vorspannen wird häufiger einem Hochzeitszuge bereitet. In Impfingen (Tauberb.) geht man mit Walzermusik in die Kirche und verläßt sie auch damit, im Schwarzwald wurde beim Anmarsch des Taufzugs ein Märschle, beim Abmarsch ein Tänzle gespielt. In St. Märgen tritt der Priester dem Täufling an der Kirchenthüre entgegen und segnet ihn; darauf tragen ihn die Paten zum Taufstein. Die kirchlichen Taufriten sind je nach der Konfession und auch der Landschaft verschieden. Gewöhnlich hält die Patin das Kind über das Taufbecken, links die Hebamme, rechts den Paten; aber z. B. in Heidelsheim (Bruchs.) einen Knaben der Pate. Die Paten haben dann, während der Vater unthätig in der

Bank bleibt, die vom Geistlichen gestellten Fragen zu beantworten. In Siegelau (Waldk.) kommt der Vater auf dem Kirchgange hintennach und zieht sich auch in der Kirche bescheiden auf eine hintere Bank zurück. Bei der eigentlichen Taufhandlung wird mit der großen Glocke geläutet, wenn es ein Knabe, mit der kleinen, wenn es ein Mädchen ist. Orgelspiel erschallt und das Tauflied wird gesungen, wobei in Heidelsheim die Taufgesellschaft angesichts der versammelten Gemeinde um den Altar, den „Taufltisch“, steht. Das Tauftuch der Gemeinde, mit dem das Kind unterwegs bedeckt war, wird vom Kopf zurückgeschoben und das Kind von dem Paten oder der Patin über das Taufbecken gehoben. Bei der Taufe darf kein Versehen vorkommen, sonst kann das Kind nicht „brauchen“ d. h. durch Sympathie heilen, in Pommern und Ostpreußen wird es dann sogar zum Nachtmahr. Schreit es bei der Taufe, so stirbt es bald; dagegen schreit es in Ueberlingen, wie in Schwaben, nach dem Gottehemd. Daß mit demselben Wasser, mit dem ein Kind schon getauft ist, noch ein zweites getauft wird, sieht man in Baden, wie in der Lausitz ungern. Am Tuniberg (Freib.) meint man wie in der Wetterau, eins müsse dann bald sterben. Darum wird auch an manchen Orten das Wasser für jeden Täufling erneuert. Schon im Mittelalter wurde im Gebiet der Abtei Schwarzach (Bühl) für den ersten Täufling nach Ostern und Pfingsten eine besondere Gabe, ein Schilling, gespendet, und noch heute muß der Vater an mehreren oberländischen Orten dem Meßner für den „Ostertauf“, das am Karsamstag frischgeweihte Taufwasser, und in einigen auch für den „Pfingsttauf“ ein Trinkgeld zahlen. Den Namen des Kindes bestimmen bald die Eltern, was aber in Moos (Bühl) nicht gebilligt wird, bald die Paten nach ihrem Namen oder dem des Tagesheiligen oder des Orts- und Kirchenpatrons. In Unzhurst (Bühl) erhält der Erstgeborene gern den Namen seiner Großeltern, sowie auch am Bodensee; auf den Höfen des Schapbachthals wird dem jüngsten Sohn, dem Hoferben oder „Hofengel“, möglichst der Stammname vorbehalten. Kindern auf dem mittleren Schwarzwald, die den Namen der Eltern trugen, war nach Lucian Reich ein langes Leben beschieden. In Schelingen im Kaiserstuhl sollen Ärmere ihrem Sprößling den Namen einer reicheren Familie geben, um ihn vornehmer zu machen. Früher wählte man auch wohl z. B. am Tuni-

berg den Namen eines schon verstorbenen Kindes für das neugeborene, was man jetzt aus Furcht vor frühem Verlust auch des andern vermeidet, wie auch anderswo in Deutschland. In katholischen Ortschaften überwiegen Namen fremder Herkunft, so waren in Schapbach (Wolfach) im Jahre 1893 von 270 Mannsnamen 214 fremde und nur 56 deutsche, und von 100 Schulmädchen trugen 86 fremde und nur 14 deutsche. Übrigens werden z. B. in Arlen (Konst.) die alten katholischen Heiligennamen durch die neumodischen Frieda, Hilda, Fritz u. s. w. zurückgedrängt und in Kandern Namen wie Thomas, Michel und Martin, in Steinbach bei Mudau ebenfalls Michel, dann Johann, Valentin, Peter, Joseph, Franz gemieden. Auch die früher so beliebten Doppelnamen Hannesjosep, Hannesmichel, Franzvelte, Everosine u. s. w. kommen nicht nur in Steinbach ab. Uneheliche Kinder müssen sich doch in manchen Dörfern den Namen gefallen lassen, den der taufende Pfarrer ihnen giebt, sei's den Kalendernamen oder einen sonderbar klingenden wie Abdon in Mettenberg (Bonnd.) oder Bibiana in Zell a. H. Eva und Genoveva sind in Walldürn, Euphemia in Ettenheim zu solchen Schimpfnamen geworden: „Du bisch mer au e netti Fäme!"

Nach dem Taufakt knieen Götti und Gotte mit dem Kind im Arm auf den Stufen des Altars zum Vaterunser nieder z. B. in Engen, oder der „Vetter", „Gfetterich", allein opfert es daselbst knieend im mittleren und nördlichen Baden. Anderswo wie in Prinzbach (Lahr) knieen sie sich an den Seitenaltar beim Taufstein. Nach dem Knieen gingen die Gotten früher häufiger als jetzt mit dem Kinde um den Altar. In Staufen ist der Brauch seit Jahrzehnten ganz abgekommen. In Welschensteinach, wo der Götti um den Altar voraus, das Göttle hinterdrein läuft, scherzt man, daß er, wenn sie ihn dabei am Rockzipfel erwische, ihr beim Taufschmaus im Wirtshaus bezahlen müsse, was sie nur wünsche. In Kirchhofen (Staufen) sprangen früher die Kameraden des jungen Kindlivaters um den Altar, um sich den „Göttiwin" zu verdienen.

Nun erschallt wiederum die Orgel, doch nicht immer ohne besondere Bestellung und bei der Taufe Unehelicher überhaupt nicht. Im Schwarzwald, wie bemerkt (S. 26), aber auch um Tauberbischofsheim und in Hartheim (Staufen) wurde und wird teilweise noch,

wie in der Rheinpfalz, ein lustiger Marsch oder Walzer aufgespielt, übrigens auch wohl ein religiöses Lied gesungen. Und nun geht's hie und da noch unter Schüssen in die Luft und Steinwürfen gegen das Scheunenthor, auch unter Vorspannen, aus der Kirche hinaus zum Taufschmaus, zur „Schenki“ oder „Kindsschenki“, wie er im Dreisamthal, Oberschopfheim und selbst im fernen Nürnberg heißt, zum „Taufimmes“ bei Lahr, zur „Zehr“ oder „Kindszehr“ bei Rastatt, zur „Daissupp“ bei Ettlingen, zur „Kindszech“ im Taubergrund. Der Taufschmaus wird im Oberlande, wenigstens im Schwarzwälder, meistens nicht im „Kindlishäusle“, sondern im Wirtshause gehalten, übrigens auch noch in Freiolsheim bei Rastatt. Im Unterlande zieht man gewöhnlich das Haus vor. Man sucht in Hartheim (Staufen) zunächst alle 4 oder in Kirchen (Engen) alle Wirtschaften zum Weintrunk auf und nimmt vielleicht dann erst daheim den Taufschmaus zu sich, oder man schiebt diesen, wie in Rohrdorf (Meßk.), zwischen den Vormittags- und den Nachmittagsbesuch der Wirtschaft ein. In Birkendorf (Bonnd.) gehen die Paten erst nach dem Schmause im Geburtshause ins Wirtshaus, um dort ihre „Hoffert“ zu vertrinken. Den Schmaus im Wirtshaus zahlt meist der Pate, oder auch die Patin, um Ueberlingen je nach dem Geschlecht des Täuflings, zuweilen auch der Vater. Selten werden auch der Geistliche und der Meßner dazu geladen, dagegen nimmt die Hebamme in der Regel an der Zeche Teil und zwar oft so bedeutend, daß man ihr an vielen Orten nachsagt, sie habe einmal auf dem Heimweg den Täufling im Schnee verloren. Vor dem Mahl wird wohl noch ein gemeinsames Vaterunser und der englische Gruß gebetet. Das „eingebitschelte“ Kind liegt inzwischen auf der Ofenbank oder der „Kunscht“, oder im Hergottswinkel auf dem Tische, im Tabaksqualm zuweilen bis spät in die Nacht. Je mehr getrunken wird und das Kleine die Wände beschreit, desto besser bekommt es ihm nach süddeutschem Glauben. Tritt ein Uneingeladener zu Ottenhöfen oder Durbach (Achern) ins Wirtshaus, wo der Taufschmaus gehalten wird, und zieht den Hut nicht ab, so muß er zur Strafe einen Liter Wein bezahlen. Wohnt eine junge Frau zum ersten Mal einem Taufschmaus bei, so wird sie „gehänselt“, d. h. die Hebamme überreicht ihr in Breitenbronn (Mosb.) einen Blumenstrauß mit einer Fruchtähre, die offenbar die von ihr erwartete Leibesfrucht bedeutet,

oder in Brehmen (Tauberb.) einen künstlichen Blumenstock und sagt dabei das Verslein:

„Sou vil Blädle, sou vil Mädle,
„Sou vil Rösle, so vil Hösle;
„Das zerrinnt un verschwindt,
„Das Hänn' un Füß' gewinnt!"

In Höhefeld (Werth.) wirft die junge Frau dann ein Geldstück in ein Glas Wein, das sie der Hebamme kredenzt. Diese hat es auf einen Zug zu leeren und erhält das Geld. In Brehmen und Niklashausen (Tauberb.) werfen aber auch die „Döutle" und die anderen Taufgäste eine „Gift" ins Glas, das die Hebamme leeren muß. In Rast (Meßkirch) bringt die Hebamme in jedem Falle aus dem Wirtshaus einen Batzenweck als Geschenk vom Götte heim. Bedenklich ist es, wenn z. B. in Simonswalde (Waldk.) oder Tegernau (Schopfh.) die Gotte dem Kindlein einen in Wein getauchten „Schlozer" ins Mündchen steckt oder ihm einen Löffel Wein eingießt, damit es, früh daran gewöhnt, später keinen Rausch bekomme. Kindern, die sich am Taufhaus einfinden, werden bei Bruchsal Bretzeln oder Brot mit Käse ausgeteilt. In Tennenbronn bei Schiltach „strecken" Buben das „Säckle" ins Fenster, worin sich ein Brief und etwas Geld befindet, als Geschenk für den Täufling. Werden sie dabei erwischt, so führt man sie ins Zimmer und setzt ihnen Speis und Trank vor, aber nachdem man ihnen die Hände auf den Rücken gebunden hat, so daß sie nicht zugreifen können. Lassen sie sich aber nicht betreffen, so wird das Säckchen, mit Festspeisen gefüllt, wieder vor das Fenster gestellt und dann von ihnen triumphierend abgeholt. Auch die reichlichen Taufschmäuse, wie sie namentlich bei der Erstgeburt stattfinden, werden im Peterich- und Gettellande (S. 20), Abends um die „Fütterzeit," wann das Vieh sein Recht verlangt, beendet. In Durbach dauert das Fest oft bis 11 Uhr Abends, und absichtlich wird der zuletzt aufgetragene Wein nicht mehr „aller" getrunken, damit ihn die Hebamme zusammenschütten und mit heimnehmen kann.

Bei der Heimkehr der Taufgesellschaft halten die Geschwister des Täuflings wohl die Hausthür zu, was man das „Zudrücken" im Kaiserstuhl nennt, und öffnen sie erst gegen das Versprechen eines Patengeschenkes. Bis nach Siebenbürgen hin ist dieser Brauch nachweisbar.

Oder sie drängen sich vor dem Hause zusammen, um „Zuckererbsen“ oder „Kindleskäs“, ein mit Käse belegtes Brot zu erlangen. Für den Taufschmaus schenkt die Gotte dem Götte ein schönes Hemd in Eschach (Bonnd.), einen Strauß und ein weißes Taschentuch in Todtmoos (St. Blasien). Hie und da begehen Götte und Gotta vier Wochen später eine Nachfeier, indem sie den „Strauß“ vertrinken, den die Gotta bei der Taufe dem Götti angesteckt, d. h. sie machen, einen Ausflug ins benachbarte Dorf, in Aichen bei Witznau. Häufiger macht namentlich im Kinzigthal die Göttle oder Gotte vier Wochen nach „dem heiligen Tauf“ dem Täufling einen Besuch. Das ist der Gottegang. Sie beschenkt ihn dabei mit einem Rosenkranz „Rischter“ und im Schapbach dazu mit einer neuen Silber- und einer neuen Kupfermünze nebst Geldbeutel. Diese „Tauf- und Totenschenke“ scheint wie die unten zu besprechende „Kindpett- und Husschenke“ früh ausgeartet zu sein, wie aus dem strengen Verbot des Rates der hessischen Nachbarstadt Wimpfen im Jahre 1433 hervorgeht.[1])

Nun entwickelt sich die fröhliche Liebesthätigkeit der Paten, zumal der Patin. Wie sie der Wöchnerin etwa 8 oder 14 Tage nach der Taufe Speis und Trank ins Haus trägt und auch wiederum dort bewirtet wird, wie sie auch dieselbe an vielen Orten zur Aussegnung in die Kirche begleitet und ihr alle Antworten auf Begrüßungen abnimmt, das ist im 4. Kapitel bei der Schilderung des Frauenlebens darzustellen. Hier verfolgen wir weiter das Verhältnis der Paten zu ihrem Patenkinde. Die Patenpflege ist noch immer an den meisten Orten lebendig, und zwar viele Jahre hindurch. Nur an einzelnen, wie in Messelhausen, wo das Kind im 7. Jahre mit einem Anzug „ausgesteuert“ wird, hört damit die Pflicht zur Beschenkung auf, in den meisten aber wird sie erfüllt bis zur Confirmation oder bis zur Entlassung aus der Schule. Und oft wird auch noch darüber hinaus, wie in Graben, bei Antritt der Lehrzeit, des auswärtigen Dienstes und dergleichen von den Paten ein Reisepfennig erwartet. Endlich werden sie zuerst zur Hochzeit eingeladen und haben als Brautzeugen und -führer den Vortritt im Hochzeitzuge ihrer Patenkinder beim Tanz und oft auch beim Gaben d. h. beim Auftischen der Hochzeitsgeschenke.

[1]) Zeitschrift f. d. Geschichte d. Oberrheins 16,262.

Ihre Patenliebe äußert sich wohl seltener in Versuchen wirklich christlicher Erziehung, als in der freundlichen Behandlung der Kinder und namentlich in Schenkungen, im „Helfen“, wie es im obersten Schwarzwald heißt, das heißt, mehr im altgermanischen als im christlichen Sinne. Dem haben die Verbote, wie z. B. das Constanzer v. 1460[1]) keinen Einhalt thun können. Selbst die Patenstrafe ist sanft: „Griwele, Strawele, Ohrenwöpfle, Nasenzöpfle, Dautenpatsch“, d. h. Hand- und Fußkitzeln, Ohrenrupfen, Nasenzupfen und Patenpatsch heißt es im Messelhauser Kinderreim, wenn man dem Kleinen die Schühlein anzieht. Und wie hoch die Gotte steht, beweist der drohende Schmerzensruf eines Kindes, dessen Wunde ein Arzt untersuchte: „I sag's der Gotte!“ Das Neugeborene macht aber auch den Paten seinen ersten Besuch, einige Wochen nach der Geburt. Dann nimmt die Patin in Dertingen (Werth.) ein Ei, um dem Kleinen damit den Mund aufzuschließen, und spricht: „Daß du guet geplauder kast (kannst) und daß du guet zoast (zahnst)“, oder in Hettingen (Buchen) umführt sie das Mündchen mit dem „Plauderei“ und spricht: „Gackelei nein, Plauderle heraus“, oder sie dreht ihm in Dietenhan (Werth.) das Ei ein par Mal im Mündchen herum mit den Worten: „Wie's Hinkele (Hühnchen) duet gatze, so mueß Kind lerne schwatze.“ So bewirkt auch die weiche Butter, besonders wenn sie erbettelt ist, Redefertigkeit, weshalb man dort in Hettingen von einem Zungenfertigen sagt: „Dem sim Maul geht wie mit Beddelbuddern geschmiert“. Bei solchem ersten Besuch bestreicht die Patin in Katzenthal (Mosb.) und Ubstadt (Bruchs.) dem Kinde auch das Zahnfleisch, um das Zahnen zu erleichtern.

Der höchste Festtag ist für die Kleinen, wie für die größeren Kinder (s. unten) noch in vielen Dörfern der „Klaustag“, und in manchen wird er ihnen nach älterer Sitte vorzugsweise von den Paten festlich bereitet. Hat doch auch St. Nikolaus eine rechte kinderfreundliche Patenseele. „Den Klause holen“ bedeutet den Kindern im Kinziggebiet soviel, wie an seinem Tage sich von Götte und Gotte Bretzeln, Kuchen, Nüsse, Spielzeug und sogar Kleidung holen. Anderswo stellen ihnen die Paten die Gabenteller unter das

---

[1]) Birlinger, aus Schwaben 2,11.

Bett und legen vor Allem die Klausenbretzel darauf. In Katzenmoos bei Waldkirch schenken sie an dem früher von Jung und Alt stark besuchten Elzacher Klausenmarkt den „Klausemann", der auch weiterhin bis nach Bonndorf und Ueberlingen gebacken, hier aber oft durch einen „Schweizer" mit gespreizten Beinen und Wachholderbeeraugen ersetzt wird. In Menningen beschenken die Paten die Kinder an dem Jahrmarkt, der an dem auf St. Nikolaus folgenden Donnerstag stattfindet. Am Kaiserstuhl dringen junge Leute wohl schon am Andreastag (30. Nov.) verkleidet in die Häuser, wo die Kinder beten müssen und die braven Dürrobst, die unbraven vom Rugbelz Schläge bekommen. Am Santiklausabend tragen dann die Kinder zur Gotti ein Bündel Heu und hängen diesen vor deren Fenster für den Esel, der den Heiligen samt seinen Geschenken bringt. Nun „stiert" (steuert) Santiklaus, d. h. Paten und Eltern bescheren den Kindern Obst, Nüsse, Bretzeln und Schnecken, Hasen und „Baselmänner" aus süßem Teig und Spielsachen oder im Elzthal die „Klausweckene". Er führt aber auch eine Rute mit sich, und sein Begleiter Rugbelz rasselt schrecklich mit seinen Ketten, weshalb er auch im Wittenthal bei Freiburg „Höllenhund" heißt (§ 61). — Bretzeln, in Münzesheim (Bruchs.) „so groß wie ein Scheuerthor", mit Lebkuchen holen sich die Kinder an manchen Orten von den Paten auch zu Weihnachten oder Neujahr. Zum Lohn für ihr kindliches: „I winsch ich a (auch) a(n) glickselichs nei's Jah(r)" ziehen sie, eine Bretzel am Arm und ein Tuch voll Äpfel und Nüsse, gebackene Zöpfe, Vögel und Schnecken in der Hand, in Mühlhausen (Wiesloch) glückselig heim. Das charakteristische Neujahrspatengeschenk in Dürrenbüchig (Bretten) ist eine möglichst große halbmondförmige „Deier". Aber umgekehrt beschenken auch wohl die Kinder ihre Paten z. B. in Weizen mit Neujahrsringen, die aus Teigstreifen geflochten sind. Auch die „Fasnetküchle", die Fastnachtskuchen, holen sich die Kinder im Kaiserstuhl bei Gotti und Götti und bei den Großeltern ab. Weniger allgemein ist, daß die Kinder ihren Paten oder Großeltern, wie in Kiechlinsbergen, zum Palmsonntag die in der Kirche geweihten Palmen bringen, die zum Schutz gegen Blitz am obersten Giebelfenster gegen die Straße hinausgesteckt und am Ostersonntage wieder abgeholt werden von den Kindern, die dafür Eier und Wecken erhalten. In Neuenburg setzen

die Paten solch einen Palmen in den Garten ein, und in dessen Nähe pflegt der Osterhas seine Eier zu legen. Zu Ostern laufen die Kinder den Paten ins Haus, in Mühlhausen (Wiesl.) mit der Frage: „Hat de Ousterhas schun glegt?" und bekommen meist rotgefärbte Eier ins bekannte Tüchle, an genanntem Ort auch einen Osterhasen mit einem Ei im Hintern. Das Hasjagen besteht in Fußbach (Offenb.) und Hausach (Wolf.) im Suchen einer bestimmten Zahl von Eiern für jedes Kind, nämlich von zwei gefärbten und drei weißen, im Patenhause oder -garten. In Ichenheim (Lahr) ziehen die Kinder im Dorf herum, um den Hasen zu erjagen, d. h. Eier und Bretzeln zu bekommen. In Reichenbach (Offenb.) bedeutet der Osterhase ein Festessen, das der G'vetterich zu Ostern, die Göttel acht Tage später giebt. Dazu stellen sich die Eltern mit allen ihren Kindern ein. Es endigt mit einem vorher im Garten versteckten Geschenk von vier bis sechs meist hartgesottenen farbigen Eiern. Diese Eiergeschenke nehmen in einigen Orten einen großartigen Umfang an. Da die Paten, Großeltern, Verwandten in Hartheim (Staufen) jedem Kinde je 6 — 12 Stück geben, so bringt es wohl 36 — 50 Stück zusammen. Seltener holen sich die Kinder, wie um Vöhrenbach, Triberg, Furtwangen von Paten und Großeltern auch noch Pfingstwecken.

Damit ist es aber nicht genug! Das Hauptgeschenk der Paten ist ein Anzug, das „Gotte-, Göttelkleid oder -häs", das nach dem ersten Lebensjahr zur Impfung oder zum ersten Weihnachts-, Neujahrs-, Ostertag des Kindes als „Hebhäß", „Hebröckle", oder im dritten Jahr, oder häufig erst zum ersten Schultag bescheert wird. Dazu steuert die Gotte oft das erste Hemd, der Götti den ersten Rock bei, z. B. in Oeflingen (Säck.). In Littenweiler (Freib.) ist das Gottehäs mit roten Fäden an den Ärmeln reich verziert. So begierig ist schon der Täufling darnach, daß man meint, wenn er bei der Taufe schreit, er schreie nach dem Gottehemd (S. 27). Aber das ist auch wohl des Begehrens wert, denn nach Oeflinger Glauben fühlt ein verstorbenes Kind die Fegfeuerhitze nicht, soweit das Gottehemd seinen Körper deckt. Schon im 16. Jahrhundert eifert der Freiburger Professor Lorichius in seinem Buch vom Aberglauben wider den Brauch, den Kindlein das „Gottenhembdlin" anzulassen, bis es an ihrem Kleide zerreiße, damit sie „nimmer schädlich gebrennt werden". An vielen Orten des

Oberlandes wird aber auch ein Gottehäs zum weißen Sonntag zur ersten Kommunion geschenkt oder auch nur ein Strauß dem Knaben, ein Kranz dem Mädchen. Die protestantischen Paten schenken zur Konfirmation gern ein Buch z. B. das neue Testament oder ein Gesangbuch, eine Uhr, eine Brosche oder Geld. Dabei überreichen die Beschenkten wohl den Paten ihre „Abdankung", d. h. eine schriftliche Danksage auf gold- oder blumengeränderten Papier, z. B. in Gersbach (Schopfh.) und Heidelsheim (Bruchs.). Hier schmücken die Paten die Mädchen zur Konfirmation auch mit Kränzen, die weiter bei Hochzeiten, Taufen und andern Festen getragen werden. Im Wildthal (Freib.) leitet der Götti den Knaben an seinem ersten Kommunionstage, die Gotte das Mädchen an der Hand in die Kirche bis zu ihrem Platz und holt ihn oder sie nach dem Gottesdienst wieder ab. An manchen Orten zahlt der Götti auch noch das Festmahl.

Auch in das nichtfestliche Leben des Kindes, in seine Not und seinen Tod greifen die Paten oft tief ein. Lernt es lange nicht sprechen, so reicht man ihm einen von den Paten geschenkten Löffel, dann kommt es bald dazu. Ein Nabelbruch des Kindes heilt in Hettingen, wenn das „Döble" unberufen gefundenes Knabenkraut pflanzt. Einem stark hustenden schenkt die Patin in Groß-Schönach (Pfullend.) ein blauseidenes Band, das dann der Mutter Gottes geopfert wird. Ist das Kind von Gichtern befallen oder kann es nicht sterben, so legt oder legte man ihm im Glotter- und Simonswälder Thal die Schürze, die die Gotte bei seiner Taufe getragen, unter den Kopf. Um Ueberlingen soll die Patin, wo möglich, beim Scheiden ihres Patenkindes sein und wird deshalb sogar aus größerer Entfernung herbeigerufen. Man legt dem verstorbenen Kinde bei Kehl die Göttelbriefe in den Sarg, aber auch dem Erwachsenen. Auch das Sterbekleid schenkt ihm oft die Patin und trägt den kleinen Sarg um Rastatt, wie Villingen und Bonndorf, im Gebirge oft stundenweit, nach dem Friedhof, wie in der Rheinpfalz der Pate das Totenlädlein besorgt und das Grab gräbt. In Dauchingen (Villingen) besorgt der Pate auch das Tragen. Nach den Hexenprozeßprotokollen spürte man auch dieser menschlichen Sitte argwöhnisch nach. In Einbach und gewiß noch an manchen andern Orten verziert die Patin ihrem Patenkinde das Kreuz auf dem Grabe.

Aber die eigentliche Hauspflege und Erziehung besorgt doch die Mutter und wacht zunächst über das leibliche Gedeihen ihres Kindes. Eine Masse alter Hebammenweisheit verwendet sie in ihrer Mutterangst gegen die Kleinkinderkrankheiten, ein Gemisch altheimischer Heilpraktiken weiser Männer und Frauen: Hirten, Jäger, Scharfrichter, Wasenmeister, Schmiede und alter Weiber. Rößlins berühmtes Hebammenbuch, der „Rosengarten“ 1512, und andere Hebammenordnungen schöpften aber auch viele Rezepte aus griechischen und arabischen Arzneibüchern und den Schriften des Scholastikers Albertus Magnus. Dazu kamen dann noch die Weisungen des Klerus, dem bis in die neuere Zeit hinein die Belehrung und Beaufsichtigung der Hebammen durch bischöfliche Gebote oft ans Herz gelegt wurde. Obgleich schon die Gothaische Landesordnung von 1658 und ebenso die Anweisung christlicher Hebammen von Barbara Widemann, Augsburg 1738 namentlich das Segensprechen bekämpften und auf Unterricht und Religiosität drangen, und obgleich unsere neuen Medizinalgesetze wissenschaftlich begründete Regeln vorschrieben, ist doch noch manche alte Übung und Anschauung geblieben: „'sgit (giebt) 77erlei G'sichter und 77erlei Gichter“ ist in Staufen bei Bonndorf ein noch lebendiges Sprichwort. Den Glauben an die Krankheiten verursachende Kraft von Hexen teilen noch manche Katholiken mit manchen Protestanten, und die geweihten „gewiehenen“ Dinge werden oft über Gebühr als Heilmittel herangezogen. Darum sieht die Mutter vielerwärts nur ungern den Besuch alter Frauen in der Wochenstube, sie dürfen sich nicht über die Wiege beugen. Ein ungetauftes Kind darf in Gutach (Wolf.) Fremden nicht gezeigt werden, weil sonst „die bösen Leute“ (Hexen) darüber Macht haben. Aus dem Hause darf nichts weggeliehen, keine Windel ins Freie gehängt, nicht einmal unters Fenster gelegt werden, damit nicht die Hexe Macht darüber gewinne. Gegen die Hexen wird in Helmstadt (Sinsh.) jener Spruch gethan (o. S. 15). Auch stellt man einen umgekehrten Besen gegen sie vor die Thüre und läßt noch acht Tage nach der Geburt die ganze Nacht Licht brennen. Früher hängte man in Hettingen (Buchen) kreuzweise gebundene Sträußchen von Johanniskraut, die man aus der „Würzbürde“ nahm, am Bett auf, um Kind und Wöchnerin gegen Hexen zu schützen. Besucher nötigt man zum Sitzen, damit sie dem Kinde die Ruhe nicht „vertragen“ in Baier-

thal (Wiesl.) und Hettingen (Buchen). Liegt ein Kind am Boden, so darf man es nicht überschreiten, noch durch ein Fenster nehmen, weil es dann nicht wächst, man schreite denn oder nehme es durch das Fenster wieder zurück. Auch das scheint Hexenzauber, wie auch ein immer weinendes Kind für „veruntreut" d. h. verhext gilt. Insbesondere aber stammen die Kinderkrämpfe, gewöhnlich „Gichter", im fränkischen Baden aber auch „Gefra(i)sch" genannt, von den bösen Leuten oder Hexen ab. Schon natürlicher werden sie in Weilheim (Waldsh.) aus dem Zorn der schwangeren Mutter des Kindes abgeleitet.

Gegen die unholde Schaar der 77 Gichter ist das Hauptheilmittel das Kreuz. Unter das Kissen des Kindes wird ein Kruzifix oder häufiger ein eigenes Gichterkreuz gelegt, ein kreuzförmiger hölzerner Behälter mit einer Schieblade, welche Reliquien und dergleichen enthält. In Siegelau (Waldk.) hilft das „Wehren", das ein Quacksalber besorgt, indem er etwas zum Anhängen oder unters Kopfkissen für das Kind giebt, wobei 3 Vaterunser und der Glaube gebetet werden. Vor dem Tode des Kindes muß aber jenes Kreuz nach einer Riedicher Angabe weggenommen werden, sonst verliert es seine Kraft bei andern Kindern. Gegen die Gichter hängt man auch die Windeln unter das Kreuz im Herrgottswinkel auf oder taucht den Schlozer in das Wassergefäß, aus dem ein Kreuzvogel säuft, in Rohrbach (Trib.). Ein Mittel, das man auch in Bayern und Mitteldeutschland anwendet.[1]) Auch in Neustadt und Birkendorf (Bonnd.) verwendet man dagegen Wasser, aus dem ein Kreuzschnabel mit rechts gebogenem Oberschnabel getrunken hat. Kreuzweise hat man in Luchle über dem Albthal das Kind in die Wiege zu betten, Messer oder Sichel über die Wiege zu legen, sei's gegen die Gichter, sei's gegen das Schrättele (den Alb) um St. Blasien und Bonndorf, oder es in Heitersheim und Huttenheim (Bruchsal) kreuzweise mit Weihwasser zu besprengen. Auch in „Ostertauf" getauchtes blaues Zuckerpapier legt man in Stühlingen auf das Brüstchen. Unter das Kissen wird ein klein Muttergottesbildli von Mariä Einsiedeln in Hauserbach bei Hausen und in Oberharmersbach gelegt oder auch an das innere Kopfende der Wiege gehängt in Staufen (Bonnd.), oder auch in Wagensteig (Freib.) ins Bettli genäht,

[1]) Wuttke, D. Volksaberglaube § 164.

in Hänner (Säck.) auch ein hochgeweihtes Gichterchränzli von Einsiedeln. Dieses wird aus drei in verschiedenen Kirchen geweihten Kräutern geflochten und in einem Tuch dem Kinde unter den Kopf gelegt in Remetschwiel (Waldsh.).

Man thut auch Holzspäne von einem Heiligenbild dem Kinde in den Brei in Neidingen (Donauesch.). Die Gichter heilen auch Benediktus- oder Gnadenpfennige,[1]) oder sonstige Heiligenmedaillen, die in die Wiege gelegt oder auch den Kindern gegen Gichter und jähen Tod z. B. in Ahausen (Ueberl.) und Rotzel an den Hals gehängt werden. Andere Amulette „Mamlette“, „Ammenetli“ haben dieselbe Kraft, wie die kleinen Kißlein mit Kräutern, welche die Mönche vom Kloster Fremersberg (Baden) vom Oelberg und Kalvarienberg mitbrachten, in Oberbruch (Bühl), oder überhaupt ins Kissen genähte geweihte Kräuter in Unzhurst (Bühl), wie ein Zweig vom Palmbuschen, oder in Stegen vom Himmelfahrtsaltar oder ein Stäudchen vom Kräuterbüschlein, aus dem namentlich der Rautensamen genommen wird. Die Raute steht auch bei den Protestanten in ähnlichem Ansehen: ein Säcklein mit Rauten legen auch sie unter Anruf der drei höchsten Namen in die Wiege gegen Gichter und geben dagegen ein Rautentränklein in Gersbach (Schopfh.). Welcher Baum heißt der „Gichterbaum“, dessen Blätter in St. Peter im Säckchen unter den Kopf gelegt werden? Zu den anderen „gewiehenen“ Dingen gehören vor allem Rosenkränze und geweihtes Salz. Auch wird in Stühlingen wohl eine geweihte Kerze angezündet, die „um Gottes Willen“ vom Meßner geholt worden ist. Gichterkappele oder -häuble, schwarzseidene Käppchen mit frommen Zeichen und Sprüchen, verwendete man früher in Kl. Laufenburg; sie sind wohl jetzt fast abgekommen. Skapuliere schützen in Wagensteig. Die in Luchle (St. Blasien) gebräuchlichen „Ammenetli“ mit allen Heiligen drin sind wohl Kalender, die aller Heiligen Namen enthalten und z. B. in Sexau (Waldk.) und Obereschach (Vill.) gegen Gichter dienen.

Besondere Aufmerksamkeit beanspruchen die Gichtersegen, -zettel und -sprüche. Schon jene Augsburger Hebammenanweisung von 1738 hält dafür, daß der Teufel die Hebammen zu abergläubischen Segen-

---

[1]) Vgl. Friesenegger, die Ulrichskreuze S. 39.

sprechereien und andern Gaukeleien verleite. Dennoch dauern sie vereinzelt fort. In Immeneich (St. Blasien) soll einer aus der Nachbarschaft einen Segen dem Kinde in die Ohren gesprochen haben, worauf die Gichter verschwanden. Für mehrere Ortschaften um St. Märgen (Freib.) kann nur ein Mensch die richtigen Gichtergebete. In der Bonndorfer Gegend lautet der Gichtersegen: „Helft, Jesus, Maria und Joseph und alle Heiligen Gottes, helft! Es gingen 3 wahre Gottesengel auf den Berg Sinai, (Sieh, da) begegneten ihnen der Rast (Jast), der Brand und das steigende Gesicht. Da sprachen die wahren Gottesengel: „Wo wollt Ihr hin?" Wohin anderst als zu dem Diener Gottes N. N. „Was wollt Ihr bei ihm thun?" Wir wollen ihn übergehen und zertrümmern und ihm eine lange Weile anthun. Da sprachen die wahren Gottesengel: „Wir gebieten Euch allen 77 Gichtern und Gesichtern, wie ihr seid genannt, daß ihr von dem N. N. abweichen wollt aus allen seinen Gliedern u. s. w. und aus dem ganzen Geblüt, auf daß es dem N. N. wieder so wohl werde wie zuvor. Im Namen † † †. Amen." In Rickenbach (Säckingen) begegnen den Gichtern St. Anna und unsere liebe Frau, und St. Anna gebietet bei der Kraft Gottes und bei des Höchsten Bau dem laufenden G., stechenden, raffenden, habenden, kalten, hitzigen, Hirn-, Haupt-, Fleisch-, Blut-, Mark- und markolischen Gicht, dem über alle Gichter und Gichtern, „in das wild Granit, daraus ihr gekommen seid, dahin sollt ihr wieder hingehen."[1]) Herzförmige Gichterzettel, die mit lateinischen Buchstaben beschrieben waren, hielt man früher unter ein Öllämpchen, um sie durch Berußen unleserlich zu machen, und legte sie dann unters Kopfkissen, in Gutach (Waldk.), während man in Neusatzeck (Bühl) eine „Gichtertafel" aufs Bett legte. Das heißt sogar der „Gichterglaube" in Meßkirch. Auch andere Gebete werden eingelegt in St. Peter, ein Gebetbüchlein, „der „Haussegen", in Stühlingen. Ein Gebetbuch oder die Bibel legt die Mutter, verläßt sie doch einmal das Zimmer, aufs Bett des Kindes in Niklashausen im Taubergrund. Ist ein kleines Kind „beschrauen", d. i. verhext, so muß man in Bruchsal, während dem Ave Marialäuten, Abends das Johannisevangelium beten und die Wände mit Weihwasser bespritzen. In Thiengen bei Freiburg legt man die Bibel

[1]) Vergl. Birlinger, Aus Schwaben 1,448. Wuttke, Deutscher Volksaberglaube § 229.

mit dem aufgeschlagenen Kapitel vom Gichtbrüchigen unter, in dem ebenfalls protestantischen Gersbach (Schopfh.) ein neues Testament oder ein Zettel mit dem Spruch: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden“ oder ein Bibelwort. In Unter-Prechthal wendet man Gichterkreuze und ein gedrucktes Johannes-evangelium an, in Tiefenhäusern (St. Blasien) Goffine's Erbauungs-buch. In Bernau Außerthal legt man ein mit einem „Zwifelstrich“, einem Pentagramm, gezeichnetes Eichenbrett unter das Kopfbett.

Und damit betreten wir ein ganz anderes Heilmittelgebiet. Denn das bisherige hat einen überwiegend scheinbar christlichen Charakter und ist fast durchweg auf das badische Oberland, insbesondere dessen südlichsten Teil, beschränkt. Man erkennt die Nachwirkungen der Benediktiner-abtei St. Blasien, z. B. aus den Benediktuspfennigen, und den stärkeren noch wirksamen Einfluß von Mariä Einsiedeln. Aber diese Mittel werden nun verbunden mit andren mehr weltlichen oder durch sie ersetzt, Mittel, die zum Teil aus der antiken Medizin, zum anderen wohl größeren Teil aus der altheimischen Heilkunst stammen. Dem kirchlichen Kreise noch nahe steht die Heilkraft des Eheringes. Man legt ihn in Heitersheim gegen die Gichter dem Kinde auf die Brust, in Gengenbach ebenfalls ihn oder auch das Hochzeitshalstuch der Mutter unter das Köpfchen, die Hochzeitsschürze in Lehen (Freib.) und Forchheim (Rast.) Im Föhrenthal (Freib.) und auch anderswo in Deutschland dient der Schurz dazu, den die Gotti bei der Taufe angehabt hat. In der Pfalz wickeln Pate oder Patin das an „Unkraut“ (Gichter) erkrankte Kind schnell in ihr Hemd. Dann stirbt es oder wird alsbald gesund. Früher wurden die Kinder in Dürrenbüchig (Bretten) in einen blauen Schurz gewickelt oder in Lauge getaucht. So muß in Thüringen das Thürschloß zum Schutz des Kindes gegen Hexen mit einem blauen Schürzenband gebunden werden. Auch legt man in Gutach Garn unter, das ein noch nicht sechsjähriges Kind gesponnen hat. Auch das Garnbeilegen verwarf bereits die Augsburger Hebammenanweisung von 1738 als Teufelsgaukelei. Gottesacker-erde vom Grabe, namentlich vom jüngsten, gilt in Marzell und Höhefeld (Werth.) für einen Gichterschutz. Im thüringischen Herda muß man in der Neujahrsnacht zwischen 11 und 12 Uhr nackt von den hölzernen Grabkreuzen Moos gegen die Gicht holen. In Lippertsreuthe (Ueberl.)

giebt man einer verstorbenen Wöchnerin in den Sarg eine Schere mit, die man wohl wieder ausgräbt, um Krampfringe daraus zu verfertigen. Wie man in Schwaben die Stirne des Kindes mit Kot bestrich gegen Neid und Zauberei, so trägt man in Marzell Mist von drei Misthöfen ganzer d. h. nicht verwitwet gewesener Eheleute unbeschrieen zusammen, um ihn unters Kopfkissen zu legen. Abenteuerlich erscheint es auch, wenn man, wie im Erzgebirge[1]), das Gesicht des Kindes mit einem ausgehobenen (oberen rechten) Fensterflügel in Oberbalbach und Berolzheim (Tauberb.) bedeckt. Ob die Kälte das Fieber mindern soll? Deutlicher ist jedenfalls diese Absicht, wenn das Kind, wie in Weilheim (Waldshut), unter die Brunnenröhre gelegt wird. Nach Schlatt bei Freiburg trug man vor etwa 50 Jahren sieche Kinder, die der Müller mit einem leider vergessenen Heilspruch dreimal durch das unter dem Bergli entspringende kalte Bächlein hin und her zog. Tiere und Pflanzen müssen auch helfen. Mauerasseln (Moore) wurden früher in Auggen bei Mülheim in ungerader Zahl in ein „Lümple" verpackt, dem Kinde gegen die Gichter unters Kissen gelegt, und in Reich heißen sie deswegen noch „Gsundtierle". Der Brauch ist auch wallonisch[2]) und beruht auf Sympathie: mit dem Absterben der Tiere vergeht die Krankheit des Kindes. In Schwaben und Bayern verwendet man sie gegen Keuchhusten und Fieber. Ebenso zieht die Taube die Kinderkrankheit an gleich dem Kreuzvogel (s. o.). Sie wird in Franken und so auch z. B. in Durlach mit ihrem Bürzel an den After des Kindes gehalten, dann stirbt sie bald und das Kind genest[3]). Anderswo in Auggen (Staufen), Schopfheim, Moos (Bühl) preßt man sie ans Herz. Die Turteltaube soll die meiste beruhigende Kraft besitzen. Diese sogen. „Taubenkur" hält selbst der berühmte Arzt Kußmaul für ein der Prüfung nicht unwertes sympathetisches Volksmittel. In Moos wurde auch wohl Pferdemilch eingegeben. Auch wird dem Kind von einem Mehl, das aus dem „Kehrbein" eines Schweines gemahlen ist, eine Messerspitze voll jeweils in die Milch gethan in Nußbach (Oberk.). In Marzell (Kandern) soll auch eine Aalhaut dem gichterkranken Kinde unter den Kopf gelegt werden, wie anderswo in Deutschland ein Aal gegen Fieber hilft.

[1]) Wuttke a. a. O. § 543. [2]) Monseur, Folklore Wallon Nr. 515.
[3]) Wuttke a. a. O. § 485.

Außer den Himmelfahrtsbirken, dem Palmbusch und den Kräuterweihkräutlein werden Blätter von der auf dem Dach wachsenden Hauswurz in Unterbühlerthal verwendet, was aber die Mission verboten hat, und drei einjährige Schößlinge vom schwarzen Johannisbeerstrauch in Föhrenthal (Freib.). Das Kind, das viel schreit und von bösen Leuten beschrieen ist, wird mit abgekochtem Wachtelweizen „Beschreikraut" abgewaschen in Ubstadt (Bruchs.) wie in Forchheim (Rast.), oder es wird ihm in Neusatzeck (Bühl) ein Thee daraus bereitet. Auch werden in Staufen bei Bonndorf Kränzchen aus den Blüten des „Katzendäbli" (Katzengamander?) oder „Baderli (Baldrian?) gemacht, am ersten Oktavtag ohne Wissen des Pfarrers unter das Altartuch geschoben und am letzten Oktavtag, dem alten Herrgottstag, wieder weggenommen und unter das Kopfkissen gelegt. Aber Viele halten das für unreligiös, darum seien schon viele mit solchen Kränzchen und Gnadenpfennigen behandelte Kinder von schrecklichen Krankheiten befallen worden. Die anderen Kinderkrankheiten werden noch vielerwärts auf ähnliche Weise behandelt. Gegen die „gfressig Hettich oder Gittig", (die „schwinend Sucht", franz. l'étique) die Schwindsucht, bindet man dem Kinde drei Morgen hinter einander ein lebendes Fischlein auf die Brust in Schwaningen (Bonndorf). Beim „Brauchen" gegen die Mundfäule, einen Ausschlag, spricht die Hebamme in Brehmen (Tauberb.): „Gott und die Jungfrau Maria gehn miteinand über Land, begegnen dem Thomas." „Thomas, Thomas, Thomas, warum so traurig?" „Warum soll ich nicht traurig sein, will mir ja mein Mund abfaulen! „Geh hin, nimm drei Donnerreben (Gundermann) und laß es in dem Mund umschweben. Im Namen †††." Beim Anwachsen, einer Rippenfellentzündung oder Atemnot, spricht die Hebamme: „Bauchgeschwulst und Anwachs, weich von den Rippen, gleichwie der Heiland wich von der Krippen. Im Namen †††." Ähnlich bespricht sie dieses Leiden im kleinen Wiesenthal, wobei sie bei Nennung der drei höchsten Namen je dreimal die Fingerspitzen gegen die drei Stubenecken schleudert. In Liedolsheim (Karlsr.) hebt man das „angewachsene" Kind unten um den Tischfuß herum und bestreicht es mit Schweinefett. Das Anschwellen und die Wundheit der Brüstchen des Kindes wird auch im Badischen dem Schrättele (Alb) zugeschrieben, der es ansaugt und drückt, oft so

stark, daß es abzehrt. Um jenes zu verscheuchen, legt man bei St. Blasien dem Kinde den eigenen Unrat auf die Brüste oder auch eine Sichel, eine Rute oder kreuzweis gelegte offene Messer, sogar Äxte in oder unter die Wiege. Eine alte Sense gebrauchte man früher auch dagegen in Thiengen (Freib.), früher auch in Öflingen (Säck.) den Geistlichen Schild, das Universalmittel. Aber in Staufen (Bonnd.) schützt auch ein unter das Kissen gelegtes Reis vom Palmen, und damit die Nahrung beim abgezehrten Kinde wieder anschlägt, muß in Wagensteig bei Freiburg die Mutter morgens nüchtern und unbeschrieen drei Almosen heischen und die daraus bereitete Suppe dem Kinde geben. Wunderlich behandelt man in Krenkingen (Bonnd.) die Kinderbräune mit „Anke", Butter, die, am Bartholomäustag ausgerührt, dem Kinde eingegeben wird. Denn dem heiligen Bartholomäus sei die Haut abgezogen, und mit ihr umherziehend, habe er bei den Bauern Anken erbettelt, um seine Schmerzen zu lindern. Gegen die Englische Krankheit wirft in Hilpertsau (Gernsbach) eine Sympathiedoktorin einen alten abgeschliffenen Groschen (!) in einen mit Wasser gefüllten Teller. Springt er heraus, so ist's die vermutete Krankheit; dann müssen verschiedene Gebete im Lauf von 10—20 Tagen verrichtet werden.

Der Hexenglaube schweift noch weiter aus, als es S. 36 f. geschildert ist: die Hexe schädigt nicht nur das Neugeborene durch Krankheit, sondern sie stiehlt es auch und legt dafür ihr eigenes in die Wiege. So meint noch manche über das garstige Aussehen ihres Cretins unglückliche Mutter. Schon der Badenser Grimmelshausen schildert in seinem „Vogelnest" die Wechselbälger oder Käulkröpf als ungestalte, dicke, kropfige Wesen, die viel schreien und fast nicht zu sättigen sind. So gilt noch ein verkümmertes, etwa vierzigjähriges Mädchen in Unterbalbach bei Mergentheim allgemein für einen Wechselbalg. Die Wöchnerin darf einem draußen Rufenden nicht antworten, in Berolzheim (Tauberbischofsheim), sonst könnte ihr Kind, während sie schläft, verwechselt werden. An Wechselbälge glaubt man auch noch hier und da in Rauenthal bei Kuppenheim (Rast.), um Bühl und in Ettlingen, wo sie „Wechselkum" (?) heißen. In Oberöwisheim (Bruchs.) und Münzesheim (Bretten) brennt beim Kinde bis zur Taufe ein Licht, damit es nicht ausgewechselt werde. Das von den

Hexen gestohlene Kind wird von diesen gerade so behandelt, wie der an dessen Stelle gelegte Balg von den Menschen. Man kann ihn vertreiben, wenn man ihn tüchtig durchprügelt und auf den Düngerhaufen wirft; dann wird sich am andern Morgen das rechte Kind an der gleichen Stelle finden. So in Ottenhöfen (Achern). Und nun erzählt man hier weiter die überall in Deutschland bekannte Geschichte von dem Verwunderungsrufe des Balgs. Um ihn nämlich zum Sprechen zu bringen, gab man ihm einen Korb voll Eierschalen zum Spielen (gewöhnlich sott man in Eierschalen Bier). Da rief es aus: „Ich bin jetzt schon so alt, wie der Dusener Wald, und der ist schon neunmal abgebrannt und wieder aufgewachsen, aber so viel Schüssele und Häfele habe ich noch nicht gesehn".

Einen schöneren menschlichen Sinn offenbart, beim plötzlichen Erkranken ihres Kindes, das Gelübde der Eltern in Maisenbach (Oppenau), ein anderes armes Kind vom Kopf bis zum Fuße neu zu kleiden.

Gegen die meisten dieser Heilmethoden läßt sich vieles einwenden, und man bedauert, daß namentlich gründlichere Waschungen des Kindes so selten vorgenommen werden. Während der Bauer fleißig mistet, den Pferden Schwänze und Füße und den Schweinen den ganzen Leib wäscht, bleibt seines Kindes Kindsbad an seinem Geburtstag, sein erstes Bad, oft auch sein letztes bis zu seinem Todestag.

Die Erziehung beginnt an der Wiege, die in der schon im 13. Jahrhundert üblichen Kufenform noch eifrig geschaukelt wird, zuweilen mittelst eines Zugstricks vom zweischläfrigen Bett in der Nebenkammer aus. Wenn sie leer ist, darf man sie nicht bewegen, weil der Säugling sonst unruhig wird oder Grimmen bekommt oder stirbt. In neuerer Zeit wird die Wiege, „d'Hottla oder d'Hottele", durch das Kinderwägelein verdrängt. Aber noch singt wohl die Mutter:

„Hotteli, schotteli,
„Wägeli stau,
„Hätti kei Kindli,
„Wäri kei Frau"

in Reichenbach (Offenb.). Man soll das Kind zum ersten Mal bei Vollmond in den Wagen oder die Wiege legen, aber nicht an einem Freitag oder Mittwoch. Vorher hat man zwei Sicheln übers Kreuz unter Anrufung der drei höchsten Namen unten in den Wagen hinein-

zulegen in Gutach. Eins der ersten Erziehungsmittel ist das **Wiegenlied**,[1]) das bald einschläfern, bald besänftigen oder bedrohen, bald heiter unterhalten soll, um das erste Lächeln zu erhaschen. Das fromme Schaf spielt darin eine Hauptrolle, so z. B. in dem von Brunnadern (Waldshut):

„Maidle, Maidle, schlof,
„Uf de Matte waide d'Schof,
„'s wiß isch mi und 's schwarz isch di,
„Wend schlofst, sind alli beidi di."

Und noch manch andere Schafweisen werden gesungen, wie in Elchesheim (Rast.) und zahlreichen andern Dörfern:

„Schlaf, Kindlein, schlaf,
„Im Garten stehn zwei Schaf,
„Ein schwarzes und ein weißes,
„Die wölle mein Kindlein beiße."

Beliebt ist auch im südlichen Schwarzwald:

„Ritte, ritte solle,
„In Basel stoht 'ne Chole (Rappen),
„In Rhifelde (Rheinfelden) stoht 'ne golde Hûs,
„'s schaue dri Jungfere drûs.
„Es hangt 'ne Engele an der Wand,
„Es hat 'ne Äpfle in der Hand.
„Es kommt 'ne Mûs und pickt ihm drûs,
„Es kommt 'ne Kue und luegt ihm zue,
„Es kommt 'ne Gaiß und laßt 'ne Sch . . ."

Und wie dies Lied, das in der Ferne die Wunder der Stadt und in der Nähe das fromme Bild des Hauses mit seiner Tierumgebung zeigt, mit einem idyllischen Geißenscherz endet, so schildert ein anderes gleichen Anfangs, das auch aus dem südlichen Schwarzwald stammt, eine Schlittenfahrt in den Himmel:

„Ritte, raite solle,
„Der lieb' Gott, Kindle, hol di
„Uf einem goldene Schlitteli,
„Das Väterle z'vorderst,
„Das Mütterle z'hinderst,
„Und's Kindle in die Mitte dri(n),
„So fahren mir mittenand in den Himmel nî."

---

[1]) Vgl. Herzog, Alemannisches Kinderbuch. Lahr 1885.

Dieses auch in der Schweiz, wie im fernen Mörs bekannte Lied, von dem ebenfalls im Spessart und in Nassau Varianten vorkommen, klingt vielleicht an die heidnischen Vorstellungen von dem goldnen Himmelswagen, dem Gestirn des großen Bären, in dem der ewige Fuhrmann fährt, oder von dem Schlitten, in dem die stürmische wilde Jagd dahersaust.[1]) Das Merkwürdigste sind aber jene drei Jungfrauen oder Mariele, die aus dem goldnen Haus schauen, denn nach einem anderen noch weiter verbreiteten Wiegenliede, das namentlich im Wiesenthale sehr beliebt ist, heißt es von ihnen:

„Ais (Eins) windet Side,
„'s ander schnätzlet Chride (schnitzt Kreide),
„'s dritt schnîdet Haberstrau,
„B'hüet mer Gott mî Chindli au."

oder

„'s dritt stôt an der Wand,
„Hett e Glöggli in der Hand,
„Wenn das Glöggli schlôt,
„So sî=mer (sind wir) alli dôd,
„Und wenn das Glöggli chlingled,
„So sî=mer alli im Himmel."

In Höchenschwand (St. Blasien):

„Wenn da Rogga rîfet,
„Wenn da Müller pfîfet,
„Wenn da Beck kai Brot me backt,
„Chunt (kommt) da Veter Jehli,
„Setzt üs ufa Stüali,
„Fahrt mit üs is (ins) Niederland.
„In Niederland stoht a Hus,
„'s luegat drei Jungfraua drûs.
„Die erst spinnt Sîda,
„Die zweit schnetzat Chrida,
„Die dritt machts heilig Thor uf.
„'s hangat a Engili a da Wand u. s. w. (S. 45.)"

Das sind die im deutschen Wiegenlied wohlbekannten altgermanischen Schicksalsfrauen, die drei Schwestern, im Spessart „Nunnen" genannt,[2]) die erste spinnt oder flicht, die zweite schnitzelt, die dritte schneidet

---

[1]) Vgl. Zeitschrift d. V. f. Volkskunde 4,59 f.
[2]) Vgl. Zeitschrift d. V. f. Volkskunde 4,54 ff.

das leere tote Haberstroh, das Sinnbild des Todes, oder läutet, etwas verkirchlicht, das Sterbeglöcklein, oder öffnet das heilige Thor. Diese drei Parzen glaubte das Volk nach dem Bischof Burkhard von Worms noch ums Jahr 1000 bei der Geburt eines Kindes anwesend und setzte ihnen Speis und Trank vor. Und noch um 1900 bittet die Schwarzwälderin Gott unbewußt, ihr Kind vor ihnen zu schützen.

Die Poesie bemächtigt sich aller Freuden des Kindes.

Hübsch werden die Finger des Kleinen selber als Spielzeug benutzt, in zweierlei Hauptformen eines Kinderreims, die z. B. in Ehrenstetten (Staufen) beide nebeneinander vorkommen, nämlich mit dem Daumen anfangend:

„Der isch ins Wasser g'falle,
„Der het en rûs zoge,
„Der het en heim trage,
„Der het en ins Bett legt,
„Und des klei Läsbüeble hets der Mutter g'seit"

und noch üblicher:

„Des isch dr Dumä,
„Der schüttelt Pflumä,
„Der hebt si uf,
„Der treit si hein,
„Und der klein Schelm frießt alli allein", oder:
„Un der klei Spitzbub saits daheim."

Im kirchlich gesinnten Ettenheim deutet man die einzelnen Teile des Kindergesichts:

„Des isch's Altärli (die Stirne),
„Des sind zwei Liechtli (die Augen),
„Des isches Meßgewand (die Backen),
„Und des isch e Glocke (die Nase),
„Bim bam bum"

und damit wird das Kind an der Nase gezupft.

Da die Kinder gern in ihren Spielen eine ernste Handlung der Erwachsenen nachahmen, so wird das Schaukeln auf den Knien der Mutter oder des Vaters zu einem Ritte und, z. B. in Ettenheim, von dem Reiterlied begleitet:

„Rite, rite Roß,
„Z'Basel steht e Schloß,
„Z'Molberg (Mahlberg) steht e Käppeli,
„D'Maidli trage Tschäppeli,

„D'Buebe trage Maie,
„Der Guller kummt ge kraie,
„Kikeriki, kikeriki!
„D'Supp zum Fier;
„Wemmer (wenn wir) au äſſe welle,
„Welle mer au bätte."

Oder im Elſenzthale:

„Hoß, hoß troß,
„Was koſch das Korn im Schloß?
„'s Simmre koſcht drei Batze,
„Mei(n) Büwele (Mädele) muß noch wachſe,
„Plumps liegts im Neckar drin'n."

Hoch werden ſeine Hände in die Höhe gehoben beim Bäckerlied in Ettenheim vor dem weitverbreiteten Liede:

„Bitſche, batſche Kuche,
„Der Bäcker hat gerufe,
„Wer will ſchene Kuche backe,
„Der muß habe ſibe Sache,
„Eier und Schmalz, Butter und Salz,
„Milch und Mehl, Safran macht de Kuche gäl."

Und wie's die Mutter mit dem Kinde, macht's bald ihr Töchterlein mit der Puppe, wenn es ſie tanzen läßt, und ſingt ihr Verslein dazu:

„Reie, reie roſe" u. ſ. w.

Aber auch die Mühen des Lebens werden dem Kinde durch die Poeſie erleichtert, ſo z. B. das Schuhanziehen mit dem Vers in Wiesloch:

„Schmid, Schmid, Schmid,
„Nemm dei Hämmerle mid;
„Wann du wit des Gäule b'ſchlage,
„Muſch dei Hämmerle bei dir hawe.
„Schmid, Schmid, Schmid,
„Nemm dei Hämmerle mid"

oder nach demſelben Anfang:

„Will em Gäule Eiſe ſchlage,
„Wie viel Nägel muß es hawe,
„Einn, zwei, drei;
„Haw'en eins zuviel gſchlage,
„Mußen wider raus grawe,
„Gruwele, gruwele"

und nun beginnt das Krabbeln an der kitzligen Fußsohle. Beim Breireichen redet man dem unlustigen Kinde um Bühl zu:

„Nani popeia,
„D'r Pappe isch guet,
„Wenn ma brav Honig
„Un Zucker dra tuet,"

oder um Kehl zur Suppe:

„Nina bubbele,
„Koch em Kind a Subbele,
„Rühr em a a Gagele nei,
„Daß es kann zufriede sei,"

und wenn man ihm in Ettenheim etwas zu essen schenkt:

„Viel Bröseli legen e Äderli."

Hat sich das Kind weh gethan, so haucht die Mutter die schmerzende Stelle in Strittmatt (Säck.) mit den durch das ganze Land üblichen Worten an:

„Heile, heile, Sege,
„'s Kätzle hockt unter de Stege,
„Wenn's Kätzle wieder füre chunt (kommt),
„Isch des Büeble wieder g'sund."

Ähnlich in Hettingen (Buchen). Oder in Wiesloch:

„Heile, heile, Sege,
„Drei Tage Rege,
„Drei Tage Schnee,
„'s thut em Büwle nimme weh."

oder:

„Dreiblättrig Kraut,
„Heil mer mei Haut,
„Still mer mei Blut,
„Daß mers nimme weh tut."

Bemerkenswert heißt es in Ettenheim, wenn ein Kind blutet: „D' Seel lauft fort."

Nabelbruch heilt man in Hettingen (Buchen), außer durch Knabenkraut, dadurch, daß man einen hölzernen Eggennagel an dem Ort, wo er unberufen gefunden wurde, mit drei Schlägen ganz in den Boden einschlägt mit dem Spruch:

„Do schlag i den Eichnagel nein,
„Sou gehit dem Kinde sa Nabel nein."

Die zuerst gewachsenen Fingernägel schneidet die Mutter nicht gern, sondern beißt sie ab; denn sonst wird das Kind diebisch,[1] nach gemeindeutschem Glauben; stehlen lernt es in Bleibach (Waldk.) auch, wenn ihm vor Ablauf des ersten Jahrs das Haar geschnitten wird. In Föhrenthal (Freib.) werden die Kinder darnach rauh. Am Tage der durch ihr reiches Haar berühmten Magdalena, den 22. August, kürzt man in Tiefenbach (Eppingen) und Obereschach (Villingen) kleinen Mädchen etwas die Zöpfe, damit sie recht stark werden. Knaben werden die Haare in Gutach gern am Vollmond, an andern Orten lieber bei neuem oder zunehmendem Mond geschnitten. Hettinger Kinder, die sich nicht kämmen lassen wollen, werden von Läusen an einem aus Haaren geflochtenen Seil in den „Wildewåld“ gezogen. Legt man in Oberbalbach (Tauberb.) im Freien gefundene Wolle unter ein Bettkissen, so zahnt das Kind leicht. In Durlach auch, wenn man es auf ein Ei beißen läßt, das dann gebacken vom Kinde verzehrt wird, oder wenn es Ungeziefer ißt. Um Durlach hängt man ihm auch mit derselben Absicht unbeschrieen ein Fledermausherz an oder in Hardheim (Buchen) den von einem Mann einer lebenden Maus abgebissenen Kopf, wie in Schwaben, oder wie im Elsaß, die einem lebenden Maulwurf abgebissene Pfote. In Nußbach wird ihm ein eingenähtes Beinchen der Weinbergschnecke angehängt. Wenn ihm ein Zahn beim Wechsel früh wieder ausfällt, wirft ihn die Mutter unter die Bettstatt oder in ein Mauseloch, oder sie schluckt ihn gar selber hinunter, wie die Spreewälderin und die Schlesierin,[2] damit es kein Zahnweh bekomme. Ist ein Zahn ausgezogen, muß man ihn in Eigeltingen (Stockach) rückwärts zum Fenster hinauswerfen mit den Worten:

„Misli, Misli, se (so) hescht en Zah,
„Gimer (gieb mir) wieder en andre dra!“

In Hettingen (Buchen) muß das Kind schon in den ersten sechs Wochen nach seiner Geburt hinausgetragen werden, sonst gewöhnt es sich später nirgends in der Fremde. Daß die Kinder in den ersten

[1]) Vgl. Frazer, Golden Bough 1,199.

[2]) Vgl. Ploß, Das Kind in Brauch und Glauben 2,226. Lammert, Volksmedizin in Bayern S. 128. Grohmann, Aberglaube aus Böhmen 1,111.

vier Wochen viel lachen, sieht man in Lippertsreuthe bei Überlingen nicht gern: „sie lachen in den Himmel“ d. h. sie sterben bald. Man darf ein Kind in Hettingen nicht „Krott“ nennen, auch nicht mit Weidenruten oder wenn's am Boden liegt, schlagen, auch ihm kein Schweinschwänzchen zu essen geben, sonst wächst es nicht mehr. Noch steckt aber in jedem Haus von Haslach a. d. Kinzig sowie in Ettenheim hinter dem Spiegel oder dem Kachelofen die Rute, die Hansjakob die erste Instanz des Vaters und das Szepter der Mutter nennt, während die Haselgerte die zweite sei, des Vaters kategorischer Imperativ, zuweilen die schlanke, nicht zu dicke, geweihte, mit der die Jugend den Palmen zum Palmsonntag geschmückt hat. Reicht man Kinder oder steigen sie selber zum Fenster hinaus, so werden sie in Hettingen diebisch; läßt man sie in den Spiegel sehen, ihnen Kleider anmessen oder anprobieren, so werden sie hoffärtig. Man läßt sie unter einem Jahr nicht unter den Regen kommen, denn, wo sie Tropfen treffen, entstehen überall Sommersprossen. Man lehrt es bald gehen (laufen), wenn man es an den letzen drei Freitagen seines ersten Lebensjahres auf einem und demselben Dielenbrett auf und abführt, so lange es 11 Uhr läutet. In Zähringen (Freib.) führt man sie Sonntags während der Wandlung über einen Spalt des Stubenbodens und spricht dabei die drei höchsten Namen. In Bonndorf bei Überlingen verfährt man ähnlich wie in Hettingen, oder man stellt das Kind am Frohnleichnamsfest nach dem Umgang auf die Stelle eines Altärchens, wo beim Segen das Allerheiligste gestanden hat. Ähnlich in Griesbach bei Altsimonswald. Es ist, als ob die kirchliche Wandlung oder Prozession das Kind zum Gehen mit sich fortreißen, oder die Hin- und Herbewegung auf dem engen festen Hausgebiet den Gang sichern sollte. Man darf in Hettingen die Kinder nicht kitzeln, weil sie sonst stottern; in Diedelsheim (Bretten) giebt man ihnen Regenwasser zu trinken, damit sie besser sprechen lernen. Nach dem Nachtläuten holt der „Nachtkrab“ (Nachtrabe) in Hettingen die Kinder von der Straße. In Ettenheim stieben diese beim Geläut mitten aus dem Spiel auseinander und geben sich die „Nachttäsche“, einen leichten Schlag auf Schulter oder Rücken. Man scheucht an der Tauber die Kinder mit den Wasserweiblein vom Wasser weg. Aber die Kinder tanzen am Ufer herum und rufen: „Wasserfrale,

Wasserfrale, zieh mi nei die Tauber". Unartigen droht man in Ettenheim: „Der Ruppelz kommt!" Geht das Kind ungewaschen ohne sein Morgengebet aus, so haben die Hexen Gewalt darüber, sowie man in vielen katholischen Dörfern es nicht ohne Besprengung mit Weihwasser hinausläßt. Geht es in Hettingen rückwärts, so macht es des Teufels Bett, geht es diese Strecke wieder vorwärts, so „verrüst" es dasselbe wieder (bringt es in Unordnung). Wer sich am Tischtuch trocknet, bekommt Dörren, wer an den heißen Ofen spuckt, einen Grindmund. Pfeifen Mädchen, so lacht nach süddeutschem Glauben der Teufel und die Muttergottes weint. Sperrt ein Ettenheimer Kind den Mund auf, so sagt man „'s krieche der Grotte ni", es kriechen dir Kröten hinein und, will's sich nicht kämmen lassen: „Wart, d'Lüs (Läuse) schleife die in Wald use." „I will der d'Großmutter zeigen", ruft man, indem man in Ettenheim das Kind an den Kopfseiten, zwischen die Hände gepreßt, emporhebt, was in Bremen heißt „de Bremer Göse wisen." Hat ein Kind ein andres verschwärzt, so beruhigt man dieses mit: „'s muß heißi Supp esse und barfueß in's Bett lige." Stellt man dort ein Kind an, auf die Milch über'm Feuer acht zu geben, „d'Milch hüete, daß sie nit furtgeht", so sagt die Mutter: „Wenn d' Milch furtrennt, machsch d' Kuchithür zue"! Man darf dem Kinde in Hettingen nicht das Kleid am Leibe nähen. Wühlt sich ein Kind in Groß-Schönach stark mit dem Kopf ins Kissen, so macht es sich ein Grab und muß bald sterben.

In vielen Gegenden reden noch die Kinder ihre Eltern mit „Ihr" an, z. B. droben im Kinzigthal, aber auch um Freiburg, in Sexau, Kirchzarten. Ob dieser Pluralis majestaticus auch mehr Achtung und Gehorsam den Eltern gegenüber bewirkt? Das „Ihren" macht aber Halt vor dem Geistlichen, den man nur „siezen" darf. Kein Kind ging vor 50 Jahren aus dem Haus eines katholischen Dorfes ohne Besprengung mit Weihwasser und ohne lautes von Mutter und Kindern gesprochenes Morgengebet. Von den Kindergebeten sind besonders beliebt noch das alte zu den 14 Engeln und das zu St. Veit. Zu diesem betet der Bettnässer, indem er mit dem großen Zeh drei Kreuzzeichen im Bett macht, um zu einer bestimmten Stunde aufzuwachen. Im elsässischen Oberlarg lautet das Gebet und fast ebenso im Kanton Zug:

„Heiliger Sant Vit,
„V'rweck mi in d'r Zit!
„Nit z'frieg un nit z'spôt,
„V'rweck mi, wenn's (fünfe) schlôt.

Hilft der heilige Vit nicht, so bedroht der heilige Nikolaus am Klausenabend das leidende Kind in den Schweighöfen bei St. Märgen. Auch wird in Ettenheim gegen das Bettnässen der Bettzaierlesegen gesprochen, der in Albertus Magnus' Egyptischen Geheimnissen zu finden ist.

II. Die Jugend.

Das Kind entwischt in der Regel möglichst bald der Stube und läuft in den Hof und Garten, zu den Tieren und Blumen, am liebsten auf die Straße, zu den Nachbarskindern, als ob es das Lebenselement der Jugend witterte, das Spiel. Im Freien und unter Altersgenossen entfaltet es eine viel freiere und selbständigere Spielweise als in der Kinderstube. Das Mädchenspiel bewegt sich allerdings noch vielfach nach Rhythmus und Takt, Melodie und Poesie, in den kindlichen Bahnen, doch auch in diesem, wie z. B. in den beliebten Reigenspielen, den „Ringeltänzen", tritt die eigene rhythmische Körperbewegung immer stärker hervor. Neben dem gebundenen Reigenspiel rührt sich das ungebundenere Laufspiel, dem vorzugsweise die Knaben ergeben sind, zumal wenn es mit der Bethätigung ihrer thatendurstigen Arme, mit dem Wurfspiel, verknüpft ist. Im Reigenspiel ist meistens die Bewegung Selbstzweck, die Haupttriebkraft der anderen Spiele ist der Wetteifer, die Sportslust. In beiden aber zeigt sich oft ein dramatisches Bestreben: eine Geschichte oder eine Handlung von Tieren oder erwachsenen märchenhaften oder wirklichen Menschen wird darin ernst oder humoristisch dargestellt, oder man sucht nur, gleichsam im Gegensatz dazu, irgend einen Gewinn dadurch zu erzielen. Wird noch, wie es bei manchen Spielen geschieht, vorher ein versmäßiges Abzählen der Teilnehmer vorgenommen, so entsteht ein kleines, zwar sehr lockeres dramatisches Kunstwerk, das in zwei oder mehr Akten verläuft.

Aber viele Spiele sind nur Äußerungen der Kraft und Gewandtheit oder auch des bloßen Übermuts, wie sie von den elementarischen und den Pflanzen- und Tiererscheinungen in der Natur hervorgelockt werden. Derart sind die Jahreszeitspiele. Der Winter hat z. B. in Ettenheim sein „Schludere", Schleifen, „Schlitte- und Schlittschuh-

fahre", „Hure", Schleifen in hockender Stellung und „Schneeballes". Bald nach Neujahr beginnt das Spiel mit „Schussern", Marmeln und, wo sie fehlen, spielt man „Knöpferlis" oder „Steinerlis" mit Hosenknöpfen oder Kieseln. Im Frühling folgt, aber nicht allgemein, das Klappern mit kleinen Handbrettchen, das wohl ursprünglich die bösen Wintergeister verscheuchen sollte, wie das Peitschenknallen der Erwachsenen und manche andere lärmende Maßregeln, wie sie in den Frühlingsbräuchen, im Winter- und Sommerspiel, getroffen werden (s. unten). Das Ballspiel erfordert schon trockneren Boden, wie das Seilhüpfen der Mädchen, das Kreisel- und das Reifentreiben der Knaben. Topfknaben d. h. Kreiselknaben erwähnen schon die Minnesänger, der Brummkreisel heißt in Ettenheim die „Habergeiß". Warmer Regen belebt Alles, der Saft steigt wieder in die erstorbenen Pflanzen, und eine neue Tierwelt erwacht.

Beginnt es zu regnen, so springen in Lauda (Tauberb.) die Kinder auf die Straße und singen:

„Reche (Regen), Reche, Tropfe,
„Alti Weiwer hopfe,
„Hopfe in de Brunnestä (Brunnenstein),
„Kumme nimmi truckit (trocken) ham."

Mit Vorliebe springen sie in den Mairegen; denn der macht sie groß. Das Pfeifenklopfen, das „Pfifli-, Paebe- und das Holderbürenmachen" wird begleitet von einer förmlichen bald zuredenden, bald drohenden Unterhaltung mit dem Weiden- oder Holunderzweig, wie zahlreiche Bastlösereime beweisen.

Und nun erst das Spiel mit den Tieren, die im Lenz erscheinen. In Ettenheim wird der über das Dorf fliegende Storch begrüßt mit dem Verse:

„Stork, Stork, Schnibelschnabel,
„Ruke, ruke, reife,
„Wart i will die lehre beife,
„Hit (heute) oder morn,
„Waise (Weizen) oder Korn,
„Flieg über's Becke Hus,
„Hol' zwei Wecke rus,
„Mir ein, Dir ein
„Und de boesi Buebe (Meitli) kein!"

Das „Hergottschkäfferle“ das Sonnenküchlein, bringt in Hettingen dem, zu dem es kriecht, Glück. Man darf es nicht töten, sondern man bittet es im Elsenzthale, wie soeben den Storch in Ettenheim, in des Bäckers Haus zu fliegen und Wecken zu holen, dem lieben Herrgott eine ganze Wanne voll.

Die Schnecke wird z. B. in Ettenheim angesungen:

„Schneck, Schneck, streck d'Hörner us,
„Oder i wirf dir e Stein ufs Hus.
oder: „Oder i wirf di über Hecke un Dörner nus.“

Das durch ganz Deutschland bekannte Maikäferlied vom Vater, der im Krieg, und von der Mutter, die im abgebrannten Pommernland ist, wird nach der Örtlichkeit etwas abgewandelt, z. B. in Elchesheim (Rastatt):

„Maikäfer, flieg,
„Flieg ins unner Ried (die Gegend bei Plittersdorf),
„'s unner Ried isch abgebrannt,
„Hat deiner Mutter 's Bett verbrannt!“

Der Rabe wird verscheucht in Ettenheim:

„Krabb, Krabb, 's Hüsli brennt.
„D' Junge sin verlore!“

der Hühnerweih in Eschach (Bonndorf):

„Herlibey, du rote Vogel,
„Hesch mir sieben Hähli (Hühnchen) g'stohle,
„Die Junge mit den alte.
„I will dir d'Kopf verspalte.
„'s Nest brennt, 's Nest brennt!“

Ob sich dieses Schrecklied wie in Siebenbürgen, in Mähren und in der Eifel in ein wirkliches Spiel verwandelt? In Mecklenburg hielten die Gänsehirten früher ihr Taschenmesser mit der Schneide nach oben und riefen:

„Oll Wih, oll Wih, oll Hex,
„Fleech oewer dit scharp Metz (Messer),
„Dat Bloot, dat sall di rullen
„Up vieruntwintig Stunn!“ [1]

Wie all dieses Getier lassen die Kinder auch einen durchs Dorf fahrenden Wagen nicht ungeschoren. Man ruft ihm nach: „Halt,

[1]) Wossidlo, Mecklenburg. Volksüberlieferungen 2, 151.

Bauer, euer Rad geht 'rum!" und wenn sich eins hinten angehängt hat, so schreien die andern:

„'s hängt eber (Jemand) hinner dra (n),
„Hot a (ein) ver . . . . . Hem (Hemd) a (n)!"

An diese Sommerspiele, die durch Wald- und Feldstreifen nach Vogelnestern, Reisig und Beeren und durch bereits ernstere Feldarbeiten, wie das Führen des Pfluggespannes, das „Mennen", vor Allem aber durch die Hirtenthätigkeit unterbrochen werden, folgen die Herbstspiele mit ihren Papierdrachen. Im Herbst, wo es viele Nüsse giebt, heben auch die Wurfspiele des Frühlings wieder an. Man hat die Heckli d. h. Häufchen von 4 Nüssen mit einer großen Nuß, dem „Böhler", umzuwerfen. Und so kommt der Winter.

Viele Spiele werden eingeleitet durch das Abzählen der Teilnehmer, das meistens in einigen Reimen drolligen oder abenteuerlichen Inhalts verläuft und die Rollen verteilt. Diese Reime lauten: z. B. in Förch (Rast.):

„Eins, zwei Papegei,
„3, 4, Offezier,
„5, 6, alte Hex,
„7, 8, Bettlad kracht,
„9, 10, Bodensee,
„11, 12, Apfelschmelz,
„13, 14, süße Nuß,
„Ich bin hinn und du bisch duß!"

Die zahllosen Varianten gehören nicht hieher.

Vor manchem Knabenspiel, z. B. dem Schlagballspiel, bei dem es sehr auf eine gerechte Verteilung der teilnehmenden Kräfte ankommt, ist die Auslosung derselben streng und eigentümlich geregelt.

Eine Menge zum Teil gruppen- und scenenreicher Spiele hat sich sowohl im Unterland, wie Oberland bis heute erhalten, obgleich schon viele abgegangen sind. Schon die bloßen Namen deuten den Reichtum an. In Horheim (Waldsh.) z. B. spielt man die Mädchenspiele: „Lumbus"; „Hans got is Nochbrshus"; „Fleißig oder faul"; „Frau Bäckerin"; „Kinderverkaufen"; „Rot (rate), i weller Hand hani (habe ich) de Stei (n)?" „Beck, Beck, 's Brot isch ve(r)brennt!" „Wer hat das Buch zerrissen?" „Im Sommer", „Es steigt ein Büblein auf den Baum"; „Geler, blauer Fingerhut"; „Huria Viktoria"; und die Knabenspiele:

„König und Kaiser“; „Rößleballen“; „Fuchs, Fuchs“; „Hagenschwanzen“; „Nachtkaplo“ (kapellan) hät Farb verlora“; „Stockanschlagen“; „Gückel (Hahn) und Wecklebuab“; „Tuchanzünden“; „Mutter, darf ich gehn baden?“; „Schüerballen“; „Kettenziehen“; „Stecklein stecken“; „Vöglein angeln“; „Farben angeben.“ Dazu sind neuerdings hinzugekommen: „Fuchs aus dem Loch“; „Fuchs geht rum“; „Katz und Maus“; „Hasch, hasch“; „Dritter Abschlag“ und „Sautreiben.“ In Förch (Rast.) spielt man außer mehreren Ringeltänzen: „Es kommt ein Herr mit ein Pantoffel“; „Dreimal rum das Kätzchen“; „Fangismachen“; „Drei eiserne Stangen“; „Eckedickeck“; „Steckles“; „Urbärles“; „Blümles“; „Isefahre“; „Elles“; „Kutterballes“; „Fuchs aus der Höhle“; „Wässele, Wässele“ und „Bierle, Bierle, Biks.“

Die Reigenspiele sind in der Regel von Liedern begleitet, in denen, wie in den Wiegenliedern, noch hie und da ältere märchenhafte Anschauung durchbricht. So bilden die Kinder in Förch (Rast.) und zahllosen anderen badischen, wie deutschen Orten einen Kreis, in dessen Mitte mit emporgehobenem Oberkleid eins auf dem Boden kniet. Ein anderes läuft außen herum und fragt: „Wer sitzt in diesem Türmelein?“ worauf die andern antworten: „Des Königs, Königs Töchterlein.“ Jenes fragt weiter: „Was ißt sie gern, was trinkt sie gern?“ Die andern antworten: „Champagnerwein und Zuckerbrot!“ „Darf man sie auch beschauen?“ Das kniende Mädchen zudeckend, sagen die andern: „Nein, nein, der Turm ist gar zu hoch!“ Dann wird jedem die Hand vom Kleide weggeschlagen, und das Spiel ist aus. Der bekannteste und einfachste Ringeltanz wird begleitet von dem Liede:

„Blauer, blauer Fingerhut,
„Mädchen, die geht gar nit gut,
„Mädchen, du mußt tanzen
„In dem grünen Kranzen,
„Mädchen, du mußt stille steh'n
„Und dreimal rum dich dreh'n!“

Der jugendliche Spieltrieb dramatisirt auch balladenartige Lieder der Erwachsenen z. B. in einem der beliebtesten Mädchenspiele: „Die Anna saß auf einem Stein.“ Das durch ganz Deutschland verbreitete

Brückenspiel kennt auch die badische Jugend. Zwei Kinder, die sich bei den Händen fassen, bilden mit ihren hochgehaltenen Armen eine Brücke oder einen Pfortenbogen, unter dem die anderen, sich hintereinander festhaltend und gebückt, hindurchschlüpfen, das letzte aber durch die beiden Pförtner gefangen wird. Das ist die Goldne Brücke in Immeneich (St. Blasien), die in Horheim (Waldsh.) König und Kaiser heißt.

Die Laufspiele entwickeln sich leicht zu Fang-, Hasche-, Jagd- und Räuberspielen, wobei das Greifen und Schlagen und die Zufluchts- oder Freistätten oft seltsam bezeichnet werden und schwer deutbare Freirufe erklingen.

Von Schleswigholstein bis ins Elsaß wird ein Hinkspiel getrieben, in Baden „Glockespiel" oder „Hopsiglock" genannt, indem man in eins der Felder eines in den Sand gezeichneten Grundrisses und darnach in die andern einen flachen Stein wirft, den man hinkend mit dem „hopsenden" Fuße wieder hinausstoßen muß, ohne auf die Striche der Zeichnung zu treten. In Ettenheim heißen einzelne Felder Laterne, Herz, Ruhe und Himmel.

Mit dem Laufspiel sind manche Wurfspiele eng verbunden. Doch bestehen die einfacheren ohne solche Verbindung z. B. das Werfen von flachen Steinchen und Scherben übers Wasser, daß sie mehrmals über dessen Fläche hinhüpfen, ehe sie versinken. Dafür giebt's in Deutschland, in Österreich und der Schweiz[1]) zahllose, zum Teil höchst eigentümliche Ausdrücke; im badischen Oberlande heißt es „Schlänglis werfen."

Wichtiger sind übrigens die Ballspiele, namentlich das Schlagballspiel der Knaben. Die Knaben stellen sich in Horheim (Waldsh.) je zwei hinter einander in einen Kreis, die hinteren (Ritter) setzen sich auf die vorderen (Rosse). Die Ritter werfen einander einen Ball zu. Fängt der andere ihn nicht, so müssen alle Ritter davon springen. Ein Roß hebt den Ball auf und wirft nach einem Ritter. Trifft es einen, so werden die Rosse Ritter u. s. w. Das ist das „Rössleballen".

Die „Heugeiß" war bei Freiburg ursprünglich ein fröhliches Wiesenspiel im Frühling oder auch im Herbst, das aber wohl jetzt schon aufgegeben ist. Es giebt den Schlußakt der Mäharbeit der Erwachsenen

---

[1]) Staub, Brot S. 105. Frommann, Deutsche Mundarten 5, 149.

eigentümlich wieder (s. Kap. 5.). „Die Geiß werfen“ ist ebenfalls in Thüringen, „Häkel die Geiß“ in Hessen als ein Wiesen- oder Feldspiel bekannt, das schon von Fischart[1]) erwähnt wird und auf bajuvarischem Gebiet „Habergeiß“ oder „Halmbock“ heißt. Ähnlich ahmen die Tiroler Kinderspiele: das Sau-, Bären- und Hutzetreiben, das schweizerische Grubenschießen, das schlesische Grübelball, das niederösterreichische Kindlingsspiel den Fang und Tod der Roggensau nach.[2]) In Thiengen bei Freiburg wurde oder wird im Frühjahr eine Anzahl „Spieker,“ kurzer spitzer Stäbe, kreuzweise in den weichen Wiesenboden geworfen und dahinter ein mit drei Beinen versehenes Aststück, die Geiß, in den Boden gesteckt. Zwei Parteien warfen dagegen, bis der siegende Teil, der die „Geiß“ umgeworfen hatte, davon sprang und von dem besiegten eingeholt und auf dem Rücken zurückgetragen werden mußte. In den benachbarten Dörfern Schlatt und Norsingen schützte die eine Partei die Geiß durch jenen Zaun, den die anderen mit ihren Stäben umzuwerfen suchte. So ahmte die Jugend das Wettmähen der Schnitter nach. Denn nach alter Anschauung läuft eine dämonische Geiß durch das wogende Gras, die bei dessen Niedermähen immer lahmer wird, ja das eine Bein verliert, dreibeinig wird und schließlich im letzten Büschel getroffen und getötet wird. So stellen die Schnitter am Schluß der Ernte oder des Ausdrusches eine dreibeinige Habergeiß auf, die der letzte bekommt, und noch in Schottland heißt das letzte Ährenbund „die lahme Geiß“.[3]) Stärker umgestaltet ist das mir nicht ganz klare Pfullendorfer „Mäggeleschlagen“, wobei unter Mäggele, das doch wohl zum vorarlbergischen „mäggela“, meckern, gehört, auch die meckernde Geiß zu verstehen ist. Ein Stab wird in die Luft geschlagen und der Sieger vom Besiegten auf dem Rücken zurückgetragen. Ein anderes Spiel, das „Messerlesurren“, spielten früher die Bonndorfer Kinder. Unter Surren schnitt jedes mit einem Messer Rasen aus, so lange es in einem Atem geschehen konnte. Wer am meisten ausgeschnitten hatte, warf sie den Andern nach.

Auch das „Hurnausspiel“, im Elsaß und in der Schweiz Hornig-

---

[1]) Witzschel, Sagen aus Thüringen 2,200. Mannhardt, Wald und Feldkulte 2,162 ff.

[2]) Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol. Festschrift 1894 S. 243 ff.

[3]) Mannhardt a. a. O. 2, 169. 165.

geln, Hornussen, eine Art Lawntennis, wurde in der Baar vor dem ersten Mai, aber mehr von Erwachsenen gespielt. Dabei wurde eine hölzerne Scheibe hin- und hergeschlagen, daß sie brummend wie eine Hornisse durch die Luft flog. Außerdem wurde die „lange Bruck“, ein Bockspringen, und das „Reitereckspiel“, wiederum ein Ballspiel, getrieben.[1])

Aber die Jugend ist nun auch am öffentlichen Leben, soweit es in den Festfeiern sich abspielt, lebhaft beteiligt. Manche Feste sind ausschließlich oder fast ausschließlich Kinderfeste, in denen die Jugend entweder eine mehr passive Rolle spielt, wie im St. Niklaus- und Weihnachtsfest, oder aktiv hervortritt, wie in den Frühlingsfesten, in denen dann oft die Mädchen bescheiden hinter den Knaben zurückstehen.

Das größte Kinderfest ist noch immer wohl der Mehrzahl der badischen Jugend das St. Nikolausfest, an dem, wie schon S. 32 bemerkt, die Paten so freundlichen Anteil nehmen. Der Heilige stellt sich in Rothweil, Grunern und Krotzingen, wenn auch nicht in jedem Hause, als Bischof dar. In Wolfach schnitzen sich die Kinder schon 2—3 Wochen vorher ein vierkantiges Stäbchen, das „Klausenhölzle“, das Kerbholz, worauf sie täglich die Zahl der gebeteten Vaterunser getreulich einschneiden. Am Vorabend des Klaustags wird das Hölzle vor die Hausthür gelegt. Nikolaus riecht dann daran und erfährt dadurch, ob die Kinder auch wirklich so viele Vaterunser gebetet haben, als Einschnitte gemacht sind. Dann tritt er oft selbst mit seiner Bischofsmütze und Rute oder seinem Stabe ein, prüft in Religion, legt je nach dem Ausfall der Prüfung Geschenke ein und scheidet mit der Mahnung zum Gehorsam. Auch in Klein-Laufenburg erscheint er in weißem Gewande und mit weißem Barte, eine Krone auf dem Haupt. Ihn begleitet manchmal der schwarze „Rubelz“ mit einer langen eisernen Kette, an die er die bösen Buben anketten soll. In Unterlenzkirch, wo er gleichfalls weißbärtig mit einer Glocke, einem Sack voll Äpfel u. s. w. und einer Rute ins Haus kommt, teilt er nach der Prüfung Geschenke oder Schläge aus. Das Klausenholz wird vor dem Zubettgehn neben eine Schüssel, in die er Nachts seine Gaben trägt, auf den Tisch gelegt. Hat das Kind mehr Schnitte gemacht

[1]) Vgl. Frommann, Deutsche Mundarten 4, 7. 9. Jer. Gotthelf, Uli der Knecht Cap. 6.

als Vaterunser gebetet, so macht der Heilige das Holz in der Nacht schwarz. Ähnlich bei Überlingen. Überhaupt kehrt das Klausen- oder Betholz (in Grunern und Menzingen), das Sametchlaushölzli (in Unteralpfen) durch das ganze Land wieder. Weil St. Niklaus oft mit einem Esel, der die Gaben trägt, kommt, wie in Holland auf einem Pferd, so wird in Buchholz (Waldk.) Hafer und Roßmist vors Haus gebracht, damit der abhanden gekommene Hafer und der zurückgebliebene Mist beweisen, daß der Esel wirklich vor der Thür war. In Achdorf (Bonnd.) setzen sie sogar zum Heu Branntwein vors Fenster, in Berau (Bonnd.) zu einem Becken ein Gläschen „Hung" (Honig) und ein Gläschen Schnaps. Nach dem Glauben in Unteralpfen (Waldsh.) hat er einen Glaspalast im Bodensee und spricht mit den Eltern auf dem Markt in Waldshut, wo die Marktleute in seine „Wanne" Geld werfen. In Hugstetten (Freib.) wohnt St. Nikolaus auf dem Kirchturm und reitet, durch den Hausvater dargestellt, in Aschentuch eingehüllt auf dem Knecht herein, der auf allen Vieren kriechend den Esel macht. Der Pickesel in Mietersheim (Lahr) aber ist ein schwarzer, vermummter Mann, der zum Nikolaustage mit dem gekrönten oder bekränzten Christkind umgeht. Dann sagen die Kinder:

„Ehre sei Gott in der Höhe!"

In Oeflingen (Säck.) begleitete vor dem Siege des Christbaums den Heiligen außer dem Esel noch ein Büttel. Gewöhnlich hat sich aber der Heilige in einen oft schellenrasselnden Pelznickel oder Pelzbuob (Boizebue) oder Benzenickel d. h. in einen vermummten wilden Mann verwandelt, von Tegernau im Kl.-Wiesenthal über Hornberg bis ins Unterland und fränkische Bauland hinein, oder in einen Rupelz, z. B. im Kaiserstuhl, im Unter-Bühlerthal, in Ober-Harmersbach, oder in einen Knecht Ruprecht in Todtmoos, in Bernau (St. Blasien), oder in einen ebenso weit, von Konstanz und Villingen über Gutach bis ins Unterland verbreiteten Pelzmärte oder Belzmörde (d. h. Pelzmartin), wie denn überhaupt das Martins- und das Nikolausgabenfest an manchen Orten Deutschlands verschmolzen und beide dem Christfest unterlegen sind. So erging es auch den Martins- und Nikolausschmäusen und andern Bräuchen, die auf Weihnachten, bezw. den Stephanstag verlegt wurden. Darum gehen denn auch wohl

St. Nikolaus und der Pelzmärte vereint durch die Dörfer wie in Villingen und ebenso das Christkindle und der Pelznickel oder Pelzmärte wie in Hornberg, in Rastatt, Berolzheim (Tauberb.) oder St. Nikolaus und der Knecht Ruprecht wie in Konstanz.

St. Nikolaus, mag er nun allein oder mit einem solchen halb schreckhaften, halb komischen Geleitsmann kommen, hat an manchen Orten viel von seinem alten Respekt eingebüßt. Denn die Kinder rufen ihm zu:

„Santi Klaus, Butterfiddele,
„Loos mer au än Öpfel ligä!
oder: „Santi Klaus, i bitt di,
„Stiehl mer au e Ditti (Puppe),
„Aber eis, wo Bäbele heißt,
„Sunscht willi gar ä keis."

Dann tritt er herein mit den Worten:

„Ich tret herein mit meinem Stab,
„Will schauen, ob ich brave Kinder hab.
„Sind sie brav oder nit?
„Rugpelz, kumm und nimm sie mit."

Der mit schwarzen Fellen bedeckte Rugpelz läuft wie ein Hund auf allen Vieren ins Zimmer und droht, die Kinder mitzunehmen. Aehnliche Spottverse auf den Heiligen wie in Rütte bei Säckingen singt man in der Baar nnd am Bodensee.

Nur an einigen Orten hat sich länger eine über das Kindesalter hinausgreifende Bedeutung des Nikolausfestes erhalten, wie in Reichenbach (Gengenb.), wo man auch die Dienstboten am „Klaustag" mit Kleidern beschenkte. In den meisten Örtern, namentlich in den protestantischen, ist der volkstümlichere Heilige vor dem Christkindle in stetem Rückzuge und an manchen, wie in Neukirch (Triberg), schon nicht mehr bekannt. In Köndringen (Emmend.) hörte ich „den Nikolaus führen wir nicht".

Dem weihnächtlichen Kinderfreunde Christus haben vor Allen die Lehrer die Bahn bereitet, und wenn in vielen Dörfern der Christbaum noch eine neue, vereinzelte Erscheinung ist, die nach einer kaum glaublichen Angabe in Balzhofen (Bühl) wieder immer mehr schwinden soll, so fehlt in vielen Dörfern in keinem Hause, auch nicht dem ärmsten, der freundliche Lichterbaum. Jedoch hat nun doch St. Nikolaus sich oder wenigstens einige seiner Attribute, seinen Esel und seine Rute, ins Weihnachtsfest hinübergerettet oder vielmehr dem Christ-

kindlein abgetreten oder er hat sich, wie schon bemerkt, zu seinem Begleiter gemacht. Man sagt sogar hie und da im Ober- wie Unterland am Christabend: „Pelznickel“ oder „Pelzmarti muoß die neme.“ Weitverbreitet ist der Brauch, daß ein weißgekleidetes verschleiertes Mädchen als Christkindle, oft vom Pelznickel in furchtbarer Vermummung begleitet, am Christabend die Geschenke der Eltern in die Küche oder eine Nebenstube legt oder selber den Kindern überreicht, oder es kommt mit einem Mädchen oder Burschen, die, mit einem Ascher- oder Leintuch über einer Heugabel bedeckt, einen Esel, in Fußbach (Offenb.), „Eselsbock“ genannt, darstellen sollen, oder es hat wenigstens eine Rute bei sich. Die Weißgekleidete läßt die Kleinen beten und singen, auf den Esel müssen die bösen sitzen und bekommen die Rute, so in Tiefenbach (Eppingen). In Unzhurst (Bühl) reitet sie auf einem Esel und kommt, wie man sagt, vom Gebirge und vom Himmel her. In Häg im Wiesenthal hat das Christkindle sogar ein eselbespanntes Wägelchen, dem man vielfach Abends vor dem Haus den Weg bahnt, eine Stiege zum Fenster, hinter dem der Gabenteller steht, erbaut und Futter richtet. In der Bruchsaler und Brettener Gegend legt man Abends vor die Hausthür oder häufiger auf den Mist ein Bündel Heu, das am Christmorgen dem Vieh zum Fressen gegeben wird. Darum singen dort die Kinder am Christabend:

„Christkindle, komm in mei Haus,
„Leer die goldnen Kistchen (Körble, Taschen) aus;
„Stell d' Esel uff de Mist,
„Daß er Heu und Haber frißt!“

Ähnlich wird der Esel um Buchen behandelt.

Die Heiligen Martin und Nikolaus sind wohl deswegen zu gütigen Spendern geworden, weil der Eine Arme und der Andere Kinder beglückte, die Festtage beider aber in die Zeit der festlichen Ernte- und Schlachtschmäuse fielen. Der Knecht Ruprecht scheint nichts weiter als der Typus eines Bauern, der unter diesem Namen nach Tille seit 1530 in Gesprächen und 1663 in einem Spiel auftritt. Eher als in ihm einen gabenspendenden oder auch schreckenden Heidengott könnte man sich in dem weißgekleideten Mädchen, das von Baden bis nach Schlesien vorkommt, eine strafende oder lohnende Göttin verborgen denken. Im Augsburgischen Büchlein: „s Jahr ein Mal“ vom Jahre 1764 heißt es vom Dezember:

„So ist auch ein schändlich Spotten,
„Daß des Christkindleins zween Vorbotten
„Die Bercht und der Ruprecht müssen sin,
„Die sich der Zeit auch stellen in,
„Doch aber auch gar großen Schrecken
„Bei denen Kindern auch gar oft erwecken.“[1])

Um Bamberg kam um 1850 vor Weihnachten die eiserne Bertha und nach Weihnachten der Hel-Niclos, ein in Erbsenstroh gehülltes Schreckbild, das aber Äpfel spendete. In Untersteiermark läßt zu Weihnacht die Pudelmutter oder Perchte die Kinder beten und schlägt sie mit der Rute oder schenkt ihnen Nüsse, Äpfel, auch kleines Geld. In den 60er Jahren ging am Weihnachtsvorabend in den Straßen und Häusern der auch in Thüringen[2]) bekannte Erbsenbär mit Schellen verziert herum.

Aber alle diese heiligen, wie bäuerlichen Figuren verdrängt unaufhaltsam der Christbaum, den die Buben wohl selber aus dem Walde holen. Er wird nicht bloß mit Äpfeln und Nüssen, sondern auch mit Lichtern geschmückt und in manchen Dörfern auch mit allerlei Kuchen- und Flitterwerk behängt, und unter ihm liegen dann die Gaben auf dem Tisch. Eine Art Nachfeier giebt's dann noch z. B. in Graben: das Bäumchen oder wenigstens sein Wipfel wird nach den Weihnachtstagen an die Zimmerdecke gehängt und noch ein paarmal angezündet, bis die Nadeln fallen. Auch werden der Christbaum und die Krippe in Schmidhofen bei Staufen entfernt und dann die Sachen des Christbaums verloost. Neuerlich ist in einigen Ortschaften, wie in Graben und Gersbach, eine gemeinsame Kinderbescherung in der Kirche beliebt geworden, worunter die vorhergehende reizvolle häusliche Heimlichkeit des Festes sehr leidet. Aber den Ärmeren kommt sie recht zu statten, und in Helmsheim bei Bruchsal vereint sie beide Konfessionen in der evangelischen Kirche zu einem Fest der ganzen Gemeinde.

Ein viel älterer Brauch als die Aufrichtung eines geschmückten Christbaumes, die nicht vor dem 17. Jahrhundert nachweisbar ist,[3]) ist die volkstümliche Ausstellung von Krippen in den Kirchen schon vor

[1]) Schmeller, Bayr. Wörterbuch² 1,270.
[2]) Witzschel, Sagen aus Thüringen 2,158.
[3]) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 251.

Franziscus von Assissi. Die Wiegenlieder in den deutschen Kirchen waren schon im 14. Jahrhundert üblich. Ursprünglich kirchlich und wohl mehr städtisch, wie man denn alte prächtige Muster in Überlingen sieht, wurden sie später auf dem Lande und werden sie in einzelnen kleineren Ortschaften und Dörfern noch nachgebildet. So errichten z. B. die Hausacher Knaben zu Weihnachten an einer Stubenwand ein Brettergerüst, auf dem vermittelst aufrechter Holzstäbe verschiedene Erhöhungen, Berg und Thal, hergestellt und mit Moos belegt werden. Und in dieser Landschaft spielt sich das Leben Jesu bis zu seinem Lehramt ab. Am Weihnachtsabend thut sich eine phantastisch-morgenländische Landschaft auf: oben Jerusalem, vorne der Stall mit der Krippe, darüber der Stern und die Engel, auf der Wiese die Hirten mit den Lämmern, auf Wegen und Stegen gehen die Menschen ihren Geschäften nach. Auf den Felsen stehen vielleicht Gemsen und Adler und in einer finstern Schlucht bei Bethlehem ein Löwenpaar mit Jungen. Aber nicht genug! Nach einigen Tagen erscheinen am Horizonte die Könige aus dem Morgenlande auf ihrem langen Reisezuge, bis sie am h. Dreikönigstag mit ihren Geschenken und Huldigungen im Stall anlangen. Der Stall wird darnach durch einen Palast ersetzt, worin Herodes den Kindermord aussinnt. Oben auf dem Felsenweg die Flucht nach Ägypten u. s. w. bis zur Hochzeit von Kana hin. Ende November beginnt das Schnitzen der Holzfigürchen, das Anfertigen von Bergen und Landschaft aus geleimter Leinwand, sowie das Pappen, Anstreichen und Besandeln. Das Kunstwerk steht in der Regel bis Mariä-Lichtmeß. In Ballrechten setzt man unter die Weihnachtstanne die Krippe mit der heiligen Familie, den drei Weisen, den Hirten und einigen Schafen. Auch in der Baar gab's Weihnachtskrippen, wie am Bodensee. Hier begannen die Burschen nach Abbruch der Krippe sich im Knallen für die Fastnacht zu üben. In Ettenheim steht fast in jedem Hause in der guten Stube eine Krippe, die an Weihnacht beleuchtet wird. Die Krippenspiele kommen unter dem Einfluß der Kinderschwestern in den Kleinkinderschulen zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag wieder auf.

Nicht nur die Bau- und Schnitzkunst, sondern auch die Musik- und Sangeskunst verherrlicht das Weihnachts- und auch das Neujahrsfest. Altertümlich ist zumal das Hornblasen der Villinger Hirten, das wenigstens noch bis vor einigen Jahren festgehalten wurde, obgleich

etwa seit dem Jahre 1863 der Weidgang aufgehoben und die Stallfütterung eingeführt ist. Die weitverzweigten Familien Seemann und Fleig betrieben das Blasen mit einem tiefer tönenden Kuhhorn und einem helleren Geißenhorn, die etwa 1½ Meter lang, aus Baumrinde gefertigt, in der Christnacht bereitwillig von der städtischen Altertümersammlung hergeliehen wurden. Man erzählt, daß nach Aufhebung des Weidganges die Kühe noch nach Jahren in der heiligen Nacht aufsprangen und brüllten, wenn die angenehme Hörnermelodie anhob. In der neueren Zeit aber ziehen auch die vielen Musikanten dieser Orchestrionfabrikstadt mit allen möglichen Instrumenten gruppenweise zwischen 12 und 1 Uhr durch die Straßen, um Weihnachtslieder zu spielen, wie: „Es kommt die heilige Nacht“ und andere.

Das von den Kinzigthälern gesungene Hirtenlied, das auch die Vorderschweiz kennt,[1]) lautet:

1. In Mitten der Nacht
Hirten erwacht,
Von oben es klinget,
Und Gloria singet
Die englische Schaar,
Ja, ja, geboren Gott war!

2. Die Hirten im Feld
Verließen ihr Zelt
Sie gingen mit Eilen
Ja ohne Verweilen
Dem Krippelein zue,
Der Hirt und der Bue.

3. Sie finden geschwind
Das göttliche Kind
Und bringen ihm Gaben,
Was sie grad haben,
Knien nieder dazue,
Der Hirt und der Bue.

Im Höchenschwander Wirtshaus wird dasselbe Lied an Weihnachten gesungen, aber mit dem volkstümlicheren Schluß:

---

[1]) Hansjakob, Bauernblut S. 203. Vgl. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 5, 385.

3. Ach, daß es Gott walt!
Wie ist es so kalt.
's möcht einer verfrieren,
Sein Leben verlieren.
Wie geht es der Wind,
Wie trauert das Kind!

4. Ach, daß es Gott erbarmt,
Die Leute so arm!
Sie habens kein Pfändelein (Pfännelein),
Könnens kochen dem Kindelein
Kein Brot und kein Salz,
Kein Mehl und kein Schmalz.

Das Lied ist wohl hervorgegangen aus dem alten Rheingauer Lied, das 1601 der Lehrer mit den Schülern vor den Thüren sang: „Quem pastores laudavere“, aus den von den Glöcknern geschriebenen, oft mit Arabesken verzierten Quempastoresbüchern.[1])

Gern ersingen und ersangen oder erbliesen sich jüngere und ärmere Leute durch Anwünschen des Neujahrs eine Gabe. Der Rat von Konstanz gab 1443 den Turmwächtern zur Vergütung dafür, daß sie Weihnachten nicht „umgehn blasen um guote Jahr“, einen Eimer Weins. Den Mägden, sowie den Schülern zu Freiburg, so sie dem Konvent in Güntersthal das „guot jor“ und in der „ehr der h. drei künig“ gesungen, macht das Kloster im J. 1595 Geldgeschenke. In Lahr erhielten 1611 die armen „Sundersiechen uf ir kinigrich“ Geld, als sie das „guot Johr“ gesungen, und in Staufen wird schon aus dem J. 1550 das Neujahrsansingen der Sondersiechen (Leprosen) erwähnt. In Pforzheim machten sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Zöglinge des Pädagogiums und die Waisenhausknaben mit ihren Weihnachtsgesängen vor den Häusern starken Wettbewerb.[2]) Das Schülersingen zu Weihnachten und Neujahr wurde besonders in Eberbach eifrig betrieben. Von den „alten Eberbacher Christ- und Neujahrsliedern“. Druck von Wieprecht, Eberbach, die teils katholischen, teils evangelischen Ursprungs sind, wurde der Neujahrswunsch zuletzt in der Sylvesternacht 1854 gesungen. Er endete:

„Herr, segne unsre Kirch und Schul,
„Das Regiment auf dem Rathstuhl.“

---

[1]) Steinhausen, Zeitschrift f. Kulturgesch. 2, 184.
[2]) Vergl. Z. f. d. Gesch. d. Oberrheins 26, 471.

Vor Morgengrauen durcheilen die ärmeren Kinder das Dorf Hettingen (Buchen), schlagen an die Thür und singen: „Mer wünschen i e glückselis neus Jôr, gsunne Leib, langs Lewe un de liewe Friede.“ Dafür bekommen sie ein „Möüvle“ Mundvoll, ein eigens für diesen Zweck gebackenes Brotlaibchen. Nachmittags besuchen die schulpflichtigen Kinder das „Härle“ und das „Fräle“, Großvater und Großmutter, und das „Döble“, die Patin, und holen mit einem Spruch ihre Neujahrsbretzel. Da weibliche Wesen als erste Gäste Unglück bringen sollen, machen sich das um Pforzheim die Knaben zu nutze und wünschen in den Häusern scharenweise das Neue Jahr an.

Noch haben am Läuferlestag, den 2. Januar, alle Arme in Kürnbach (Bretten) das Recht, von Haus zu Haus zu betteln; die Kinder singen dabei oder beten:

„Ich bin ein kleiner Knabe,
„Ich wünsche, was ich kann,
„Ich wünsch Euch Glück und Segen,
„Der Höchste wirds Euch geben.
„Prost! auf das neue Jahr!“

Das lautet in Gersbach (Schopfheim):

„Ich bin ein kleiner Mann
„Und wünsch Euch, was ich kann,
„Ich wünsch Euch soviel Glück,
„Als Gott vom Himmel schickt.“

Die Neujahrslieder weichen aber auch stärker selbst in benachbarten Dörfern wie z. B. in Todtmoos und Menzenschwand (St. Blasien) von einander ab, und in einzelnen entfalten sie sich zu freierer Schilderung. So singt man in Rickenbach (Säck.):

„Wir steigen auf einen Ilgen(Lilien)zweig
„Und wünschen Euch allen das Himmelreich,
„Das Jesus Christkindlein vom Himmel herab,
„Gott hat uns gesegnet fürwahr.
„Wir wünschen Euch allen ein selig's Neujahr.
„Wer muß dem Kindelein Mutter sein?
„Maria, Maria die Jungfrau rein.“ u. s. w.

Als Vater wird dann „Josephus, Josephus, der edle Mann“, als Gotte „Katharina, die Jungfrau fein“, als Götte, „Johannes, der Täufer fein“ bezeichnet. Das Lied schließt:

„Was giebt man dem Kinde für Göttegeld?
„Himmel und Erde, die ganze Welt.
„Das Jesus Christkindlein vom Himmel herab“ u. s. w.

In Ottenhöfen und ähnlich in Seebach (Achern) tragen jüngere Burschen und arme ältere Leute das sogen. „Schnitzlied“ in der Neujahrsnacht vor, das von der gewöhnlichsten Gabe, Apfel- oder Birnenschnitzen, seinen Namen hat:

1. „Hinischt (diese Nacht) ist es die kälteste Nacht,
„Das Kindlein Jesu geboren war,
„Es ist geboren und das ist wahr,
„Ein kleines Kindlein, ein großer Gott,
„Der Himmel und Erden erschaffen hat.
Refr.: „Wir wünschen Euch allen ein neues gut's Jahr,
„Ein neues gut's Jahr und auch viel Glück;
„So beten wir an Herrn Jesum Christ.“

2. „Jetzt stehen wir um den achten Tag,
„Das Kindlein Jesu beschnitten war,
„Jetzt ist es beschnitten und das ist wahr“ u. s. w. wie oben.

3. „Jetzt stehen wir um den zwölften Tag,
„Die h. Dreikönig, die reisen allda.
„Sie sind dem Kindlein von Herzen so hold,
„Sie bringen ihm Silber und rotes Gold.“ u. s. w.

4. „Jetzt stehen wir um den zwanzigsten Tag,
„Das Kindlein Jesu geflohen war.
„Ein kleines Kindlein, ein großer Gott,
„Der Himmel und Erden erschaffen hat.“ u. s. w.

Und dazwischen wird abwechselnd hineingesungen:

„Hausvater, steig ins Dach,
„Hol herunter e Rippach (Speckseite),
„Nimm eins von den langen
„Und laß die kurzen hangen,
„Gen (gebt) ihr is (uns) e brenti Supp (Branntwein),
„So gen m'r zur i (Euch) in d'Schtub.
„Gen ihr is e Maß Wi (Wein),
„So gen m'r zur i ni (hinein).
„Gen ihr is e Blatt voll Schnitz und Speck,
„So gen m'r i vor de Thür eweg',
„Oder gen ihr is a Sester Nuß,
„So bliwe wir is ganz Johr dus (draußen).

„Hausvater, laß dich den Gang nicht verdrießen
„Und laß die rostige Thaler aus dem Beutel rausschießen,
„Nit z'klein und nit z'groß,
„Daß 's uns den Beutel nit verstoßt!"

Ähnliche Bitten werden an die Hausmutter gerichtet, und nach Empfang der Gabe wird das Danklied gesungen:

„Man hat uns redlich und ehrlich gegeben,
„Gott laß Euch das Jahr in Freuden erleben,
„In Freuden erleben und das ist wahr,
„Wir wünschen u. s. w.
„Wir wünschen dem Bauern ein' goldenen Wagen,
„Darauf soll er ins Himmelreich fahren,
„Ins Paradeis, ins Himmelreich,
„Da sind wir alle den Engeln so gleich,
„Den Engeln so gleich und das ist wahr." u. s. w.

Ebenso wünschen sie der Bäuerin eine goldene Krone. Hat man aber den Schnitzsängern nichts gegeben, so singen sie beim Abgehen:

„Man hat uns ehrlich und redlich nix gebe,
„Der Teufel soll Euch der Hals ra (herab) säge."

In den Bauernhöfen am Sondersbach (Offenb.) trugen Nordracher Neujahrssänger unter Schwegelpfeifenbegleitung ihr Lied von den „zwei Herzen" vor und kehrten dafür reichlich mit Dörrobst, Schmalz und Eiern beladen nach Hause zurück. In Bobstadt (Tauberb.), wo die Gäste in sämtlichen Wirtshäusern am Sylvesterabend Bretzeln auswürfeln, folgt die Jugend ihrem Beispiel bis 9 Uhr Abends im Bäckerhaus und übergiebt die gewonnenen Bretzeln um 12 Uhr der Mutter und den Angehörigen unter Glückwünschen. In Graben auf der Hardt beschenken die Schulkinder zu Neujahr ihren Lehrer, die Konfirmanden ihren Pfarrer mit einem gebacknen Kranz und einer Bretzel, die sie ihnen samt einem Wunschspruch oder gedrucktem Glückwunsch überreichen. Ähnlich in Ersingen (Pforzheim). Auch die Paten werden beglückwünscht, so der Pfetterich und die Göttl in Siegelsbach mit „einem glückseligen neuen Jahr, einem gesunden Leib und dem ewigen Frieden" (S. 69). Dafür tragen die Kinder dann Bretzeln und dgl. heim. In Aichen (Waldsh.), wo sie weder Namenstag, noch Christbaum, weder den Osterhasen, noch den h. Nikolaus haben, da „hälsen" beschenken sich die Paten und die Patenkinder an diesem Tage gegenseitig. Auch noch in Zug heißt dies die „Helsete." Auch ver-

heiratete Kinder bringen in Hilpertsau (Gernsbach) mit dem Glückwunsch noch eine große Bretzel. In manchen oberländischen Dörfern wird der Sylvester zu einem Tage jugendlichen Ehrgeizes, indem ein alter Hirtenwettbrauch von der Zeit des Frühlingsaustriebs auf den letzten Jahrestag, von der Weide auf die Schule übertragen worden ist. Wer zuletzt an diesem Tage aufsteht, heißt Sylvester, wie in Niederösterreich Sylvesterkönig.[1]) Hals über Kopf stürzen die Buben in der Frühe in die Schule. Wer zuerst hineinkommt, heißt in Riedichen (Schopfh.) der Fallelüpfer d. h. der Riegelheber, wie in Dänemark der Hirte, der am St. Johannesvorabend seine Kühe zuerst in den Stall führte, „Loplee" d. h. Heckaufschließer hieß. Fällelelupfer heißt im Elsaß derjenige, der am Palmsonntag zuletzt aus der Kirche herausgeht oder der, der am Neujahrstage zuerst das Fabrikgebäude betritt. In einzelnen westfälischen Orten stürmte die Jugend am Thomastage in die Schule, und der erste hieß ebenfalls noch ganz hirtenmäßig „Däwestrüch" (s. unten). Den Zweiten nennt man in Riedichen Thürligiger, worunter die Hochalemannen einen mageren, an der Thür bettelnden Geiger oder einen, der die Thür durch öfteres Auf- und Zuschlagen geigen macht, verstanden. Der letzte aber heißt wie im Kanton Zug Sylvester oder in Niederhof (Säck.) Sylvesterbantle, den die Knaben auch darstellen, indem sie eine Kartoffel oder einen Apfel, in den drei Holzstöckchen als Beine gesteckt sind, in ein Sacktuch binden.

Am Vorabend des h. Dreikönigstags, der hie und da auch wohl noch wie in Bayern Großneujahr heißt, entfalten noch immer namentlich im Oberland, doch auch um Rastatt und Ettlingen, drei Knaben gern ihren königlichen Glanz und ihre harmlose Poesie, so gut sie es vermögen. Aber wie sehr sind die geheimnisvollen morgenländischen Majestäten heruntergekommen! In Haslach (Wolf.) war es das Vorrecht der Chorknaben mit dem Dreikönigsstern umzuziehen. Andere arme Knaben im Städtle gingen hinaus aufs Land und sangen auf einsamen Höfen das Neujahr an und kamen mit Lebensmitteln beladen heim zu ihren Eltern. Überhaupt sind die Darsteller jetzt gewöhnlich die ärmsten Kinder der Gemeinde oder der Nachbarschaft, und oft fährt der kalte Wind und Schnee über sie hin. Nur darin gleichen

[1]) Vernaleken, Mythen und Bräuche in Österreich 291.

sie ihren erlauchten Vorbildern, daß ihnen die Polizei nur allzu eifrig nachstellt, und zwar um Hausbettel verhindern, so daß sie bereits an den meisten Orten sich nicht mehr zu zeigen wagen. Sie heißen Kaspar, Melchior und Balthasar, treten in weißen Hemden oder Ministrantenkleidern auf, Goldpapierkronen auf dem Kopf, einer mit geschwärztem Gesicht in der Mitte. Dieser trägt auch einen verzierten Stab mit einer beweglichen Scheibe an der Spitze oder auch nur eine Laterne. Das ist der das Heil der Welt verkündende Morgenstern, und der begleitende Gesang ist das „Sternsingen", das oft mit einem Neujahrswunsche oder einem Weihnachtsliede verknüpft ist. In Höchenschwand (St. Blasien) lautete es:

„Die heilige drei Könige mit ihrem Stern,
„Sie suachet den Herrn, sie hättet ihn gern.
„Und als sie nach Jerusalem kamen,
„Da schaute Herodes zum Fenster heraus.
„Herodes sprach mit falschem Verdacht:
„Warum isch der mittlere König so schwarz?"
„Der mittlere König isch darum so schwarz,
„Weil er der König von Mohrenland isch!"
„Jetzt reichen wir uns die rechte Hand,
„Die linke isch uns wohlbekannt.
„Wir reisen über Berg und Thäler
„Und nämmet die Marke und die Zehner."

Zuweilen dringt ein roher Ton ein, z. B. in Unter-Lenzkirch und Hohenbodman (Überl.) wie übrigens 1601 auch im Rheingau:

„Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
„Die fressen und saufen und bezahlen nicht gern."

Aus alten und neuen mundartlichen und schriftdeutschen Stücken setzt sich zusammen das poetischere Nenzinger Lied (Stockach):

„Die heiligen drei Könige kommen in aller Gefahr
„Und wünschen euch allen ein glückseligs Neujahr.
„Glückselig Neujahr, die fröhliche Zeit,
„Die uns Gott Vater im Himmel herab geit.
„Es fliegt an Vogel über das Feld,
„Wir nämmet nit als Fleisch und Geld,
„Und wenn ihr gebt, so gebts mir bald,
„Wir mond (müssen) hüt Nacht no dur en finstere Wald,
„Im tiefen Schnee!
„Das thuot den heiligen drei Königen so weh! O he!"

Ganz ähnlich klingen die Dreikönigslieder in andern deutschen Landen z. B. am Niederrhein.[1]) Hie und da, wie in Birkendorf (Bonnd.), singen die Buben außer der derberen Weise noch eine von einem Lehrer oder einem Geistlichen umgeschaffene:

„Drei weise Könige zogen fort
„Im Morgenlande vom Heimatsort.
„Sie suchen her, sie suchen hin
„Das „Heil der Welt" mit frommem Sinn. —
„Und als in stiller Mitternacht
„Sie schauten auf zur Himmelspracht,
„Da leuchtete im Strahlenschein
„Ein goldner Stern in die Welt hinein. —
„Die weisen Könige folgten gern
„Auf ihrem Gang dem guten Stern.
„Zu Bethlehem im Judenland
„Ob armem Haus er stille stand. —
„Hier lag, vom Licht und Glanz erhellt,
„Das göttlich große „Heil der Welt",
„Das engelreine Christuskind.
„Da traten sie hinein geschwind. —
„Und brachten Liebesopfer dar;
„Die Krippe ward zum Dankaltar,
„Und bis zum Sternenhimmel drang
„Der weisen Könige Lobgesang."

Im Städtchen Haslach, wo drei Knaben aus dem Kirchenchor die drei Könige darstellen, singen sie zwei Lieder vor jedem Hause, beide edlerer Art. Das eine beginnt: „Singet, preiset Gott mit Freuden", das andere: „O Jesulein! die Liebe hat fürwahr Dich bunden ganz und gar!"

Zu einem kleinen Drama, dem auch ein Weihnachtslied beigefügt wurde, ist dieser Umzug in Kappelrodeck (Achern) und im Bühlerthal entwickelt, das eine Woche vor H. Dreikönig allabendlich 5 Personen spielten, nämlich außer den Königen noch ein schriftgelehrter Jude in einem alten Überzieher und mit einem großen alten Buch unter dem Arm, und König Herodes, der zuerst eintritt und spricht: „König Herodes bin ich genannt, Fürsten, Grafen, Herzöge sind alle meine Unterthanen, und jedes Knäblein, das 1 bis 2 Jahre alt ist, soll getötet werden"! „Soll hereintreten"!

[1]) Z. d. V. f. Volksk. 9, 90.

König Kaspar tritt ein und spricht:

„König Kaspar bin ich genannt,
„Ich komme aus dem Morgenland,
„Um das liebe Christkindlein zu besuchen.
„Ich opfere ihm Geld, Weihrauch und Myrrhen.
„Dies sind unsere besten Gaben,
„Die wir zu opfern haben."

Ebenso sprechen die dann hereintretenden Könige Melchior und Balthasar und darauf alle drei zusammen:

„Diesen Stern haben wir im Morgenlande gesehen und wissen nicht, wo der Neugeborene (König?) der Juden zu finden ist; deshalb müssen wir einen Schriftsteller haben."

Herodes: „Soll hereintreten!"

Schriftgelehrter: „Großer almächtiger Bobeldi, was ist dein Begehr?"

Herodes: „Schlag nur linkahand am Eck auf!"

Schriftgelehrter: „Da ist linkahand am Eck und da ist noch einmal linkahand am Eck; biwilidei, grawelidei. Nu, nu, schau, Bethlehem ist ein kleines Städtchen, worin 5000 Juden wohnen und der Messias geboren ist." Dann singen die drei Könige das Lied, dessen erste zwei Strophen wir schon aus dem Kinzigthal und Höchenschwand (S. 67) kennen, und fahren dann fort:

„Jetzt setzen wir uns nieder ins Gras
„Und spielen auf der Laute was
„Und spielen aus der Tasche heraus
„Dem lieben Schäfelein zum Schmaus.
„Die Mutter hat kein Pfännelein zum Kochen,
„Dem Kindelein kein Mehl und kein Salz,
„Ja, ja, kein Butter und kein Schmalz!"

Und fröhlich ziehen sie mit einer Gabe weiter.

Vor Allem ist aber die hoffnungsreiche, nach dem Sommer sich sehnende Jugend bei den Frühlingsfesten eifrig, die sich in den mannigfachsten Formen vom Fasching bis zum Pfingstfest hinziehen. Das zeigt sich in Baden zunächst namentlich in den Fastnachtsbräuchen und in den eigentümlichen Bräuchen der Ortenau und ihrer Umgebung an Petri Stuhlfeier, in der Markgrafschaft um Mittfasten und in der Pfalz am Sonntag Laetare.

Am Fastnachtsfest hat die Jugend keinen so bedeutsamen Anteil, wie die erwachsenen Burschen und Mädchen, wenn auch in manchen Orten z. B. um St. Blasien fast nur noch Knaben und Mädchen maskiert herumspringen und von Basel ab den Rhein hinauf bis Laufenburg die Buben am ersten feißten Donnstig mit Trommeln und anderen Lärminstrumenten sich rühren. Sie übten sich früher am Bodensee unmittelbar nach Abbruch der Weihnachtskrippen am dritten Sonntag nach Neujahr im Peitschenknallen für die Fastnacht. In manchen Orten ist der Fastensonntag oder -montag die Maskerade der Kinder, wie in Hartheim (Staufen), während der Dienstag für die Erwachsenen bleibt. Laut schreit die Jugend im Beginn der Fastnacht durch die Gassen:

„Horig, horig, horig ist die Katz,
„Und wenn die Katz nett horig wär,
„Fing sie keine Mäuse mehr.
„Horig, horig, horig ist die Katz!"

in der Baar, um Bonndorf, Meßkirch, Offenburg.

Die Buben springen hinter dem Hansele noch mit anderen Reimen her, wie „Lirum larum Löffelstiel" oder „Hanseli, du Lumpahund" oder „Hansili am Säli (Seil)." In Hänner bei Säckingen und in Laufenburg singen sie:

„'s hocke drü Narre
„Uf Hänsili's Charre.
„Wie lache die Narre,
„Narri, Narro!"

In und um Konstanz ist das Lied beliebt:

„Narro, Narro sieben gsi.
„Sieben, sieben Narro gsi.
„Narro, Narro, Gigeboge,
„Was du saist (sagst), ist all's verloge!"

Mit diesem alten Konstanzer Lied bereitete eine lärmende Knabenschaar dem Redeturnier, das der Deutschkatholik Ronge auf einer Wiese bei Konstanz veranstaltet hatte, ein jähes Ende.[1]) Während solcher und noch schlimmerer Reime werfen die Hansele einen Hagel von Nüssen unter die Jugend, die sich wild darüber herstürzt.

In der Fastnacht singt die ärmere Jugend Abends von Haus zu Haus in Auenheim (Kehl), der leckeren Hefenküchlein wegen:

[1]) Maas, Gesch. d. kathol. Kirche in Baden S. 159.

„Es zieht ä Fädel oms Hus,
„Es tsch ä schene Frau enn,
„Au ä schener Mann.
„Küechel rus, Küechel rus
„Oder i schlo ä Loch en's Hus.
„'s friert mi ans Füeßel,
„Mäicht gärn ä Küechel,
„'s friert noch ä enemal dran,
„Mäicht gärn n zwei han.
„Huggel, huggel, hau,
„Der Vettermichel het ä schene Frau!"

Der Faden ums Haus, der im Aargauer Frickthal auch „der Sidefade um das Hus" heißt, hegt den Hausfrieden.[1]) Ähnliche Verse sagen die Buben in Ichenheim (Lahr) am Fastnachtsonntag, dem „Küechel"= oder „Kiechelsundi", dem ersten Sonntag in der Fastenzeit auf. Da liegen die Küchle im Wirtshaus frei auf dem Tisch. Stärker weicht das Bettellied in Kürnbach (Bretten) ab. Am Fastnachtsmontag brachten in Furtwangen die Schüler ihrem Lehrer Geld, „Fasnetküechle" genannt. Aber da es von manchen abgelehnt wurde, mag die Sitte erloschen sein. Hie und da, z. B. in Tiefenhäusern (St. Blasien), führen Schüler noch Fastnachtsspiele auf, die von Erwachsenen noch häufiger gegeben werden. Am Aschermittwoch wird (?) in Achdorf (Bonnd.) ein in Stroh gebundener Knabe, der „Bandli" (italien.: Pantalone, Hanswurst) durch das Dorf geführt und die Strohhülle in eine „Mischdi" (Mistgrube) vergraben. So loosten die Jungen früher in Günters=thal bei Freiburg am Aschermittwoch einen aus, der in den Bach getragen werden sollte. Sie erhielten vom Kloster eine Schüssel voll Gumpost und ein Viertel Weins. „Den Tochtern und jungen Knaben" schenkte die Stadt Durlach, „nach altem Bruch uf den Eschertag 1 Gulden."[2]) Am weißen Sonntag, dem ersten Sonntag in der Fasten, der auch „die alte Fastnacht" heißt, hat in manchen Ortschaften die Schuljugend die Feuer und das Scheibenschlagen an sich gebracht; aber beides kommt den erwachsenen Burschen zu, weshalb hier von der Schilderung abgesehen wird.

Ein anderer wichtiger Frühlingstag, der in die Fastenzeit oder

---

[1]) Vgl. d. elsäss. Sprüche i. Elsäss. Wb. 1,421. 422.

[2]) Z. f. d. Gesch. d. Oberrheins 14, 128.

ihre Nähe fällt, war der 22. Februar, Petri Stuhlfeier. Der feierliche Umzug mit dem Pfluge fand in Bischofsheim vor der Rhön an diesem Tag statt, der der erste des alten Gemeindejahrs gegenüber dem Kirchenjahre und dem legalem Jahre war. Darum trat auch der dänische Hirte an diesem Tage seinen Dienst an und feierten die Nordfriesen ihr Frühlingsfest und tanzten mit ihren Frauen und Bräuten um große Feuer (Biiken), einen Strohwisch in der Hand; dann begaben sich die Schiffer wieder zur See. Nach deutschen, dänischen, tschechischen und französischen Sprichwörten hebt St. Peter das Frühjahr an, geht der Winter fort, sucht der Storch sein Nest, kommt von den Schwalben der Rest.[1]) Das Lenz-Erwecken, Mai-Erklopfen, Korn-Aufwecken mit großen Schellen und Kuhglocken fällt in manchen oberbairischen und Tiroler Orten auf Petri Stuhlfeier. Diesem Brauche schließt sich zunächst ein auch in Westfalen und im Bergischen bekannter Ortenauer Brauch an, der im Kinzig- und Renchgebiete noch geübt wird. Früher war der Tag schulfrei, und noch laufen Abends vorher, am 21. Februar, oder um Bühl auch schon am Vorabend der alten auf den 18. Januar fallenden Stuhlfeier Petri Kinder mit einer Schelle und einer Kette im Haus oder dreimal ums Haus herum und klopfen auch wohl, wie in Wagshurst (Achern), an die Wände, und sie sprangen in Oberachern dreimal um jeden Brunnen, bis man ihnen Obstschnitze und dgl. und Geld hinauswarf, bis man die „Jäger" beschenkte. Bei diesem Peterlispringen, das im oberen Kinziggebiete Scharausen, Schaurausen, Scheerausen oder Hierausrufen nach dem Anfangsworte des Spruches heißt oder hieß, rufen sie um Hausach:

„Scharaus, scharaus,
„Äpfel und Birne zum Lade raus!
„Peter, Peter Sturm,
„Schlange und ihr Wurm,
„Spie aus, spie aus
„Krote und Schlange,
„St. Peters Tag isch bald vergange!"

Weiter abwärts heißt es:

---

[1]) Mannhardt W. F. K. 1,556. 559. 597. Feilberg, Danske Bondeliv 317.

„Krotte und Schlange zum Dor (Thor) raus,
„Küchlein und Geld (Äpfel und Birne) zum Lade (oder zu Petri's Thürle) raus,
„Heut isch Peterlistag (Petersnacht)"

oder:

„Schlange und Krotte zum Unzhurster (Breithurster) Moor raus!"

Der Ober=Harmersbacher Spruch ist etwas weitläufiger. Bekommen sie nichts, so wird dem Wunsche „Krotten und Schlangen zum Thor hinaus" in Oberachern hinzugefügt „Krotten und Schlangen in den Kunsthafen hinein!"

In Haslach a. d. Kinzig heißt der Tag der „Storchentag", an dem der sogenannte Storchenvater, von Kindern begleitet, mit einem ganz ähnlichen Rufe vor jedes Haus zieht, um das Ungeziefer daraus zu verjagen. In Ettenheim ist der Brauch von Petri Stuhlfeier auf Petri Kettenfeier (1. Aug.) übertragen, wo sie rufen:

„Pflieng, pflieng (auch fliech),
„Grotte und Schlange,
„Der Petrus kommt mit der iserne Stange."

Giebt man ihnen nichts, so fügen sie hinzu:

„Wenn (wollt) ihr mer nit geen,
„So sollen di Grotte un Schlange
„In Hafe nî (hinein) lange!"

Diese Sprüche werden mit dem „Segen wider Schlangen und andre giftige Thier, daß sie nit schaden künnen" gemeint sein, die der Freiburger Professor Lorichius in seinem Aberglauben 1593 bekämpft.

Der Brauch ist aber nicht auf den Peterstag und auf das badische Mittelland beschränkt; er kommt auch an einem noch früheren Frühlingstage im Oberlande und zwar in einer viel feierlicheren Form vor. Einst, man sagt, vor ein paar hundert Jahren wurde der Henselerhof im hinteren Attenthal (Freib.), das noch heute reich an unschädlichen Ringelnattern, wie an giftigen Kreuzottern ist, von Schlangen derartig heimgesucht, daß der Bauer der allerseligsten Jungfrau Maria eine Kapelle gelobte, um von der Plage befreit zu werden. Wirklich blieben seit der Erbauung der Kapelle die Schlangen fort. Oben über dem Hof steht noch heute mit weiter Aussicht die mit einem Marien= und einem Sebastiansbild geschmückte „Schlangenkapelle", scherzhaft auch „Flohkapelle" genannt, weil vorüberziehende Handwerksburschen wohl auf den Bänken ihres offenen Vorraums

übernachten. Zu Mariä Lichtmeß, am 2. Februar, betet der Bauer mit seinen Leuten nach dem Mittagessen darin drei Rosenkränze, und nach der Heimkehr muß ein Kind oder auch, wenn eins fehlt oder es noch zu klein ist, der Hofbauer selber dreimal eine Kette an der Berglehne ums Haus ziehen, um die Schlangen abzuhalten. Das geschah noch 1895 und wird auch noch jetzt geschehen. Die Insel Reichenau aber reinigte der h. Pirmin von Schlangen und Kröten, indem er ein Kreuz aufrichtete.[1]) Wir stehen dort vor höchst altertümlichen Schlangenbannübungen, die wohl nicht als Reste alter kirchlicher Benedictionen, sondern als heidnische Frühlingsreinigungen zu betrachten sind und aus manchen andern deutschen Bräuchen erläutert werden. 1611 untersagte das Landgebot des bayrischen Herzogs Maximilian wider Aberglauben, Hexerei, Zauberei unter Anderm, die Schlangen, Ratzen, Wurm und Ungeziefer zu bannen durch Beschwörungen und andre Mittel.[2]) Doch ist der Banntag nicht erwähnt. Am genauesten entspricht die westfälische Petri Stuhlfeier, die Vertreibung des „Söll- (Schwellen), Summer-, Sunnenvogels", die schon Praetorius 1668 entstellt schilderte und der große Kurfürst durch eine Clevesche Verordnung 1669, aber vergebens, verbot. Sie ist oder war von Waldeck und Lippe durch Südwestfalen bis ins Bergische verbreitet.[3]) Die Knaben, im Lippeschen die Schweinehirten, ziehen am Morgen von Hof zu Hof und klopfen, in Meschede dabei das Haus dreimal umgehend, mit hölzernem Hammer an die Pforten und rufen dabei:

„Riut, riut Summer (Sunte-, Sunnen-, Söll-) fiugel,
„Sünte Peiter isse kumen,
„Sünte Tigges (Matthias, 24. Februar) will kumen!"

In Büren fügen sie hinzu:

„Riut, riut alle Mius (Mäuse),
„Riut, riut junge Mius,
„Allet Unglück ut düesem Hius!"

An andern westfälischen Orten treibt man Hucken (Kröten), Slangen und Bèmollen (Molche) heraus; auch glaubt man, daß der

---

[1]) Surius, de probatorum sanctorum historiis. 3. November.

[2]) Panzer, Beiträge z. deutschen Mythologie 2,272.

[3]) Praetorius, Blocksberg 1668 S. 115. Kuhn, Sagen aus Westfalen 2,119 ff.

Winter nun weichen müsse. Unterbleibt es, so vermehrt sich all jenes Ungeziefer im Hause, sowie das Raupengesindel draußen, und im Sommer versammeln sich die Molkentöwener, die hexenartigen Motten, massenhaft bei den Milchnäpfen. Der Sommervogel ist aber wohl der erste Schmetterling, der aus seiner Winterruhe aufgejagt wird.[1]) Auf möglichst viel Lärm kommt es an und, um ihn zu vergrößern, drehen sie auch wohl ein Wagenrad und schleifen ein Häckselmesser daran. Auch wird der kräftige Ausweisungsbefehl noch durch die Verwünschung in eine tiefe Kuhle, die Steinklippe oder den Klusenstein verstärkt. Sanfter ist der Wanzenbann in Thüringen und der Schlangenbann im Bergischen.[2]) Dort gehe man am Karfreitag vor Sonnenaufgang nackt an den drei Wänden des Zimmers umher und rufe:

„Wanz in der Wand, Wanz aus der Wand,
„Die Ostern, die sind vor der Hand."

Hier ziehe man, um Schlangen zu vertreiben, einen Kreis auf der Erde, springe dreimal hinein und gehe dreimal herum mit den biblischen Worten: „Auf Schlangen und Ottern wirst du wandeln und wirst Löwen und Drachen unter dich treten!" Es ist klar, daß die Ortenauer und die westfälische Ungezieferjagd am 1. Frühlingstag mit ihrem möglichst großen Lärm, dreimaligen Umlauf ums Haus und ihrer fast gleichen Bannformel, anderseits der stillere Schlangenbann vom Attenthal und der bergische mit ihrem Kreisziehen und dreimaligen Kreisgange und ihrer ernsteren Haltung sich nahe berühren. In beiden Frühjahrsbräuchen handelt es sich wie im alten Rom in den Februarsbräuchen darum, alle Unreinigkeit und Befleckung des alten Jahrs, den Winter und den Tod zu beseitigen.[3]) Und so kommt nun auch in den Frühlingsfesten des badischen Südens und namentlich den Laetarefesten des badischen Nordens, die das mittelbadische Peterlispringen vertreten, der Triumph des Sommers über den verhaßten Winter viel klarer zum Ausdruck.

---

[1]) Vgl. Hüser, Briloner Gymnasialprogramm 1893 S. 7.

[2]) Witzschel, Sagen aus Thüringen 2,195. Montanus, Deutsche Volksfeste S. 116.

[3]) Marquardt, Römische Staatsverwaltung 3,125. Burckhart, Kultur der Renaissance S. 484.

Der Winter ist unvermeidlich, denn, wie es in Ichenheim (Lahr) heißt: „'s het no kei(n) Wolf de Winter gfresse." Der Winter ist hart:

„Es regelet, es schneielet (regnet und schneit),
„Es goht e chüele Wind,
„Es frieret alli Stübeli
„Und alli armi Chind (Murg bei Säckingen).

Aber schließlich wird der Winter ein alter Mann, wie ihn ein jetzt wohl fast vergessenes südbadisches Lied schildert:

„Es goht en alte Ma(nn) der Berg uf,
„Er sieht zwo Hase
„An eme Reali (Rain) grase.
„Es nimmt e wunder über wunder,
„Wie die Hase grase kunne."

„Es goht u. s. w.
„Er sieht zwo Fliege
„In eme Äckerli schnide.
„Es nimmt e wunder u s. w."

„Er sieht zwo Mucke
„'s Brod in Ofen schucke."

„Er sieht zwo Breame (Bremsen)
„'s Brod us em Ofe neame."

„Er sieht zwo Fresche
„In eme Schierle dresche u. s. w."

Wie ist der alte Winter erstaunt über das neue junge, so abenteuerliche Frühlingsleben!

In den Laetarefesten tritt der Winter in seiner ganzen Häßlichkeit ohne oder mit dem Sommer auf, und zwar als Hißgier in einem engeren Gebiete des markgräfler Landes, dann als Strohfigur im weiteren fränkischen Unterland.

In Vögisheim bei Müllheim führen die Knaben am Sonntag „Ladäri" den kräftigsten Konfirmanden, an Beinen, Leib und Armen gebunden, durch das Dorf. Auf dem Kopf trägt er einen alten Cylinderhut, sein Gesicht ist grauenerregend verlarvt, hinten hat er einen Strohschwanz, an dem eine Glocke befestigt ist. Das ist der Hißgier, den zwei Kameraden von Haus zu Haus geleiten mit dem Lied:

„Hüd isch die Midi Midi-Faschde,
„Me soll im (dem) Hißgier Chiechli bache." u. s. w.

Drei bis vier Buben sammeln dann Eier, Schmalz, Mehl und Geld und teilen dafür kleine sogen. „Cederstrüßle“ aus, die hinter dem Spiegel aufbewahrt werden. Aus der Beute werden „Chiechli“ gebacken. Mädchen haben zum Schmause keinen Zutritt; sie führen dafür die Ufferdbrud (Auffahrtsbraut) später am Himmelfahrtstage feierlich umher. Auch im benachbarten Laufen führt man im Frühjahr, sei's um Mittfasten, sei's am Ostermontag, den in Stroh gebundenen Hißgier mit einem ähnlichen Liede um. Ebenso im gegenüberliegenden Teile des Elsasses in Hirzfelden (Kr. Gebweiler) um Mittelfasten den Hierla-, Hiezagiger und in Oberhergheim den Hirzgiger. Auch in Läufelfingen bei Basel kannte man den „G'huzgür, Huzgür, das Ung'hür“ 1879 noch hie und da, sowie in Wittnau (Aargau), als Fastnachtsgestalt, in ähnlichem Kostüm. Doch wird auch als Umhüllung eine Jüppe oder Erbsenstroh verwendet. Das Lied lautete:

„Hütz güri, geri,
„Stockfisch und Chri!
„Gebt-mer au e Eirnanke!
„I will-ech tusig Mole danke.
„Gebt-mer Mehl und Brod!
„Lueg, wie's Hutzgür stoht!
„Wenn-der-is aber nüt weid ge (wollt geben),
„So wei-mer-ech Küeh und Kalber ne (nehmen);
„Mer wein-ech 's Huus abdecke,
„Mer wein-ech uferwecke.“[1])

Die Deutung des Namens aus jenen schwankenden Formen ist unsicher, er scheint den Hirschgeiger oder Hirschspielmann zu bezeichnen, der den Hirsch, den cervulus oder die cervula, darstellt, welcher im Mittelalter so oft als Figur der Neujahrs- und Fastnachtsumzüge erwähnt wird. So greift die zweite, dem Augustinus fälschlich zugeschriebene Predigt den altheidnischen Brauch an, an den Januarkalenden sich in Ziege oder Hirsch zu verkleiden und als Hirsch oder Kuh vor die Häuser zu kommen (offenbar um Gaben einzusammeln.[2]) Oder es ist ein Hirsebettler gemeint. So treffen wir unter den Vermummten der Schweizer Fastnacht einen Hirsutter.[3]) Seine Strohvermummung und Fesselung weist jedenfalls

[1]) Seiler, die Basler Mundart 136. 175. Schweiz. Jb. 2, 411. Elsäss. Wb. 1, 208 Schweiz. Archiv f. Volksk. 1, 188.

[2]) Vgl. Pfannenschmid, German. Erntefeste S. 579.

[3]) Schweiz. Arch. f. Volksk. 2, 184.

auf ein winterliches Wesen hin, hinter oder an dem die Glocken zu seiner Verscheuchung ertönen. Ebenso seine Mooshülle. In Baselland heißt er auch der „Mieschma,“ der Moosmann, sowie auf dem benachbarten badischen Dinkelberg (S. 91). Die Glocken spielen auch in den andern deutschen und den englischen Fastnachtsgebräuchen dieselbe Rolle, die an Petri Stuhlfeier und beim Lenzwecken ebenfalls Glocken oder Hämmer oder Peitschen übernehmen. Das unterländische Laetarefest stellt dann neben den winterlichen Strohmann ganz deutlich den grünen Sommer, der mit dem Stabe dem Winter die Augen ausschlägt. Eine Nebenform des Laetarefestes hat sich zwischen Bühl und Baden-Baden in Steinbach erhalten. In allen zu dessen Kirchspiel zählenden Dörfern ist seit alter Zeit das Sechsuhrläuten vom Sonntag Laetare (S. Josephsfest 19. März) bis Michaelis (29. Sept.) üblich, ein Feierabendszeichen während des Sommers für die Bauern und Hirten. Aber wie auf das bekanntere Züricher „Sechseläuten“ seit 1817, sind auch auf den Anfang der Steinbacher Sommerzeit fastnächtliche Frühlingslustbarkeiten übertragen worden. Denn beim ersten Glockenschlag begannen die Steinbacher Knaben das „Hüble(n)“, d. h. sie sprangen plötzlich auseinander und suchten einander mit einer Kohle das Gesicht zu schwärzen. Im Elsaß versteht man unter „Hüble“ das Zupfen an den Haaren oder Ohren. In Zürich liefen aber auch früher an der Fastnacht geschwärzte Teufel herum, und solche Mohren laufen heute noch an vielen andern Orten. 1467 lief sogar Herzog Sigismund von Österreich am Aschermittwoch berußt durch Basel. Mit der schwarzen, wie mit der strohverhüllten Figur kann ursprünglich nicht, wie Mannhardt[1]) will, ein Vegetationsdämon gemeint sein, der die das Wachstum hindernden Mächte vertreibt, sondern sie ist im Gegenteil der finstere Winterdämon, der am Schluß seiner Herrschaft noch einmal umgeführt, auch wohl in Begleitung des ganz anders geschmückten Sommers, und dann mit allen Mitteln verjagt wird.

Die Frühlingsfreude äußert sich in manchen losen Liedchen, so in Immeneich (St. Blasien):

„Annili, Annili, hopp hopp hopp,
„Mach mir und dir e Tänzli,

---

[1]) W. F. K. 1, 547. Schweiz. Arch. f. V. 1, 273.

„Und wenn der warme Summer kummt,
„No strecket d'Kälbli d'Schwänzli."

Das österreichische Schnaderhüpferl:[1])

„Dort omat am Bergerl,
„Wo's Wässerl abirinnt,
„Dort tanzt da Herr Pfårra,
„Dats Kapperl umspringt,"

kehrt in einem Lenzkircher Rappeditzle wieder:

„Im Wiesetal unta,
„Wo 's Vögeli singt,
„Do tanzt de Waldbruder,
„Daß d'Kutte uffpringt."

Aber festere Formen gewinnt nun diese Frühlingspoesie in den Festen.

In den nun zu besprechenden beiden Hauptformen des nordbadischen Laetarefestes wird die Gewalt des Sommers viel stärker betont als in den bisher besprochenen Frühlingsumzügen, und zwar ist er im westlichen Unterland mehr Sieger über den Winter, im Osten mehr über den Tod. Das Fest ist alt. Die Stadtrechnung von Mosbach trug zum J. 1537 ein: uf Mitfasten 12 Schilling, als man den Sommer wie von Alter holt, ein Schilling den Knaben dieses Tags für Pretzen.[2]) Und die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans sehnte sich mitten im Glanz von Versailles vom Kartenspiel weg nach diesem heimatlichen Feste: „man mögte wol die Beutel leeren und also singen können, wie die Buben zu Heidelberg taten vom Berg, wenn sie oben Sommer und Winter herumführten:

„Nun sind wir in den Fasten,
„Da leeren die Bauern die Kasten.
„Wenn die Bauern die Kasten leeren,
„Wolle uns Gott ein gut Jahr bescheren!
„Strü strü stro,
„Der Sommer, der ist do!"[3])

Der alte Heidelberger Sommertag ist jüngst wieder erweckt worden. 3000 Kinder durchzogen nach dem Gottesdienste die ganze Stadt, jedes

[1]) Vernaleken, Mythen und Bräuche in Österreich S. 70.

[2]) Z. f. d. Gesch. d. Oberrheins 17, 188.

[3]) Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans Stuttg. litter. Verein 1, 94.

in der Hand einen geringelten Haselstecken, der, oben mit Gold- und Silberpapier verziert, an der Spitze eine größere Bretzel trug. Abwechselnd im Zuge marschierten die Hauptfiguren: der Strohmann Winter und der in Tannenzweige gehüllte Frühling. Dabei sangen die Kinder:

1. „Strieh Strah Stroh,
„Der Summerdach is do.
„Der Summer un der Winter,
„Des sinn Geschwisterkinder.
„Summerdag, Staab aus,
„Blost em Winter die Aache (Augen) aus.
„Strieh Strah Stroh,
„Der Summerdach is do.
„Ich hör die Schlissel klinge,
„Was wern se uns denn bringe?
„Rothe Wein un Bretzel drein!
„Was noch dazu?
„Paar neue Schuh!"

2. „Strieh Strah Stroh,
„Der Summerdach is do!
„Heut iwwers Johr,
„Do simmer (sind wir) wider do.
„O du alter Stockfisch,
„Wenn mer kommt, do hoscht nix,
„Gibschst uns alle Johr nix.
„Strieh Strah Stroh,
„Der Summerdach is do!"

Das „Schlüsselklingenhören" der ersten Strophe kehrt wieder in dem Pfullendorfer (s. u.) und dem alten Anspacher Johannislied, den hannöverschen und westfälischen Martinsliedern und dem Sternsingen der h. Dreikönige im Oberinnthal.[1]) Ganz ähnliche Laetare-Lieder und -Aufzüge wie in Heidelberg hört man in Neuen-, Handschuchs-, Dossen- und Huttenheim (Bruchs.). Auch kürzere Verslein sang man in der Pfalz, wie:

„Summerdach, Stab aus!
„Blas 'em Winder de Aache aus!
„Mit Veilche, Rose, Blumme
„Will der Summer kumme!"

---

[1]) Vgl. Pfannenschmid, German. Erntefeste 613.

In Darsberg bei Neckarsteinach schwankt das Sommertagslied zwischen einer derben mundartlichen und einer elegischen hochdeutschen Volksweise:

„Ich weiß mein ewiges Himmelreich,
„Das ist so schön gemauert,
„Das ist von Silber, noch rotem Gold,
„Mit Gottes Wort gemauert!“

Nach diesem Gesang wird gesprochen:

„Summer, Summer, Stab aus!
„Hinkel (Hühner) lege die Aajer (Eier),
„Krabbe (Raben) fresse die Schale,
„Der Bauer muß bezahle.
„Heut übers Johr
„Simmer wieder do!“

Durch Oberhausen (Bruchs.) ziehen die Kinder mit einer bebänderten, geringelten Weidengabel, an der oben eine Bretzel hängt, und singen:

„Ri ra ro!
„Der Summertag is do,
„Der Summer und der Winter,
„Der Gock, der is e Stinker,
„Eier raus, Eier raus,
„Jagt de Madel ins Hühnerhaus,
„Mach ihn nicht so dick,
„Daß er nicht verstickt!“

Richtiger lautet in Schatthausen (Wiesl.) die drittletzte Zeile:

„Der Marder hockt im Hühnerhaus![1])

In St. Leon (Wiesl.) tragen Bretzelträger den Sommermann, einen kleinen, ganz in Pfriemen eingebundenen Knaben, dessen Kopf mit einem buntbebänderten Tännchen geschmückt ist, auf einer Bahre herum und singen dabei ein dreistrophiges Lied: „Ha ha ha, der Sommermann ist da! u. s. w.“, das von Zusätzen, die Gott für seine Güte preisen, unterbrochen wird.

In der Bruchsaler Gegend, z. B. in Karlsdorf kommt auch wieder die Beimischung religiöser Töne zum volkstümlichen Kerne vor. Denn man sang:

---

[1]) Vgl. das elsässische Fastnachtssonntagslied.

„Freut euch, ihr Christen, der Frühling wird kommen,
„Es hat Gott von uns den Winter genommen.
„Er wollt uns auch geben schöne fruchtbare Zeit,
„Felder und Wälder sind grün bekleid't.
„Das himmliche Heer im Himmel thut singen,
„Alle Menschen auf Erden, die Lämmlein springen.
„Preist Gott für seine Güte, die uns Gnad verleiht,
„Höchster Herr im Himmelreich, in der armen Winterszeit!"

Bekommen die Sänger aber keine Gabe, so erschallt:

„Ri ra Stockfisch —
„So kriche wir alle Jahr nix!"

Fast ganz verkirchlicht ist das Frühlingsfest in Graben auf der Hardt, wo vor der ganzen Gemeinde an Laetare die Prüfung der Konfirmanden abgenommen wird. Nachmittags spazieren diese mit der Pfarrfamilie und den Lehrern in den Wald.

Das Petersfest und das Laetarefest scheinen in Eins geflossen im Sommertag von Heinsbach und Rinschheim zwischen Adelsheim und Buchen. Denn hier ruft man an Laetare:

„Hutzel, Hutzel (Dörrbirnen) härer,
„Der Peider (Peter) is e Schärer,
„Der Peider is e gudde Mann,
„Er geit uns Alles, was er kann.
„Hutzel raus, der Toud (Tod) is daus!"

In Hemsbach (Adelsh.) lautet die Fortsetzung:

„Gebt Eier rausch, der Bötz (?) is hausch,
„Der Ratz, der hockt im Hühnerhausch!"

In Oberlauda (Tauberb.) wird an Laetare die „Hutzelkirchweih" gefeiert: die Kinder ziehen mit dem Strohmann „Judas" um und rufen von Haus zu Haus:

„Hutzel raus, der Tod is aus,
„Draus im lange Judehaus.
„Ist der Lang nicht daheim,
„Schmeißt ihn 'nein Rahm?
„Gebt ihr uns kein Hutzel raus,
„Kommt der Tod in euer Haus."

Abends wird der Judas verbrannt, was an andern Orten im Karsamstagsfeuer (S. 98) geschieht.

In Rinschheim und Hettingen (Buchen) singen die Buben ein ähnliches Lied, nachdem sie, mit hölzernen Säbeln bewaffnet, den „toten Degen", eine Strohpuppe, auf einer langen Stange durchs Dorf getragen, von Zeit zu Zeit mit ihren Säbeln bearbeitet und endlich an der Gemarkungsgrenze ins Wasser geworfen haben. Nach einem Kalender von 1609 [1]) nannte man den Sonntag Laetare vor Zeiten den „Totensonntag". Die Kinder sangen:

„Nun treiben wir den Tod 'aus,
„Den alten Weibern in ihr Haus,
„Den Reichen in den Kasten,
„Heuten ist Mitfasten!"

Darnach, wenn sie ihn draußen vor dem Thor oder Dorf aufgefangen oder ins Wasser geworfen, haben sie auf dem Weg herein gesungen:

„Nun haben wir den Tod außgetriben
„Und bringen einen freien frischen Sommer u. s. w.

Das Laetarefest scheint in den angegebenen beiden Formen, der Winter- und der Todaustreibung, in Baden über die alte Frankengrenze kaum hinauszureichen, die südlichste Spur mag man in dem abgegangenen Winter- und Sommerspiel von Moos (Bühl) finden: zwei als Winter und Sommer verkleidete Knaben zogen nach Martini und im Frühjahr in den Dörfern mit einem Tannenbaum herum, um den sie eine Art Reigen mit einem schon halb vergessenen Liede aufführten. Darin kamen folgende Verse vor:

Winter: „Ich bin der Zottelmann,
„Das seht ihr mir wohl an.
„ . . . .
„ . . . ."
Sommer: „Jezt ist bald Jakobitag,
„Da schüttelt man Birn und Äpfel herab.
„Altiri, Altäri, erhöre mein,
„Der Sommer, der ist fein!"
Der Sommer zum Winter: „Der Winter, der ist ein arger Vogel,
„Er treibt die Weiber wohl hinter den Ofen.
„Altiri u. s. w.
Der Winter zum Sommer: „Der Sommer, der ist ein arger Bauer,
„Der macht den Weibern die Milch so sauer u. s. w."

---

[1]) Alemannia 15,119.

Zum Schluß siegt der Sommer und schlägt den Winter in die Flucht. Die Knaben erhalten eine kleine Gabe.

Das fränkisch-thüringische Mitteldeutschland ist der Hauptschauplatz dieser Frühlingsfeier. Nach Osten geht der verwandte Brauch, eine Stroh- oder Holzfigur, den „Tod", ins Wasser zu werfen und auch häufig außerdem den Sommer in Gestalt eines Maibaums mit einer daran gehängten Puppe einzubringen, durch ganz Franken und Thüringen und die von daher besiedelten sächsischen und schlesischen Lande. Aber auch Schwaben und Bayern hatten ihr Kampfspiel des Sommers mit dem Winter und auch das Todaustreiben mit ausführlichem Kampfdialog. Ja im oberbayrischen Markt[1]) hat der Winter auch die alten Weiber hinter den Ofen getrieben, während der Sommer Äpfel und Birnen schüttelt, und die Strophen schließen ähnlich wie im Spiel von Moos mit den Worten:

„Liebe Herren, ja mein,
„Der Sommer (oder der Winter) is fein!"

Das seltsame „Altiri, Altäri, erhöre mein" wird uns verständlich, wenn es in einem Sommer- und Winterliede am Strophenschluß heißt:

„Ade, ihr liebe Herren mein,
„Der Winter (Summer), der is fein."

Der Tag heißt meist der Sommertag im schlesischen Brieg, wegen der umgetragenen grünen Zweige der Maientag, aber auch der Totentag oder Totensonntag, der Steckentag, wo die Kinder mit den geringelten und geschmückten Stecken oder Gabeln, der Bretzeltag, wo sie mit Bretzeln daran einherziehen. Das eine Hauptlied beginnt mit: „Stri stra stro" oder „Ri ra ro" oder „Tro ri ro, der Summer(tag) ist do!" in der Pfalz wie an der thüringischen Werra; dagegen ist das vieldeutige „Stab aus" nur im Westen üblich. Es bedeutet entweder „staub aus" d. h. jage hinaus, wie in Tirol „staubausmachen" soviel wie davonjagen heißt und wie denn auch im Laetarelied statt „stab aus" gesungen wird „treib aus". Oder das althochdeutsche „stoupen" d. i. ausstechen lebt darin weiter, wie denn ja auch wirklich die folgende Zeile zum Ausblosen, Ausschlagen, Ausstechen der Augen des Winters auffordert. Stimmt die Melodie des Liedes in Baden mit

[1]) Panzer a. a. O. 1,253.

der des Sommer- und Winterliedes am Lechrain überein, die v. Leoprechting [1]) aufgezeichnet hat?

Eine Spielart dieses Laetarebrauchs begegnet uns in Karsau südlich von Schopfheim. Da wird am 3. Fastensonntag von den größeren Knaben eine maskierte Strohpuppe herumgetragen, deren zwei mit Haselruten versehene Begleiter von Haus zu Haus sagen:

„Nach den Fasten geht der „Sommer" an,
„Da muß jeder Bauer einen Pflug han;
„Früh, Mittag bis Abends spät,
„Bis er hat seinen Acker besäet.
„Wollt ihr wissen, was der oberst Bauersmann ist?
„Das ist unser Herr Jesus Christ.
„Und das wäre Alles schon recht;
„Denn wir Brüder und Schwestern sind alle seine Knecht.
„Und wenn es nur ein Schneider ist,
„So setzt er sich gleich oben an Tisch,
„Frißt und sauft gleich, was es ist,
„Surrübe, Speck und Schnitz.
„Und wenn der Bauersmann nicht wär,
„So ständ manchem Herrn der Kasten leer.
„Drum, wenn ihr wend (wollt), so gent (gebet) es au
„Und beschauet unsern Miesma (Moosmann) au.
„Und beschauet er (ihr) den Miesma nit,
„So erlebet er au d'r hl. Ostertag nit!"

Also ein Moosmann d. h. wilder Mann aus dem Walde wird umgeführt. So spielten die Südtiroler Schulkinder vor K. Josephs II. Zeit an den Donnerstagen vor Fastnacht das Wildemannsspiel, wobei ein bärtiger Moosmann aus einer Höhle ins Dorf geleitet wurde. Der wilde Mann und auch die wilde Frau waren Hauptfiguren der Fastnacht in Nürnberg und der Schweiz (S. 84) und in vielen andern Gegenden.[2])

Noch weiter verbreitet als die besprochenen Formen der Frühlingsfeier ist in Baden das Scheibenschlagen, das aber für die spätere Schilderung der erwachsenen Burschen aufbewahrt bleibt.

Nachdem der Winter vertrieben und der Sommer begrüßt worden

---

[1]) v. Leoprechting, Aus dem Lechrain. Beil. S. 16.

[2]) Zingerle, Sitten, Bräuche in Tirol² 134. Mannhardt, WFK. 1,333 f. Schweiz. Arch. f. Volksk. 1,258 f.

ist, naht die Zeit, wo man sich gegen die Gefahren des Sommers, wie z. B. die Gewitter, zu schützen und sich seiner Segnungen zu versichern hat. Die Feste nehmen einen andern Charakter an. Auch an einigen dieser Feste ist die Jugend stark beteiligt, so zunächst an dem der Palmenweihe. Zum Andenken an den festlichen Einzug des Heilands in Jerusalem, vor dem die Leute ihre Kleider auf den Weg breiteten und Palmzweige herstreuten, werden seit alter Zeit am Palmsonntag im katholischen Süden Zweige der Dattelpalme oder auch der Olive, des Lorbeers in die Kirche getragen und dort durch Weihwasser und den Segen des Priesters geweiht. In Deutschland und so auch in Baden brachte man ursprünglich statt dessen die ersten Triebe des Lenzes, die Blütenkätzchen der Sal- oder Palmweide, zur Weihe, und diese ältere Form ist noch an manchen Orten bewahrt. Die „Katzebalme" steckt man am Palmsonntag in den Stall oder unter das Dach und zwar zum Schutz gegen Blitz und Hexerei. Welcher Bube den „Balmen" bei der Weihe in der Kirche am höchsten hebt, dem wird er am meisten geweiht. Also großer Ehrgeiz, es den Andern zuvor zu thun, auch noch auf der Straße! In Dilsberg oberhalb Heidelberg schneidet der Meßner die Palmen von einem eigens dazu in den Pfarrgarten gesetzten Weidenbaum und teilt sie an die Kirchenbesucher aus. Aber in den meisten Gegenden werden den Weidenzweigen Zweige anderer, immergrüner, meist auch aromatischer Sträucher und Bäume vorgezogen, wie solche von Tannen, Wachholdern, Sade- oder Sevenbäumen, Stechpalmen und Buchs. Dann ist der Palmen eine bis zu 10, ja 12 Fuß lange Haselgerte, Tannen-, Birken-, Eschenstange, die z. B. in Zoznegg (A. Stockach) oben eine bauchige Krone und ein Kreuzlein oder Doppelkreuz aus Holdermark (Hollunder) trägt. An der Krone hangen bunte Seiden- oder Papierbänder, Äpfel, die überhaupt für den Palmen des alten Linzgaues und Klettgaues, der Seegegend um Konstanz, Überlingen, Bechtersbohl bis in die Baar hinauf charakteristisch sind, aber auch am Niederrhein vorkommen, umkränzte Helgen d. h. Heiligenbilder, und dicht unter der Krone ist ein quirlförmiger Büschel aus Wachholderreis oder Buchs befestigt. Knaben tragen sie in oder um die Kirche, wo der Geistliche die Weihformel spricht und sie mit Weihwasser besprengt. Jubelnd führen sie den Palmen nach Haus und nageln ihn oft, nachdem sie ihm Äpfel und

Bänder abgenommen haben, am linken Pfosten der Stallthüre fest wider den Blitz und die Hexen. Um Konstanz und Überlingen giebt man jedem Stück Vieh einen Schnitz von den Äpfeln und spendet auch den Angehörigen und Bekannten davon. „Se, do hoscht au en Balmeapfel". In Bechtersbohl (Waldsh.) werden die letzten Äpfel erst nach Weihnachten abgenommen. Und wie die Buben, sind die Bauern stolz auf ihre prunkenden Balmen. Der schönsten solcher Palmen, die aber ohne Äpfel, dafür reicher mit Stechpalmen und Säfi oder Säbi (Juniperus sabina) besteckt sind, rühmt sich der Schwarzwald. Jeder Knabe will den schönsten haben, und die Leute geben nach beendigter Weihe ihr Urteil darüber ab. Freilich den Palmbäumen um Weiz in Obersteier kommt keiner gleich: denn die waren zuweilen 8—10 Klafter hoch und reichten nicht selten bis zum Gewölbe auch hoher Kirchen. 5—6 Burschen hatten daran zu tragen. Doch bis zu 5 m hohen Palmen bringen es auch die Buben von Owingen (Überlingen). So hoch wird die Palmweihe gehalten, daß, weil Jemand mit seinem Palmen erst in die Kirche kam, als die Weihe vorbei war, man wohl noch hier wie in Schwaben von einem Verspäteten sagt: „er kommt wie seller mit dem Balma nach der Kirch".

Besonders wirksam ist am Titisee nach Raithenbucher Glauben die Weihe des Palmbuschen, wenn sie in drei Kirchen durch drei verschiedene Geistliche vorgenommen wird, und feierlich ist noch die Palmweihe in Gengenbach, obgleich schon lange nicht mehr ein hölzerner Esel mit dem Heiland auf einem Wägelchen durch die Gassen geführt oder auf dem Friedhofe aufgestellt wird. In den protestantischen Strichen beseitigte den Palmesel die Reformation, in den katholischen namentlich die Edikte Kaiser Josephs II. und die gleichzeitigen Hirtenbriefe aufgeklärter süddeutscher Kirchenfürsten, so daß er wohl nur in sehr wenigen Dörfern, vielleicht im bayerischen Walde, sein Dasein fristet. Überall anderswo blieb der Esel seitdem nicht nur ein Jahr über auf den staubigen Kirchböden und Gerüstkammern stehen, wie ihn denn Fischart in manchen Ortschaften gar ehrwürdig zu dem obersten Kirchturm herausgucken sah, sondern schmachtete dort dauernd, wenn ihm nicht später in einem Museum sein Altenteil gegeben wurde. Den schönsten Palmesel, der sogar von Sürlins Meisterhand stammt, haben die Ulmer bewahrt. Aber wo sind all die badischen geblieben? Denn

daß er hier nicht nur in Gengenbach, sondern auch in vielen andern Orten bekannt war, wissen wir aus der Überlieferung und dem Sprachgebrauch. Auf den Konstanzer Esel hob für einen Kreuzer der Meßner die kleinen Buben und Mädle, so daß sie nun eine kurze Strecke vor oder hinter dem Kinderfreunde Christus darauf reiten durften. Solch ein Eselsritt gab ihnen gewiß wie den kleinen Rottenburger Palmeselreitern Gedeihen. Und da nun an diesem Tage ihnen die Pathen auch allerlei Geschenke zusteckten, so war's ein großer Freudentag auch für die Kleinen. Nach dem Merkur. Villing. v. J. 1634 wollte in Villingen ein Schmied den Palmesel verbrennen und sagte, weil er lange nicht brennen wollte: „Der Teufel will nit brinnen" und wurde ein paar Schritt weiter von einer aus der Stadt geschossenen Kugel zu Tode getroffen. „Palmesel" nennt man noch den Langschläfer, der am Palmsonntag sich zuletzt aus dem Bett erhebt, wie bei Rastatt, oder mit seiner Kirchenstange zuletzt aus der Kirche oder nach Hause kommt. In Schönach (Pfullendorf), wo nach der Weihe die Palmenträger dreimal um die Kirche springen, wird der langsamste Läufer so genannt, im Unterinnthal aber — um diesen fast rührenden Zug nicht zu vergessen, — das Bübel, das auf dem Heimweg seiner Palmlast erliegt.[1])

Meistens bringt man den Palmen nicht sofort an seinen ständigen Aufenthalt, sondern umgeht mit ihm in Hödingen (Überlingen) zunächst das Gehöft, damit der Blitz nicht einschlage, oder steckt ihn auf einen Baum im Garten, an den Zaun oder auf den Brunnenstock, damit erst, wie es in der Rastatter Gegend heißt „Weid (Wind) und Wetter drüber geht". Hier und weiter südlich z. B. im Glotterthal (Freib.) wird er aus dem Freien erst, wenn es drüber gedonnert hat, in den Stall oder auf die Bühne getragen. Häufiger versetzt man ihn an einem festen Tag, dem Karsamstag oder Ostertag oder am weißen Sonntag. Dann wird er dreimal unter Beten des englischen Grußes ums Haus getragen z. B. in Herrischried (Säck.), Hohenbodman (Überl.) und anderswo, wie man ihn früher in Bleibach auch bei Gewitter dreimal ums Haus trug. Wo der Palmen zunächst

---

[1]) Vgl. Nork, Festkalender 1847. Stückelberg, die Palmsonntagsfeier im Mittelalter, ein Festbuch zur Eröffnung d. histor. Museums in Basel 1894. v. Strele, „der Palmesel". Ztschr. d. Deutschen und Österreich. Alpenvereins 28,135.

aus dem obersten Tagloch oder Bühnenloch oder an einem sonst sichtbaren Ort herausgesteckt wird, wie in der Freiburger Gegend, da läßt man ihn entweder weiter hinausschauen einen großen Teil des Jahres über, oder man nagelt ihn an einen Balken des Dachs oder legt ihn am Karsamstag oder Ostertag auf die Bühne nieder oder bringt ihn in den Herrgottswinkel. Es kommt in Kiechlinsbergen im Kaiserstuhl vor, daß er erst aus dem Giebelfenster des Hauses der Großeltern oder der Gotti hinausgesteckt wird, um erst am Ostertag ins elterliche gebracht zu werden. In Hänner bei Säckingen verbleibt er am Gartenhag bis zum weißen Sonntag. Wer in Kirchzarten am Ostermorgen zuerst in den Baum steigt und ihn herabholt, bekommt die Ostereier, ebenso der, der einen gestohlenen Palmen zurückbringt. Wer ihn dann in Herrischried nicht ins Haus trägt, dem schafft ihn ein Anderer hinein und wird dafür mit Geld belohnt. So finden wir ihn dann bald vor, bald in dem Stall, bald hinter dem Christusbild im Herrgottswinkel oder unter dem großen Dielenbalken der Stube, bald auf der Bühne geborgen, er wird aber auch auf verschiedene Plätze des Hofes verteilt. So in Krenkingen (Bonndorf). Hat dort der Knabe den Palmen nach der Weihe dreimal betend ums Haus getragen, um es gegen Blitz zu feien, wie es auch in Bethenbrunn üblich ist, so bringt man die Hollunderkreuze in den Stall, um Krankheit und Zauberei fernzuhalten, die Zweige aber dorthin oder hinters Kruzifix in die Stube. Da trocknet die Hausfrau die Wäsche daran, die dadurch Heilkraft bekommt. Auch in Oberschwörstadt (Säck.) werden vom großen „Hauspalmen" drei kleine Zweige abgenommen und in den Stall gesteckt, alles Böse abzuwehren, auch in Kirchzarten (Freib.). An verschiedenen Orten wird er an Mariä Himmelfahrt, 15. August, von dem Kräuterbusch verdrängt. Um Konstanz wird er dann verbrannt, und an seiner Stelle werden frisch geweihte Kräuter im Stall befestigt; in Meßkirch wird er nach der „Kräuterweihe" seines Schmuckes beraubt, gilt aber noch, neben die Stallthür genagelt, als Viehsegen. Jedem Tier des Stalles wird aber zuvor ein geweihtes Blatt als Nahrung gereicht. Stärker weicht der Brauch in Götzingen im Odenwald ab. Da werden die im Stall und Keller gegen Blitz verwahrten Weihpalmen von der Jugend am Karsamstag gesammelt und damit das Judasfeuer gemacht. Die Palmenasche wird in eine Grube in

der Ecke des Kirchhofs geworfen und so der „Judas begraben“. Das nähert sich bayrischer Übung. Denn bei Freising und Erding sammelte man die Asche des am Tage vorher verbrannten Ostermanns (Judas) und streute sie auf die Felder, die man mit Palmenzweigen und mit Holzstäbchen, die am Karfreitag angebrannt und geweiht worden waren, besteckte.

Klar ist der Hauptzweck, die Gefahren des Gewitters, das mit dem Frühjahr wieder die Menschen schreckt und Haus und Feld bedroht, abzuwehren. In der noch vorreformatorischen Schrift des Franz Wessel über den katholischen Gottesdienst legte man in Pommern den über die Thür gesteckten Palmen bei Donner und Blitz so auf das Feuer, daß es nur rauchen durfte: so weit der Rauch ginge, könnte das Wetter nicht schaden. Ebenso wurden in Augsburg 1593 Palmen und Seffenbaum gegen Donner gebraucht. Noch heute wird dieser Zweck meistens in den Vordergrund gestellt; ja der Palmen bleibt an einigen badischen Ortschaften so lange im Freien, bis es darüber gedonnert hat. Von den immergrünen und würzigen „Palmrisli“ werden einige bei Gewitter auf die glühenden Kohlen des Herdes gelegt, daß sie nicht in Flammen, sondern nur in Rauch aufgehen. In Ottenhöfen (Achern) legt man sie auf einen eigens zu diesem Zweck bestimmten Deckel ans Feuer. Der „gesegnete Rauch“ hindert die bösen Geister, aufs Haus niederzusitzen, und den Blitz, einzuschlagen. So um St. Blasien und Säckingen. Auch wird der Palmen in eine Feuersbrunst geworfen.

Da das Vieh im Stall wie auf der Weide ebenfalls dem Gewitter ausgesetzt ist, so schützt man es im Stall durch den Palmen und treibt es in Lautenbach (Oberk.) zum ersten Male mit dem geweihten Palmstock auf die Weide. Im Unterprechthal werden die Hirtengeiseln am Palmsonntag kirchlich geweiht. Auch die oberpfälzische Mirtesgarden (Martinsgerte), mit der das Vieh zum ersten Male ausgetrieben wird, besteht aus Kätzchenzweigen der Palmweide, Wachholder und spitzen Taxusblättern, wird aber am Martinivorabend gemacht und am h. Dreikönigsabend geweiht.

Die Kraft, Krankheiten, namentlich von Hexen hineingezauberte, aus dem Stall zu verscheuchen, mag dem Palmen erst später zugeschrieben sein; und das in Westfalen und am Niederrhein, sowie in Schlesien und Bayern zu Ostern übliche Einstecken von Palmzweigen

in oder um den Acker, das „Palmen", scheint in Baden nicht vorzukommen. Dieses ist wiederum gegen das feldverwüstende Gewitter gerichtet. Auch das in der Schweiz wie in Deutschböhmen hie und da gebräuchliche Verschlucken einer eingesegneten Weidenblüte oder eines Palmkätzchens, um gegen Halsweh oder Fieber geschützt zu werden, ist mir aus Baden nicht bekannt.

Der Freiburger Professor Lorichius meldet im 16. Jahrhundert von dem Brauch, ebensoviel Blätter vom geweihten Palmen, als Leute im Hause sind, ins Feuer zu werfen. Wessen Blättle dann am ersten verbrenne, der müsse am ersten sterben. Verwechselt er etwa damit den ganzen ähnlichen Brauch am Agathatag? (s. unten). Die rohere, nicht verkirchlichte Form dieser Palmen, die in Bayern auch Palmbesen heißen, war wohl der gewöhnliche Birkenreisbesen, der die Schwelle vor Hexen schützt und in Böhmen bei Donner unter das Dach gestellt wird. Mit weißen, auch zuweilen mit Stechpalmen geschmückten Besen wurden am 1. Pfingsttag im Lüdenscheidschen die Hörner der Kühe umbunden und das Haus gekehrt. Dann hängte man sie über der Stallthür auf.[1])

Eine auf ein ähnliches Ziel gerichtete Thätigkeit, wie am Palmsonntag, entwickeln die Knaben am Karsamstag, an dem sie zum Karsamstags- oder Osterfeuer gehen, um sich Kohlen herauszuholen und zur Abwehr des Blitzes heimzuführen. Zu Bonifacius Zeit war in deutschen Kirchsprengeln der damals in Rom noch unbekannte Ritus aufgekommen, am Vorabend des Osterfestes das neue Feuer durch Schlagen aus einem Steine oder durch ein Brennglas herauszulocken, feierlich zu weihen und daran die Osterkerze anzuzünden. Im neunten Jahrhundert wurde bereits von dem neuen Feuer ans Volk ausgeteilt.[2]) In Baden wird jetzt auf dem Kirchhofe ein Holzstoß angezündet, noch um 1850 in Zoznegg (Stockach) wurde das Feuer dazu vom Geistlichen mit einem Stahl aus einem noch nicht benützten Feuerstein geschlagen, und, wenn ich nicht irre, noch in Rotzel (Säck.). Im Feuer werden die abgängigen geweihten Sachen verbrannt, die Wolle, die der Priester bei der Taufe und der letzten Ölung zum Abwischen des h. Öls (Chrisam) brauchte, und die Kerzenreste, alte Meßgewänder und Chorhemden,

[1]) Kuhn, Westf. Sagen 2, 167.
[2]) Mannhardt, W. F. K. 1, 503.

auch wohl schadhaft gewordene Grabkreuze u. s. w. Dann wird den herzuströmenden Leuten vom neugeweihten Weihwasser ausgeteilt. Sie legten nun in Zoznegg 1½ Ellen lange eichene „Wetterpfähle“ in Schwertform ins Feuer, bis die Spitze leicht angebrannt war. Darauf wurden die Pfähle herausgezogen, zu Hause sorgfältig aufbewahrt und bei drohendem Gewitter in ein kleines Feuer gelegt, um geweihten Rauch zu den Wolken empor zu senden, damit kein Blitz das Haus, kein Hagel die Felder und Gärten träfe. In Schöllbronn (Ettl.) werden ebenfalls am Karsamstag zugespitzte Eichenpfähle im Osterfeuer angebrannt und zwar drei, um das Einschlagen des Blitzes zu verhindern. Sie werden jedes Jahr wieder zum Osterfeuer gebracht, bis sie abgebrannt sind. Auch die Knaben von Waldprechtsweier schleppen Eichenhölzer zum Judasfeuer. Bemerkenswert ist die Eiche, der heilige Baum des Gewittergottes Donar, die neben dem Nußbaum und der Buche auch an anderen deutschen Orten dazu vorzugsweise verwendet wird.[1]) Wie denn „Eikeltakken“ Eichenzweige in Belgien die Felder gegen Blitz schützen und der Blitz nach dem früheren Glauben um Gent nie in Eichen einschlug. Nach dieser älteren Weise verfuhren und verfahren Erwachsene, aber an den meisten Orten haben ihnen die Knaben dieses Geschäft aus der Hand genommen. An einem Seil schleppen sie in Ettlingenweier Holzstücke zu dem Feuer, in dem der „Judas“ verbrannt wird, und bringen sie von da angekohlt wieder heim zum Schutz gegen Blitzschlag und Feuersgefahr. In Unzhurst (Bühl) halten die Kinder gern dicke „Osterhölzer“ oder auch die Stiele der geweihten Palmen ins Feuer, in dem der Judas verbrannt wird, bis der Priester sie geweiht hat. Ein beliebiges Stück Holz weiht er auch in Muggensturm (Rast.) beim sogen. Ölberg. Darnach nimmt man die Hölzer heim und steckt sie in den Stall. In der Seegegend verbrennt man die derartig angekohlten Scheite, wenn ein schweres Gewitter am Himmel steht.

Der Brauch, der auch gegen Hexen und Krankheiten gerichtet ist, wie z. B. in Öflingen (Säck.) und in Neuershausen (Freib.), geht vom Bodensee bis in den Odenwald z. B. bis Hettingen (Buchen), wo man auch mit den heimgenommenen Kohlen Kreuze an Haus und Stallthüre macht. Eigenartiger ist er um Bühl und Achern gestaltet.

---

[1]) Mannhardt, a. a. O.

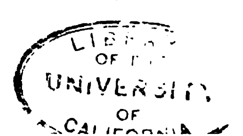
In Neusatz (Bühl) löscht man Scheite und Stecken, die nur von Kastanienbäumen stammen dürfen, wenn sie ein Stück weit angebrannt sind, ab und hebt sie bis zum ersten Maienabend auf. Dann werden sie gespalten und die Teile zu Kreuzchen verbunden, von denen eins zu jedem Bäumchen im Garten gesteckt wird. Und nun werden alle unter Gebet mit Weihwasser besprengt. Verwandt ist der Ottenhöfer Brauch bei Achern: in jedes Eck des Kornackers steckte man am ersten Mai ein Kreuz, das aus dem am Karsamstag geweihten „Osterbengel" gefertigt war und besprengte die Bäume mit Weihwasser. Statt der angekohlten Osterscheite oder statt der Osterkohlen führen die Buben aber auch glühende Baumschwämme heim. So halten sie solche in Kollnau bei Waldkirch morgens hinter der Kirche in das gesegnete Feuer und schwingen die glühenden auf dem Heimgang an einem Eisenstängchen. Dadurch soll das Feuer für das Jahr gezähmt werden. Ähnlich im Glotterthal (Freib.), wo mit diesen Schwämmen alle Hausräume ausgeräuchert werden. Wer auf den Schweighöfen bei St. Märgen von solchen Schwämmen kleine Stücke von Hof zu Hof austeilte, wurde mit Geld belohnt. Damit wurde das Feuer auf dem Herd angezündet. In Oppenau im Renchthal steckte man am Karsamstag Ruten ins Osterfeuer, vor dreißig Jahren oft hundert und mehr, und verwendete sie beim Ausfahren auf die Weide.

Die kirchlichen Feuer, die in Bayern wohl mit den auf dem Acker oder einer Anhöhe angezündeten weltlichen Osterfeuern verschmolzen werden, treten in Niederdeutschland hinter diesen weit zurück. Nur im Münsterlande, Paderbornischen und Hildesheimischen haben auch sie einen entschieden kirchlichen Charakter angenommen. Der älteste Sinn dieser Feuer ist heidnisch: wie der Donnerkeil auf dem Herde oder auch ein für einen Donnerkeil gehaltenes, unter dem Dach eines alten Klosters gefundenes Steinbeil den Blitz vom Hause abhalten soll (similia similibus), so wehren auch die den Blitz sinnbildlich darstellenden angekohlten Scheite, namentlich Donars Eichenscheite (s. o.), das Unwetter ab.[1])

Noch eine andere halb kirchliche Thätigkeit übt die Jugend in dieser Zeit aus. In vielen katholischen Kirchen wird am Grün-

---

[1]) Vgl. Mannhardt, WFK. 1,536. Usener, Götternamen 288.



donnerstag und Karfreitag nicht geläutet, sondern mit der am Turm aufgehängten „Rätsche“ gerätscht. Gründonnerstag und Karfreitag laufen die Kinder in Hettingen (Buchen) mit Klappern und „Schärren“ durchs Dorf und rufen zur Kirche, denn in diesen Tagen der Trauer schweigen oder, wie es auch wohl in Schwaben heißt, sterben die Glocken, „sie gehn nach Rom und holen Ostereier“. Darum rufen statt ihrer die Buben: „'s örschte Môle — 's ander Môle — zamme, zamme (zusammen) in die Keriche“! Um 11, beziehungsweise 12 Uhr singen sie: „Ihr Christen, laßt Euch sagen, die Uhr hat 11 (12) Uhr geschlagen“! Diese Sitte ist aber vor ein paar Jahren durch den Ortspfarrer abgestellt, nur das Ave Maria darf Morgens (5 Uhr) noch gesungen werden, dreimal.

Hinter Handschuhsheim bei Heidelberg läuft ein Fußpfad, das „Kerrwegle“, wo während der Abwesenheit der Glocken in Rom in die Kirche gekerrt d. i. geretscht wurde, und in Rheinsheim bei Philippsburg singen die Karfreitagsmeßdiener während der Karwoche bei anbrechender Morgen- und Abenddämmerung seit undenklicher Zeit durch die Straßen das Lied: „Es ist ave Maria, ave Maria, ave ave ave ave ave Maria, gratia plena, Dominus tecum“. Nach Beendigung des Gesangs wird geretscht oder gechart zum Zeichen des beginnenden Gottesdienstes der Leidenswoche, während die Glocken schweigen. Das Rätschen oder Kerren der Jugend ist in Baden noch ziemlich weit verbreitet. Nach einer Rechnung des Gutleuthauses zu Baden 1680 bekamen die Kinder am Karfreitag auf den Tisch für Bretzeln nach altem Gebrauch 15 Kreuzer; ob für ihr Knarren?

Am Karfreitag bedecken die Neuenburger Kinder das in der Kirche ausgestellte Kreuz völlig mit Blumen.

Ein neues Feld der Thätigkeit öffnet sich der Jugend am Ostersonntag, auch noch abgesehen von dem Patenbesuch und dem Hasjagen, dem Ostereiersuchen (S. 33). Nicht nur die Patin, sondern auch die Mutter legt die gefärbten Eier ins grüne Gras oder in einen Blumenbusch und obgleich die Kinder in Hettingen (Buchen) schon einige Tage vor Ostern „Schlubbe“, d. h. die grünen Blätter der Herbstzeitlose sammeln, um dem Hasen eine Suppe davon zu kochen, so singen sie in Huttenheim (Bruchs.) mit überlegener Naturkenntnis:

„I waß (weiß), was i waß,
„'s Hinkel (Hühnchen) isch der Has."

Selbst der Abt Jakob von Schuttern merkt in seinem Tagebuch zum 16. April 1691 behaglich an: „den hiesigen Kindern verstecke ich Ostereier im Garten."[1])

Aber die Eierbeute wird nun nicht einfach verzehrt, sondern an vielen Orten zu Spiel und Kampf gebraucht. Hier ist nicht das mit Wettlaufen verbundene Eierlesen gemeint, das von den erwachsenen Burschen ausgeführt wird, sondern die kindlicheren Eierspiele. Es erinnert an das Osterballwerfen in Westfalen, Thüringen und der Altmark, wenn die Kinder auf den Wiesen der Durlacher Gegend und bei Bobstadt (Tauberb.) ihre gefärbten Eier in die Luft werfen, wahrscheinlich ursprünglich, um deren Fruchtbarkeit dem Grase mitzuteilen. Darum umwickeln sie auch in Merdingen bei Breisach die Ostereier mit Gras und lassen sie einen Abhang hinunterrollen. Das ist das „Ostereier ruggele". Aber weiter verbreitet ist der Brauch, daß zwei Kinder die Spitzen ihrer Eier aneinanderschlagen, um deren Stärke zu erproben, bis eins zerbricht und dem Besitzer des andern zufällt, das Eiertícken mit dem Higei in Heidelsheim (Bruchs.), das Eierpicken oder Eierstutzen an der Wutach und auf dem Markt oder Rathausplatz in Haßmersheim (Mosb.), das Eierbipperlen in und um Konstanz, das Eierdipfen in Hettingen (Buchen). Hier nennt man das spitze Ende das „Teufele", das stumpfe das „Engele", weil in dem kleinen Hohlraum ein Englein sitze. Der Brauch ist keineswegs auf Sachsen, wo er „Eierhärten" heißt, beschränkt,[2]) sondern ist als Eierbicken oder -picken oder -dippen in den verschiedensten Gegenden Deutschlands z. B. in Oldenburg, Westfalen, Oberbayern und im Egerland, obgleich er hier schon im J. 1615 verboten wurde, und als Eiertícken in Holland bekannt.[3]) Auch jenes Eierrollen von einem Hügel herab war wenigstens früher zu Ostern am Plitenberge bei Leer in Ostfriesland üblich. Bemerkenswert ist noch, daß sich in

---

[1]) Z. f. d. Gesch. d. Oberrheins 14, 128.

[2]) Wie Mogk in Wuttke, Sächsische Volkskunde S. 284 meint.

[3]) Vgl. Strackerjan, Aberglaube und Sagen in Oldenburg 2,42. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 7,392.

Bermatingen (Überl.) das Abholen der Ostereier oft bis gegen Pfingsten und darüber hinaus ausdehnt.

In all diesen Festen hat die männliche Jugend den Vorrang vor der weiblichen, doch am Himmelfahrts- oder Uffarts-, Ufferts-tage tritt diese bedeutender hervor, namentlich in der Markgrafschaft. Die Vögisheimer Mädchen bei Müllheim, die am Laetarefest vom Schmause des Hißgier ausgeschlossen sind (S. 83), führen dagegen am Himmelfahrtstage ohne männliche Begleitung die weiß gekleidete, bekränzte „Ufferdbrud" durch das Dorf. Etwas südlicher, in Tannenkirchen, singen sie dazu:

„Chömed uuse, ir Fraue,
„So das Brüdeli bschaue.
„Bschenke ir das Brüdeli nid,
„So erläben ir d'Bfingschde nid!"

In Gallenweiler (Staufen) haben sie ein anderes Lied:

„Jetz isch d'Uferdzit,
„Gib mer au ne Ei mit,
„Daß mer chönne (wir können) Chueche bache
„Und derbi rächt herzli lache,
„Wenn jedes ne rächt Stück überchont (bekommt),
„Derno simmer (sind wir) frölich in dere Stund!"

Aus den geschenkten Eiern, Äpfeln, Bretzeln und Mehl backen sie den Uferdskuchen. Auch weiter abwärts z. B. in Sexau (Emmendingen) zeigen sich die Uffartsbräute, und in Weisweil (Emmendingen) gehen die kleineren Mädchen mit Kränzen und Sträußen aus neunerlei Blumen, darunter Sternblumen und Vergißmeinnicht, in die Kirche, die dann auf dem Speicher zum Schutz gegen Unwetter aufgehängt werden. Ähnlich in Gersbach (Schopfh.). In Mengen (Freib.) muß jede Person aus dem Hause dreierlei Blumen mit in die Kirche nehmen, die dann zusammengebunden und als Blitzschutz aufbewahrt werden. Auch in Huchenfeld (Pforzh.) sichern „Himmelfahrtsblümchen" das Haus vor Blitz. Zu demselben Zweck pflücken die schwäbischen Mädchenscharen am Himmelfahrtstage oft schon um 2 Uhr Nachts die rötlichen und weißen Köpfchen des Mausöhrle oder Frühlingsruhrkrauts (Gnaphalium dioïcum), binden sie zu Kränzchen zusammen und hängen sie in Stuben und an Ställen auf. Man sieht solche Kränzchen auch in badischen Bauernstuben. In Graubünden waren es Glinzen, Ranun-

kelblumen, mit denen sich die Mädchen früh am Auffahrtstage bekränzten. Die Kränze wurden zuweilen in der Kirche aufbewahrt und sollten Fruchtbarkeit bewirken. Aus solchen „Glizerli“ macht noch die Hausmutter in Aha (St. Blasien) zu Himmelfahrt dem Christusbild über dem Eßtisch einen Kranz. Die badische Uffardsbrud ist die niederdeutsche Mai- oder Pfingstbrud oder Pfingsterbloeme, das elsässische Maireseli, die französiche Reine de Mai oder de printemps.[1]) Wie der Palmen bewirkt ihr Kranz Fruchtbarkeit der Felder und weiht auch die Jungfrau zur fruchtbaren Frau. Darum sprach ein enttäuschtes Mädchen aus dem Harz, wo man zu Himmelfahrt das „Allermannsheerenkrut“ sucht:

„Dat Allermannsheeren,
„Dat böse Krut,
„Dat häww ik gesocht
„Un bin doch noch keine Brut.“

Die eigenartigsten und altertümlichsten Festbräuche der Jugend knüpfen sich an das Pfingstfest; da sie aber durchweg als Reste alter Hirtensitte zu betrachten sind, reihen wir sie und einige andere Sommerfeste besser weiter unten in die Schilderung des Hirtenlebens ein. Auch das Sonnenwendfest am Johannistage hat zwar früher einen überwiegend hirtlichen Charakter gehabt, den es auf den Bergweiden der Alpen noch behauptet, wo z. B. hie und da das Vieh noch durch das Johannis- oder Sonnwendfeuer hindurchgetrieben wird, aber es ist in Baden fast ganz den Knaben verfallen und hat sich vom Hirtentume abgelöst.

In Gutenstein (Meßkirch) sammelten die Kinder früher Holz von Haus zu Haus mit dem Spruch:

„Kei mer (Wirf mir) au a Scheitle ra,
„Zum St. Johannes Gukelefier,
„Ois, zwoi oder drui“

und sprangen darnach auf dem Berg über das Feuer hinweg. Das „Fierli gumbe“, paarweise, verstanden die Buben und Mädchen in Münchingen (Bonnd.) und in Pfullendorf vor 20 Jahren auch noch gut. Aber gegen sie wird die Polizei eingeschritten sein, wie gegen

[1]) Mannhardt W. F. K. 1, 318 341ff. Z. d. V. f. Volksk. 8, 438.

die Schüler, die am Vorabend des Johannistags das „San Johannesfür" bei Unterbühlerthal auf einer Höhe machten. Doch kommt es noch in Staufen vor. Um Rastatt scheint das Feuer gnädiger behandelt zu sein und z. B. in Steinmauern die Jugend noch beim Sammeln zu singen:

„Es ist eine alte Frau im Haus,
„Gibt kein Stückel Holz heraus,
„Holz zum Feuer."

Ähnlich singen die Kinder in Niederschopfheim:

„Genn is (gebt uns) au e Stübli
„Zum St. Johannisfürli.
„'s Fürli welle mer baihe.
„Zum St. Johannistage
„Glück ins Hus, Unglück rus,
„Werfe alli alti Schitter rus" u. s. w.

Früher machten in Lauda (Tauberb.) die Buben ein Kreuz und sangen durch die Straßen:

„Geht zusammen, ihr Knaben,
„Wir wollen Holz zum Feuer tragen.
„Beschere uns ein Scheit,
„Beschere uns in Gloria.
„Brenne dem Mädchen den Rock an,
„Daß es nicht mehr spinnen kann.
„Feuriger Mann im Haus,
„Schmeiß das Holz zum Schlag (Bodenfenster) heraus!"

Noch machen in Merdingen (Breisach) die Kinder das S. Johannisfürle und halten darüber ein mit Blumen verziertes Kreuz, das zu Hause aufbewahrt wird, um gegen Gewitter zu schützen. Dies hat also die Kraft des Palmenbusches und des vom Karsamstagsfeuer angekohlten Holzes (oben S. 97) und erinnert zugleich an die Blumen, wie Beifuß, Eisenkraut und Rittersporn, die in anderen Gegenden Deutschlands ins Johannisfeuer geworfen werden.[1]) Die ausführlichere Schilderung verbleibt dem nächsten Kapitel.

---

[1]) U. Jahn, die deutschen Opferbräuche S. 42 f.

Am lieblichen Fest der Himmelfahrt Mariae, dem großen Frauentag, 15. August, sind die Kinder, namentlich die blumenfreundlichen Mädchen, lebhaft beteiligt. Maria war nach der Legende eine Blumenfreundin und wurde als solche Vorsteherin eines wahrscheinlich heidnischen Sommerschlußfestes. Darum weiht man ihr an diesem Tage, dem „Krüterbuschelentage“, in Lenzkirch alle vorhandenen und namentlich wohlriechenden oder heilkräftigen Kräuter des Gartens, der Wiese und des Waldes in einem gewaltigen Strauß. In manchen Kirchen starrt der ganze Chor von solchen Büscheln. Die heißen im südlichen Schwarzwald Krüterbuschele, um Pfullendorf Weihbüschel, im mittleren Baden um Oberkirch und Bühl Wiehenne, wie in Appenweier und im Elsaß Weihahn oder Kruthenne. Hier mischt sich schon der Wurzbüschel oder vielmehr Wirzbischel von Griesheim und Zuzenhausen (Sinsh.) ein. Im Unterland herrscht der Weih- oder Kräuterwisch um Rastatt, der Werz- oder Wäzwisch um Bruchsal und Wiesloch vor, auch die Würzbürde genannt. In Mühlhausen (Wiesl.) kennt die dazu gehörigen Kräuter jedes Kind und sammelt schon wochenlang für den Wäzwisch, nämlich einen Wielestengel (eine möglichst lange Wollblume), die Dunnersdistel, Altmotterskraut (wahrscheinlich eine Minzenart), Liebrohr (Liebstöckel), Wermet (Wermuth), Raute, schwarzen Kümmel (Gretl in der Huk), router Hersche (Fuchsschwanz), brauner Doschte, weißer Doschte (Schafgarbe), Routlasekraut (Wasserhanf oder -dost), Tausegildekraut, Rai(n)faht (Rainfarn), Oude(n)mennlin (Odermennig), Hatemagen (Mohn), Blutströpflein (Wiesenknopf), Moda(r)gottesdeffilin Muttergottes-Pantöffelchen (Leinkraut), drei Haselgerten, Eiche(n)lab (3 Eichenzweige), ein dreiklumpe(n) Nuß und 3 kleine Haselnüß. In Ettenheim mußten von jeder Art drei darin sein, außerdem drei Waizenähren und drei Zwiebeln. In Neuenburg durften nicht fehlen Schafgarbe, Rosmarin, Salbei, Majoran, Geranium und Mauerpfeffer, in Sexau (Emmendingen) Tausendgülden- und Johanniskraut, in Durmersheim (Rastatt) wiederum Tausendgüldenkraut, Getreide und roter Hirsch, der hier den Natternknöterich mit seinem rosenroten Stengel, auch Hirschzunge genannt, bedeutet. Den Pfullendorfer Weihbüschel bilden verschiedene Gartenkräuter und -blumen, Ähren, Kohlblätter, die Wollblume und die Weberkarde. In Reckingen (Waldshut) wurde auch Zyland d. i. Seidelbast geweiht. Die altheilige Zahl der

Pflanzen ist neun, die auch in Roussillon von den Burschen und Mädchen am Johannismorgen gepflückt werden.[1])

Die Centralpflanze, um die sich die andern Kräuter scharen, ist hier wie in Bayern und Schwaben die Königskerze oder der Himmelbrand oder ein verwandtes hochragendes Wollkraut, so in Pfullendorf und Mühlhausen (Wiesl.). Diese Pflanze vor allen löscht den Brand, die Feuersbrunst und die hitzige Krankheit, nach dem schwäbischen Segen:

„Unsre Frau geht durch das Land
„Und hat einen feurigen Brand in der Hand (die Königskerze).
„Brand schlag aus und nicht ein,
„Der Brand soll gelöscht sein!"

Neben ihr erscheint die Hasel als wesentlicher Bestandteil auch in Bayern. Gegen Donner schützen besonders der Mauerpfeffer, der auch Herba fulminaris heißt, und die verwandten Arten der Fetthenne, wie das Johannis- oder Donnerkraut, unter dem man auch das Sedum telephium oder die knollige Fetthenne versteht. Und nach diesen saftigen, fleischigen Kräutern mag der Oberkircher Weihwisch den Namen Wie- oder Kruthenne bekommen haben. Wermut, Raute, Dosten, Rainfarrn, Tausendgüldenkraut setzen auch außerbadische Weihbüschelen zusammen. An Mariä Himmelfahrt wallfahrten die Buren und die Bürinnen in hellen Scharen viele Stunden weit zu „Maria in der Tann" bei Triberg, die Frauen, Mädchen und Kinder mit Blumen und Kräutern, die sie am Tag zuvor oder noch am frühen Morgen an den Halden gesucht haben, vor allem mit Muttergotteshaar und Tausendgüldenkraut. Der Priester besprengt sie mit Weihwasser. Der Kräuterbüschel ist das Gegenstück zum Palmbuschen (S. 92). Beide kirchlich geweiht und ins Haus gebracht, faßt dieser das erste hoffnungsgrüne Wachstum des Frühlings, jener die vollste Pflanzenkraft des Hochsommers zusammen, und wer den Palmen oder auch den Wäzwisch am höchsten hebt, dem wird er in Mühlhausen (Wiesl.) am meisten geweiht. Auch die Wirkungen beider sind dieselben. Auch der Würzwisch wird in Zimmer und Stall verwahrt; auch er bei schweren Gewittern z. B. in Odenheim (Bruchsal) ver-

[1]) Vgl. Weinhold, die mystische Neunzahl b. d. Deutschen S. 11 f. Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 9, 458.

brannt, daß sein schützender Rauch am Himmel aufsteige. Auch in Nußbach schützt er gegen Feuersbrunst und Blitz und Feldschaden, und um Konstanz, Heitersheim (Staufen), Ettenheim bewahrt er das Vieh vor Krankheit und Verhexung. In Konstanz schlug man das Vieh mit dem „Wiechbuschle“, um Hexenzauber auszutreiben. Aber in Pfohren (Donaueschingen) hat er noch eine andre Verwendung als der Palmen. Denn man holt von ihm den „Wermut“ oder die „Gramillen“ (Kamillen) und macht den kranken Menschen einen heilsamen Thee daraus. Der Kräuterbusch ist die älteste Hausapotheke. In Hügelsheim (Rast.) steckt man ihn auch ins Bett der Eheleute, damit sie Glück in der Ehe haben.

Der Kreis der mehr öffentlichen und allgemeinen Feste der Jugend, die sich in der ganzen Dorfgemeinde abspielen, schließt sich nun, und nur noch einiger Familien- und Schulfeste ist zu gedenken. Das mehr persönliche Fest des Geburtstags protestantischer Kinder und des Namenstags katholischer tritt an Ansehen sehr hinter jenen zurück. Übrigens ist zu bemerken, daß in manchen vornehmeren katholischen Kreisen die Feier des Geburtstags die des Namenstags z. B. in Siegelsbach und Unteralpfen (Waldsh.) verdrängt hat. Bezeichnend für den Süden und die Mitte des Landes ist das altertümliche „Würgen“. Das Geburtstags- oder Namenstagskind wird von seinen Kameraden mit den Händen um den Hals gefaßt, in Unzhurst (Bühl) auch „gezobelt“ d. h. am Haar gezaust und dann auch wohl noch von ihnen mit einem Geschenk, das hie und da noch die „Würgete“ heißt, bedacht. Dies Würgen setzt das bei der Taufe übliche Einstricken, Einbinden eines Geschenkes (S. 25) in derberer Weise fort, darum heißt es auch „Helsen“ d. h. Umbdenhalsbinden. In Berolzheim (Tauberb.) lassen sich am Namenstag Groß und Klein „anbinden“ d. h. „beglückwünschen“. Früher hängte man die „Bindbriefe“ dem Gefeierten an die Kleider oder warf sie ihm um den Hals, die Helsete oder Würgete. Daher stand auf solchem Glückwunschzettel:

„Ich binde dich nicht mit Seil und Bast,
„Sondern mit diesem Brieflein fast (fest).“

In Bethenbrunn (Pfullendorf) sagt man wohl noch den gereimten Wunsch:

„Wünsch Glück zum hl. Namenstag,
„I wünsch, was mein Stand vermag,
„Mein Stand vermag viel Glück und Heil
„Und den Himmel zum besten Teil.
„Und wenn ich nicht recht gewunschen hab,
„So bitt' ich unterthänig ab
„Und wünsche noch einmal Glück und Segen
„Zum hl. Namenstag!"

In den meisten Dörfern geht der Tag klanglos vorüber, höchstens bekommen die Kinder ihre Lieblingsspeise z. B. um Überlingen Pfannkuchen oder Stieraugen (Spiegeleier). Solche erhalten sie um Bonndorf hie und da auch am Namenstag der Eltern. Sind die Kinder erwachsen, so beschenken sie vielmehr ihre alten Eltern mit Kuchen oder Wurst, Käs, Honig, Wein und dgl. Am Namenstag der Eltern besucht in Oberlauchringen das betreffende Elternteil den Gottesdienst und die Familie hat ein besseres Mittagessen. In Maisach (Oberk.) lassen sich Bauer und Bäuerin auf „ihren Tag" eine große Bretzel schenken und verzapfen Abends ein Fäßchen Bier auf dem Hof, während die Kinder bei der Gratulation gewürgt werden. Ähnlich kommen in Hauserbach (Hausach) am Namenstag des Bauers und der Bäuerin die Verwandten und Freunde auf den Hof mit dem Wunsch: „I wünsch I (Euch) Glück zum Nammestag, daß 'r der Dag no vill mol erläbe mit G'sundheit und Fraide!" und mit einer großen mürben Bretzel, einigen Pfund Kalbfleisch, einem Kistchen Cigarren und halten dann einen Festschmaus. Ähnlich geht es in Einbach her. In Weizen (Bonnd.) werden in den meisten Häusern der Namenspatron des Vaters oder der Mutter als Lieblingsheilige verehrt. In der ganzen Gegend um Impfingen (Tauberb.) feiert man den Namenstag durch einen Kirchgang, während eine weltliche Feier nicht stattfindet. Heilige Messen werden in Pfohren (Donauesch.) auf den „Vatterstag", den Namenstag (?) des verstorbenen Vaters, bestellt. Auch wo die Namenstagsfeier sonst nicht üblich, haftet sie noch an den bekannteren Heiligennamen, wie Johannes, Georg, Jakob, Michael, Joseph am Tuniberg und Kaiserstuhl und im Harmersbacher Thal und wird von lustigen Namensbrüdern mit Trinken und Musik in der Wirtschaft begangen.

Wo das Leben in den kleineren Dörfern noch ein erweitertes

Familienleben ist, tummelt sich die Jugend, wie Mücken um das Licht, da, wo ein Familienfest vorbereitet oder gefeiert wird. Und auch sonst ziehen sie spielend von Haus zu Haus, haben in den Winkeln des Gartens, der Scheune, der Stube vieler Häuser ihr Lager und schauen dabei oft viel mannigfaltigere und verborgenere Dinge als die Stadtkinder.

Das Leben der ländlichen Jugend geht keineswegs in Spielen und Festen auf, denn große Anstrengungen erfordert früh die Arbeit im Hause und auf dem Felde, im Walde und auf der Weide, zunächst aber die Schule und zwar mit jedem Jahrhundert größere. Zusammen mit der Reformation kam die erste „deutsche" Schulordnung vom Jahre 1559, die auch die Volksschulen umfaßte, von Würtemberg nach der Markgrafschaft Baden-Durlach herüber. Der auf ein Wintervierteljahr beschränkte Unterricht ergänzte sich erst im 18. Jahrhundert durch eine Sommerschule, der Schulzwang aber griff erst im 19. durch[1]) und zwar im ganzen Lande.

Erwartungsvoll ist meistens der erste Schulgang, zu dem das Kind von seinen guten Paten oft mit einem neuen Anzug „Gottehaes", oder auch mit Zuckerwerk ausgerüstet wird. In Mühlenbach (Haslach) giebt man ihm sogar vor dem Schulweg zur Kräftigung ein Karfreitagsei (s. d.) zu essen, in das man ganz fein die Buchstaben des großen und kleinen gedruckten Alphabets verhackt hat. Wo die Kinder auf den Einzelhöfen bis zu dieser Zeit aufwachsen, ohne über die Grenzen des Hofgutes hinausgekommen zu sein, wird es auf seinem ersten Schulgang von Vater oder Mutter oder einem älteren Geschwister begleitet, um ihm den Weg zu zeigen und das meist schüchterne der Schule zu übergeben. Besondere Empfangsfeierlichkeiten finden nicht statt. Die Schulschicksale der Kinder sind nun nach ihrer Anlage, der Art des Unterrichts und des Lehrers und der Weite der Schulwege sehr verschieden. Die Kinder in den Dörfern haben da keine besondere Mühe, aber jenes Hofkind im Oden- oder Schwarzwald wandert, mit einem Stück Brot und Speck als „Nüniessen" im Ranzen, über Stock und Stein, durch Busch und Wald am steilen Abhang herunter, oft ganz allein oder im Anschluß an die

---

[1]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 23, 71.

Kinder des Nachbarhofes. In einem vielköpfigen Zuge, der nicht selten alle Kinder des Thales umfaßt und unter munterm Treiben sich dahin bewegt, kommen sie in der Schule an und treten so auch den Rückweg an. Unterwegs reizen im Sommer die Bäche, Wälder und Tiere die Knaben zu allerlei Unternehmungen, und die Mädchen springen den Blumen nach. Im Winter muß der Bauer mit seinen Knechten oft in aller Frühe heraus, um den Bahnschlitten durch den Schnee der Hohlwege und Schluchten bergab zu schleppen. Die kleinen Buben und Mädle zotteln in ihrem blauen Zwilchhaes frierend hinterdrein. In der Nachmittagsdämmerung kehren sie keuchend zum einsamen Berghof zurück. Und wo der Bahnschlitten die engen Pfade nicht gangbar machen kann, ziehen sie im Gänsemarsch durch den Schnee, der älteste und stärkste Bube als Stampfer voraus, eine Gasse zu machen. Ist er müde, so springt sein nächster Hintermann vor, bis alle totmüde in der kalten Kirche ankommen, wo sie noch heute in manchen Pfarreien zuvor die heilige Messe anhören müssen. In Tennenbronn (Triberg) kaufen sich die Knaben beim Schreiner die Schulkisten, die, mit dem Namen der Besitzer versehen, gewöhnlich als Ranzen, aber zur Schneezeit an geeigneten Stellen auch als Schlitten dienen. Laut jauchzend saust dann der „Kistenfahrer" zur Schule hinab. Manche können über Mittag nicht zum Essen heim und verspeisen ihr kaltes Mittagessen: Brot, Äpfel und rohen Speck in der Schulstube oder wo es sonst warm ist. Aber daheim finden sie im „Öfele" noch etwas Warmes und dann allerhand Hausarbeit (s. u.).

Von eigentlichen Schulfesten ist wenig zu melden. Im Aussterben begriffen ist die einst durch Süd- und Mitteldeutschland beliebte Feier des Gregoritages am 12. März, dem Tage Gregors des Großen, des Schutzpatrons der mittelalterlichen Schule. Am Lechrain heißt es von ihm: „Gregor steckt den Brand in Boden" d. h. er thaut die Erde auf und erwärmt sie.[1]) Also wiederum eine Art Frühlingsfeier, die von den Kindern in die Schule hineingetragen ist, ein schulmäßiges Laetare. In Siebenbürgen flog am „Grigorifest" Alt und Jung in den Wald zu Spiel und Tanz. In S. Jakob in Pillersee

[1]) Liegt da eine Verwechslung mit Georg vor, der in Rußland wenigstens die Erde öffnet und den Thau herabführt? Vgl. Mannhardt, W. F. K. 1, 316.

im Salzburgischen ging der Schulmeister in „Gregori“ mit den Schulkindern von Haus zu Haus und empfing überall Mehl, Schmalz, Dörrobst und Eier zu gemeinsamem Mahl, auch Flachs. In Bayern wurde die „Gregory“, ein Aufzug mit einem zum Schulbischof gewählten Knaben, den man auch in Henneberg kannte, von Kurfürst Max III. gegen Ende des 18. Jahrhunderts abgeschafft. Unter dem Namen „Engelgang“ wurde das Gregoriusfest zu Suhl in Thüringen, aber erst am Montag vor Himmelfahrt, gefeiert: mit ihren Lehrern zogen alle Schulknaben mit Sträußen geschmückt singend durch alle Straßen. Im Süden und Osten des badischen Landes war der Tag am beliebtesten. Im 14. Jahrhundert verschönerte die Gattin Heinrichs VIII. von Fürstenberg dieses Fest durch eine Stiftung, in Folge deren man nach Lucian Reich noch in den 50er Jahren am Gregoritage in Donaueschingen an arme Kinder Brot austeilte. Es ist später auf den Mai verlegt. Im Jahre 1739 schützten die umherziehenden bewaffneten Rotten der aufrührerischen Salpetrer im Hotzenwalde vor, daß sie „Gregorisbuben“ spielten. In den protestantischen Landen der Markgrafschaft Baden-Durlach kam das Fest wahrscheinlich schon früher ab, blieb aber wohl anderwärts noch im vorigen Jahrhundert, wo an den meisten Orten eine Sommerschule nicht bestand und die Winterschule zwischen Fastnacht und Ostern geschlossen wurde, als eine Schulschlußfeier bestehen. Noch vor etwa 50 Jahren hatte die Feier in Wutach den Charakter eines Bettelumzugs der Kinder, dagegen um Bonndorf mehr den eines reines Freudenfestes, das mit Kinderliedern und Kindertänzen und sogar mit Feuern begangen wurde. Überhaupt haben sich Reste davon in der Bonndorfer Gegend noch vereinzelt bis in unsere Zeit erhalten. In Bonndorf selbst ist der Gregoriustag samt seinen verschiedenen Bettelsprüchlein abgethan. In Achdorf, wo ein Kirchgang der Schüler und Wirtshausbesuch unter Begleitung von Pfarrer und Lehrer und mit Ortsmusik stattfand, nachdem am Vormittag im Schulhaus Küchlein gebacken und unter die Kinder verteilt waren, ist das Fest seit den 60er Jahren abgekommen. Aber in Eschach und Ewatingen dauert es fort. Am letzten Ort ziehen die ärmeren Kinder mit einem hölzernen „Gregorisdegen“, der mit einem Seidenbande umwickelt und mit Sträußen verziert ist, herum. Beim Eintritt in die Stube spricht der Degenführer:

„Hit isch Gregoristag,
„Genn (gebt) mer, wa 's Haus vermag,
„Brot, Speck, Schmalz, Geld zu 'nere Moß Wi,
„Daß mer kennet (wir können) lustig si dabi."

Der Degen erinnert an das entsprechende schwäbisch-bayrische Rutenfest oder Virgatum, ein Frühlingsfest der Schulkinder, an dem sie mit ihrem Lehrer mit weißen Stäben (virgae) ins Freie zum Spiel ziehen. Schon 1426 erwähnt es Andreas Presbyter. In dem Holzdegen und den Ruten erkennt man deutlich die charakteristischen bretzelgeschmückten Haselstecken oder Weidengabeln des jugendlichen Laetarefestes des badischen Nordens wieder. Überhaupt ist hier das Kinderfrühlingsfest aus naheliegenden Gründen an manchen Orten in die wärmere Jahreszeit verlegt, wie in Thüringen. So allem Anschein nach in Messelhausen (Tauberb.), wo die Schulkinder mit dem Lehrer in den Wald, „in die Maiblümle gehn". In Stein (Bretten) bekommen die Kinder am „Wässerlestag", den 12. Mai, aus einer Stiftung zum Andenken an einen Wolkenbruch Wecken. Der 12. Mai aber fiel nach dem alten Kalender auf den 1. Mai, wo man nach uraltem Brauch (s. u.) um Frühlingsregen für die Flur bat; aus dem Regenfest scheint ein Wolkenbruchsgedächtnis geworden zu sein. In Bodersweier (Kehl) ziehen „die Schüler" in den Wald, um ihrem Lehrer einen Maie herzurichten. Bis die Birke mit Blumen geschmückt vor seiner Thüre aufrecht steht, ist gewöhnlich die Nacht heran. In Donaueschingen wird jetzt im Mai das Gregorifest mit Bretzelgeschenken und Auszug in den Wald gefeiert. In Stollhofen (Bühl) verschmolz man den Gregoristag mit dem Urbanstag, dem 25. Mai.[1]) In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zogen die dortigen Kinder mit einer St. Urbansstatue, an der eine Weintraube hing, singend in den Klosterhof nach Schwarzach. Hier stellten sie das Bild ab, sagten ihr Paternoster, Ave und Credo vor dem Abte her, umliefen den Heiligen und sangen die in ihrem Schluß dem oben mitgeteilten Gregoriliede sehr ähnliche Strophe:

„Sanct Urbane, lieber Herre,
„Die Reben, die sind schwere,
„Blühet uns Korn und Wein,
„So wollen wir fröhlich sein."

[1]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrh. 42, 376.

Darauf bewirtete sie der Abt mit Brot und Wein. In Sinzheim (Baden) bildet das „Kinderfest“ erst den Schluß des Sommerhalbjahrs zu Michaeli. Alle Schulkinder gehen in die Kirche, wo auf eine Ansprache des Geistlichen das Amt folgt. Die Kinder singen und ziehen in Prozession durch den Ort. In manchen Örtern: Hauenstein, Schwarzach (Bühl) ist wie in Freiburg der St. Josephstag ein besonderer Festtag der Kinder.

In vielen Dörfern wird der Geburtstag des Großherzogs und auch der des Kaisers gefeiert: die Kinder besuchen den Gottesdienst und singen das „Salvum fac, Domine“ und z. B. in Hartheim (Staufen) das deutsche Tedeum recht kräftig und feierlich.

Nicht nur bei den rein häuslichen Familienfeierlichkeiten weiß sich die Jugend geltend zu machen, sondern auch bei denen, die zugleich einen öffentlichen, gemeindlichen Charakter tragen. In manchen Dörfern „spannen“ sie noch heute gern „vor“ d. h. sie versperren dem Tauf- und dem Hochzeitszuge durch eine über die Straße gezogene Schnur den Weg und öffnen ihn erst gegen ein Trinkgeld. Vom durchfahrenden Brautwagen herab wird ihnen Geld, Obst und Kuchenwerk in die Grabbel geworfen, und lustig balgen sie sich darum im Staube der Straße. An einzelnen Orten verschließen sie sogar die Hausthür dem von der Kirche heimgetragenen Täufling, um auch von ihm einen Zoll zu erheben (S. 18). Ihre frischen hellen Stimmen ertönen aber nicht nur auf frohen Festen, sondern auch bei der Beerdigung vor der Leiche her und am Grabe. In Messelhausen wird bei der Bestattung Wohlhabender jedem Schulkind ein Wecken oder eine Bretzel auf Kosten der Erben ausgeteilt.

Die wichtigsten Tage sind aber die, welche das Jugendleben abschließen, die Entlassung aus der Schule und die erste Kommunion bei den Katholiken, die Konfirmation bei den Protestanten. Weitverbreitet ist die Sitte, um Ostern den Geprüften und den aus der Schule Entlassenen auf Gemeindekosten den „Prüfungswecken“ auszuteilen, in Gengenbach die „Gregorisbretzeln“. Übrigens fallen dann z. B. in Münchingen (Bonnd.) solche „Wegge“ auch den Kindern zu, welche die Schule noch nicht besuchen. In Weizen (Bonnd.) werden sogar außer den Kindern auch die Lehrer und die Ortsschulräte beim Schulschluß mit einem Wecken beschenkt. Bei der Schülerentlassung sollen

in Buch (Waldsh.) die Bücher auf einen Scheiterhaufen geworfen und verbrannt werden.

Die erste Kommunion katholischer Kinder findet am 1. Sonntag nach Ostern, am „wißen Sunntig“ statt, gewöhnlich zwischen dem 12. und 14. Lebensjahr, in demselben Jahre wie die Schulentlassung, oder ein oder zwei Jahre vorher. Das Fest hat in seinem ersten Teil einen tiefernsten, im zweiten aber einen überwiegend heiteren Charakter, es gilt im Ganzen als ein Freudenfest. Schon vor dem Tage schmücken die zur Kommunion bestimmten Knaben die Kirche mit Tannengrün und Tannen aus, die sie oft weither aus dem Walde herbeischaffen müssen, die Mädchen aber mit Kränzen und Blumen. Das ist namentlich im Oberlande Sitte. In der Regel versammelt sich am Morgen des weißen Sonntags die betreffende Jugend im Schulhaus, die Knaben im Schwarzwald mit runden Filzhüten, schwarzen Röcken und auch wohl Sträußchen an der Brust, die Mädchen bekränzt und entweder weiß gekleidet oder nach älterer Sitte farbig, meist blau oder rot, aber mit weißer Schürze. Aber auch wohl zum ersten Mal in voller Volkstracht, die Mädle sogar mit ihrem Schäple. Knaben wie Mädchen tragen im Zuge reich verzierte brennende Wachsstöcke oder Wachskerzen, einen Rosenkranz und ein Gebetbuch. Früher bekam um Bühl das Kommunionkind vor dem Kirchgang den „väterlichen Segen“, indem der Vater ein Kreuz mit Weihwasser auf die Stirn des Kindes drückte. Wo die Häuser zerstreut und fern von der Kirche liegen, fährt der Hofbauer auf seinem Berner Wägelchen seinen und die in der Nähe wohnenden Erstkommunikanten z. B. nach Gengenbach hinüber und wieder zurück. Die Kommunikanten werden vom Geistlichen und dem Lehrer von der Schule nach der Kirche geführt, wobei die Fahne und das Kreuz vorangetragen werden. Im Wildthal (Freib.) führt der Götti oder die Gotte das Patenkind an der Hand zur Kirche (S. 35). In Elchesheim (Rast.) schreiten auch der Gemeinderat, der Stiftungsrat und die Kirchensänger im Zuge einher, was sich so oder ähnlich in vielen Ortschaften wiederholen mag. Auffällig hat sich auch in diesen Aufzug ein harmloser Aberglauben eingeschlichen: man giebt in Hardheim (Buchen) den Erstkommunikanten einen Apfel mit in die Kirche; wird dieser zuerst nach der Kommunion gegessen, so bleibt man zeitlebens frei von Zahnweh. Eigentümlich gestaltet

sich der Zug in Oppenau nach dem Hauptgottesdienst. Da führt die Kerzen tragenden Kommunikanten, die „Schäfchen“, ein kleiner weißgekleideter Knabe mit der Schäferausrüstung, einer Schippe und Tasche, von der Kirche zum Pfarrhaus, wobei ihm ein ebenfalls weißgekleidetes Mädchen behilflich ist. Musik zieht voran. Diese Ausschmückung des weißen Sonntagsfestes scheint mir durch die Parabel vom Pilger und Schäfer angeregt zu sein, die Martin von Cochem in seinem Volksandachtsbuche vom Leben Christi freilich nicht zum ersten, aber zum „andern Sonntag nach Ostern“ erzählt; der gute Hirte ruft da: „Schäflein, Schäflein“, und auch er hat einen Stab in der Hand und eine „Täschen an der Seiten“. Die Volksschauspiele im Böhmerwald und in Steiermark haben aus dieser Cochemschen Partie ein förmliches Zwischenspiel gemacht, vielleicht ist auch die Oppenauer Festscene der Rest eines alten volleren Spiels. Vor dem Hochamt bitten die Kinder z. B. in Stadelhofen (Oberk.) ihre Eltern und Verwandten um Verzeihung. In Walldürn hatte bis 1888 jeder Erstkommunikant einen sogen. „Kerzenträger“ stets zur Seite. Bei der Prozession um die Kirche am weißen Sonntag achtet man darauf, die Kerze bis zur Rückkehr in die Kirche brennend zu erhalten. Bei der ersten Kommunion und während der Wallfahrtszeit wird den Kommunizierenden zum Empfang der heiligen Hostie Wein gereicht, was oft unter den Gläubigen falsche Meinungen hervorruft. Nach dem Gottesdienst bringen die Kommunikanten westlich und südlich von Freiburg dem Geistlichen je sechs Eier und auch wohl noch ein Extrageschenk und werden von ihm mit Kuchen, Brot und Wein bewirtet, oder mit einem Heiligenbild beschenkt, wie man noch auf vielen Dörfern die Ostereier als Tribut für Pfarrer und Küster bringt, wie im Mittelalter. In vielen Örtern z. B. in Hausen a. d. Möhlin (Staufen), auf den Schweighöfen (Freib.) und in Aselfingen (Bonnd.) werden die Erstkommunikanten vom Pfarrer in die Erzbruderschaft vom heiligen Altarsakramente aufgenommen. Häufig machen er allein oder er und der Lehrer mit ihnen einen Spaziergang nach einer benachbarten Kapelle, wo sie z. B. in der Wallfahrtskapelle Litzelberg bei Sasbach (Breis.) einen Rosenkranz beten und ein Marienlied singen.

Die Freude gipfelt aber in dem Familienfest, einem heiteren Mahl, das zu Haus oder im Wirtshaus die Eltern oder auch der

Götti den Verwandten und Bekannten geben, an dem auch oft der Pfarrer und der Lehrer teilnehmen. Ob man noch hie und da geschwellte Erbsen ißt, wie es nach der Mosbacher Stadtrechnung von 1520 von Alters her an diesem Tage Sitte war?[1]) Jetzt tritt der Kommunikant weintrinkend und cigarrenrauchend zuerst als Erwachsener auf. Aber während dieser bis zum Abend dauernden Hochzeit geht er wohl auch mal zum Gebet auf das Grab seiner Angehörigen. Früher zogen an manchen Orten z. B. in Oberöwisheim (Bruchs.) die Erstkommunikanten, wohl die ärmeren, von Haus zu Haus, sangen Lieder und wurden bewirtet, und es scheint, daß sie um Altheim (Überl.) noch jetzt auf den Bauernhöfen Schinken und Kaffee erbetteln, weil sie in die Wirtshäuser nicht hineindürfen. Wie um den Schutz der Täuflinge, Bräute und Wöchnerinnen vor bösen Geistern ist man z. B. in Schöllbronn (Ettl.) um den der Erstkommunikanten besorgt: sie dürfen Abends nach dem Betzeitläuten nicht mehr über die Schwelle.

Die Konfirmation der Protestanten pflegt nicht nach, sondern vor Ostern am Sonntag Judica stattzufinden, auf den einige Züge der benachbarten Frühlingsfeste übergegangen sind, so das Bretzelumtragen und -schenken der Fastnacht, des Laetare- und des Palmtags. So wird im Nürtingischen in Schwaben am Palmtag seit Alters der Bretzelmarkt gehalten, an dem die Mädchen von ihren Liebhabern ganze Schürzen voll Bretzeln bekommen, und in Illeben im Gothaischen erhalten die Schulkinder und die Ledigen am Palmsonntag von den jungen Eheleuten Bretzeln. Dieser weltliche Zug ist nun auch in die Konfirmationsfeier in Brettener Ortschaften eingedrungen, die dort außerdem durch die Art des Konfirmationsunterrichts eigentümlich beeinflußt wird oder wurde. Früher wurden nämlich in Kürnbach die aus der Schule zu entlassenden Kinder beim Konfirmationsunterrichte nach ihren Kenntnissen, neuerdings aber, da es „menschelte", nach dem Alter gesetzt. Diejenigen Knaben und Mädchen, die dieselbe Ordnungszahl hatten, hießen „Gleichsteher". Sie wurden nicht nur als solche von ihren Mitschülern geneckt, die überzähligen aber als „Wittwer" oder „Wittfrauen" verspottet, sondern es entstanden zwischen den Gleichstehern oft schon während der Schule förmliche Liebschaften, die, später fortgesetzt, oft zur Ehe führten. Doch

[1]) Z. f. d. G. d. Oberrh. 17, 188.

bildet das Gleichsteherwesen in andern Brettener Ortschaften, wo es besteht, wie z. B. in Gondelsheim, nach zuverlässigen Angaben nicht den Anlaß zu Liebschaften. Dort in Kürnbach überreichen am Vorabend der Feier die Konfirmanden ihren Taufpaten einen selbstgeschriebenen „Patenbrief“, ein Blatt Papier mit farbigem Rand, worin sie ihnen den Dank für die genossenen Wohlthaten ausdrücken, während das früher übliche „Vorbeten“ des Briefs aus der Mode ist. Sie werden auf den folgenden Tag zum Essen eingeladen. Der Glanzpunkt ist an diesem der Bretzelmarkt. Nach dem Mittagsmahl erscheinen alle Konfirmanden, 6, 10, 12, 15 Dutzend Bretzeln an einem farbigen Band über den Schultern tragend, auf dem vor einem der drei Thore liegenden freien Platz, der in regelmäßigem Wechsel nach der Lage des Wintergetreidefeldes bestimmt wird. Hier werden sie mit Jubel von der Schuljugend und den noch nicht schulpflichtigen Kindern, sowie von älteren armen Leuten empfangen, umringt und ihrer „Last“ entledigt, ohne Entgelt zu bekommen. Jedes Mädchen erhält von ihrem Gleichsteher zwei Dutzend Bretzeln, oft auch noch ein schönes „Gunkelband“ (Spinnrockenband), wofür der Knabe zu Ostern von ihr als Gegengeschenk zwei Dutzend Eier erhält, wie auch die oberbayerischen Mädchen am Ostersonntag ihren Burschen rote Osterhaseier und im Harz die Mädchen den Burschen, die sie mit Birkenzweigen gestäupt haben, Bretzeln schenken. Die bedauernswerten Wittwer und Wittfrauen müssen ihre Eier und Bretzeln selber essen. Die dem Gleichstehertum anhaftenden Übelstände schwinden übrigens von Jahr zu Jahr, und z. B. in Dürrenbüchig und Diedelsheim (Bretten) teilen die Konfirmanden beiderlei Geschlechts ihren Bretzelschatz, den die Mädchen in Körben, die Knaben in Schnüren herantragen, nur an Kinder, Freunde, Verwandte und Bekannte aus; auch ist jenes Eiergeschenk in Gondelsheim in eine kleine Geldgabe seitens der Eltern der Gleichsteherin verwandelt.

Außerhalb der Gegend von Bretten trägt die protestantische Konfirmation wesentlich dieselben Züge wie die katholische erste Kommunion. So ist es in Öschelbronn (Pforzh.) das Vorrecht der Konfirmanden, Knaben wie Mädchen, Tags zuvor die Kirche gründlich zu reinigen und mit Kränzen zu schmücken. Auch die Konfirmation ist ein großes Freuden- und Familienfest, zu dem alle Paten feierlich, schrift-

lich und persönlich, eingeladen werden. Der Versammlungsort ist auch bei den Protestanten häufig das Schulhaus, in Graben der Rathaussaal, wo der erste Knabe dem Geistlichen, der zweite den Eltern, das erste Mädchen dem Lehrer, das zweite den Paten für alle Mühe dankt und sie um Verzeihung bittet. Ähnlich z. B. in Weisweil (Emmend.) und Gersbach (Schopfheim). Von da gehen sie in feierlichem Zuge in die Kirche. Die Kleidung ist bei beiden Geschlechtern durchweg schwarz, aber die Mädchen tragen auch weiße Kränze, die dann später zu Hochzeiten, Taufen und andern Festlichkeiten aufgesetzt werden. In Gutach (Wolf.) erhalten die Mädchen als Gottegeschenk eine Spitzenkappe, ein seidenes Halstuch, ein Hemd, einen Goller und einen Geldbeutel, die Knaben gestickte Hosenträger, die über der Weste getragen werden, ein Messer und ebenfalls einen Geldbeutel. Sie erscheinen bei der Konfirmation erstmals iu vollständiger Volkstracht, wie es auch noch an manchen anderen Orten, wie Tennenbronn, Sexau, Keppenbach üblich ist, oder vom Volkstrachtenverein durch Prämien erstrebt wird. Dazu kommt noch in Gutach (Wolf.) ein großer Strauß aus Glasperlen, gefärbten Federn, allerlei Flittern, bunten Seidenbändern und Rosmarinstengeln („Studen"), den die Knaben kranzartig um den Hut, die Mädchen an dem linken Flügel ihres durch „Haften" geschlossenen „Tschobens" tragen. Breite blaßblaue Bänder, die fast bis auf den Boden hinabreichen, werden ihnen in die Zöpfe geflochten oder an diese zwei oder drei aus verschiedenfarbigen Bändern zusammengesetzte, mit Perlgehängen („Kralla") verzierte Rosetten festgebunden. Auch nachmittags werden die Konfirmirten wohl im Pfarrhaus bewirtet und machen einen Spaziergang mit ihrem Geistlichen. Sie erhalten dabei einen Denkspruch, der meistens eingerahmt wird und später in der Regel als Hochzeits- und auch wohl als Leichentext dient. Mit einem Familienmahl endet die Feier.

In diese Spiele und Feste und in den Schulunterricht mit seinen häuslichen Schulaufgaben drängt sich mit jedem Jugendjahr breiter die ländliche Arbeit. Schon früh verlangen Haus und Hof und Stall, Garten, Feld und Wald die Hilfe namentlich der ärmeren Kinder beim „Schaffen" der Eltern. In der Ebene, „im Land", hat es die Jugend meistens leichter als „über Wald," im Gebirge. Strengere Feldarbeit wird ihnen dort erst nach der Konfirmation zugemutet. Höchstens,

wo es Eile hat, z. B. beim Einbringen, Auffassen und Aufhängen des Tabaks müssen sie einspringen. Zum Hüten der jüngeren Geschwister kommt in vielen Bauerhäusern das Thür- und Stallputzen, das Holz-, Stroh- und Wassertragen, das Rüben- und Erdäpfelschneiden. Sie jagen das Vieh an den Brunnen und verrichten allerhand Gartengeschäfte. Der „Mennebuob“ d. h. der Leitbube muß beim Ackern das Gespann, neben ihm herschreitend, über den frisch aufgebrochenen Acker führen. Darum fand früher in Bonndorf das „Frühlingsanbeten“ der Kinder statt. Sobald der dritte Pflug im Frühjahr im Felde war, zogen sie von einem Bauernhaus zum andern, beteten den Rosenkranz und wurden mit Brot und Süßigkeiten beschenkt. Vor der ersten Ackerfahrt gab man in Eigeltingen (Stockach) dem Zugvieh geweihtes Brot und betete vor dem Haus bei dem Zuge fünf Vaterunser. Die Kinder der Nachbarn erhielten das sogenannte „Glücksbrot“. Es heißt aber anderswo das „Mennebrot,“ das die armen Kinder noch für ihr Gebet bei der ersten Ackerfahrt erbetteln in Hausen im Thal, früher auch in Gutenstein an der Donau. In Villasingen (Überl.) wird vor dem ersten Ackern in der Stube eine Wachskerze angezündet, während das ganze Gesinde kniend fünf Vaterunser betet. Die Armen aber sammeln glückwünschend von Haus zu Haus das „Mennebrot“ und werden bewirtet. Ursprünglich galt diese Gabe wohl nur dem Mennebuben, den dann der Arme mehr und mehr verdrängte. Jener kommt aber auch noch in der badischen Form des Rätsels vom Pfluge vor, das, in Deutschland weit verbreitet, den Buben aber, so viel ich sehe, in den außerbadischen Formen nicht mit berücksichtigt. So lautet es z. B. in Mecklenburg: „Vorn Fleesch un hinnen Fleesch, in de Midd Holt un Isen,“ dem auch wohl noch hochdeutsch hinzugefügt wird: „Und wer das Rätsel raten kann, der wird's auf's Feld beweisen.“[1]) Das Pflugrätsel von Heinstetten (Meßkirch) hat Beides und außerdem noch den Mennebue; denn es heißt:

„Vorne Floasch und hinta Floasch,
„In der Mitten Holz und Iser
„Und nebaher en Trallibatsch
„Wenn des verratscht (errätst)
„Halt i di fer an Wisa (für einen Weisen).“

---

[1]) Wossidlo, Mecklenburg. Volksüberlieferungen 1, 103.

Der Trallibatsch ist ein draller Batschelier oder, wie in Ettenheim ein Dilettant heißt, ein draller Bäscheli.

In den vielen waldreichen Strichen des Landes beschäftigt der Wald vielfach die Mädchen und noch mehr die Knaben, auch abgesehen von den Zügen, die diese gegen die Vogelnester und allerlei Getier unternehmen. Da müssen namentlich die ärmeren an den Lesetagen, den „Holzdäg“, wo das Reisig- oder Laubsammeln freisteht, oft meilenweit ihren Holzbündel bergauf, bergab hinter der ebenfalls beladenen Mutter herschleppen.

Arme Buben fangen in der Nacht mit brennenden Buchspänen an den Wiesen, Gräben und Teichen des Kinzigthals Frösche und bieten deren Schenkel, an Weiden gekoppelt, das Dutzend zu 5—10 Pfennigen, in Haslach feil. Fröhlicher pflegt das Beeren„brechen“ zu sein, das mit zum Krüte-, dem Blumen- und Kräutersammeln gehört, aber es ist oft auch mühsam genug. Bei Tagesanbruch ziehen die Kinder von Altschweier (Bühl) in die 1—4 Stunden entfernte Heidelbeerbestände mit Häfen, Körben und Ruckkörben. Von Milch oder Most und Brot sich nährend, „brechen“ sie bis zum Abend; am anderen Tag werden die Beeren nach Bühl verkauft, ein Korb von 20 Litern für 60 Pfennig bis 2 Mark. Manche Familie, die mehrere Kinder in den Wald schicken kann, verdient im Sommer etwa 80 Mark. Um Einbach (Hausach) und am Kniebis sammeln sie die „Heibere“ und Preißelbeeren mit der „Heibeereraffel“, einem an einem kleinen viereckigen Kistchen befestigten Drahtrechen. In Franken legen die Kinder beim Eintritt in den Wald Brot, Obst und Beeren in drei Häufchen auf einen Stein, um die Angriffe des „Heidelbeermanns“ abzuwehren. Ob Spuren eines solchen, ähnlich auch in Bayern und Hessen noch erhaltenen Opfers auch noch in Baden aufzufinden sind? Das Heidelbeermännle kennt man auch hier und schiebt ihm gern z. B. um St. Blasien die Schuld zu, wenn man nicht viel gefunden hat, in dem Heimkehrsliedlein:

„Holder, holder, röre,
„Mer kommet us de Beere,
„'s Beerimämnli isch zue is cho (gekommen),
„'s hät is alli Beeri gno (genommen).

Auch kennt man anderswo ein Beeriwibli bei Säckingen oder ein Haibeeriwible, von dem man in Rhina bei Murg ähnlich singt:

„Haibeeriwible is zuenis cho,
„Het is alli Beeri gno,
„Schüsseli voll, Chrättli (Körbchen) voll,
„Alle bis auf eis (eins)";

oder statt der beiden letzten Zeilen in Oberbühlerthal:

„Heibeer hi, Heiber her,
„Wenn i nu au 's Heibermännle wär";

oder im Eisenthal (Bühl):

„Heiwermännle hi, Heiwermännle her,
„Häfele leer, Schüssele leer,
„Hinge (hinten) nooch kummt der Zottelbär."

Eigenartig ist in den beiden Beerimännlistrophen von Bernau-Außerthal (St. Blasien) der Kehrreim:

„Beeroljot und Staijot
„Jot, jot, jot und hui."

Man wirft diesen Waldgeistern Gefräßigkeit vor in Lautenbach (Oberk.):

„Heibeeremännli, Heibeereböck
„Fresse d'Stube mit samt de Stöck."

Dagegen klingts wie ein Triumphlied in Menningen (Meßk.):

„Hoimgou (heimgehen), voll hou (haben),
„Die läre Leit it mit is lou (die leeren Leute nicht mit uns lassen),
„Kriasi (Kirschen) a da Ästa,
„Die schwarza sind die besta,
„Die rota sind au guat.
„Häfele, Häfele, troll, troll, troll, über troll,
„Hau (hab) mei G'schirrla g'schochat (geschüttelt) voll.

Zuweilen spielt schon ein liebend Gedenken hinein, z. B. in Huchenfeld (Pforzheim), wo das Beerlemannlelied schließt:

„Haidelbeer un Erdbeer
„Wachse uff der Staude,
„'s isch kei schöners Mädle hie,
„Als wedder's Gäßle's Kraude!"

worin Kraut ein Familiennamen ist.

Von den Erdbeeren geht ein hübsches Rätsel z. B. in Huttenheim (Bruchs.):

„Erst weiß wie Schnee,
„Dann grün wie Klee,
„Dann rot wie Blut,
„Schmeckt allen Kindern gut."

Die Sage kennt z. B. im Unterglotterthal das „Erdbeerwibli", das Gotthelf in seinem Erdbeermareili so schön verklärt hat. Es nimmt leicht etwas von der Güte der Mutter Gottes an. In Böhmen darf man verlorene oder verschüttete Erdbeeren nicht wieder aufheben, sie gehören der Mutter Gottes oder auch der heiligen Anna, und in Bayern führt Maria am Johannistage die Kinder ins Paradies in die Erdbeeren.

Es wird auch manchmal der eine oder der andere von den Obstbäumen in den Dorfgärten heimgesucht in oder auch vor der Reife, und dabei befragen die Buben zum Schutz ein Orakel, das ursprünglich wohl ein Liebesorakel war. Sie pressen mit ihrem Finger den Saft einer Schmiele nach oben; von der Seite, nach der die Tropfen quillen, kommt der Bannwart, den sie beim Obstraube besonders zu fürchten haben. Im westphälischen Gevelsberg aber pflückt man einen saftigen Halm, bricht dessen Gipfel ab und drückt den Saft heraus. Nach welcher Seite der Safttropfen herabfließt, nach der hin wird der oder die Zukünftige wohnhaft sein.[1]) Ein Brauch Erwachsener ist auch hier wieder ins Kindliche verwandelt worden; so auch die Verwendung des Kreuzes zur Beeidigung. Im Mittelalter schwor man auf das Kreuz, und noch thut man in Bietigheim (Rast.) den Handschlag mit dem Schwur: „G'wiß, meiner Seel!" und macht dem Andern das Kreuzzeichen in die Hand. Und in Neusatzeck (Bühl), wenn ein Kind einem andern etwas nicht glaubt, so sagt es zu diesem: „Mach mir ein Kreuz in die Hand!", erst dann glaubt es ihm.

Von allen ernsten Geschäften der Jugend steht aber das Hirtenamt, wenigstens in den Gebirgslandschaften, noch immer obenan und ist an vielen Orten so verteilt, daß die Knaben die Rinder, die Mädchen die Schweine und Gänse hüten. Das Hirtentum ist jetzt

[1]) Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachforschung 1877 S. 129.

fast überall verkümmert. Denn schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts führte der Markgraf Karl Friedrich in den wiedervereinigten altbadischen Landen die rationelle Wiesenkultur und die Stallfütterung ein, in unserem Jahrhundert wurde durch die fortschreitende Aufteilung der Almenden und die Aufhebung der Marken die Gemeinweide und durch die Abschaffung des Flurzwangs und mancherlei Mißbrauchs auch die Herbst- und Frühlingsweide noch mehr als früher eingeschränkt. Freilich nach dem Oehmd, dem zweiten Heumachet, treibt man noch an vielen Orten das Weidevieh gern auf die Wiesen und schont selbst die jungen Saaten nicht, wie in Katzenmoos (Waldk.). Aber sogar die zum Weidegang benutzten ausgedehnten Reutfelder der Schwarzwälder Hofbauern, die im Sommer von goldigem Ginster „Ramselen“ leuchten, aber karges Futter bieten, werden jetzt auch im Gebirge immer mehr aufgeforstet oder in Acker verwandelt, wie schon lange zuvor in der Ebene der Ortenau und des badischen Rheinthals, und dem Vieh entzogen. Endlich trieb die neue strenge Schulpflicht die Buben von den Bergen in die Schule. Die Zeit der alten freien „Wonn und Weide“ d. h. der Wald- und Feldweide ist fast dahin! Nur noch in einzelnen Gebirgslandschaften hat das ältere sommerlange Hirtenwesen, das in der Ebene schon länger abgeschafft ist, einen schwachen Abglanz der früheren Freiheit und Herrlichkeit bewahrt. Aber auch aus den Niederholzkulturen des Odenwaldes, den „Hackwaldungen“, ist der Weidegang schon lange verdrängt, und nicht nur am Rande des Schwarzwalds haben ganze Dorfgemeinden, wie z. B. Durbach, diesen bereits vor einem Menschenalter eingestellt; seit Jahrzehnten steigt die Stallfütterung z. B. auch vom vorderen Wiesenthal ins hintere, zum innersten Gebirge immer weiter hinauf.

Die Alemannen sind seit Alters dem Hirtenleben nicht nur auf den Alpen eifrig ergeben und haben es besonders hoch gehalten. Kein altgermanisches Volksrecht kümmert sich um dieses so viel wie die alemannischen Gesetze aus dem 7. und 8. Jahrhundert. Die Tötung eines Rinderhirten und eines Schweinhirten, wenn er mit Horn und Hund über 40 Stück, eines Schäfers, wenn er über 80 Stück, und eines Marschalks, wenn er über 12 Pferde schaltet, wird mit der gleich hohen Geldstrafe von 40 Schillingen belegt wie die eines Kochs,

Bäckers oder Handwerkers. Am höchsten geschätzt wird von den Haustieren namentlich der Zuchthengst und die Leitkuh. Eine richtige Vaccaritia, ein Kuhhof, hat mindestens 12 Kühe und einen Stier, und die deutsche Glosse benennt sie Sweiga, wie sie später Schweighof im Schwarzwald hieß; die „buricen“, welche Schweine und Schafe im Walde einschließen, sind die „Kremmen“ und „Hürden“ unserer Tage. Eine große Rolle spielt das „damnum“, das die Herden fremden Wiesen und Kornfeldern zufügen, ebenso wie noch heute in der Wirklichkeit und im Liede „der Schade“, dem der Hirte „wehren“ muß.[1]) Der Tod eines Hofhundes wird mit einem Schilling gebüßt, aber der eines Schäferhundes, der den Wolf „bizit“ beißt und dessen Maule das Schaf entreißt und bellend bis zum zweiten oder dritten Gehöft läuft, mit drei Schillingen.[2])

Einzelne altertümliche Züge bewahrt noch das 19., bewahrte aber noch viel treuer das Hirtenleben des 18. Jahrhunderts. Vor der allgemeinen Almendteilung bestanden in der Baar noch vor 100 Jahren überall die „Roßweiden“, die im Sommer Tags wie Nachts „beschlagen“, mit Vieh betrieben wurden.[3]) Unmittelbar nach der ersten Auffahrt am ersten Maitage rangen die Roßbuben auf der Weide miteinander, die drei Sieger wurden zu „Stillliegern“ d. h. Hauptleuten, die drei nächst starken zu „Knappen“ ernannt. Während jene gewöhnlich am stets unterhaltenen Feuer würfelnd, sich Rätsel aufgebend, schmausend, schlafend lagerten, besorgten die Knappen, die „Feuer- und Wasserbuben“ die Hofhaltung, all die andern aber, die „Wehrbuben“, hüteten die Pferde. Es wird von diesen der hübsche Zug nicht vermerkt, wie von den Allgäuischen Rossen im 16. Jahrhundert, die desto lieber bei ihren Hirten blieben, als sie Sack- und andere Pfeifen und lange Allgäuische Alpenhörner brauchten.[4]) „Gefürchtet wie der Teufel und die Roßbuben“ war ein Sprichwort: sie kamen selten in die Kirche, nie in die Schule. Diebstahl unter den Kameraden war strenge verpönt, aber oft statteten sie auf meilenweiten

---

[1]) Vgl. Leges Alamannorum (ed. Lehmann) in Pertz Monum. 1888 Tit. 61 ff. 94 Cod. A.

[2]) a. a. O. Tit. 78 Cod. A.

[3]) Vgl. Lucian Reich, Hieronymus S. 112.

[4]) Sebizius, vom Feldbau S. 187.

Nachtritten den speckhaltigen Rauchfängen und den Obstgärten fremder Bauern ihren Besuch ab und hängten noch dazu zum Hohn statt des herabgeholten Schinkens ein Stück Holz in den Rauchfang. Auf unzugerittenen Fohlen jagten sie gegen die Hirten der benachbarten Gemarkung zum Kampf und verfolgten die Flüchtigen bis in die Dörfer, wo Pfarrer und Vogt weitere Gewaltthat hinderten. Der Bannwart aber war ihr Meister, dessen Befehl z. B. zur Abhaltung einer öffentlichen Andachtsübung sie unbedingt gehorchen mußten. Übertretungen ihrer Gesetze, namentlich der Pflicht der Ehrerbietung vor Frauen und Mädchen, wurden allmonatlich öffentlich durch den Bannwart gebüßt: vor dem Rathaus in Hüfingen wurde der Übertreter „geschwungen", d. h. sein entblößter Arm mit einem Wachholder schmerzhaft auf- und abgerieben. Ihr Ehrentag war der zweite Pfingstfeiertag, von dem wir unten im Zusammenhang mit den andern Pfingstbräuchen sprechen.

Von den älteren Weidegängen sind zweierlei übrig geblieben, der der Sommerweide und der der Tagweide. Die „Sommerweide", die das Vieh den ganzen Sommer oben im Gebirge festhält, wird jetzt vor Allem auf und an den höchsten Gipfeln des Schwarzwalds betrieben, am Feldberg und am Belchen. Auf den Schönauer Weiden, am Belchen und in den Gemarkungen Gschwend und Utzenfeld soll sogar das Vieh wenigstens noch 1870 im Freien auch genächtigt haben. Solche Nachtweide wurde im „Land" d. h. in der Ebene z. B. in Blankenloch bei Karlsruhe schon 1750 vom Durlacher Oberamt verboten, dagegen „über Wald" oben auf dem Schwarzwald z. B. in Achdorf (Bonnd.) erst hundert Jahre später. Mit der Nachtweide, nach der auch noch eine Flur bei Eschach (Bonnd.) heißt, darf man aber nicht das „Nüchtweiden" oder „Nüchten", das Weiden in der „Üchte" der Morgenfrühe verwechseln. Das ist jetzt schon längst abgekommen und war schon lange verpönt. Wenn nach einer Urkunde von 1792 die Herbstweide von Wutöschingen eröffnet wurde, dann fuhren die Weidbuben schon um 2 und 3 Uhr Morgens mit dem Vieh auf die Wiesen. Im Dunkeln verdarb dieses das angrenzende Acker- und Gartenland, und die Buben stahlen zu ihren Feuern alles Holz von den Hägen und Baumschirmen. Man gab daher diese Weide auch hier auf. Und schon nach der Dorfordnung von Kappel (Villingen)

a. d. J. 1544 durfte Keiner in die Üchtweid fahren, bevor der Meßner zu gewöhnlicher Zeit ein „ziemlich Zeichen" geläutet hatte.[1])

Am ausgebildetsten ist wohl der Sommerweidegang auf dem Feldberg. Da sömmern die umliegenden Thalschaften ihr Vieh, wie es scheint, etwas länger als auf dem Belchen, etwa 1500 Stück, die ihr Nachtlager in den rings um die Kuppe errichteten 5 oder 6 Viehhütten, der Lenzkircher, Menzenschwander, Todtnauer, St. Wilhelmer, Baldenweger und Zastler, beziehen. Von diesen ist, wenn ich nicht irre, die eine oder die andre eingegangen. Früher hatte auch der Kandel eine.[2]) Das Hüttenwesen des Schwarzwalds hat es zu einer eigentlichen Sennerei nicht gebracht. Jungvieh- und Farrenzucht ist der Hauptzweck des Weidegangs. Und Jungvieh- und Fohlenweiden werden sogar auf mehreren Weiden des Landes von Neuem eingerichtet, um den Tieren mehr Luft und Licht, mehr Abhärtung und Kraft zu geben, so z. B. am Ostabhang des Kahlenbergs bei Ettenheim. Zu einer Viehhütte auf dem Feldberg gehört gewöhnlich eine Herde von gegen 200 Stück. Sie wird im Frühjahr von zwei Hirten hinaufgetrieben, einem älteren Manne und einem Buben, dem „Zubot". Vor diesem Austrieb besprengt der Menzenschwander Hirte sein Vieh mit Weihwasser und füttert es mit einem Stück Brot, auf das geweihtes Salz gestreut ist. Der Lohn für den Alten beträgt 100, für den Jungen 50 Mark. Sie haben neben dem Stalle in einem Verschlage ihr Nachtlager. Von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends ist die Weidezeit. Jeden Morgen vor dem Ausfahren und jeden Abend nach dem Einfahren beten die Hirten den englischen Gruß, um Unglück zu verhüten.

Zahlreiche Weide- und Flurnamen, willkommene Reste der altdeutschen Hirtensprache, verraten noch heute die früheren Rastorte des Weideviehs, vor allem die auch in Bayern üblichen „Schweige, Schweighof", alem. auch „Schweigmatt", die von dem alten Wort „Sweige" d. i. Heerde und Viehhof abstammen (S. 123). Nach dem Rechtsbuch des Klosters Ettenheimmünster, etwa v. J. 1400, ist ein solcher Schweighof versehen mit einem „Schutzgarten", der die Weide für die Stut, Eber und Farren umfaßt und dem flüchtigen Schuldner und Diebe eine Freistätte gewährt. Er hat aber auch einen

---

[1]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 22, 450. 30, 455.

[2]) Jos. Bader, das Thal Simonswald 1873.

„Stock“, d. h. ein Gefängnis.[1]) Ob der „Maienstollen“, ein Berg am Münsterthal, eine früh befahrene Bergweide war, wie sie in der Schweiz Maiensaeße heißt? „Leger“ heißt in Bayern der Alpweideplatz, in Tirol das nächtliche Viehlager auf der Alp, aber auch bei Illingen (Rast.) eine früher von Hirten befahrene Flur, und ein „Ochsenläger“ liegt am Feldberg. Gust, niederdeutsch güst, ist in gemeindeutscher Hirtensprache das noch nicht Milch gebende oder trächtige Vieh: so kommen die Namen „Gusthütte“ bei Ewatingen (Bonnd.), „Gusthirteläger“ bei Forbach im Murgthal und „Gustenstall“ bei Seebach (Achern) vor. Von einem Verrückten sagt man in Oldenburg: „he geit mit Nebukadnezar in de Güstweide“. Auf der „Bergstelli“ bei Riedichen, einem vor Alters von Bäumen und Büschen beschatteten Platz, stellten früher die Hirten das Vieh während der heißen Mittagsstunden ein, und im „Schellengrund“ im Bernau-Außerthal (St. Blasien) tränken sie noch über Mittag ihre Tiere, die nach dem Labetrunk leise schellend hier ausruhen. In Vorarlberg und Oberösterreich heißt die eingezäunte Sommerwiese der Hauskuh, die nicht auf die Bergweide zieht, sondern beim Hause bleibt, „Bundl“ oder „Point“ nach dem alten „Piunt“, „Biunt“. Im Schwarzwald bedeutet „Bünte“, bei Groß-Schönach (Pfullend.), früher „Baint“, ein eingezäuntes Wiesenland.

Die andre Weideart, die Tagweide, wird von der Jugend solcher Ortschaften betrieben, die in ihrer Nähe noch Weideland haben. Sie liegen zumeist im oberen Dreisamgebiet bis auf den Hohen Schwarzwald hinauf, ferner im Glotter-, Elz- und Simonswälder Thal und im Kinziggebiete um Einbach, Schapbach und Schönenbach. Schon die Kinder der drei ersten Schuljahrgänge werden zum Hüten der Schweine, Schafe oder Ziegen in der nächsten Umgebung des Hauses verwendet. Mit dem zehnten Jahre kommt der Schüler in die zweite Klasse oder die „Großschul“ und, wenn er Sohn eines Gütlers und Taglöhners ist, wird er „Viehbub“ und tritt seinen Dienst am weißen Sonntag an. Es wird ihm eine Heerde Vieh von etwa 5—15 Rindern, ebensovielen Schafen und 2—5 Ziegen anvertraut, mit denen er von Morgens 6—10 Uhr und nach beendigter Schulzeit von 4—7 Uhr Nachmittags den oft stundenlangen Weidberg

[1]) Ztsch. f. d. G. d. Oberrheins 30,460.

durchfährt. Dieser Weidebetrieb ist nur ermöglicht durch den Sommerunterricht der sogen. „Hirtenschulen", der, statt am Morgen, am Mittag erteilt wird, wo das Vieh wegen der Hitze entweder an einem schattigen Platz auf der Weide ruht oder auf einige Stunden in den Stall zurückgetrieben wird. Trotz dem durch diese Verlegung des Unterrichts bewiesenen Entgegenkommen der Behörde erregen gerade diese Hirtenschüler zwischen ihr und den Eltern oder Herren viele Streitigkeiten. Auch mutet dieser Unterricht nicht nur manchen Lehrern, sondern auch den ermüdeten Buben eine vielleicht zu starke Anstrengung zu, sowie auch das Vieh zu lange, unnütze Wege zu machen hat. Der Bube steht Morgens um 4 oder 5 Uhr auf und hilft in Stall und Küche beim Wassertragen, Füttern, Anspannen, bis die Großmagd die Morgensuppe gekocht hat. Er betet am großen Tisch im Herrgottswinkel vor, und nun langen die Löffel der Knechte und Mägde nach der dampfenden Schüssel. Darauf allgemeines Gebet zu den Fenstern hinaus. Mit lautem Hohohoho! fährt er aus auf die Weide und „Rütte" (Reutfeld) mit seiner vielköpfigen Heerde, über seiner Schulter eine Tasche mit dem „Unterbrot" (Zwischenbrot, Frühstück), in seinem roten „Schille" (Gilet, Weste) eine alte faustgroße Uhr, das Messer mit einer Schnur am Hosenträger befestigt, oft in der Hand das Schulbuch, barfuß, weil man ihm Schuh und Strümpfe für den Winter aufgehoben hat. Unterwegs hat er dem Vieh bald links, bald rechts, bald vorn, bald hinten zu wehren, daß es nicht auf die Äcker abirre und seine Kameraden ihm zurufen: „Wehri, wehri Schade" u. s. w. und mit dem Zorn des Bauern drohen. Und dann treibt er es an den langen steilen Halden durch Busch und Dorn und übers Gerölle hin und muß es zu rechter Zeit an den Brunnentrog bringen, den das Bergwasser füllt, beim schlimmsten Regen draußen bleiben, wo es den Tieren am besten schmeckt, und ihm Schatten oder Wetterschutz schaffen, in Nebel, Sturm und Hitze. Wie viel Schreie, Würfe und Sprünge kostet ihm das mutwillig verwegene Versteigen der Geißen, dieser Tiere mit den Teufelsaugen, denen der Teufel die Schwänze abgerissen hat! Noch schlimmer ist das „Bisen", das tolle Rennen der Kühe mit aufgehobenem Schwanz, tief den Abhang hinab, namentlich wenn ein Gewitter im Anzug ist. Und flucht er dabei zu viel, so mischt sich, wie man in Katzenmoos (Waldk.) meint, ein

Hase, in den sich ja so oft eine Hexe oder gar der Teufel versteckt, unter seine Schweine, sodaß auch sie von Wildheit gepackt werden, wie jene Säue des Evangeliums. Der Herr Lehrer im Thal drunten aber erwartet, daß er oben während des Hütens seine Schulaufgaben gewissenhaft löst, und wenn er nun um 10 oder 11 Uhr gegen Mittag wieder „einfährt", da warten auch schon Knecht und Magd auf ihn um ihm Stall- oder Hofarbeit anzuweisen. Nach dem Mittagessen besucht er zwei Stunden die Schule, in der er begreiflicher Weise öfter zum Kummer des Herrn Lehrers beim Einmaleins einnickt. Und wiederum fährt er darnach aus, und es wiederholt sich die Hirtenmühsal des Vormittags, bis er endlich Abends, im Hochsommer spät Abends, mit seiner Herde heimkehrt. Dennoch pflegt er heiter zu sein, zumal, wenn er ausfährt und wenn er hochoben am schattigen Waldesrand bequem in den goldgelben „Pfriemen" oder „Ramselen" liegt, während das Vieh wiederkäut oder, wie es im Odenwalde heißt, „ittert". Und über Ziffern und Buchstaben seines Schulbuchs hinweg freut er sich all des andern Getiers und Gewächses. Wie gern schaut und greift er in die Vogelnester und beobachtet still ein tanzendes Hasenpaar! Erhebt sich plötzlich eine Schlange, so zieht er die Beine an sich und zerschmettert mit seinem Stab ihren zischenden Kopf. Ob ihn deswegen wohl der Schlangenkönig verfolgt? Man merkt es unten seinem Johlen und Peitschenknallen an, wie sehr ihn die Freiheit hoch über den Thalwohnungen der Menschen erquickt. Gleich einem Freudenzeichen lodert im Herbst sein Feuer mit neuen Erdäpfeln auf der Weide empor.

Der Hirtenberuf verträgt sich schlecht mit anderen Arbeiten und mit Studien, so oft man auch schon früher dem müßigen Herumlungern und Träumen mancher Weidestunde zu steuern gesucht hat. Schon im 18. Jahrhundert verordnete die Triberger Regierung, daß die Hirten der Ämter Vöhrenbach und Schönenbach zum Strohhutflechten auf der Weide angehalten werden sollten. Und obgleich nun seitdem wirklich der hohe Strohcylinder den bienenkorbförmigen Filzhut aus diesen Gegenden, um 1800 auch weiter südlich aus dem Hohen Schwarzwald verdrängte, so hat jene Verordnung kaum dazu beigetragen; sie blieb erfolglos. Ebenso unergiebig war der Unterricht, den vor 50 Jahren die Hirten im Fischerbach genossen. Da zog der „Heckenlehrer" zu

ihnen hinauf, um sie zwischen „Busch und Hecken“ mit den Elementen menschlichen Wissens zu unterhalten. Gewiß mit sehr geringem Erfolg! Da wandte wohl in Hildmannsfeld (Bühl) der Lehrer Karl Lusch, der im Sommer webte und Strümpfe strickte, seine Zeit besser an.

Noch ein anderer Schatten, tiefer als der Wechsel von Überbürdung und Faulenzerei und als alle Dürftigkeit, liegt über dem Hirtenstande. Überall, wo Hütekinder sind, in Ostpreußen, Pommern, Mecklenburg, Brandenburg, Prov. Sachsen, Hannover und Westfalen, zeigt diese Einrichtung sittliche Schäden; so auch in Baden. Nur in Schleswig Holstein besteht das Gesetz, daß die Hütekinder nicht mit Erwachsenen zusammenschlafen dürfen, auch müssen die norderditmarsischen Dienstherrn sich schriftlich dazu verpflichten, sie wie zur engeren Familie angehörig zu behandeln, sie zu überwachen und zur Teilnahme an dem Gottesdienst, der Kinderlehre und zu den Schularbeiten anzuhalten und verderblichen Einfluß abzuwehren.[1]) In Baden hüten in vielen Dörfern Kinder das Vieh ihrer Eltern, und wenn der Bauer keine Kinder hat oder sie nicht zu dieser Arbeit hergeben will, so nimmt er die Gütlers-, Gelegenheits- und Taglöhnersfamilien in Anspruch. So zahlen z. B. die Häusler in den vier „Berghüsle“ der „Alme“ (Almend) von Föhrenthal (Freib.) keinen Hauszins, aber dafür muß der „Hüslemann“ bei der Feldarbeit dem Hofbauer helfen und sein Töchterlein, die „Hüslerrosa“ oder das „Hüslerannele“, wie es der Hofbauer nennt, muß dessen Vieh hüten. Mitunter lassen auch die Taglöhner und sogar die Dienstboten z. B. in Katzenmoos (Waldk.) ein oder zwei Schafe mit seiner Herde laufen. Aber es sind unter den Hirtenbuben und -mädchen auch manche, die eine „ledige“ Mutter haben. Doch alle diese haben immerhin ihr Heim in nächster Nähe und darin meistens noch einen Halt. Aber nun werden im Frühjahr auch viele nicht einheimische aus der Nachbarschaft oder aus weiterer Fremde eingestellt, jene z. B. auf den Schweighöfen bei St. Märgen (Freib.) schon auf Weihnachten, um aber noch bis zum h. Dreikönigstag frei zu haben. Mit einem Hemd und zwei paar Strümpfen im „Fazzinettli“ (Taschentuch), einem „Nister“ (Rosenkranz) von der Mutter in der Zwilchhose und einem Stecken tritt ein solcher Bube in den Dienst. Sein Lohn besteht ge-

[1]) Vgl. Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbevölkerung im Deutschen Reich 2, 730.

wöhnlich in der freien Kost, einem Paar Pechschuhen, Hosen, Hemd und Kittel, wenn's hoch kommt, in einem „doppelten Haes" d. h. einem Werk- und Sonntagsanzug oder in 10—25 Mark. Im Herbst scheidet er aus. Aus weiterer Ferne marschieren scharenweise die sog. „Oberländer" oder „Schwabenlandskinder" aus Tirol, Vorarlberg und der Schweiz im Frühjahr nach Ravensburg, Kempten und Tettnang, um sich dort am Josephstag, den 19. März, an die oberschwäbischen und auch manche Schwarzwälder Bauern für den Sommerdienst als Hirten und Kindsmägde zu verdingen. So kommt es denn vor, daß z. B. in der Hirtenschule zu Langenbach (Wolfach) Kinder aus allen Weltgegenden zusammenlaufen und die heimische Schülerzahl unliebsam vermehren und zersetzen. Ist schon das gemeinsame Viehhüten von heimischen Knaben und Mädchen auf der einsamen Weide oft bedenklich, wie viel mehr die von fremden, heimatlosen, und nachts schlafen die Buben oft bei rauhen oder gar rohen Knechten oder gar bei den Mägden! Ein Glück noch, wenn sie, stärker geworden, sich nach ihrer Hirtenzeit als Unterknechte oder sogenanntes „Völkle" vermieten. Aber manche gewöhnen sich nach ihrer Entlassung aus dem Dienst im Herbst an das Vagabundenleben, so daß die Statistik unverhältnismäßig viele frühere Hirtenbuben in ihren Verbrecherlisten aufführt.

Als Weidevieh nimmt das Rind weitaus die höchste Stelle ein, und darum tragen auch die Rinder durchweg Eigennamen, oft sehr hübsche, fast als ob sie Menschenkinder wären. Vier solcher Namen: Uwer, Raeme, Erge und Sunne hat uns das österreichische Gedicht vom Meier Helmbrecht aus dem 13. Jahrhundert bewahrt. Eine andere ältere Namenliste lieferten die Mönche des Klosters Salem, die den einzelnen zugehörigen Bauerngütern zu Adelsreuthe die Rindernamen: Bleß, Falk, Rapp, Scheck, Schimmel und Tiger gaben.[1]) In westfälischen Dörfern wurde bis vor Kurzem die Namengebung feierlich wie eine Art Taufhandlung bei Anbruch des ersten Maitags vorgenommen, indem man auf dem Hof in Gegenwart aller Hausleute und Nachbarn dreimal mit einem Ebereschenzweig, der „Quiekrute", die junge Kuh auf ihr Kreuz, ihre Hüfte und ihr Euter schlug und

[1]) Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 29, 322. Nicht weniger als 67 Ochsennamen erfahren wir aus einem schwäbischen Gedicht von 1633 [Frommann, Mundarten 4, 96 ff.].

ihr in einem gereimten Spruche den Namen gab. In Bayern empfängt diesen das Kalb, wenn es der Kuh abgenommen wird. In Baden scheint die Verleihung der Namen an keinen bestimmten Tag und Brauch gebunden. Aber im Schwarzwald sind sie noch zahlreich in Übung, in Unter-Lenzkirch z. B. die Ochsennamen: Struß, Nägele, Blum, Fleck, Silber, Ruß, Laubi, Blaß und die Kuhnamen: Schimmel, Brune, Scheck, Golde, Silbere, Bläß, Bummer, Wißkopf. In Wagensteig (Freib.) werden die Kühe gerufen: Hübschi, Stolzi, Goldi, Blüemli, Strüßi, Blänki, Silberi, Resi, Sterni, Zieri, Brüni, Figi, Waldi. Aus diesen und anderen Verzeichnissen von Rindernamen aus Dürrenbühl und Weizen (Bonnd.), Sölden (Freib.), Katzenmoos (Waldk.), Nordrach und Einbach in den Seitenthälern der Kinzig, aus Langenbach bei Vöhrenbach, Schönenbach bei Villingen, und endlich Maisach (Oberk.) geht hervor, daß das alemannische Weidegebiet im Gegensatz zum verkümmerteren fränkischen noch in reicher Fülle die Bezeichnungen verwendet, die zum großen Teil schon die urdeutschen Hirten kannten und über ganz Deutschland verbreiteten. Die meisten Namen sind von der Farbe, der Schattierung und Zeichnung der Haut gewählt. „Schimmel“ umfaßt nicht nur die weißen Pferde, sondern auch Rinder und Geißen und geht wie Gelb und Braun, alemannisch „Bruni“ oder „Brüni“, durch ganz Deutschland. „Schwarze“ geziemt sich nur für einen Schlag von schwarzer Hautfarbe, der in Baden seltener vorkommt. Doch ist bei Heidelberg das feminine „Mohr“ Bezeichnung und Rufname für schwarze Kühe. „Ruß“ wird für einen dunkelfarbigen Ochsen gebraucht, wie in Tirol „Ruassa“ für eine derartige Ziege. Weit bis nach Tirol verbreitet ist auch die badische „Silberi“, während die im Badischen so beliebten „Blänki“ und „Goldi“ anderswo minder gebräuchlich sind. Ein fahles, blaßgelbes oder weißlich graues Tier nennen die Kärntner, die Schwaben und die Alemannen am Bodensee, im Elsaß wie im Kinzigthal, sowie die Odenwälder „Falch“. Feiner werden die Zeichnungen und Schattierungen gekennzeichnet. „Fleck“ heißt ein Rind, das an der Seite einen auffallenden Flecken trägt, Scheck in vielen deutschen Landen ein zwiefarbiges, Struß oder Strüßi, Bluami (Blüemi), Nägele, Resi, Sterni eins, dessen Haut strauß-, blumen-, nelken-, rosen- oder sternförmige Abzeichen trägt. Wo der Rumpf nicht besonders gefärbt ist, nennt man das Tier nach dem

Kopf: Wißkopf. Unter diesen Namen sind die altertümlichsten und verbreitetsten Blüemi und Sterni. Plüema und Stirna reichen bis nach Kärnten und andrerseits in der Form Blomme und Stjaerne bis nach Dänemark. Blömeke heißt in Niedersachsen eine Kuh mit buntem Kopf und schon im nordischen Mittelalter begegnet ein „blómhvítr hestr“ ein blumweißes Pferd. Jedoch den allerbeliebtesten Namen führt ein Rind, dessen Kopf einen größeren weißen Fleck auf der Stirne trägt, nämlich Blaß, Bläsſe. Schon vom althochdeutschen „Blasroß“, einem Pferde mit weißem Stirnfleck, wird diese Bedeutung bezeugt, und noch heute ist das Wort als Rindername durch ganz Deutschland, Holland, Dänemark bis nach Norwegen und Island hin üblich. Auf den Weiden an der Nordsee wie auf den Alpen ruft die Melkerin eine solche Kuh schmeichelnd zu sich mit den Worten: „Komm, (alte) Bläß, komm!“ „Spiegel“ bezeichnet ebenfalls ein Tier mit weißer Stirne, wie auch wohl das erwähnte ältere „Sunne“ d. i. Sonne. — Nach dem schlanken Bau oder hohen Gehörn mag ein Rind in Einbach „Hirz“ genannt sein, wie schon im 17. Jahrhundert in Schwaben und „Hirschal“ noch in Vorarlberg. Häufiger heißt eine schlanke Kuh „Zieri“, so in Langenbach, in Wagensteig, Ziara in Tirol und Kärnten, eine den Kopf hochtragende Stolzi in Maisach (Oberk.) und Schönenbach (Villingen), wie im alten Schwaben und Stolza in Tirol. Dunkler sind mir der Dürrenbühler Kuhname „Knepel“, der Dürrenbühler und Lenzkircher „Bummer“ und der Langenbacher „Mutschgi“, vielleicht dieselben wie die Tiroler „Pumma“ und „Muschga“, ferner „Figi“ in Wagensteig (Freib.) und um St. Blasien. Ist Bummer etwa gleichbedeutig mit Pummel, das in manchen Mundarten ein dickes, kurzes Persönchen bezeichnet, oder ist auf das Rind der elsässische Hundename Bummer, Pommer, übertragen? Figi benennt man in Wilfingen (St. Blasien) eine Kuh, um sie gegen Hexen zu schützen. Das Wagensteiger und das Schönenbacher „Waldi“ mag das Weidetier des Waldes bedeuten. Abgekommen scheinen im Wiesenthal die nach dem Geburtsmonat gewählten Ochsennamen: Horni vom Hornung (Februar), Merzi vom März, Laubi vom Laubmonat (April) und Lusti vom Lustmonat (Mai). Hebel läßt am Abend den arbeitsmüden Bauern sagen:

„I fahr jez heim mit Egg und Pflueg,
„Der Laubi meint scho lang, 's sei gnueg.“

Laubi geht bis ins Nordracher Thal, und Laub, Merz, Moai (Mai) statt Lusti führt uns schon jenes schwäbische Gedicht des 17. Jahrhunderts vor. Im Osten scheinen sie seltener, doch findet sich Merz auch in Kärnten.

Die allgemeine Charakteristik einer Kuh giebt ein uraltes Rätsel wieder, das in Hausen im Thal heißt:

„Vier hangige, vier gangige,
„Zwei glitzige, zwei spitzige;"

dieser mehr schwäbischen Form fehlt hier der Schluß:

„Und einer zottelt nach" (der Schwanz).

In Berau (Bonnd.):

„Vieri lampet (hangen), vieri trampet,
„Und vieri (Ohren und Hörner) luege geg de Himmel,"

in der Umgegend von Wertheim:

„Vier hänge, vier gänge,
„Zwei Gickelgackel (Hörner?), zwei Wegweiser (Augen)
„Und ein Zuschmeißer (Schwanz)."

Von den Alpen bis an die See wird dies Rätsel in zahllosen Variationen aufgegeben, doch sind die Übereinstimmungen noch überraschender. So kommt z. B. der Wertheimer Form sehr nahe die Mecklenburger:

„Vier hingen, vier gingen,
„twee Upstakers, twee Wechwisers
„Un'n Naklapper."

Dies Rätsel gibt schon der Gott Odin in der Hervarar- und Heidhreksage dem König Heidhrek auf:

«Fjórir ganga, fjórir hanga,
«tveir veg vîsa, tveir hundum vardha,
«einn eptir drallar aefi daga,
«sá er iafnan saurugr,» d. h.
„Vier gehen, vier hangen,
„Zwei den Weg weisen, zwei den Hunden wehren,
„Einer schleppt nach alle Tage,
„Der ist allzeit schmutzig."

Die Namen, mit denen einst die mittelalterliche Ritterschaft ihre Rosse schmückte, treten bei den Bauernpferden sehr zurück.

Ziegen haben noch hie und da ihre Eigennamen, die Schweine gehen fast, die Schafe ganz leer aus.

Die Hundenamen ziehen nach gemeindeutscher Art aus ganz anderen Begriffsgebieten als die jener Tiere die meisten ihrer Benennungen. Nur Melac und Tiras, von den beiden französischen Mordbrennern Mélac und Duras genommen, tragen ursprünglich ein oberrheinisches Gepräge. „Schnauz“ ist der beliebteste Hundename in Ettenheim. In Hütten (Säckingen) heißen sie: Necker, Fino, Micker, Scheckli, Zankerle, Flock, Bello, Mohrle, Greif. Doch zurück zu den Hirten!

Sie pflegen um den Anfang des Mai zum ersten Mal auszutreiben, „auszufahren“. Wenn aus Merdingen (Breis.) der erste Weidegang schon für den Fridolinstag, den 6. März, gemeldet wird, so ist wohl die Umführung aller jungen Kälber gemeint, die auch in Oberschwörstadt (Säck.) an diesem Tage stattfindet, der auch zum ersten Jochauflegen benützt wird. Um Reichenbach (Gengenb.) soll früher gegen Ende März mit dem Josephstag, dem 19., die Weide aufgegangen sein. Vor 40 Jahren wurde noch in Achdorf (Bonnd.) der alte Frühlingsbeginn, der S. Georgstag, der 23. April, zum ersten Austrieb gewählt, sowie früher auch in Zuzenhausen (Sinsh.)[1], wo jeder Bauer zuvor dem Rindvieh durch den Schmied die Hörner abstutzen ließ, damit dem Hirten kein Unheil geschähe. An dem anderen Frühlingstage, dem ersten Mai, wird in Luchle (St. Blasien) zu demselben Zwecke ein Kranz an manches Stück Vieh und manches Palmstück an den „Zwick“ der Geisel gebunden. Auch auf den Schweighöfen (S. Märzen) fährt man zuerst am ersten Maifreitag aus, wie denn auch im nassauischen Limbach am Freitag oder Dienstag das junge Vieh zum ersten Male mit der Herde geht, damit es sich gut gewöhne. Dagegen wird wohl in den meisten Hirtenortschaften gerade der Freitag vermieden, und man wählt z. B. in Unteribenthal, Dietenbach und Buchenbach (Freib.) nur „gerade“ Tage d. h. den Dienstag, Donnerstag und Samstag zur ersten Ausfahrt. Die beiden ersterwähnten Tage sind auch die Tage des ersten Austriebs im westphälischen Schmallenberg: dann zerbricht das Vieh

[1]) Glock, Zuzenhausen. S. 37.

draußen weder Fuß, noch Horn; ebenfalls bei Marburg, wo sie an diesen beiden Tagen über eine an den Thürstein mit einem Besen ins Kreuz gelegte Axt zur ersten Weide gehen.

Dem eigentlichen Ausfahren mit dem Vieh geht aber das „Fahrten", ein Gang zur Kirche oder zu einer Kapelle, voran. Ein Schweighöfer Hirte muß zuvor einer Messe beigewohnt haben. In Neukirch und Rohrbach (Triberg) und in Föhrenthal (Freib.) halten die Hirten mit einem Familienangehörigen, ihrem Vater oder Meister, oder auch mit den Mägden in der Kirche Andacht, beten bei brennendem Wachslicht drei Rosenkränze und opfern auch wohl Geld. Die Attenthaler „fahrten" in ihre Pfarrkirche zu Kirchzarten, die Vierthäler (Neustadt) beten in der Kapelle des Viehheiligen Leonhard, die Einbacher suchen die des mächtigsten Viehheiligen, St. Wendelin, in Osterbach auf. St. Wendelin ist der gütige Schützer des Viehes vom Süden bis in den Norden des Landes. Aber außer ihm haben darüber die Heiligen Sebastian, Fridolin, Cyriak, Pantaleon und Leonhard Gewalt, die wir in der Besprechung der Viehzucht kennzeichnen werden. Wendelin schützt alles Vieh in Neidingen in der Baar. Man betet in Meßkirch zur heiligen Kunigunde oder wallfahrtet nach dem benachbarten Thalheim zu Wendelin, um die „Hab" (das Vieh) vor Schaden zu bewahren. Im Hauensteinischen genießt neben ihm der Säckinger Fridolin als Viehpatron Verehrung. In Sölden bei Freiburg ist der Wendelinstag, der 20. Oktober, der Kirchenpatronstag, welcher „Väh Fierdig", Viehfeiertag heißt, an dem kein Vieh zur Arbeit angespannt oder ins Feld geführt werden darf. Auch zum Nußbacher Wendelin wallfahrtet man am 20. Oktober von Reichenbach her. In Schapbach hegt man sein Bild in vielen Häusern. In Harmersbach, um Rastatt, in Eiersheim (Tauberbischofsheim) empfiehlt man ihm das Vieh. Am Michels- und am Wendelinstag bitten Viele um Gesundheit dafür in Schweinberg (Buchen). Doch auch Sebastian hat Gewalt darüber. Am Sebastianstag mußten in Gottmadingen (Konstanz) Mensch und Vieh fasten. Das Vieh wurde um die Kirche herumgeführt, von Geistlichen gesegnet und dadurch vor ansteckenden Krankheiten bewahrt. Um Bonndorf ist vielfach Cyriak der Viehpatron. Rochus hat einen Feiertag als Viehpatron in Reichenthal, einer Nachbargemeinde von Au im (südlichen)

Murgthal. Zu S. Anton, dem „Su=Antoni“, wallfahrtet man in Mambach und im Hauensteinischen, in der Baar und Harmersbach.

Aber der kirchliche Segen wird nun auch aus der Kirche hinausgetragen und den Tieren unmittelbar mitgeteilt, namentlich geweihtes Salz und Brot, auch das Agathabrot. In Littenweiler wird ihnen das Salz in einer Portion fein zerschnittenen dürren Eichenlaubs gegen Krankheit und Unfall eingegeben. Sie merken dann schon, daß sie zur Weide dürfen, und werden unruhig, kampfslustig und freßgierig. In Ebnet bei Freiburg werden Kreuzchen, die man aus geweihten Palmen herstellt, vor oder hinter die Stallschwelle so gelegt, daß die Tiere sie überschreiten müssen. In Häg im Wiesenthal schlägt man beim ersten Weidegang auf den Rücken des Viehs mit einer Rute aus Palmen ein Kreuz. Im Schapbachthal (Wolf.) zündet man im Stall eine geweihte Palme an und treibt unter dem Spruche: „der Segen des Herrn soll uns gnädig sein!“ das Vieh mit einer geweihten Birkenrute oder drei „Häsele Zieme“ hinaus. Dem Ebneter Brauch steht zunächst der steirische, nach dem der Futterer das Vieh im Frühjahr mit Weihwasser besprengt und über zwei kreuzweise auf die Stallschwelle gelegte Palmzweige zum ersten Male hinaustreibt. Jene Zweige steckt er aber zum Schutz gegen die Hexen ans Gatter des Weidezauns. So schützt auch Holz des Kreuzdornstrauchs, das unter den Stallboden gelegt wird, auf der Paschenburg bei Rinteln gegen Berufen und andere Hexerei. Dem Vieh werden wohl noch bei Riedichen (Schopfh.) bei der ersten Ausfahrt Augenbündle, Kräuterbüschle um die Hörner gehängt, wie in Luchle (St. Blasien) Kränze und früher im schwäbischen Rangendingen Schappeln von Blumen. So band man um Lüdenscheid in Westfalen am ersten Pfingsttag den Kühen weiße Besen mit Stechpalmzweigen und Goldsmeele an die Hörner.[1]) In Birkendorf wird das Vieh mit „dem Palmen“ geweiht, in Lautenbach (Oberk.) mit dem geweihten Palmstock ausgetrieben. In Unterprechthal (Waldk.) werden die Geiseln der Hirten am Palmsonntag kirchlich geweiht. So schlägt der Hirte am Lechrain beim ersten Austrieb die Kühe mit dem „Palmzweig“ und betritt in Tirol ohne diesen nicht die Alme.[2]) In Oppenau legte man vor einem Menschenalter oft bis an

[1]) Zeitschr. f. deutsche Mythol. 2, 86 vgl. Petersen, Donnerbesen S. 10. 22.
[2]) Leoprechting 170, Alpenburg, Mythen 396.

100 Ruten ins Karsamstagsfeuer, bis sie angekohlt waren. Sie verwendete man dann bei der ersten Weidefahrt (S. 99). Auch die Schweine werden in Langenbrand (Gersb.) zum ersten Mal mit geweihter Gerte auf die Weide getrieben. Von der Schramberger Gegend[1]) wird berichtet, daß man den Hirten immer recht krumme, bucklichte Hirtenstecken, ungefähr drei Fuß lang, gäbe, weil diese am besten Hexen und Unholde abhielten. Früher klebte man in Aha (St. Blasien) am Agathentag, den 5. Februar, Abends auf ein Brettchen Kerzchen, gewöhnlich für jeden Verwandten eins, bei deren Schein alle Familienmitglieder eine gewisse Anzahl Rosenkränze betete. Das abgetropfte Wachs wurde gesammelt und zu einem Kreuzchen geknetet, das später dem Hirtenbuben oben ins Hosenbrisle d. h. in den Hosensaum eingenäht wurde. Fährt das Vieh nun aus, so betet der Hirt am Dorfbrunnen in Riedichen vor seiner Heerde mit abgezogenem Hut; in Oberschwörstadt (Säck.) ruft er Gott in den drei höchsten Namen an, in Neusatzeck (Bühl): „Walt Gott, himmlischer Vater!“

In Häusern (St. Blasien) spricht man über das ausfahrende Vieh den Segen: „Ave Maria, Ave Maria, Ave Maria, Lieber Herr Jesus Christus, Bhüetis der lieb allmächtig Gott Alles, was hier ist, Bhüetis Gott Haus und Hof, Lütt und Vieh, Ehr und Guet, Fleisch und Bluet, Leib und Seele. Ehre der hochheiligsten Dreifaltigkeit, G. V., G. S. und G. h. Geist“. Wahrscheinlich lautet so auch das Abendgebet in der Menzenschwander Viehhütte (S. 126) und der im Stall auf den Schweighöfen (St. Märgen) beim Melken gebetete Viehsegen. Man betet ihn im Wildthal bei Freiburg auch beim Melken und Schweinefüttern, auch in Kappel (Freib.) dreimal in singendem Ton. Der Birkendorfer Hirte fordert wohl noch bei der Ausfahrt mit dem Ruf „Ehut!“ zum Ringkampf heraus. Auf den Zwick d. h. die Schmitze, Schmicke, das dünne Ende der Peitschenschnur, legt der Hirte großen Wert und ist sehr wählerisch, wie es in einem Lenzkircher Hirtenspruche heißt:

„Gieb mer en Zwick! Der isch mer z'dick.
„Gieb mer zwe! Der isch mer z'zäh.
„Gieb mer drei! der isch mir z'neu.
„Gieb mir vier! der isch mir z'tür u. s. w.
bis: „Gieb mir zehn! der hat Flöh!“

[1]) Birlinger AS. 1, 407.

Eine Hauptpflicht des süd- wie des norddeutschen Hirten ist zu „wehren“ d. h. fremdes Eigentum vor seinem Vieh zu schützen und Schaden daran zu verhüten. Die Hirtenjungen der Altmark, wenn sie auf ihrem Pfingstumzug um Gaben betteln, drohen:

„Gäwen se uns de Eier nich,
„So legen de Höner opt Jår ôk nich,
„So weren wi Wischen und Kôren (Wiesen und Korn) ôk nich.“[1])

Auf der Schwarzwaldweide warnt oder bedroht ein Hirte den andern z. B. um Dürrenbühl (Bonnd.) kurzweg mit dem Zuruf:

„Wehrijo, Schadio, fuler Hirt,
„Schadio, Hirt, uhu!“

oder in der Lenzkircher und ähnlich in der Bonndorfer Gegend:

„Wehri, wehri Schade,
„Der Bur goht ge jage,
„De hucket hinter de Hecke,
„De wird der d'Ohre strecke.“

Um Lenzkirch und ähnlich um St. Blasien:

„Wehri, wehri Eisadrom, (oder: als am Band)
„Dreie drißig Ellen lang,
„D' Elle sin g'messa,
„De Herder (Hirte) isch g'sessa,
„Het's Küehli laufe lo
„'s Ackerli us und i.
„D'r Teufel möcht Herder si.
„Wenner it gnuag wehre ka,
„So schopet mer en (schieben wir ihn) ins Ofenloch:
„Brennt er it, so brotet er doch!“

Der Bube verspottet aber auch seine eigene Nachlässigkeit, so in Ottenhöfen (Achern):

„Wenn i hüet, so blos i ins Horn,
„So geht mers Vieh bald ober, bald unner,
„Bald mittle im Korn.“

Am heitersten aber ergötzt sich der Geißbub über seine eigne Bettelherrlichkeit bei Hausen im Thal:

---

1) Mannhardt, WFK. 1,324.

„De Summer, wenn i Goißa hüat,
„No guckt mi nur reacht a,
„I han en rota Strumpf dahin (daheim?),
„I leg a weger a (einen wahrlich an);
„Der hot una a Loch, oba a Loch,
„Und mitta ist er gflickt,
„Und wenn i meine Goißa sieh,
„No gieb ana an Blick (dann geb ich ihnen einen)."

Im Elzthal ruft er ihnen zu:

„Gitzä, Gitzä heera,
„Am Sunndig isch dr Pfingstdag,
„Wemmär där Bur kei Pfingstgeld git,
„Schlagi dä Geißä d' Bein a."

Bei Stockach hat der Hirte noch einen besondern Spruch beim Feueranzünden:

„Rauch, Rauch, Rüebli,
„Gang zum bese (bösen) „Büebli" oder auch „Mädli".

Will der Einbacher Hirte „einfahren", so ruft er: „Ho ho!" der Dürrenbühler: „Ao, ao, ao!" dann machen sich die Tiere auf den Heimweg. In Oberharmersbach singt er das Lied dazu:

„Wir wollen heimfahren,
„Wir wollen von der Weid',
„Wir wollen 's Rößlein tränken,
„Die Kühlein melken, die Katze abziehen,
„Die Haut aufhängen,
„Das Kiblli (Kübelein) schwenken."

Die Krone des Hirtenlebens und der Jugend überhaupt ist das Pfingstfest, das von allen Festen am zähesten die Züge einer alten hirtlichen Frühlingsfeier festgehalten hat, auch da noch, wo das Hirtentum längst untergegangen ist. Die Freuden und Leiden des ersten Austriebs und seiner Wettkämpfe, die feierlichen Handlungen des für die Weide so wichtigen Regenzaubers und manche Ausdrücke und Bräuche der alten Heerdenordnung werden darin sichtbar; am deutlichsten im Pfingstritt der vornehmsten Hirten, der Roßhirten, die namentlich im bayrischen Schwaben ihr Recht auf den Pfingstritt den Bauern gegenüber, die auf Kühen und Kälbern reiten, stolz be-

tonen.[1]) Vor der Almendteilung auf der pferdezüchtenden Baar, als sie noch das oben (S. 124) geschilderte Leben führten, ritten sie an ihrem Ehrentag, dem zweiten Pfingsttag, im Zuge ins Dorf, ein Vorreiter voran, der in gereimtem Spruche die Zuschauer aufforderte, Platz zu machen, weil der Kaiser mit seinem Kriegsgesinde komme. Hinter ihm drein zwei Husaren, ein Fähndrich, ein Korporal, Mohren, Köche, zwei bewehrte Maienführer mit bebänderten Tännelein in den Händen, ein Profos, ein Säckelmeister und zuletzt der in Rinde oder Stroh gehüllte „Pfingsthagen" (Pfingststier) d. h. derjenige, der am ersten Mai beim ersten „Ausfahren" der saumseligste gewesen war. Alle hielten der Reihe nach ihre Sprüche, z. B. der Maienführer:

„Maienführer bin ich genannt,
„Den Maien führ' ich in der Hand,
„Das Schwert wohl an der Seiten,
„Mit den Türken will ich streiten,
„Mit den Franzosen auch zugleich,
„Wie die Engel in dem Paradeis.
„Wenn der Maien fallt,
„Reit' ich, daß der Boden schallt,
„Wenn der Maien wieder aufrecht steht,
„So reit' ich, wo der Wind hingeht!"

Dann machte der Profos dem Pfingsthagen förmlich den Prozeß, und dieser wurde nach gesprochenem Urteil in den Brunnen geworfen. Zum Schluß sammelte man auf einem Umritt allerlei Gaben, die im Wirtshause gemeinsam verzehrt wurden.

Die dunklen Schlußverse jenes Spruches weisen darauf hin, daß auf den Maien ein Angriff gemacht wurde, daß also die Reiter darnach trachten mußten, ihn niederzuschlagen oder zu rauben. Diese Vermutung bestätigt die schwäbische Sitte, namentlich die Wurmlinger, die auch noch die gewiß alte Einholung des Maien bewahrt hat. Etwa zwanzig Burschen reiten in weißen Hemden und Beinkleidern mit roten Schärpen und Säbeln auf buntbebänderten Pferden unter Trompetenschall in den Wald und hüllen den „Pfingstdreck" d. h. den, der beim Ausreiten der letzte war, in Eichenzweige und machen ihm einen langen künstlichen Hals und Kopf. Ein mit Bändern geschmückter „Maien" wird dem Maienführer übergeben. Ein Platz-

[1]) Panzer, Beitr. 2, 83 f.

meister voran, reiten sie ins Dorf; ein Fähnrich, ein Korporal, ein Mohrenkönig, ein Koch, ein Kellermeister und der weiße Mann, der Doctor Eisenbart und der Henker sind mit im Zuge. Jeder hält auf einem freien Platze eine gereimte Anrede, der Maienführer fast genau dieselbe wie der Baaremer, die er mit den Zeilen schließt:

„Schlägt er mich, daß der Maien fällt,
„So reit' ich, bis der Bod' aufschnellt;
„Schlägt er mich, daß der Maien wieder aufsteht,
„So reit' ich, bis mein Pferd kein'n Schritt mehr geht."

Der Henker spricht dem Pfingstdreck das Todesurteil und haut ihm den falschen Kopf ab. Dann beginnt ein Wettritt nach dem inzwischen aufgepflanzten Maien; wer ihn aus dem Boden ziehen kann, hat ihn samt allen seinen Bändern gewonnen. Es fehlt die altertümliche gewaltsame Wassertauche, die aber in den meisten andern schwäbischen und bayerischen Pfingstbräuchen sich behauptet hat, übrigens aber auch in Böhmen, sowie an mehreren badischen Orten gegen das Köpfen zurücktritt oder mit diesem vereinigt wird.[1]) In Bayern heißt der Pfingstling wegen seiner Wassertauche häufig der „Wasservogel", und wenn seine Prozession gewöhnlich aus nur 7 oder 9 Buben oder Burschen besteht, so steigt sie doch im oberbayerischen Sauerlach bis auf 33 Personen oder Gruppen. Aus diesen Pfingstritten geht weiter hervor, daß sie ursprünglich nur von den Pferdehirten ausgeführt wurden. Der letzte Hirte wurde bestraft, aber auch er mußte dazu dienen, die Fruchtbarkeit auf die Weide herabzuziehen dadurch, daß seine laubige Hülle unmittelbar mit Wasser getränkt wurde; der erste bekam im Maien den schönen Frühlingspreis. Die Symbolik dieser Handlung ist dem Menschengeschlecht so natürlich, daß die Slaven, wie die Hindu's, die Neger wie die Indianer, bei anhaltender Dürre einen Menschen ins Wasser werfen. In der der Baar benachbarten Bonndorfer Gegend, in Riedern, Buggenried, Mettenberg, Birkendorf, Grimmelshofen bis nach Reckingen bei Waldshut hinab war einst auch dieser Pfingstritt lebendig. So wurde in Mettenberg-Buggenried ein am Pfingsttag zu spät aufgestandener Bube, der „Pfingstpflüter", mit einem Strohhut und Strohmantel bedeckt

[1]) Meier, Schwäb. Sagen 409 ff. Birlinger, Aus Schwaben 2, 98—105. Panzer Beitr. 2, 444, vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1, 321—352.

und vor den Dorfbrunnen gestellt. Ein Reiter kam herangesprengt mit dem Spruche:

„A (vom) Platz, a Platz mit Weib und Chind,
„Der Kaiser chunt mit seinem G'sind.
„Der Weg da muß geräumet sein,
„Es werden gleich andere Herren und Gesellen da sein,
„Holla, Hoh!"

Zweiter Reiter:

„Allein wer Lust und Liebe hat,
„Der zieht mit mir ins „Sommerland",
„Dort steht ein (schönes) Wirtshaus, da schenkt man uns ein
„Bier und Branntewein.
„Holla, Hoh!"

Dritter Reiter:

„Hausvater und Hausmutter laß ich grüßen,
„Daß sie mir eine schöne Bratwurst schießen,
„Nicht kurz und nicht lang,
„Die dreimal um den Ofen herumgeht,
„Bei der Stubenthür hinaus, bei der Küchenthür hinein,
„Das soll mir eine schöne Bratwurst sein.
„Ich bin der Kleinste und der Feinste,
„Ich muß mich bucken und ducken
„Und alsgemach hinter den großen Herren nachrucken.
„Holla, Hoh!"

Pfingstpflüter:

„Heut Morge bin i ganz früh ufgstande,
„Um halber sechse bin i scho uf der Bettstatt g'sesse,
„Ho g'lost un g'horcht, ob Niemand fahr' oder reit',
„Ho nünnt g'hört.
„No bin i nusgfahre ufs Pfingstfest.
„Derno hätt mi min Brueder verspottet und verlacht,
„Mir aglait (angelegt) e schneewißes Kleid.
„Es isch mer Gott vu Herze leid.
„I bitt um e Stückle Brot un um e Gläsli Wi,
„Das wird für uns das Allerbest' si.
„Holla, Hoh!"

Erster Reiter:

„Pfingstpflüter, Pfingstpflüter, stell di nit so hoch!
„Oder i gieb der en harte Stoß.

„Hüt Morge um halber sechse
„Bist no im Bett glege;
„Hätt di e alt Wib it (nicht) g'weckt,
„Lägst jetzt no im Bett;
„Hätt di d'Sunn it is (ins) Füdla gstoche,
„Wärest nie zum Bett nuskroche,
„Holla, Hoh!"

Pfingstpflüter:

„Du häscht e Mul, 's isch wît und breit,
„'s isch 40 Schueh lang un 80 breit,
„Es gäb e schöne Kalberweid.
„Wo isch da Maidle, wo mi küsse will?

Zweiter Reiter:

„Es isch scho agleit."

Pflüter:

„I bitt um Pardon, Pardon,
„Laßt mich nur noch einmal leben!"

Dritter Reiter:

„'s Urteil hab' ich schon gesprochen!
„Köpft mueß si!"

Er schlägt ihm den Strohhut vom Kopf ab, und unter Gelächter wird der Pflüter in den Brunnen geworfen. Nachher Trunk im Wirtshaus. Ähnlich in Birkendorf. Vor etwa 50 Jahren soll die in Wutach zu Roß herumgeführte Strohpuppe, der Pfingstpflitter, vor der Kirche verbrannt worden sein. In Zell am Andelsbach (Pfullendorf) wurde der Pfingstdreck von seinem schlechten Gaul herab in einen Brunnentrog geworfen, jeder der andern Reiter sagte einen Spruch; einer hob an:

„König Kaiser Karolus bi i sei So (bin ich sein Sohn),
„Hab meinem Vater alles verdoh (verthan),
„Habe gefressen, gesoffen Tag und Nacht,
„Habe mir nichts daraus gemacht,
„Dur i bettla, dur mi kränke un schäme,
„Ach Gott wie ischt d'Arbeit so schwer.
„Ich wollt, daß ich nie geboren wär!"

In Bohlingen bei Radolfzell reitet ein mit Rinde behängter Bursche davon, die andern Reiter sprengen ihm nach, und holen sie

ihn ein, so werfen sie ihn in die Aach. So decken Rinden auch des schwäbischen Pfingstlümmels Gesicht, und der böhmische Pfingstkönig wird ebenfalls von Söldnern verfolgt.

Am schönsten entfaltete sich in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts das Gepränge des Pfingstdreckumritts im Breisgau, in den benachbarten Orten St. Georgen, Uffhausen und Wendlingen bei Freiburg. Etwa 20 Burschen, in weißen Hemden über der Kleidung und alte Tschako's auf dem Kopf, ritten durchs Dorf und um alle Brunnen herum. Den Zug eröffnete der „Gassenschweifer", mit einem besenartigen Ast am Arm, wahrscheinlich zur Säuberung der Straße. Er rief:

„Macht Platz, macht Platz, mit Weib und Kind,
„Der Rittmeister kommt mit seinem ganzen Hofgesind!
„Ihr lieben Leute, was wollt ihr mehr?
„Der Rittmeister kommt mit seinem ganzen Heer!"

Dann folgten der große Husar und der Mohrenkönig, und jener sprach:

„Ich bin der große Husar ganz wohl genannt,
„Ich trag das Schwert in meiner Hand,
„Die Scheide an der Seite,
„Mit den Türken wollt' ich nit lang streite."

Der Mohrenkönig sprach:

„Ich bin Mohrenkönig wohl genannt" u. s. w., wie in der vorigen Strophe bis „streite", dann aber weiter:

„Ich weiß einen Vogel von Elfenbein,
„Der frißt den Müller mitsamt dem Stein,
„Der frißt den Ziegler mit der Hütt',
„Der frißt den Schmied mitsamt der Schmied',
„Der frißt den Weber samt dem Tuch,
„Der frißt den Herrn mit seinem Buch,
„Der frißt den Schneider mitsamt der Scheer,
„Ihr lieben Leut, was wollt ihr mehr?"

Nun folgten der kleine Husar, der ähnlich wie der große sprach, und der Türk, welcher sagte:

„Pulver und Blei ist mein baares Geld,
„Ich hab' das Lager im weiten Feld'."

Nun ein Scheingefecht der vier Genannten. Der Türk forderte heraus:

„Kommt her, ihr lausigen Husaren;
„Wißt ihr noch um jene Stadt,
„Wo man euch geprügelt hat?“

Großer Husar:

„Ja freilich, Kaiser, Könige und Fürsten“.

Türk:

„Ja, man wird euch gleich bürsten.“

Husar:

„Habt ihr Wein dazu?“

Türk:

„Ja, man wird euch gleich stellen in Ruh.“

Darauf fochten sie nochmals miteinander. Dann kam der „Halbmond“, die eine Hälfte seines Gesichtes geschwärzt:

„Ich bin der Halbmond wohl genannt,
„Ich trag das Schwert in meiner Hand,
„Die Kuppel an der Seite;
„Hab ich den Spruch nicht recht gesprochen,
„So gieb mir das Fleisch und behalt' die Knochen!“

Seine Begleiter:

„Ich bin der Hans Gugelhut,
„Ich bin zu allen Schicken gut,
„Wenn mei Mutter Küchli bacht,
„Bin ich der erst, wo drüber lacht;
„Kocht sie Knöpfli, häng i's Köpfli;
„Kocht sie Nudle, so thue i prudle (murren);
„Kocht sie Kraut un Speck,
„Schleck ich's ab'em Teller weg;
„Bringt sie e Moß Wi,
„Will ich und d'Kamerade lustig si.“

Die folgenden zwei „Tauträger“ hatten den „Riffehieler“ d. h. Reifheuler in ihrer Mitte. Jene unterhielten sich über zerrissene Hosen und den „Schreck, der drei Schneider gejagt durchs ganze Land“; dieser wischte sich mit einem Kehrwisch aus Schilf die Thränen von den Backen. Diese drei bildeten die unmittelbare Geleitschaft des mit einem Strohmantel umhüllten „Pfingstdreck“.

Dieser Hauptgruppe folgten als dritte, der „Schneckehüslibue“ und der „Gassenschließer“. Jener, ganz mit Schneckenhäuschen behängt, sprach:

„Ich bin der Schneckehüslibu,
„Ich hätt gern alle Tag putzti Schuh,
„Und wenn sie mir's nit putze,
„So thue ich 'ne (ihnen) d'Ohre stutze.“

Der Gassenschließer:

„Ich bin der Gassenschließer wohl genannt,
„Ich trag die Schlüssel in meiner Hand,
„Daß ich die Gasse schließe kann“.

Im großen Abstand folgt „der Alte von hinte no“ und sagte:

„Ich bin der Alt von hinten no,
„Wer's nit glaubt, der sieht's jo do,
„Ich bin heut morge früh aufg'stande,
„Um acht Uhr scho vor der Bettlade g'stande,
„Ha g'meint, ich sei der erst,
„Jetzt bin i der letzt.“

Nun ritt der Rittmeister um den ganzen Zug und sprach dabei:

„Ich bin der Generalissimus,
„Ich iß gern Wißbrot und Haselnuß,
„Ich ging bei Straßburg wohl über den Rhein,
„Da fiel mir der rechte Mantelsack hinein.
„Da zog ich den linken Strumpf heraus
„Und macht einen rechten Mantelsack daraus.
„Do hänn Vater und Mutter g'meint, ich sei verlore,
„Jetzt bin ich noch Generalissimus wore.“

Am Hauptbrunnen des Dorfes angekommen, gab der Generalissimus dem Pfingstdreck einen Stoß, und dieser mußte auf dessen Befehl:

„Der Winter isch vorbei,
„D'r Sunn (Summer?) isch do,
„Der Pfingstdreck muß jetz bade goh'“

dreimal ins Wasser springen. Jedesmal lief er so durchnäßt den Zuschauern und namentlich den Dorfschönen nach, um auch sie naß zu machen. Für dieses Bad erhielt er sechs Batzen und meinte:

„Sechs Batzen ist mir lieber als die ganze Welt". Nun gings in die Häuser, die zwei Husaren voran. Der erste sprach:

„Ich bin der Kellermeister allhier,
„Ich trag' die Flasche da bei mir,
„Drin ist kein Wein und ist kein Bier;
„Magd, hol Wein, Herr, schenk ein!"

Darauf der „Mucherle":

„Ich gang in jedes Hühnerhus
„Und such dort alle Winkel us
„Und lies die schönste Eier rus.
„Die alte Weiber trage Leid,
„Ich aber hab' die größte Freud."

In die Stube eintretend steckte der Fähndrich den Säbel in die „Bühne" (Stubendecke) mit den Worten:

„Ich tret' herein also fest
„Und grüß dem Wirt seine Gäst',
„Grüß ich den Einen und den Andern nicht,
„Dann bin ich der rechte Fähndrich nicht.
„Ein Sester Mehl kommt dem Herrn nicht schwer,
„Und ein Zwanziger (österreichisch) Geld
„Ist mir lieber als die ganze Welt".

Darauf entbot der Pfingstdreck selber dem Hausvater und der Hausmutter seinen Gruß und bat:

„I hätt gern e Pfund Anke,
„Dann will i höflich danke,
„Und e Stück Speck von der Seite weg,
„Nit z'klei und nit z'groß,
„Daß dem Pfingstdreck der Hafe nit verstoß,
„'Ne Brotwurst, wo dreimal um den Ofe rum goht,
„Zum Fenster 'nus und zu der Thüre ni,
„Des mag e ziemlich großl si."

Die erbettelten Eier, Speck, Schinken, Wein, Öl, Schmalz u. s. w. wurden dann in einem Bauerhause verzehrt, und ein Tanz schloß würdig das Fest.

Die meisten Figuren und auch manche Sprüche dieses humorvollen Pfingstspiels, das in der österreichischen Zeit etwa ums Jahr 1700, als die Türken noch bis an den Rhein hin gefürchtet waren,

die obige Form erhalten haben mag, kehren in den schwäbischen und Baaremer Pfingstritten wieder. Die einzelnen Scherze schillern zwar mannigfaltig, aber die Grundfarbe harmlos derben Spasses ist dieselbe, nur der Mohrenkönig mischt in St. Georgen mit den Worten „Ich weiß einen Vogel von Elfenbein“ breit ausgeführt das schöne ernste Rätsel vom Würfel ein, das von den Alpen bis nach Mecklenburg bekannt ist.[1] Ausgezeichnet aber ist das St. Georger Pfingstspiel durch die eigentümlichen Namen seiner Teilnehmer, des Gassenschweifers und des Gassenschließers, des Hans Gugelhut, des Schneckehüslibu's und vor allen der Tauträger und des Riffehielers.

Der Gassenschweifer heißt gewöhnlich der Platzmeister, der bis ins bayrische Schwaben hinein ähnlich wie in St. Georgen ruft:

„Macht Platz, macht Platz mit Weib und Kind,
„Daß Niemand um das Leben kimmt!“

Hans Gugelhut trägt seinem Namen nach eine Kapuze und scheint in sich den Hansgrobian und den Klausner z. B. des oberbayrischen „Wasservogels“ in Sauerlach zu vereinigen. Der Schneckehüslibu und der Riffehieler sind humoristische Mitvertreter des Sommers; darum ist jener mit den Häuschen geschmückt, die die Schnecken im nun verflossenen Frühjahr abgeworfen haben. So führte auch der wilde Mann, den die Mädchen von Marling bei Meran am Fastnachtsdonnerstag aus dem Walde holten, Ketten von Schneckenschalen um sein Moosklein, auch er ein Vertreter des einziehenden Lenzes, wie denn in Thüringen der wilde Mann zu Pfingsten aus dem Busch gejagt wurde.[2] Einen dreifachen Gürtel aus ausgeblasenen Eiern, Sinnbildern des neukeimenden Lebens, trägt der Wasservogel in Schwäbisch-Holzheim um die Lenden. Den sog. Sommer, Tannenzweige mit Bretzeln, Bändern, Eierschalen und Schneckenhäuschen, kaufte sich der Eisenacher am St. Laetare beim Sommergewinn vor dem Georgenthor. Der Riffehieler d. h. der Reifheuler wischt den letzten beklagenswerten Frühjahrsreif hinweg. Sein Name erinnert an den des zuerst am Palmtag aus der Kirche in Ziegelbach laufenden Palmenträgers, des „Reifenschmeckers.“ Der wichtigste Name ist der der „Tauträger“, die man wohl den beiden schwäbischen Maienführern, den nächsten Gefolgs-

[1] Wossidlo, Mecklenb. Volksüberlieferungen 1, 54.
[2] Mannhardt WFK. 1, 156. 333ff.

leuten des Pfingstdrecks, gleichsetzen darf, obgleich von ihrer Ausrüstung leider nichts überliefert wird. Nach dem bayrischen, wie dem alemannischen Volksrecht hieß derjenige, der so schwer verwundet war, daß sein Fuß nachschleppte und den Tau berührte, Taudragil, Tautragil d. h. der Tauschlepper.[1]) Dewbeater (Deawbitter) Taustreifer heißt in Wiltshire ein Breitfuß. Bei Salzwedel wird der Sieger im Maienwettlauf, der nachher beim Umzuge den Tau mit einem Maienbusche wegfegt, Dauschlöper d. h. Tauschlepper genannt. Der im westfälischen Silberg zuerst am Pfingsttage austreibende Hirte hieß Nachtrawe d. i. Ziegenmelker, der zweite Dauenslieper, der dritte Snellecker (Snellübber?), der vierte Huckenstroiper, der fünfte Dachslåper d. i. Ziegenmelker und der sechste Pinkestvoß, der in einen Teich gesteckt wurde. Daufäjer d. i. Taufeger oder Dauschlöpper heißt auch die erstausgetriebene Kuh, die einen Maibusch, die „Dausleipe“, an den Schwanz erhält. Wer zuerst beim westfälischen Pfingstwettritt ankam, wurde Däwestrüch d. i. Taustrauch genannt, denn er wurde auf einem Berge auf einen Strauch gesetzt und unter Freudengeschrei bis ins Thal hinab durch den Tau gezogen.[2]) Knallt ein österreichischer Hüterbube am S. Johannistag zu früh mit der Peitsche, so wird er durch den Morgentau gezogen und heißt das Jahr „Tauwäscher“. Auch der „Alte von hinta no“ scheint wiederum nur eine aus dem Pfingstdreck abgelöste Figur zu sein, da doch in Friedingen der Pfingstbutz der arme Mann genannt wird, der sieben Jahre im Walde gelebt hat.[3])

Man erkennt aus all diesem, daß der Schneckehüslibu, der Riffehieler, die beiden Tauträger ebenso aus der Sprache der Hirten, wenn sie im Frühjahr zum ersten Mal die bereifte tauige Weide befuhren, hervorgegangen sind, wie die Hauptfigur. In der Baar heißt sie Pfingsthagen, wie in Westfalen das auf der Pfingstweide zuletzt ankommende Tier Pingstosse oder Pingstkau und der zu Pfingsten am spätesten seine Kühe austreibende Hirte Pingsthammel[4]). Der schwäbische Name „Pfingstdreck“ ist im Seekreis, wie um Freiburg, Unzhurst, Bühl und Rastatt verbreitet. Er darf nicht einem Veredlungsprozeß

---

[1]) **Grimm**, Deutsche Rechtsaltertümer S. 94. 630.
[2]) **Mannhardt**, WFK 1,382ff 353. 356. **Kuhn**, WS. 2,162.
[3]) **Meier**, Schwäb. Sagen 404.
[4]) **Kuhn**, Sagen a. Westfalen 2, 160 ff. 163.

unterzogen und etwa, wie von Birlinger, auf einen Pfingst-recken gedeutet werden. Der Bube ist vielmehr derb benannt nach dem letzten Nachlaß des letzten Tieres auf der Pfingstweide, weshalb er auch in Bonndorf und Umgegend „Pfingstdaische" d. h. Pfingstkuhmist genannt wird, dem in Ottenhöfen (Achern), Schutterthal und Buchholz (Waldk.) der „Maiendeisch" d. i. der am ersten Mai zuletzt aus dem Bett Aufgestandene entspricht, während der Erstaufsteher am letztgenannten Orte der „Vorspruz" heißt. So heißt auch der am Sonnwendfest säumigste Tiroler Hirte der „Dreckschiaber" und der bayrische „Wasservogel" d. h. Pfingstl sogar „Arschdarm".[1]) Mit dem Pfingstdreck wechselt ab der „Pfingstbuz" oder „Pfingstpuzli" um Bonndorf und Engen und wieder um Bretten, der „Pfingstlümmel" um Pforzheim, Bretten und Bruchsal, der auch in Schwaben und Franken bekannt ist, der Pfingstnickel in Mühlhausen (Wiesl.) und Helmsheim (Bruchs.) wie im elsässischen Zabern, der die Mädchen in Mühlhausen (?) schlägt, wie die Voigtländer Burschen in Eichicht und Bergen sie zu Pfingsten mit Blumensträußen peitschen[2]) (S. 157), der „Pfingsthans" in Münchweier (Ettenheim), der „Pfingstkäs" in Kiechlinsbergen im Kaiserstuhl und Altenheim (Kehl). Der letzte Name rührt offenbar von dem ihn ganz bedeckenden Binsenmantel her, den man in Weisweil (Emmendingen) das Pfingstkäs d. h. Pfingstgehäs, Pfingstkleid nennt. Dazu kommt das „Pfingsthüttel"[3]) im Süden, im Aargauischen Pfeisthutte d. i. Pfingstkorb genannt nach dem mit Laub bekleideten Reisergestell, in das der Bursche gesteckt wird. Diese lange Reihe schließt als der hübscheste Name der alemannische „Pfingstpflütteri, -pflitter, -pflittlig, -flitterling", der von der Bonndorfer Gegend über das Hauensteinische bis in den Breisgau und von da ins Elsaß und ins Baselland und thalab bis ins Fränkische, z. B. Busenbach (Ettlingen), hinein sich erstreckt. Pflütter(i), woneben die Formen -blutter, -blüttling, -blötterli vorkommen, bedeutet das jüngste, schwächste Vögelchen einer Brut, den Nestling, der am längsten im Nest bleibt und am spätesten ausfliegt. Darum heißt der Pfingstpflütter in der Pfalz auch „Pfingstquack", denn Quack, Nestquack bezeichnet eben dasselbe.

---

[1]) Frommann, Deutsche Mundarten 5, 373. Panzer, Beitr. 2, 88.

[2]) Mannhardt, W. F. K. 1, 264.

[3]) Rochholz, Alemannisches Kinderlied 507—8.

Nicht weit von St. Georgen (S. 145) in Wasenweiler am Kaiserstuhl wird nun noch in unserer Zeit das Pfingstreckenspiel wenigstens alle drei Jahr gefeiert. Es hat nicht die soeben besprochenen alten Namen, wohl aber trotz seines durchweg moderneren Anstrichs einige wieder in St. Georgen nicht berichtete altertümliche Züge bewahrt. Am Pfingstmontag nämlich holen berittene Burschen in feierlichem Zuge den als Prinz verkleideten und das Gesicht geschwärzten Pfingstdreck auf einem Wagen, der mit Tauenreis bekränzt ist, aus dem Walde ins Dorf. Der Rittmeister, an der Spitze des Zuges, spricht:

„Ich bin der Generalissimus,
„Iß gern Weißbrot und Haselnuß.
„Ich hab der königlichen Majestät
„Die Pferde zu rangieren.
„Gebt acht, ihr hunderttausend Mann,
„Heute geht das Fechten an.
„Und gebt euch willig drein,
„Denn heute muß es doch noch sein!"

Nun ein Trompeter:

„Ich bin der Trompeter von Spanien,
„Trinke gern ungrischen Wein,
„Damit ich kann passieren
„Zur himmlischen Thüre hinein!"

Nun folgt Einer, der ein an einen langen Stock gebundenes Tannenreisbüschel ins Wasser tunkt und die Leute bespritzt mit den Worten:

„Ich hab den Spritzer in meiner Hand,
„Damit ich die Leute spritzen kann.
„Franzosen sin kumme
„Mit Flinte un Drumme,
„Hen Kigeli gosse,
„Hen d'Maidle verschosse,
„Hen d'Bube ufghenkt
„Un die alte Wiber in d'Luft nuffsprengt."

Zwei Könige reiten neben einander hinterdrein; der eine spricht:

„Ich bin der König von diesem Spiel
„Und fange an, was ich will,
„Ich reite dem Kaiser vors Thor
„Und künd ihm den Krieg an."

Der zweite König:

„Ich bin der König von Portugal,
„Mich beißt's überall.
„Mich beißt's vom Fuß bis an den Kopf,
„Nicht daß ihr meint, ich sei ein liederiger Tropf."

Nun folgen ein lustiger Bursch, der, wenn er Schulden hat, sich bei den Franzosen als Soldat melden will, und ein Feldwebel, der sich der Schlußworte des St. Georger Generalissimus bedient. Darnach ein Gespräch zwischen Husar und Türk, ähnlich dem St. Georger zwischen denselben Figuren, doch ohne Gefecht. Von den zwei Tännchenträgern, die in ihrer Mitte den Fähnrich führen, sagt der eine:

„Ich habe den Tännchenstrauß in meiner Hand,
„So reit ich durch das Vaterland.
„Das Vaterland ist weit und breit
„Und Alles ist Gottheit (?)
„Eins, zwei, drei!
„Der Winter ist vorbei,
„Der Sommer ist do,
„Der Pfingstreck muß heut noch dreimal zum Bode go!"

Ähnlich äußern sich der Fähnrich und der zweite Tännchenträger. Von den beiden folgenden schwarzen Königen erzählt der eine das auch im St. Georger Spiel eingeflochtene Rätsel vom Vogel von Elfenbein, auch hier erscheint Hans Gugelhut mit einem ähnlichen Spruch wie in St. Georgen. Zuletzt kommt der Pfingstreck:

„I bin der Pfingstreck wohlbekannt
„Aus meinem lieben Heimatland.
„Drei Jahre hat man mich gesucht
„Und jetzt in einem Wald besucht'
„Nun bin ich zu euch zurückgekehrt
„Und hab euch mit einem Besuch beehrt,
„Ich trink auch Bier und Wein,
„Aber's soll nicht viel Wasser drunter sein."

Darauf wird er dreimal in den Stockbrunnen geworfen und gewaschen, bis er weiß ist.

Ähnliche Ritte hatte man früher in Kirchhofen und Schlatt bei Staufen. Der Wasenweiler Pfingstreck, der vielleicht als ein ursprünglich

dämonisches Wesen ein geschwärztes Antlitz trägt, wird auf einem Wagen aus dem Walde geholt, ebenso wie in Thüringen zu Pfingsten der in Laub und Moos gehüllte „wilde Mann" oder „der Teufel", der von oben bis unten mit Ruß geschwärzt ist, aus dem Busch gejagt und auf einem Wagen ins Dorf gefahren wird. Auch der ansbachische Pfingstlümmel, der Zaberner Pfingstnickel und der österreichische Pfingstkönig haben ein geschwärztes Gesicht, und der letzte wird ebenfalls ins Wasser geworfen.[1])

Der Pfingstdreck kommt wie der Wasservogel aus einem andern Lande, offenbar dem des Winters, als der Letzte, und zwar ins Sommerland. Mit seiner Ankunft ist endlich der Winter vorbei. Darum wird er begleitet von den Maienführern oder Tauträgeln, die zuerst wach waren, das erste Grün pflückten und den ersten segensreichen Tau streiften. So wandelt man in den Ennsthaler Bergen in Steiermark barfuß in dem am Pfingstsonntagmorgen tauenden Grase herum, um das Jahr über gegen das böse Spiel der Hexen gefeit zu sein. Und man streicht auch dem Vieh den Pfingsttau auf ein Stück Schwarzbrot.[2])

Und noch ein dritter, der Reifheuler, kommt hinzu oder Einer, der das Wasser mit einem Büschel den Zuschauern ins Gesicht sprengt. Wenn früher weiß und rot gekleidete Buben in Reichenbach (Gengenbach) das Pfingsttrecklen ritten, so fuhren sie gern mit langen Ruten, an denen in Ruß getauchte Ähren befestigt waren, den Neugierigen ins Gesicht. Wie in der Heidenzeit wird der Umstand der Opferer durch Bespritzen an dem Wasseropfer beteiligt. Aus dem geschwärzten Pfingstdreck haben sich dann die Mohrenkönige und allerlei ähnliche Vermummungen, andere Könige samt ihrem Kriegsgesinde, entwickelt. So entstand der größte, dramatische Aufzug unseres Volkslebens.

Weiter abwärts, etwa von Lahr bis in die Karlsruher Gegend, ist der feierliche Umzug auf einen einfachen frühen Ausritt der Burschen in die Nachbarorte, am Pfingstsonntag oder -montag, zusammengeschrumpft, so in Ichenheim, Niederschopfheim, Altenheim, Oberbruch, Hügelsheim und Büchig. Von dem schon um 1835 ab-

[1]) Mannhardt, W. F. K. 1, 322, 342.
[2]) Zeitschr. d. V. f. Volksk. 5, 408.

gekommenen Pfingstritt in Moos bei Bühl hat sich noch der Spruch des Pfingstrecks erhalten, der auch wohl vom „Pfingstkönig" gethan wurde, übrigens auch in Hochzeits- und Hausrichtsprüchen üblich ist:

„Ich komme von Sichsen und Sachsen,
„Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.
„Man kauft sie billig und wohlfeil,
„Sieben Dutzend um ein Strohseil!"

Wer in Hildmannsfeld (Bühl) am Pfingstdreckreiten teilnehmen wollte, mußte eine Treibschnur bringen, mit der der Anführer seinen hohen Binsenhut verzierte. Nachdem dieser einen Vorsprung von 30—40 Schritten erhalten hatte, jagten alle andern hinter ihm drein. Wer zuerst das Ziel erreichte, erhielt den Binsenhut des Anführers.

Weit häufiger wird der zuletzt Aufgestandene als Pfingstdreck, Pfingstpflüttlig, Pfingstkäs u. s. w. zu Fuß umgeführt. Für einen derartig Säumigen giebt's an manchen Orten je nach dem Tage verschiedene Namen, von denen wir schon den Sylvester (S. 72 vgl. 151) kennen gelernt haben. Am schöpferischesten ist wohl Oberhof (Säck.), das außerdem noch den am 1. April, Palmsonntag, Gründonnerstag, Karfreitag und Ostermontag zuletzt aus dem Bette oder in die Schule Gekommenen als Aprilnarren, Palmesel, Hodonstigschnebbere, Charfritigraffle und Osterkalb verspottet. Noch stürmen die Schulkinder in Riedichen (Schopfh.) am Pfingstdienstag ungewöhnlich früh in die Schule, denn da lachen sie den letzten Ankömmling als „Pfingstpflütteri" aus. Das ist der kümmerliche Rest der alten Riedicher Hirtensitte: am Samstag vor Pfingsten hingen früher die Hirten, wenn sie Abends heimkehrten, ihren Kühen kleine Büschel aus grünen Birkenzweigen an und erhielten dafür von ihrem Bauer oder „Meister" den Pfingstkuchen oder ein anderes Geschenk. Am Pfingstsonntag aber wollte jeder Hirte beim Ausfahren der erste sein. Am Abend verzierten sie einen Karren und einen Kübel dicht mit Kränzen, setzten am Pfingstmontag den säumigsten, den Pfingstpflütteri, auf das Fuhrwerk und stülpten ihm den Kübel über den Kopf. Zwei Hirten zogen ihn durch das Dorf, während ein dritter, der Richter, von den andern gefolgt, mit einem Stabe auf der Schulter und einem Kranz am rechten Arm, hinterdreinschritt. Bei jedem Brunnen wurde

über den Pfingstpflütteri Gericht gehalten, indem der Richter um den Karren herumlief und den Spruch that:

„O du armer Pfingstpflütteri,
„Wie wird's dir heut Nacht noch geh'
„Mitsammt deine Läus' und Flöh'.
„Heut früh um 7 Uhr bist du noch gelegen im Bett'!
„Hätten dich die alten Weiber nicht geweckt,
„So lägst du dato noch im Bett.
„Hast du nicht gewußt, daß Pfingsten ist?" u. s. w.

So warf man in Westfalen dem am Pfingsttage zuletzt Aufgestandenen, den man in Ginster gehüllt und mit einer Blumenkrone geschmückt hatte, vor:

„Pingsterblome, fule Suge (Sau)!
„Harstu eer (früher) uppestaun (aufgestanden)
„Har et di keen Leid edaun (gethan)!"

Der Pfingstpflütteri wird nun begossen.

Dem Pfingstdreck in Oberweier und ähnlich in Ottenau (Rast.), der in einem Sack steckt, mit einem Kranz um den Hals und einem Cylinder auf dem Kopf, schreien die Kinder nach:

„Pfingstdreck hat Speck un Erbse g'fresse,
„Kuh und Roß im Stall vergesse.
„Der Jäger hat g'pfiffe;
„Man soll den Hühnern griffe,
„Gemer (Gebt mir)e Ei oder e Stückle Speck
„ Oder i geh nimm' vor der Hausthür weg;"

ähnlich in Waldprechtsweier (Rast.).

In Kiechlingsbergen am Kaiserstuhl heißt es:

„Holli, hollihoh,
„Der Pfingstkäs, der isch do,
„Er isch hinnern Ofe gesesse
„Und hett verbrennte Eier gesse."

Wie in Schwaben führen sie ihn in Windenreute (Emmend.) und in Ottenau (Rast.) am Seil durchs Dorf.

Aber auch der Pfingstdreck redet, z. B. in Eisenthal (Bühl), ganz ähnlich wie der von St. Georgen (S. 148), und tanzt noch dazu:

„Pfingschdräck im Ewerland, Ingerland,
„Gimmer e Stückl Schpäck in d'Hand.
„Nitt so groß, nitt so klein,
„Daß es geht in Sack hinein!"

In Neusatzeck (Bühl) nennt man den frühsten Aufsteher „Frühspitz". Der Pfingstdreck, mit alten Weiberkleidern angethan, springt den Kindern nach und sengelt sie mit Sengeln d. h. Brennnesseln (S. 151). Dabei singen sie:

„Der Pfingstdreck ist's ganz Jahr keck,
„Der Frühspitz ist's ganz Jahr nix."

In Fußbach (Gengenb.) hat man wieder ein längeres, dem von Wasenweiler verwandtes, sehr entstelltes Gespräch des „Ersten", des „Zweiten", des „Alisimus" („Generalissimo"), des „Korporals" und des „Pfingstdrecks", welcher der Kleinste ist. Auch in Neuhausen (Pforzh.), Kürnbach (Bretten), Ubstadt (Bruchs.) kennt man den „Pfingstlümmel", dem man dort nur ein Bündel Heu ins Bett steckt, hier aber grünes, mit „Wieden" umwickeltes Gesträuch anlegt. So ruft er denn in Kürnbach:

„Hi ha ho, der Bese(n)mann isch do!
„Ihr liebe Leid (Leut), kaaft Bese ab,
„Daß i Geld zum Saufe hab',
„Hi ha ho, der Bese(n)mann isch do!"

Die Einkleidung in Grün und Blumen bewahrt auch in anderer Form ihre befruchtende, glückbringende Kraft. So werden zu Pfingsten die Brunnen vor den Häusern mit Blumen geschmückt z. B. in Laufen und Vögisheim (Müllh.), ebenso bei Auggen, und zwar hier, damit „das Wasser nicht ausbleibe" oder mißverstanden „keine Sündflut mehr komme". Diese Symbolik ist sogar in die Kirche gedrungen: hat der Priester am Altar ein grünes Meßgewand an, so ist in Raithenbuch bei Lenzkirch, wie in Aftholderberg (Pfullend.) Regen zu erwarten. Man vergleiche andere äußerlich weit abweichende, innerlich verwandte Bräuche: In Westfalen bei Uentrop (Hamm) töteten altmodische Leute bei großer Dürre einen Frosch, um Regen herabzulocken. Wenn Frösche schreien, steht ja nach dem Volksglauben Regen bevor. Darum zwackt und sticht man in Böhmen beim Umzug

des Pfingstkönigs einen Frosch, bis er quakt, und der Henker schlägt ihm den Kopf ab. Wessen Kuh im brandenburgischen Teupitz zuletzt ausgetrieben wird, der muß Padden (Frösche) schinden.[1]) Ob der große Kröten- und Froschmord, der im Frühling z. B. um Freiburg von den Knaben verübt wird, ursprünglich einen ähnlichen Sinn hatte?

Zu den Hirtenbräuchen des Pfingstfestes gehört auch noch folgende, der nördlichen Markgrafschaft eigene Sitte: In der Nacht vom Pfingstsonntag auf den Pfingstmontag holen die Burschen um Staufen und Neuenburg die Melkkübel, namentlich die unreinen, oder die Melkstühle der Mädchen zusammen und hängen sie auf die Dorflinde oder an einen hohen Baum, nah der Kirche oder dem Rathause, oder an einen Wirtshausschild. Das rührt aus früherer Zeit, wo jedes Mädchen das erste sein wollte, welches die Kühe melkte und austrieb, das letzte aber ausgelacht wurde. So werden in Bayern in der Nacht vor Pfingstsonntag die „Hexen ausgetuscht" d. h. das Hausgerät heimlich fortgeschleppt und das Vieh aus den Ställen gejagt.[2]) Mit Peitschenknall werden die Hexen namentlich in der Oberpfalz und im Böhmer Wald in dieser Nacht aus Häusern und Ställen ausgetuscht oder -geblascht. So will in Dürrenbühl (Bonnd.) jeder Hirte am Pfingsttag nicht nur zuerst auf dem Berg sein, sondern auch am besten „klöpfen" können, darum werden zu diesem Zwecke neue Geiseln, die Pfingstgeiseln, gemacht. Auch Birlinger[3]) weiß von einem schwäbischen Kläpffest am Pfingstmontag, an dem die Hirtenbuben mit ihrer langstieligen Hirtengeisel möglichst viel Lärm machen und von den Viehbesitzern bewirtet werden.

Fast wichtiger noch als der Peitschenknall ist bei diesem Frühlingsfest der Hirten das Glocken- oder Schellengeläute. Bei jenen Pfingstritten und -umgängen wird es öfters verwendet, und wir haben es ja auch schon früher beim Kröten- und Schlangenverjagen an Petri Stuhlfeier vernommen, bei dem ja auch das dreimalige Umspringen des Brunnens nicht fehlte. So gehen z. B. in Waldprechtsweier (Rast.) in Tannenreis verhüllte Buben unter Schellengeklingel von Haus zu Haus mit dem Spruch:

---

[1]) Mannhardt, a. O. S. 354.
[2]) Schmeller, Bayr. Wb.[2] 1,436.
[3]) A. Schwaben, 2,106.

„Pfingstdreck, Pfingstdreck,
„Pfingstdreck hat Erde gefresse,
„Hat sei Vieh im Stall vergesse.“

Das Schellengeläute bezweckte wohl ursprünglich ebenfalls die Abwehr böser Geister wie das Geiselknallen, mochte es von Mensch oder Tier ausgehen. Später diente es namentlich den Kühen zum Schmuck und den Hirten zur Ohrenweide und erleichterte das Wiederfinden verlaufenen Viehs. So hat sich denn in den alten Hirtengemeinden des oberen Elz- und mittleren Kinzigthals ein Ehrgeiz entwickelt, die zusammenklingenden Glocken zu einem harmonischen Herdengeläute zu erhandeln durch Kauf oder Tausch. Am altertümlichsten ist wohl der „Glocken- oder Schellenmärkt“ hoch oben auf dem Föhrenbühl bei Lauterbach, einem großen freien Platz auf der württembergisch-badischen Grenze, wo die Hirten am Pfingstmontag, an ihrem einzigen freien Sommertag, zusammenströmen. Ihren Dienst verrichtet Vormittags der Knecht, Nachmittags die Magd oder ein Familienmitglied. Auch bekommen sie wohl vom Bauern Geld geschenkt, um sich etwas kaufen zu können. Mit den für den Pfingsttag aus Hanf gefertigten großen Geiseln knallen sie den ganzen Vormittag heftig, um den Nachbar zu überbieten. Gleich nach dem Mittagessen, bei dem „Küchli“ das Hauptgericht bilden, ziehen sie mit ihren Viehglocken lärmend hinaus. Diese verkaufen und vertauschen sie hier untereinander unter vielen Trünken. Bauern mit Frau und Kindern dingen sich Hirtenbuben. Krämer mischen sich mit Peitschen und Tabakspfeifen unter sie, andere Artikel sind verboten. Gaukler führen ihre Künste dem erstaunten Hirtenvolk vor, und die badische „Sonne“ und der württembergische „Adler“ sorgen für die leiblichen Bedürfnisse. Aus Siegelau, dem Freiamt und Biederbach kommen die Hirten am Pfingsttag am sog. Bärenedle (Biederbach) zusammen. Außer den Kuhschellen und Geiselstecken werden hier auch die sogenannten Schwegelpfeifen gekauft, und es wird gejubelt und getanzt. In Sexau machen die Buben zu Pfingsten selber „Päpe“ und pfeifen darauf. Dem Schellenmärkt auf dem Eckle, sowie dem auf dem Markt zu Elzach geht am Samstag vor Pfingsten das sogenannte Pfingstfeuer voran, das weithin durch die Nacht leuchtet. In Unterprechthal (Waldk.) rufen sie wohl bei ihrem Bergfeuer: „Morgen ist Pfingsttag, und wenn mir der Bur kein Trinkgeld giebt, so schla ich dem Roß

ein Bein ab“ (S. 140). Auch in Kohlenbach bei Kollnau sind die Hirten am Pfingstmontag vom Hüten frei. Bei Kollnau wird auf dem Rasenplatz der Hammeltanz um eine Stange, an der eine Laterne mit einem Kerzchen hängt, aufgeführt. Das Paar, das beim Erlöschen des Lichts der Stange zunächst tanzt, erhält einen bekränzten Hammel, der Tänzer aber muß dem Hirtenbuben ein Trinkgeld verabreichen und den Mittänzern ein Fäßchen Bier oder einige Flaschen Wein zahlen. Auch in der Wagensteig brauchen die Hirten am Pfingsttag nicht zu hüten und bekommen ein „Pfingstgeld.“

Aus diesem Hirtenfest mögen sich auch im oberen Kinzigthal die Prozessionen auf der Höhe des Schwarzenbruchs entwickelt haben, zu denen von der Kreuzerfindung bis zur Kreuzerhöhung d. i. vom Mai bis September an Sonntagen die Schulkinder und die Hirtenbuben und Hirtenmaidle beim größten Berghof, dem Hanseleshof, sich versammeln. Aus einer kleinen neu erbauten Kapelle, früher aus dem Hofhause, tragen die Buben die Statue Johannes des Täufers und Kreuz und Fahnen, vier bekränzte Maidle die Statue der Himmelskönigin, und mit ihnen machen all die anderen „kleinen Völker“, alle barhäuptig und barfüßig, die heilige Fahrt um den Bann des Hofes. Wo die Aussicht am schönsten ist, jetzt in der Kapelle, hält der Zug, und die Hanselesbäurin betet die Litanei zu allen Heiligen, während die kleinen Völker beten: „Bittet für uns.“ Jedes Kind erhält für den Umgang vom Hanselesbauer zum Abschied drei Pfennig.[1])

Außer dem Pfingstfest wird früher das Johannisfeuer einen hirtlichen Charakter gehabt haben, den es aber jetzt, wo es überhaupt noch angezündet wird, gegen einen mehr agrarischen eingetauscht hat. So gilt denn jetzt als zweiter festlicher Höhepunkt des Hirtensommers die Zeit der vier Herbstwochen, in die die Schulferien fallen, die durch Erdäpfelfeuer und Peitschenknall gefeiert wird und mit der letzten Einfahrt, der Kirchweih und der Löhnung endet. Da muß man bei Ettenheim eine recht „klöpfige“ Geisel haben, „e Herbstgeisel.“ Am S. Gallustag wird heimgetrieben im Kinzigthal, dann verstummen dort die Lieder und Jauchzer der Hirten; in Untermünsterthal und in Katzenmoos (Waldk.) gilt als letzter Tag der Heimfahrt der Allerheiligentag. Wie vor dem ersten Austrieb wallfahrtet man

[1]) Vergl. Hansjakob, Erzbauern S. 232.

auch wohl nach dem letzten Heimtrieb, so in Rischenbach (Gengenb.) zu St. Wendelin.

Die **Kirchweih** ist der festliche Schluß auch des Hirtenlebens. Der Sammeltag an der Kirchweih (im Oktober) ist bei den Hirten in Beiertheim (Karlsruhe) zwar schon 1768 abgestellt worden, aber in Grünwettersbach (Durlach) sammeln die Gänsehirten, die vom 23. April bis Ende Oktober hüten, und der Schweinehirt, der das ganze Jahr hütet, noch gegenwärtig Kuchen und Weißbrot, und in Raithenbuch unweit des Titisees müssen die Hirtenkinder zum Kirchweihschmaus eingeladen werden, auch wenn sie den Dienst schon vorher verlassen haben. Auch die fremden Hirten genießen z. B. im Simonswälder Thale noch die vollen Freuden der „Kilwe", ehe sie in ihre Heimat abziehen. Am letzten Kirchweihtage hielten die Baaremer Roßhirten der alten Zeit den sogen. „Heulichtertanz", während dessen die Knechte anstatt der Buben die Rosse auf die Weide treiben mußten. Kirchweih ist als altes Erntefest die Hauptfreude der Erwachsenen, namentlich der Knechte und Mägde, wovon später; jedoch auch für die Jugend fällt manches dabei ab. Innigste Sehnsucht durchdringt ihr Lied in Raithenbuch und in Neustadt (Triberg):

„Wenns nu ball Kilbisamstig wär,
„D'Küchlepfanne rammlig wär,
„Der Schmutz in d'r Pfanne plumpe dhät
„('s Fleisch im Hafe pfuse dhät)
„ Und de Muetter nebeher gumpe dhät."

Im badischen Unterlande singt man:

„Wenn Kirmse wird, w. K. w.
„Da schlacht't mein Vater ein Bock,
„Da tanzt meine Mutter
„Und schwänzelt mit dem Rock."

Dieser Reim läuft weit um, so heißt's im Braunschweigischen:

„Morgen is Micheilich,
„Den slacht üse Väer 'n Bock
„Den danst üse Mudder,
„Den flücht er de Rock."

und ähnlich im Königreich Sachsen und in Thüringen.

Kuchenessen und auch Reitschulfahren sind ihre Hauptbelustigungen. Der „Marti(n)smärkt" in Haslach ist der Jahrmarkt im mittleren Kinzigthal, an dem die „Völker", Knechte und Mägde, und die „Völkle", Hirtenbuben und Hirtenmaidle, nach Haslach zum Verdingen strömen. Da bekommen die Hirten die einzige städtische Bratwurst im Jahr, oft die erste im Leben, und auf die Wecken freuen sie sich schon im Sommer, wenn sie auf den Bergen mit einander vom Martismärkt reden. Nach Martini bekommt der Viehbub seinen Lohn: in Schapbach ein Paar Leinenhosen nebst Kittel, ein Hemd von grobem Garn und ein Paar Pechschuhe. So kehrt er heim oder verdingt sich für den Winter als „Kühbub" oder „Völkle". Früher weideten um Reichenbach (Gengenbach) die Hirten vom Josephstag zu Ende März bis zum Katharinentag (25. Nov.). „Kathari ist d'Futtermagd".

III. Liebe und Hochzeit.

Mit der ersten Kommunion oder der Konfirmation und der Schulentlassung hebt die Sturm- und Drangzeit der ländlichen Jugend an, und tiefer als alles Andere greift nun das geschlechtliche Leben in das Einzel-, das Familien- und Gemeindeleben, in das kirchliche und das staatliche, erniedrigend oder veredelnd ein. Die Sprache des Volkes wird auch in Baden der Innigkeit und Tiefe seines Liebesgefühls nicht gerecht, sie hebt stärker die derberen und äußerlicheren Seiten als die zarteren und seelischeren Züge des durchschnittlichen Liebelebens hervor. Ja es ist so weit gekommen, daß das häßliche Fremdwort „Karessiren" im Volke das schöne heimische „Lieben" fast verdrängt hat, so auch im badischen. Daneben gilt das flauere „gern" oder „lieb haben" oder das bloße „haben". Gegenseitige Liebe bezeichnet man durch „mit einand" oder „zemme (zusammen) gehn" oder „hintereinand herlaufen". An Ausdrücken für die gröbere Art der Liebkosung sprudelt die Volkssprache über. Das Hauptwort „Liebe" aber ist gleich dem Hasse unbekannt. Die Geliebte heißt einfach „Sie" oder „Maidli", „Schatz" und namentlich im Hauensteinischen derber „Mensch", in Gottmadingen (Konst.) „Gschboudi", der Liebste aber „Er" oder „Bub" in Wagensteig, und namentlich im Hauensteinischen „Kärle" oder „Hans" oder auch „Schatz" und inniger „Herzallerliebster". Um Durlach und im Wiesenthal nach Hebel nennt man ihn auch „Holderstock" und in Ettenheim „Stelldichein".

Das bäuerliche Urteil über die Schönheit der Mädchen pflegt stark abhängig zu sein von ihrer Kleidung, die geputzteste gilt oft für die schönste. Eine stattliche Figur, dann erst ein hübsches volles Gesicht sticht in die Augen. In Ettenheim schätzt man Mittelgröße, langes Haar, „dicki Arm", die das Mädchen gern „spienzlet" d. h. die Ärmel aufstreifend zeigt, und volle Waden, ein Löchli im Kinnig

(Kinn), in den Wangen und im Ellenbogen und kleine Füße. Eine zu Schlanke nennt man Schwinggärt, eine zu Kleine „zammeg'stucht wie 'ne Hotzewälder" (aus dem Gebirg). Für häßlich gilt ein zu breiter Hinterer, „en Arsch wie 'ne Wanne", und das Wedeln oder Schwänzeln beim Gehen. Dagegen wird ein Kropf nicht überall für eine Entstellung gehalten, und was von Hirschau bei Tübingen, wird auch weiter unterhalb von badischen Neckardörfern erzählt. Da wurde einmal eine Fremde, weil sie keinen Kropf hatte, von den Kindern verspottet: „Guckt emol die Langhalsete". Das verwies eine Mutter ihrem Kinde mit den Worten: „Danke du Gott, daß du alle deine Glieder beisammen hast". Nach dem Volkslied, auch dem südwestdeutschen, sind die schwarzbraunen Mädel d. h. solche mit dunklen Augen die beliebtesten: „Aage wie Kersche, en Hals wie Schnee, e purpurrot Mäulche, was will e schöns Mädche meh?" singt man im Elsenzthal. Das widerspricht dem deutschen Märchen, das goldblonde Schönheiten preist. Auch wünscht ein weitverbreiteter süddeutscher Hochzeitsspruch dem jungen Paar übers Jahr „ein Knäblein mit krausgelbem Haar". Dagegen ist „rotes" so verhaßt, daß ein neunjähriger Bube in Welschensteinach die Hebamme mit Schimpfwörtern aus dem Hause jagte, weil sie ihm ein „rotes" Schwesterlein gebracht hatte.

Der vertrautere Verkehr der beiden Geschlechter beginnt oft schon früh, das Gleichsteherwesen um Bretten (S. 116) nähert sie bereits im 13. oder 14. Jahre. Die gleich nach der Schule beginnenden Liebschaften, von den Eltern meistens unterstützt, führen in Schutterwald (Lahr) und Büchenau (Bruchsal) früh zur Heirat, oder es wird z. B. in Kiechlinsbergen im Kaiserstuhl ein jahrelanges „Geläufe" daraus. Die Bekanntschaft wird im Unterland, z. B. um Bretten, meist auf den Rundgängen des Sonntagabends, den Abendmärkten gemacht, dann folgt die förmliche Aufforderung zum Kirchweihtanz, endlich die Verlobung. Der Oberländer Bursch, bei St. Märgen z. B., trifft das Mädchen in der Futterszeit, oft abends beim Spinnen und Nähen, am Sonntagnachmittag, an Markttagen, auf einer Hochzeit. Dann holt er sie z. B. in Blumegg (Bonnd.) öfters zum Tanz, und merkt er, daß er nicht ungern gesehen wird, so setzt er sich zu ihr und zahlt für sie. Nimmt sie das an, so darf er sie gewöhnlich auch heimbegleiten und darnach in ihrem Hause besuchen.

Liebesorakel und **-zauber** übt man noch. Man rupft Sternblumenblätter aus, was man mit den einzelnen Worten bald dieses, bald jenes immer wiederholten Spruches begleitet, bis das das letzte Blatt treffende Wort entscheidet. Walther v. d. Vogelweide kennt dieses Liebesorakel, und das Volk in der Grafschaft Mark pflückt in gleichem Sinne die Strahlblättchen des Marienblümchens oder der weißen Wucherblume aus.[1] In der Schweiz sagen dazu die Knaben: „Vil — wêneli — gar nüt (nämlich Vermögen)“, die Mädchen: „Ledig sî — Hôchzig hâ — is (ins) Chlosterli gâ.“ Im badischen Wiesenthal lugt das Mädchen gern nach dem Stierenaug aus, der weißen Wucherblume (Chrysanthemum Leucanthemum), weil es eine wahrsagerische Blume ist. Darum heißt es in den alemannischen Gedichten von Hebel:

„Jä wie, was hesch dert für e Blümli glengt?
„Was gilts, e Stierenaug, i ha's doch denkt!“

In Ballrechten (Staufen) zieht man die Blütenblättchen dieser Blume aus, indem man bei jedem der Reihe nach spricht: „Himmel, Hell, Fegfür“. In der Schweiz erforscht das Mädchen einen der sechs Stände: König und Kaiser, Müller und Beck, Bur und Bettler an den Blütenblättern des Maßlieb. Schön ist der Brauch in Ottenhöfen, sich in der Nacht vom Pfingstsonntag auf Pfingstmontag einen Kranz von neunerlei Blumen aufs Haupt zu setzen, um den Zukünftigen oder die Zukünftige zu erkennen, als ob die Blumen in der heiligen Frühlingsnacht auf dem Kopf noch weiter orakelten. Träume von Blumen bedeuten aber im Schwarzwald Trennung einer Bekanntschaft. Hört die Binderin bei der Mahd das Korn krachen, so denkt nach Rickenbacher Glauben der Geliebte an sie. Das Hettinger Mädchen hat so viel Schätze, so vielmal ihr die Finger knacken. Zerbricht einem Mädchen eine Nadel an einem Kleidungsstück, das sie für sich näht, so wird sie Braut, in Offenburg; und wenn im Unterland die Lichter auf einmal aufflammen, so giebt's auch eine Braut im Hause. In Ladenburg hält das Mädchen an seinem eigenen Härchen einen Ring in ein Glas. So vielmal er anschlägt, so viel Jahre muß sie bis zur Hochzeit warten; beim zweiten Versuch giebt

[1] Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachf. 1877, 129.

das Anklingen die Zahl der von der Ehe zu erwartenden Kinder an. Damit ist die Neugier und Sorge mancher hangenden und bangenden Herzen noch nicht gestillt. In Leibertingen (Meßk.) ißt der Bursche am Vorabend des Sonntags, an dem das Evangelium von der Hochzeit zu Kana verlesen wird, eine durstrerregende Speise. Dann erscheint ihm in der Nacht die zukünftige Frau mit einem Labetrunk.

Die Zeit der Wintersonnenwende ist die heilige Zeit der Prophezeiung: vom Andreasabend reicht sie über Thomas-, Christ- und Sylvesterabend, hier und da bis zu Pauli Bekehrung (25. Jan.) und zum Mathiastag (25. Febr.)[1]. Im Dunkel der Andreasnacht (am 30. November) und der Thomasnacht (am 21. Dezember) suchen die jungen Leute weitere Aufklärung über ihr Schicksal. Darum „andreeslen" sie, wie es schon der Schweizer Rudolf Gwerb in seinem Bericht von dem abergläubischen Leut- und Vychbesägnen u. s. w. 1646 nennt, oder sie „wundern", wie es bei Grimmelshausen etwas später heißt. Sie gießen nämlich in der Andreasnacht in Oberachern und Bollschweil (Freib.) Blei in Wasser, das unbeschrieen von einem Kreuzwegsbrunnen geholt ist, um aus den darin sich bildenden Figuren den Stand des Zukünftigen zu erraten, aus einem Hufeisen den Schmied, aus einem Rad den Wagner, einem Schiffchen den Weber u. s. w. Dieses „Christofflen" wird in Siegelau (Waldk.) an Weihnachten vorgenommen. In Durlach muß das Wasser um 12 Uhr vom Brunnen geholt und das Blei durch einen Kreuzschlüssel, dessen Bart mit einem Kreuz versehen ist, gegossen werden. Ein solcher Schlüssel ist auch in Groß-Schönach und Rohrdorf (Meßkirch) dazu erforderlich. In Ettenheim wird ein Kreuzschlüssel auf einem Sieb geschüttelt, „gritteret", und man erschließt aus seinen Bewegungen den Stand des Zukünftigen. In Todtnau schüttet man wohl in schweigend in der Andreasnacht geschöpftes Wasser statt Blei das Weiße eines Eies. Der Andreasnacht wird im Unterland z. B. in Leiberstung (Bühl) und Lehningen (Pforzheim), wie in manchen andern deutschen Ländern, die Thomasnacht zum Bleigießen vorgezogen, von wo es dann auch auf die Weih- und die Sylvesternacht gerückt ist.

In Reich (Schopfh.) legt das heiratslustige Mädchen in der Andreasnacht Zettel, die mit den Namen der Dorfburschen beschrieben

[1] Vgl. Weinhold, zur Gesch. d. heidn. Ritus S. 6.

sind, unter ihr Kopfkissen, und wessen Zettel ihr am andern Morgen zuerst zu Gesicht kommt, der ist der Richtige. Das Treiben solcher „fürwitzen Leut, die Gott dem Herrn in sein Kunstkammer greifen und ehezeit erfahren wöllen, ob ihnen der oder die zu ihrem Ehgemahl werden solle“, schildert jener ebengenannte Rudolf Gwerb 1646 mit den Worten: „Legen sich an St. Johannesabend oder an St. Andresennacht ins Bette auf eine gwüsse Seiten mit besonderen Ceremonien, Worten und Sprüchen oder legen Zädeli mit gwüssen Charakteren und der Geliebten Namen under das Haupt.“[1]) In Schmieheim (Ettenheim) greift das Mädchen um 12 Uhr nachts im Dunkeln nach der Guller (Hahnen)- und der Hennenfeder, die sie vorher unter das Kissen gelegt hatte. Greift sie die erste, so zeigt sich der Zukünftige an der Wand. Im Erzgebirge hat man den Spruch:

„Gackrt dr Hah, krieg ich en Ma,
„Gackrt de Henn, krieg ich kenn (keinen).“

Noch altertümlichere Berufungen des Schicksals sind noch hie und da üblich. Das Mädchen rüttelt die Bettlade in Neuburgweier (Ettl.) und in Luchle (St. Blasien) etwa mit dem Spruche:

„Andreesle, i bitt di,
„Bettstolle, i schütt di,
„Lommer (laß mir) erschina
„D'r Herzallerliebste mina,“

in Wittenschwand (St. Blasien) mit dem Zusatz:

„Ist er mir von Gott erlaubt,
„So lange er gegen dem Haupt,
„Kann er mir von Gott nicht werden,
„So lange er gegen der Erden.“

Das geschieht dreimal, und nun wird sie ihren Zukünftigen im Zimmer erscheinen sehen, — oder aber das Gegenteil, einen Totenbaum. Ähnlich oberhalb Freiburg. In Riedern (Bonnd.) schüttelt das Mädchen in der Andreasnacht mit ähnlichem Spruche den Zipfel der Bettdecke. In Helmstadt (Sinsheim) wird in der Thomasnacht das Bettstroh „gestrippelt“ und der H. Thomas um die Erscheinung

[1]) Z. d. V. f. Volksk. 4, 449.

des oder der Zukünftigen angefleht. Neben jenem Andreasspruch gebraucht das oberbayrische Mädchen, indem sie in der Johannisnacht das Wasser eines Baches mit der Fußspitze berührt, den schöneren Vers:

„Du Wasserwelle, ich tritt dich,
„Du heiliger Johannes, ich bitt' dich,
„Laß mir erscheinen
„Den Herzallerliebsten meinen."

Ein anderes Andreasgebet spricht die Frau im südlichen Baden, die gern ein Kind haben möchte:

„Andreas, i bitti,
„Kauf mer au ä Ditti (Kind),
„Kauf mer eis, wo niamat weiß,
„Kauf eis, wo Andreas heißt."

Das Betttrütteln mag ein alter Zug sein, aber noch altertümlicher und von ursprünglich sacraler Bedeutung ist im Folgenden die dabei geforderte Nacktheit der Jungfrau, die sie ablöst vom Alltagsleben und das gewöhnlich Verborgene offenbar macht, damit sie würdig werde der Offenbarung des verborgenen Schicksals.[1]) Dieser Brauch ist im Hauensteinischen um Bonndorf und in der Baar noch nicht ganz verschwunden oder wird doch von der Erinnerung noch lebendig festgehalten. Splitternackt oder im bloßen Hemd wischt (kehrt) die Magd Mitternachts rückwärts gehend die Stube und sieht dann ihren zukünftigen Liebhaber im Spiegel, oder wie er ruhig hinter dem Tische „hockt", oder auch, wenn es nicht zur Heirat kommen soll, einen Sarg. Kehrt in Bernau-Außerthal (St. Blasien) ein Bursche „hinterfür" die Stube, so sieht er im Traum die Zukünftige zur Thüre hereintreten. Folgt ihr ein Sarg, so stirbt die erste Frau bald und er heiratet eine zweite. In Wilfingen (St. Blasien) rüttelt der Bursche auch wohl in der Christnacht die Bettstatt unter einem Gebet. Auch trinkt er während des Läutens zur Weihnachtsfrühmesse unbeschrieen aus drei Brunnen Wasser und tritt noch während des Läutens in die Kirche. Schaut er sich dann während der Wandlung um, so steht die Zukünftige nebenan. In Schmieheim (Ettenh.) zeigen

[1]) Wuttke, der deutsche Volksaberglaube d. Gegenwart § 249. Weinhold, zur Geschichte d. heidn. Ritus S. 7.

sich die beiden besprochenen altertümlichen Handlungen in ihrer vielleicht ursprünglichen Vereinigung: Unbeschrieen fegt das nackte Mädchen zwischen 11—12 Uhr hinter sich das Zimmer, in dem nur ein ganz kleines Licht auf dem Tisch stehen darf. Dann klopft sie unter Anrufung der h. Dreifaltigkeit an die drei vorderen Bettstollen, und der Bräutigam zeigt sich. In Rickenbach soll das Fegen auch wohl in des Teufels Namen geschehen und in Wellendingen (Bonnd.) auch der Teufel dann wirklich erschienen sein, wie auch schon jener Rudolf Gwerb von der Andreasnacht gehört hatte. In Hochsal (Säck.) gingen früher die Mädchen in der Verenennacht (am 1. Oktober) unter gewissen Sprüchen dreimal um die Himmelbettstatt und fragten, was für einen Mann sie bekämen. Diese Verlegung auf die Verenennacht scheint dem Kultus der H. Verena im anstoßenden Aargau zugeschrieben werden zu müssen. Hatte doch einst der Fürstabt von St. Blasien ein Stück vom Verenenkrüglein angekauft und dafür den Zehnten im Amte Waldshut an das Zurzacher Stift abgetreten. Wenn die Hochsaler Ortsheilige, Mechthilde, zur Kirche ging, begannen alle Glocken, von unsichtbarer Hand gezogen, zu läuten, so geschah's im aargauischen Städtchen Klingnau, als Verena auf einem Mühlstein auf der Aare vorübertrieb. So beschert denn auch Verena den Mädchen Männer, aber eine, der sich das Zeug beim Auswinden „knüpft", oder die sich beim Waschen immer das Fürtuch mit naßmacht, bekommt von ihr einen Krummen oder, und dies gilt auch weiterhin in Schwaben, einen Säufer.[1]) Der h. Antonius von Oberachern, zu dem man sich in Unzhurst (Bühl) gern bei Viehkrankheiten „verspricht", scheint auch ein Patron der Liebenden und Ehelustigen zu sein, wie in Tirol[2]) und Oberbayern, denn man sagt scherzhaft von dorthin wallfahrenden Mädchen: „Sie beten um ein „Roter" (d. h. einen Mann mit roten Haaren, nicht sonderlich geachteten Mann).

Der Liebeszauber mag zum großen Teil aus dem Orient stammen, schon im frühen Mittelalter ist er tief in unser Volksleben eingedrungen und haftet noch heute darin. Mit bestimmten liebeerweckenden Mitteln „thut das Eine es dem Andern an" im Badischen und bewirkt beim Andern den „Nachlauf" oder das „Renn mir no!"

[1]) Rochholz, Aarg. Sagen 1,12 f. 2,262.
[2]) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 167.

„Dann muoß er cho (kommen), muoß er norenne“ in Luchle (St. Blasien). Im Elsaß gehört dazu ein sehr mildes: die Mädchen thun vor dem Besuch des Abendmärkts (S. 171) wohlriechendes Öl oder Wasser als „Lauf mir nach“ auf ihr Taschentuch. Schenkt ein Bursche in Schwarzach seinem Mädchen über die Hand Wein ein, dann können die Beiden nicht mehr zurück oder von einander. Das Turteltaubenpaar ist das Bild treuer Liebe, deshalb soll der Bursche in Birkendorf, Riedichen und Oberachern die Zunge einer Turteltaube „Doldedube“ in den Mund nehmen und die Liebste küssen, dann bleibt sie treu. Ein Bursch zieht im Unterland um Bühl und Rastatt die Schwanzfeder eines Gocklers (Hahns) leise durch die Hand seines Mädchens, dann geht sie ihm nicht durch. Häufiger giebt das Eine dem Andern etwas in Speis und Trank, so in Gersbach (Schopfheim) ein Pulver, das aber Einem oft nur in die Tasche gesteckt wird, oder auch in Wagensteig Fischgalle in den Trank. Aber am stärksten hält die Zumischung eines Bestandteils vom eigenen Leibe zusammen, so daß man etwas vom Eigensten des Andern sich einverleibt. Das Mädel schabt z. B. in Rickenbach (in drei Teufelsnamen) unbeschrieen von seinem Fingernagel, etwa beim Tanz, in des Burschen Wein, der ihn dann vor Liebe wahnsinnig macht. Faßt er aber das Glas in den drei allerhöchsten Namen (mit drei Fingern), oder haucht er es dreimal in diesen Namen an, dann zerspringt es in tausend Scherben. Das geht, auch vom Burschen geübt, vom Hauenstein bis in die Baar und tief nach Schwaben und Bayern hinein. Aber man kennt es auch ähnlich um Freiburg und im Unterland z. B. in Buchenau (Bruchs.). Darum erschrickt man hier auch im gewöhnlichen Leben so sehr, wenn ein Glas zerspringt. Vielleicht um solchen zauberischen Niederschlag zu vermeiden, soll ein Mädchen in Föhrenthal (Freib.) ihrem Liebsten das Glas, wenn er es ihr zubringt, nicht ganz austrinken. „Er thuat dadurch eim ebbis a, das ma nimme los wird.“ In Suggenthal (Waldk.) soll sich das Mädchen vor der Wirkung eines solchen Trunkes retten können dadurch, daß sie nach rückwärts über den Elzsteg beim Badwirtshaus läuft und unbeschrieen eine Schürze ins Wasser wirft. Anderswo z. B. in Kürnbach (Bretten) und um Pforzheim wird die Asche vom verbrannten Haar eingeschüttet. Ein Stück Zucker, das in der Achselhöhle vom Schweiß durchtränkt

worden ist, wirft man dem oder der zu Verzaubernden in den Kaffee oder Wein in Oberlauda (Tauberb.), oder läßt ihn oder sie auch einen vom eignen Schweiß befeuchteten Wecken essen in Schelingen im Kaiserstuhl. Streut man aber einige Körner geweihten Salzes in den Kaffee, so bannt man die Verliebtheit des Andern in Götzingen (Buchen). Das kräftigste, rohste Mittel, das eigene Blut dem Andern zum Trunke zu geben, namentlich das Menstrualblut, verdammt schon der Bischof Burkhard von Worms ums Jahr 1000 in seinem Beichtspiegel. Der Bursche schreibt nicht nur den ersten Brief an sein Mädchen mit Blut, in Birkendorf, sondern er tröpfelt ihr auch davon in den Wein, während das Mädchen ihr Menstrualblut zu gleichem Zwecke nimmt. Das galt und gilt noch hie und da im Süden wie im Norden des Landes.

Die regelmäßigen Zusammenkünfte der beiden Geschlechter veranlaßt im Winter die Spinnstube, früher aber weit häufiger als jetzt, wo sie in vielen Orten ganz eingegangen ist. Sommers kommen am Sonntagabend namentlich im Unterland gemeinsame Spaziergänge unter Gesang dazu, die sog. Abendmärkte. Noch innigere Bande pflegt der Tanz zu schlingen, der dann zu den geheimen Abend- oder Nachtbesuchen hinüberleitet. Und endlich gewähren die noch immer zahlreichen Festtage willkommene Gelegenheit zu gemeinschaftlichen Genüssen.

Von den deutschen Spinnstuben ist der freundliche Glanz der Ehrbarkeit und Gemütlichkeit, mit dem sie vor fünfzig Jahren der Hunsrücker Pfarrer W. O. von Horn in seinem Volkskalender „Die Spinnstube" verklärt hatte, längst gewichen. Sie ist auch in Baden wohl nur selten noch das Dorfkasino, in dem nicht nur die Mädchen, sondern auch die Burschen und Frauen und Männer artig miteinander verkehren. Auch hat ihre Zahl stark abgenommen, denn in manchen Gegenden ist der Flachs- und Hanfbau zurück- oder ganz ausgegangen, weil eine ausländische Sorte bevorzugt wird, oder eine andere Kultur, namentlich die des Tabaks, mehr Gewinn abwirft. Ferner haben die billigeren Baumwollenzeuge die Leinwand, das „Tuch", zurückgedrängt, und andere Handarbeiten, wie z. B. im Säckinger Gebiet die Seidenweberei, um Freiburg das Knopfaufnähen für die Riestersche Knopffabrik, sind einträglicher geworden als das Flachsspinnen. In zahl-

reichen Dörfern hat noch andere weibliche Handarbeit, wie Nähen, Häkeln und Stricken, das „Lismen" oder die „Strickete", die ältere Arbeit ersetzt. Aus der Spinnstube ist eine Strickstube, aus dem Spinnstubenbesuch eine Strickvisite geworden. Die Zeit ist dahin, wo man rühmen durfte: „Selbstgesponnen, selbstgemacht, ist die beste Bauerntracht", wo auch Burschen und Männer spinnen halfen, wie z. B. in Unzhurst (Bühl) und im Taubergrund, wo ein Kind schon mit dem siebenten Jahre ein Hemd spann oder es doch wenigstens jedes zwölfjährigen Mädchens Stolz war, den Hanf mit breiten und schmalen kunstvoll geknüpften Seidenbändern an die Kunkel aufzubinden, und wo die Magd in Urloffen (Appenweier) sich das Hemd, das sie durch Spinnen verdient hatte, als ihr Totenhemd aufbewahrte. Doch tragen noch manche Bauern, z. B. die von Neusatzereck (Bühl), Sonntags Hemden aus selbstgesponnener Leinwand, deren angenähten Kragen ein schwarzseidenes Halstuch umschlingt, und die Simonswälderin ihren selbstgesponnenen blau gefärbten Leinenrock. In mehreren Gegenden, wie in Ubstadt (Bruchsal), Ortenberg (Offenb.), Sexau (Emmend.) und auch im fränkischen Bauland ist das bereits aufgegebene Spinnen wieder eifrig aufgenommen worden. In einigen Kreisen, z. B. um Staufen, finden auch Preisspinnen statt, und manches gut gesponnene Stück „Tuch" wandert wieder in den Hausschrank.

Die Spinn- oder Strickstube gilt Vielen als eine Brutstätte des Klatsches, des Aberglaubens, des Unfugs und gar der Unzucht, und sie ist deswegen auch in manchen Gegenden ohne Weiteres durch die Polizei geschlossen worden. Weiß die Behörde, die Kirche, wissen die bäuerlichen Hauseltern selber kein Mittel, eine der ältesten deutschen Einrichtungen, die den alten Römern schon auffiel, zu retten und zeitgemäß umzugestalten und zu veredeln? Die bisher versuchten anderen Formen der Geselligkeit, die Jünglings- und Jungfrauenvereine, und auch die Familienabende, haben auf dem Lande wenigstens kaum ausreichenden Ersatz geboten; es fehlt ihnen die innige Verbindung von andauernder, wichtiger Arbeit und lustiger Unterhaltung, von Scherz und Ernst, und das uralte Herkommen, das mit allerhand Bräuchen, Spielen, Festen, Sagen und Sprüchen die Spinnstuben schmückt. Diese urdeutsche Bauerngesellschaft hat viele Jahrhunderte hindurch einen Kreis weiblicher Individuen oft schon von der Schulzeit an zu

einer lebenslänglichen Gemeinschaft vereinigt, deren Wirkung noch manches alte Mütterchen gerührt empfindet; sie hat gar manchem Mädchen in fröhlicher Weise den Eintritt in die ernste Ehe gebahnt. So hat die Spinnstube trotz ihrer Unarten und Gebrechen noch immer auch eine tiefe soziale Bedeutung, die gewiß veredelt werden könnte, wenn die Hauseltern den Spinnstubengästen gegenüber ihre Pflicht thäten und der Pfarrer, der Lehrer und der Bürgermeister samt den Ihrigen und andere gebildete Dorfbewohner mit ihren Besuchen und besseren Unterhaltungsstoffen nicht zurückhielten. Giebt es doch überall auch ohne das neben wüsten Spinnstuben ehrbare, in denen aus einem guten Buch vorgelesen wird und geistliche neben weltlichen Liedern gesungen werden, wie nicht nur aus dem fernen Hildesheimischen, sondern auch aus dem Berolzheimischen gemeldet wird. In den meisten brandenburgischen „Spinnichten“ wird kein gefallenes Mädchen zugelassen, sie sind förmliche Sittengerichte. In einigen Orten der Rheinpfalz dienen die Spinnstuben unter Aufsicht gewissenhafter Eltern oder gar der Geistlichen der christlichen Gemeinschaftspflege, und auch badische Pfarrer meinen die Spinnstuben mit neuem sittlichen Geist erfüllen zu können. Die folgende Schilderung wird ihre Licht- und Schattenseiten zeigen.

Die Spinnstube und deren Besuch wird in den verschiedenen Landesteilen sehr verschieden bezeichnet. Im Südosten in der Bonndorfer Gegend sagt man „z'Hagarte, z'Hockarte“ d. i. zum Heimgarten, um Waizen, bei Witznau und in Meßkirch „z'Hohstubata, z'Hostuben“ d. i. zur Heimstube gehen. Daneben kommt aber auch vor: „z'Stubete, z'Dorf, z'Obed (Abend), z'Chunkle“ gehen. Am weitsten ist, namentlich im Alemannischen, der Ausdruck üblich: „z'Liecht“ gehn; dagegen heißt die fränkische Spinnstube meist „der“ oder „die Vorsitz, Vorsetz, Vorschetz“, so um Graben, Pforzheim, Bretten, Mosbach, Tauberbischofsheim.

Vor dem Anfang des Spinnens erschien früher im Kinzigthal der Hechler und strählte zwischen den silberblanken Stahlzähnen seiner Hechel das „Werg“ glatt. Bald nach der Kirchweih, um Allerheiligen oder Martini, werden die verstaubten Spinnräder von der „Bühne“ (Speicher) geholt und die mit bunten Seidenbändern geschmückten Kunkeln mit fein gehecheltem Flachs oder Hanf umwickelt. In Ach-

karren am Kaiserstuhl meinte man: „Ze Martini het die Füülst (Faulste) nüni“ d. h. neun Stränge. In Siegelau (Waldk.) sollte sie bis dahin 3 „Strang“, in Mettenberg (Bonnd.) 3 „Unterband“ haben. Die Arbeit des Spinnens erreicht ihre höchste Lust und Labe dicht vor Weihnachten und läuft mit Fastnacht ab, wo man schon den Flachs des neuen Jahres durch Sprünge zum Wachsen reizt. Anderswo dauern die Spinnstuben bis in den März, wo die Feldgeschäfte wieder beginnen. Doch in manchen Dörfern, wie in Völkersbach (Ettl.), ist die Spinnzeit oft beschränkt auf den Raum zwischen Heilig Drei König und Fastnacht, in Bietigheim (Rast.) auf die Zeit zwischen dem Käthrinstag (25. Nov.) und der dicht vor Weihnachten gefeierten „Zerrnacht“. In der Familie soll nach dem alten weitverbreiteten Spruch: „Lichtmeß, ’s Spinne vergeß, d’Suppe beim Tag eß“, wie z. B. um Buchen, das Spinnen schon mit Lichtmeß beendet sein, wo man wieder bei Tag zu Nacht ißt. Früher kamen z. B. um Haslach und Biberach die Insassen mehrerer Häuser, Alt und Jung, in einer großen Bauernstube zusammen, die Mädchen und Frauen mit dem Spinnrad, die Männer und Burschen mit einem Messer und einem Stück Holz. Während jene spannen und klatschten, spielten diese 66 oder mit Würfeln das „Siebenesuffspiel“, musizierten, rissen Witze und schnitten das Holz in dünne Lichtspäne und steckten diese auf den Spanstock, unter dem eine Wasserschale die herabfallenden Funken auffing. Bald flammte der Kien mächtig auf, bald qualmte er dick. An Speck und Würsten und an Kirschenwasser und hernach an Kaffee mit Strüwelen fehlte es nicht. Noch heute leuchtet in den Seitenthälern der Kinzig, dem Einbach- und dem Fischerbachthal, auch um Oos und in der Neckargegend den Spinnerinnen der altertümliche Kienspan. Jetzt versammelt sich die Spinnstube in der Woche ein- oder ein paarmal, meistens, wie auch im bayrischen Traunviertel, an einem Dienstag oder Donnerstag d. h. an den altbeliebten Glückstagen, aber z. B. in Diedelsheim (Bretten) nicht an einem Freitag, weil da die Hexen in die „Vorsetz“ gehen. An einzelnen Orten, wie z. B. in Altenheim, haben die Verheirateten den Mittwoch zu ihrem Gesellschaftstag („Stubenehren“) bestimmt, während der Dienstag, der Donnerstag und der Samstag dem jungen Volk zu seinem nächtlichen „Lichtenehren“

überlassen werden. Die sogen. „Lichtleerer“ bekommen Brot und Schleckl (Compot) in Linx (Kehl). In einigen Orten, wie Mingolsheim (Bruchs.) und Graben, kommt man schon gleich nach Mittag zusammen, entfernt sich mit Zurücklassung der Handarbeit um 6 Uhr, um daheim das Füttern des Viehes und das Nachtessen zu besorgen, kehrt dann wieder zum Gesellschaftshause zurück, das die jungen Spinnerinnen wiederum um 8 oder 9 Uhr zum Ausschwärmen zeitweilig verlassen. In der Regel verläuft aber eine Zusammenkunft so: Kameradschaftsweise besuchen die Mädchen häufig den ganzen Winter hindurch ein und dasselbe Haus und spinnen, nähen, stricken, häkeln darin zwischen 4 oder 6 bis 8 Uhr. Dann rufen sie „jetz geh mer boßle (jetzt gehen wir klopfen)“, sie gehen an die Luft „sich verkühlen“, daß sie wieder frisch werden, oder vielmehr suchen sie draußen den Schatz unter den dort wartenden Burschen auf, „luschdern“ (lauschen) an den Fenstern anderer Spinnstuben, reiben mit dem Daumen daran, daß es schnurrt, zählen mit verstellter Stimme dem Insassen sein Sündenregister her oder boßlen „knöpflen“ Erbsen, Bohnen, Nußschalen und dergl. gegen die Scheiben, werfen auch wohl die Feldgeräte in der Scheuer durch einander oder verschleppen sie und verüben noch andere „Lumpestückle“. Das nennt man „Schnurren“ oder „Schmecken“ oder den „Achde“ oder „Achtesprung“. Dann kehren sie zum Spinnen mit ihren Burschen zurück. Um 9 Uhr wurde in Unzhurst (Bühl) „Brot geschnitten“, in Epfenhofen (Bonnd.) die „Netzada“ oder „Netze“ gegeben, wie die Allgäuer Hausfrau in der Spinnstube das „Netzwasser“: Dörrobst, Weißbrot, Bier und Schnaps spendet; die Gäste werden mit Brot oder Bretzeln, Obst und Nüssen, Wein oder Bier oder Kaffee bewirtet. Und nun beginnt das Spinnen von neuem. Aber obgleich z. B. in Berolzheim (Tauberb.) jedes Mädchen eine Spule oder ein Aberi (bayr. Aprich) d. h. eine volle Spindel fertig haben muß — namentlich vor dem Christtag, sonst putzt in Göbrichen 's Christkindele sein Hintere dra ab —, so gewinnen Scherz und Spiel doch immer mehr die Oberhand. So setzten sich in Diedelsheim (Bretten) die Burschen in der „Vorsetz“ hinter die Mädchen. Sobald einer der Faden verloren gieng, nahm der Bursch die Kunkel weg, und sie mußte sie durch einen Kuß wieder einlösen. Dasselbe geschieht noch beim Einschnurren des Trumms

(Fadens) in Adersbach (Sinsh.). Das ist das Kunkelheben um Bretten und Rastatt. Auch erlaubt er sich wohl noch dem Mädchen die Achel, Ägele d. h. den Wergabfall vom Schoß zu schütteln, in Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten mit dem auch weiter östlich in Schwaben verbreitetet Spruch:

„Jungfere, derf i eu bitte,
„Lent (laßt) mir euere Ägele schüttele,
„Die kleine wie die große,
„Auf dere Jungfere Schoße“

und bei Hebel „schüttle sie auch d' Agle vom Fürtuch.“

So sagt schon bei Hans Sachs der Bauernknecht in der Rockenstube: „Ein guten Abend, Gretl! Bist schon do? Ich will dir schütten die Agen ab, du bist mir die Liebst auf mein Aid!“ Dann werden Späße, aber auch Sagen namentlich von Gespenstern, Waschwibelen d. h. Wasserweibchen, die sich ja so gern aus dem kalten dunklen Bach in die warmen hellen Spinnstuben schleichen, und von der wilden Jagd erzählt. Neckische Witze fliegen hin und her, und die alte Rätsellust erwacht, die schon seit Jahrhunderten durch die sogen. „Rockenbüchlein“ d. h. Unterhaltungsbücher für Spinnstuben genährt wurde.[1]) Unter den Rätseln giebt es manche sinniger, manche scherzhafter Art z. B. „Womit hat der Adam sei Supp gesse?“ „mit eme Löffel, sunscht hät er ve(r)trinke müsse.“ Auch Rätsel unsittlichen Inhalts schlüpfen ein. Außerdem wird oft dem Dummen übel mitgespielt. Er wird wohl z. B. in Hettingen (Buchen) hinausgeschickt, um den „Ilwetritsch“, der in Umkirch (Freib.) „Hilpetritsch“, in Schwaben „Elpentrötsch“, in Bayern „Olpetrütsch“ heißt, zu fangen, womit man früher einen fabelhaften Windgeist bezeichnet zu haben scheint. Wie denn auf die Frage eines Müßiggängers: „Wat sall ik dhon (Was soll ich tun)?“ der Mecklenburger höhnisch antwortet: „Saßt Wind in'n Sack tohoopkarren (Du sollst Wind in einem Sack zusammentragen)!“ Der Tölpel stellt sich mit einem Sack an eine ihm bezeichnete Stelle, bis er schließlich einsieht, daß er gefoppt ist, oder bis es ihm zu langweilig wird. Bei seiner Rückkehr in die Stube wird er mit Hohngelächter empfangen. Bis zum Krieg vom Jahre 1870, der die männliche Jugend auf Jahresfrist davon

[1]) R. Petsch, Neue Beiträge zur Kenntniß des Volksrätsels S. 11.

führte und durch diese Unterbrechung manchen alten Brauch außer Übung brachte, wurden von den Burschen und Mädchen viele Lieder gesungen, weltliche und wie auch auf Vorschlag eines „Frommen“ religiöse Lieder. So sang man in Flinsbach (Sinsh.) das Liebeslied:

„Was nutzt mich all mein Lieben,
„Wo (das) ich hab angewandt!
„Du thust mich nur betrüben,
„Ich wollt, ich hätt dich niemals gekannt.“

In Berolzheim (Tauberb.) haben die alten Spinnerinnen die weltlichen Lieder schon vergessen, aber die religiösen noch im Gedächtnis behalten wie das Vaterunserlied und den „Kreuzweg“ mit dem alten Stationslied:

„O Sünder, mach dich auf und geh mit mir spazieren
„Im Kreis der Demut lauf, will dich den Kreuzweg führen“,

oder:

„Ach Gott, mein letztes Ziel und End!“

Um Gengenbach hat das volkstümliche Lied das Volkslied fast ganz aus der Spinnstube verdrängt, man singt die allbekannten: „In einem kühlen Grunde“, „An der Saale hellem Strande“ und ähnliche aus der Schule bekannte. Das durch Deutschland und die Schweiz weit umgetriebene Goethe'sche Liebeslied: „Kleine Blumen, kleine Blätter“ ist in Siensbach bei Waldkirch ein Spinnliedlein geworden und zwar in folgender Form:

„Kleine Blumen, kleine Blätter,
„Pflücke ich mit leiser Hand;
„Guter, junger Frühlingsgärtner,
„Wandle auf mein Rosenband.
„Alle Leute, die dich hassen,
„Sagen dieses, jenes mir,
„Sagen all', ich soll dich hassen,
„Soll mein Herz nicht schenken dir!“

Ist man des Singens müde, so holen besonders die Älteren hinter den schräg an der Wand hangenden Heiligenbildern die Karten hervor, früher, um das verbotene gefährliche „Zwicken“, jetzt um andere Glücksspiele, wie Zego, Mord, 66 zu spielen. Kaum können es aber die Mädchen abwarten, mit den Burschen andere Gesellschaftsspiele zu treiben. Da erklärt einer von ihnen, nachdem ein Spiel Karten

verteilt ist: „I ha welle ins Kreni (Grüne) goh!“ Auf die Frage: „Mit wemm?“ giebt er eine Karte an, und welches Mädchen diese hat, das muß sie auf den Tisch legen, und beide küssen sich mit einem schallenden Schmatz, wobei es sich versteht, daß Liebende vorher sich heimlich ihre Karte zeigen. Ist das Niederrimsinger „Blättle der Liebe“ dasselbe? In Neuershausen (Freib.) knieen zwei, mit einem Tuch zugedeckt, inmitten der Umstehenden. Eines von den beiden erhält einen „Butsch“ und sagt zum Andern: „Bruder (Schwester), ich bin gputzt“. Darauf die Frage: „Wer hat dich gputzt?“ Nun rät Eines u. s. w. Oder man sucht den „schwarzen Bu“, im Elsaß den „Mohr“, d. h. auf ein Losungswort müssen alle ihre Plätze wechseln, wobei der Säumigste keinen findet und beim nächsten Wechsel ein Unterkommen suchen muß. Sehr beliebt ist das „Schühle-schlupfis“ oder „Schühlesuchen“, in Urloffen „Schlärbel suchen“, bayrisch „Schuehbergen“. Ein Schlüsselchen oder ein Schuh wird mitten in einen Kreis der in bunter Reihe „Hockenden“ geworfen, von einem rasch weggenommen und wandert nun von Hand zu Hand unter den Beinen der Spielenden hin, bis ihn der hinter der Reihe Suchende erwischt. Diejenige Person, bei der der Schuh gefunden wird, muß ein Pfand geben. Man sitzt auch aufs „Lasterstühle“, macht Pfänderspiele, das allgemein bekannte „Blinzemusis“ (Blindekuh) und in Ichenheim (Lahr) das „um e Frau hile (heulen)“, die „Bichte“, das „Pfiffelsuchen“, das „In den Brunne keie (fallen)“, in Neusatzereck das „Ofenabbrechen, Immenschneiden, auf einer Bank zum Fenster hinausreiten“. Oft wird auch getanzt wohl bis nach Mitternacht, wo man aufbricht, oft noch mit dem alten Abschiedsgruße: „Zürnet nüt, nüt ver uguet (ungut)“, die Mädchen von ihren Burschen, die ihnen das Spinnrad tragen, begleitet. Ladet das Mädchen in Balz-hofen (Bühl) beim Abschied vor ihrem Hause ihren Begleiter auf den nächsten Spinnabend ein und nimmt er die Einladung an, so liegt darin eine Art Liebeserklärung.

Das höchste Fest der Spinnstube fällt in den meisten Gegenden um und in die Weihnachtszeit, gewöhnlich auf einen der letzten Abende vor dem Weihnachtsabend von der „Domesnacht“, dem Thomastag, dem 21. Dezember, an, seltener auf den zweiten Weihnachtstag oder in die Neujahrs- oder Lichtmeßnacht. In einigen Orten hat man

dieses Fest auf den Schluß der Spinnzeit verlegt, so in Merdingen (Breisach) auf den schmutzigen Donnerstag vor Fastnacht, von dem es heißt: „Was Einer am schmutzigen Dunstig spinnt, das fressen die Mäus". Drum wird fast nur getanzt und gespielt. In Hettingen (Buchen) bekommen die Burschen am Sonntag vor Fasten, am „Schmûz", in der Spinnstube recht süßen Kaffee, früher aber Küchlein und Speck. Dieses Fest heißt im badischen Mittelland „Sperrnacht" oder „Sperrabend" (Sperrobe, Sperräbe), weil dann das Spinnrad gesperrt wird, nicht, wie man im elsässischen Dachstein meint, weil sie dort in dieser Nacht oft die Straße mit Hanfseilen sperren, daß man darüber falle. In Selbach (Rast.) wurden wirklich die Saiten an den Spinnrädern weggenommen oder zerschnitten. Im Oberland überwiegt der Ausdruck „Durchspinnacht" oder „Durschpe", „Durnacht", daneben sagt man aber auch „Durchsitznacht" bei Freiburg, „Durchsitz" in der Baar, weil die ganze Nacht durchgesponnen und durchgejubelt wird. Im fränkischen Unterland taucht neben der Sperrnacht um Rastatt und Ettlingen die „Zerr- oder Zehrnacht" auf, um Bruchsal die „lange Nacht" oder „Schmutznacht", in der viel Schmutz d. h. Fett verbacken wird, im Bauland und im Taubergrund der „Bleibuf" oder „Frühuf" wegen des langen Aufbleibens bis zum andern Morgen. Es ist der Beginn der alten Festzeit der Zwölfnächte, wo Alles ruhen und sich laben sollte und namentlich kein Rad sich drehen durfte. Das dann gesponnene Garn hält nicht und fällt dem Weber in Stückchen vom Spulrad. Die Erinnerung an die Heiligkeit dieser Zeit lebt noch fort. Selbst wo das Spinnen abgekommen ist, wie in Mühlhausen (Wiesl.), bringen die Burschen den strickenden und nähenden Mädchen in der längsten Nacht gegen 10 Uhr Lebkuchen, die in Wein oder Schnaps getunkt werden. Um 12 Uhr werden wie an Fastnacht Küchlein gebacken und zum Kaffee verzehrt. Den ganzen Abend aber ziehen verkleidete Buben und Mädchen scherzend in den Häusern mit einem Körbchen oder einer altertümlichen Strohtasche herum und bitten:

„Heit isch die heilige Schmutznacht!
„I heb ghört, eier Pfann hot gekracht.
„Gebt ma a (mir auch) e bisl mit!"

Charakteristisch ist für dieses Fest erstens, daß zunächst noch einmal tüchtig gesponnen werden muß, wie es in Katzenmoos (Wald-

kirch) heißt, bis die Ofenringe (die die Kacheln zusammenhalten) Bratwürste werden d. h. doch wohl „glühen“. In manchen Orten ist freilich dieser Abend ganz dem Genusse geweiht. Zweitens das gegenseitige Beschenken der Mädchen und Burschen, das, aus dem ganzen Verkehr der beiden Geschlechter in der Spinnstube natürlich herausgewachsen, die spätere Sitte der Christbescherung mit veranlaßt haben mag. So bewirten die Burschen von Angelthürn (Boxberg) in der „langen Nacht“ die Mädchen mit Bier und Häring, während diese für Kuchen, „Bletze“ oder „Ringele“ und Kaffee sorgen. Reichlicher geht es im Hanauerland her, wo zum Backwerk auch Gänse aufgetragen werden. Früher erhielten die Rosenberger Mädchen (Adelsheim) von ihren Burschen zur Kirwe einen seidenen Rockenbendel. Drittens wird eifrigst getanzt und allerhand Kurzweil getrieben, wie am schwedischen Julfest allerhand Tänze aufgeführt wurden, die eine Werbung oder die Arbeit am Webstuhl darstellten.[1]) So nehmen die Ichenheimer Mädchen Nüsse zum Tanze mit, die sie den Buben an den Kopf werfen, wofür diese ihnen mit Wecken dienen. Um Bühl stehlen wohl mal ledige Burschen den Braten aus dem Festhause, um ihn in einem andern Hause zu verzehren, gerade wie im elsässischen Dachstein. Oder z. B. in Kuppenheim (Bruchsal) stahlen sie vom Gastmahl Küchle und suchten den Kaffee zu versalzen oder auch in Jechtingen (Breisach) zu entwenden. Schlief ein Mädchen während des langen Jubilierens, das bis Morgens 4 Uhr, bis zum sogen. „Kotzmorgen“ dauerte, ein, so wurde ihm in Mettenberg (Bonnd.) das Werg an der Kunkel angezündet.

Das Spinnen schließt mancherorts mit dem Hafersäen ab, und alles im Winter von einem Mädchen gesponnene Garn wurde in Muggensturm (Rast.) von ihr am Schluß mit Aschenlauge gekocht („bucht“). Ihr Bursch mußte dann beim Buchen sitzen und hieß deswegen der Kohlenjäger. Die beiden zechten fröhlich dabei.

Die Spinn- und Strickstube gehört zu den Pflegestätten des Gesangs und des Tanzes. Die Ausübung dieser beiden Künste, die früher mit einander innig verbunden, jetzt meist von einander getrennt sind, ist ein Hauptbedürfnis zumal der reiferen Jugend, die in ihnen ihre Lust und ihre Leidenschaft am freisten äußert. Sie führen

[1]) Gervasius von Tilbury, hg. v. Liebrecht, S. 59.

häufig die beiden Geschlechter zusammen und erreichen erst durch deren Zusammenwirken ihren Höhepunkt. Im späteren Alter pflegt die Freude daran zu erlöschen, ja in manchen Dörfern des ernsten Hotzenwaldes gilt ein älterer Mann, der singt, für einen halben oder ganzen Narren. Doch legen z. B. in Randegg (Konst.) gerade noch ältere Leute ihre Kunst gern öffentlich an den Tag und sind seit langer Zeit als Volkssänger bekannt. Der Stand und die Art des gegenwärtigen badischen Volksgesangs ist nach den Landschaften sehr verschieden. An manchen Orten ist er auf der Straße fast verstummt, weil er von der Polizei verboten wurde, die dann etwa nur den Rekruten eine größere Singfreiheit gönnt. In Hettingen (Buchen) und gewiß an manchen anderen Orten hat die Geistlichkeit den gemeinsamen Sonntagsabendgesang der Burschen und Mädchen ganz unterdrückt. Auch wird vielerorts z. B. in Fützen am Randen nicht mehr auf der Straße gesungen, und in Wilfingen (St. Blasien) hört man überhaupt kaum je ein Lied. Wo die Orte nicht geschlossen sind, verstummt leicht der Gesang, und in den weit zerstreuten Schwarzwaldhöfen erschwert das einsame Leben alles Zusammensingen gar sehr. Man wirft einzelnen Strichen z. B. des Hotzenwaldes vor, daß der dortige Gesang leicht in ein Gebrüll ausarte. Jedoch erklingt auch dort namentlich beim Mähen, Weben, Winden noch manches ansprechende Lied, und die Burschen johlen an den Halden, wenn sie Holz führen und wenn sie Schindeln machen, die Mädchen, wenn sie junge Tannen setzen. In Bernau-Außerthal hat man diesen Arbeits- und auch den Tanzgesang weiter gepflegt, schöner Vortrag zweistimmiger Lieder wird auch aus Wolfach gerühmt. Im übrigen Kinzigthal hat der Bau der herrlichen 1873 eröffneten Schwarzwaldbahn den Gesang der in gesonderten Reihen die Straßen durchziehenden Burschen und Mädchen mehr und mehr verscheucht. Die Jugend von Gersbach oberhalb Zell im Wiesenthal kehrt vom Felde auch nach schwerem Erntetag mit Liedern heim So wird denn auch strichweise von den oberländischen Alemannen in der Muße der Gesang geübt. Namentlich um Bonndorf singen die Burschen und Mädchen in der Wirtschaft erst am Sonntagnachmittag zusammen, dann „trinken" die Burschen nach dem Nachtessen die sogenannte „Irde an" und holen die Mädchen ins Wirtshaus ab, wo sie mit ihnen bis 11 Uhr singen, und dann

geleiten sie die Liebsten heim. Genau so, nämlich Jord, Jort, heißen die sonntäglichen Zusammenkünfte der jungen Leute in Ditmarschen. Die Irde (Ürte) d. i. Zeche bezahlen die Burschen gemeinsam; nur am ersten Sonntag nach Fastnacht, an der alten „Fasnet", halten die Mädchen sie frei. „Gsunge wird am Sunntig uf der Stroß, z'Obed uf em Bänkli, wenn des jung Züg zemme chunt (wenn die Jugend zusammenkommt), und im Wirtshus, wenn sie tief ins Gleesli glueget hent. Bi der Arbet singe si nit, do sind si mengmol wunderli, und besunderi Sänger hets wohrschinli z'Reckinge (Waldshut) nie gäh". Doch werden in einzelnen Orten besonders stimmbegabte Familien von Alters her bewundert. Auf dem hohen Schwarzwald z. B. um Lenzkirch und Bonndorf werden auch noch in wein- und biererregter Stimmung neue Lieder erfunden, wenn auch nicht neue Weisen; es sind aber nur die derb spaßigen und oft satirischen vierzeiligen Rappebitzli, Schnaderhüpfle von wenig Wert. So etwa steht es im alemannischen Oberlande, dem das fränkische Unterland an Singlust und Begabung überlegen zu sein scheint. Zwar werden mehreren Ortschaften, wie Rosenberg (Adelsh.) und Fautenbach (Achern), wenig Gehör und Stimme nachgesagt, aber in dem breiten Strich der vom Rhein bei Rastatt, Ettlingen, Karlsruhe, Bruchsal nach Pforzheim und Bretten, ja bis zum Taubergrund hinüberreicht, wird viel, zum Teil sehr viel und oft gar hübsch gesungen. Südlich davon bleiben das Hanauer Land und nördlich die Pfalz kaum dahinter zurück. Im Odenwald strömt die männliche wie die weibliche Jugend alle Sonntage in die Wirtshäuser und singt da bis zur Polizeistunde häufig schmutzige Lieder unter gemeinem Gelächter, dagegen gehen in der Hardt die Burschen am Sonntag Abend zu ihren Bekanntschaften, um im oder vor dem Hause sich mit ihnen zu unterhalten. Man singt zu allen Jahreszeiten, wie es in Kürnbach (Bretten) heißt: „am Summers und am Winters", und fügen wir hinzu, bei der Arbeit und in der Muße. Am häufigsten hört man diese Lieder halbe Nächte hindurch beim „Hopferopfe" oder „Hopfepflücke", wozu sich die ganze Nachbarschaft und Verwandtschaft versammelt, auch beim Tabakeinfädeln oder -anfassen in den Scheuern, Küchen, Stuben und Thoreinfahrten und beim Welschkornschleißen. Auf dem Heimweg von der Arbeit wird viel gesungen, namentlich von den Mädchen, wenn sie im

Frühjahr vom Klopfen der Eichenschälrinde zurückkehren. Sommers strömt die reifere Jugend am Sonntagnachmittag und -abend zum sogenannten Abendmarkt, „z'Obedmärkt", um ihre gemeinsamen Rundgänge zu machen. Zusammen ziehen die Burschen und Mädchen in gesonderten Reihen Arm in Arm auf der Landstraße einher, gern dem Walde zu oder bis zu einer Kapelle und singen bis in die Nacht hinein Liebes- und Frühlingslieder. Die Mädchen setzen sich auch neben dem Hause „vors Bankle" und hier und dort noch, wie in Schluttenbach (Ettl.), unter die Linde. Da ziehen dann die Burschen an ihnen vorüber, zumal die Rekruten mit ihren bald wehmütigen, bald trotzigen Soldatenliedern. Auf diesen Abendmärkten, die auch Oberhessen und das Voigtland kennen, werden namentlich in Dörfern, wo die Spinnstuben verödet stehen, die meisten Bekanntschaften gemacht, die dann weiter zur Einladung zum Kilbetanz und endlich zur Heirat zu führen pflegen. Hat man in Hettingen (Buchen) ein Lied zu Ende gesungen, etwa: „Napoleon, der Schustergesell'", oder „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten", so wird in der Regel ein spruchartiges Liedchen angehängt, indem einer der Sänger beginnt und die andern aus ihrem Liedervorrat beisteuern. Dieser wird oft bewahrt durch geschriebene Liederbücher, deren es z. B. in Ichenheim (Lahr) noch Dutzende giebt. Die Gedichte sind meist im Geschmack der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ausgewählt und fast durchweg in der Schriftsprache gehalten. Die schwärmerischen überwiegen, doch kommen auch fröhliche und derb komische vor. Hin und wieder sind ernst religiöse, patriotische und sogar politische z. B. auf Itzstein, Hecker und Struve aufgenommen. Goethe's „Kleine Blumen, kleine Blätter" (S. 177) ist auch in Ichenheim volkstümlich verändert worden.

Wie in diesen Sammlungen sind überhaupt die eigentlichen Volkslieder sehr zurückgedrängt durch die sogen. volkstümlichen Lieder wie „Wenn die Blümlein draußen zittern", „Sah ein Knab' ein Röslein stehn", „Steh ich in finstrer Mitternacht", „Am Brunnen vor dem Thore", „An der Saale", „Nun leb wohl, du kleine Gasse". Dazu haben die Soldaten einen durchweg nicht sehr veredelnden Strom von Liedern aus der Kaserne übers Land geleitet, und von den Fabriken her wirkt die sozialdemokratische Gassenhauerpoesie ein. Doch wird z. B. in Fußbach (Gengenb.) und Zeuthern (Bruchs.) hervor-

gehoben, daß die dortigen Soldaten- und Liebeslieder nie oder selten unflätig sind, und in Kürnbach, daß jene volkstümlichen Lieder die früher oft gehörten Gassenhauer verdrängt haben.

Auch leben von den alten Volksliedern noch immer einige fort, so das in Deutschland und Holland weit verbreitete von den drei Grafen: „Ich stand auf hohen Bergen“.

Selbstverständlich wird außer bei den angegebenen Gelegenheiten noch zwischen den Tänzen und auf Hochzeiten und Kindtaufen, zu Neujahr und zu Fastnacht und namentlich auf den Kirchweihen gesungen. Man möchte mehr hören vom Hausgesang des Alltagslebens, der sehr verkümmert zu sein scheint.

Weit wünschenswerter und wichtiger als die Wiedereinführung der äußeren Volkstracht ist die Wiederbelebung des Volksliedes, der inneren Volkstracht. Die Schule und die Gesangvereine haben trotz vieler Bemühungen dieses hohe Ziel nicht erreicht. Die bei den Liedertafeln so verbreitete Schwärmerei für sentimentale Stückchen „im Volkstone“ und die Koschatlieder verderben den Geschmack für die einfache frische Schönheit des echten Volksliedes und zerstören die Lust am vollendeten Vortrag desselben. Außerdem bildet die Schule Stimme und Gehör der Kinder oft nicht genügend aus. Ein wirkliches billiges Volksliederbuch, mit dem bereits die Schule ihre Jugend vertraut macht, ist höchstes Bedürfnis. Sind diese Forderungen erfüllt, so werden auch die Geistlichkeit und die Polizei ihren Widerwillen gegen den Gesang auf der Straße aufgeben, und dieser wird unserem Volke bei seiner Arbeit wie bei seiner Muße, am Werktag wie am Festtag, im Hause wie im Freien wieder in reichem Maße Ermunterung, Trost und Freude werden!

Wie oben bemerkt, waren Sang und Tanz ursprünglich innig mit einander verschmolzen, mit dem Leibe rührte sich auch die Seele, die in der Stimme wiederklang. Noch durch das ganze 16. Jahrhundert bis in das 17. waren Tanzlieder üblich, bis die Schrecken des 30jährigen Krieges und die hastigeren modernen Tanzweisen den Tänzern die freudig laute Ungezwungenheit nahmen. Nur ausnahmsweise wird nicht bloß zwischen den Tänzen, sondern auch zum Tanze gesungen. Hie und da wird dabei das Singen durch das unedlere Pfeifen ersetzt. Solche noch übliche Tanzlieder sind in Baden:

„Hopsa Lisele, lupf d'r Fueß,
„Wenn i mit d'r tanze mueß,
„Mit d'r tanze kann i nit,
„Wenn d'r Fueß nit lupfe wit (willst)."

Oder das schöne, von der Schweiz bis nach Thüringen bekannte:

„'s isch no nit lang, daß g'regnet hett,
„Die Studele (Büsche) tropfe no.
„I han emol 'n Schatz gehett,
„I welt, i hett ihn no."

Außer diesem Tanzlied konnte und kann z. B. Rickenbach (Säck.) noch manche andere:

„Fahr ufe, fahr abe, fahr Laufenburg zue,
„Wie tanze die Wälder (Waldleute), wie chläppere die Schue,
„Drum umme, drum umme, 's mag chläppere, wie's will,
„'ne Junge hebt umme, 'ne Alte hebt still."

oder:

„Durch's Mättle bin i g'laufe, mein' Schühle sind naß,
„Wege dir bin i chomme, herztausiger Schatz."

oder:

„Hinter einer Schitterbiege (Holzstoß), hinter einem grünen Hag
„Bin i bi mim Schätzle g'lege bis zum helle, heitre Tag."

oder:

„Sibe Dutzend Äpfelchüchle giebt 'ne ganze Zaine (Korb) voll;
„I weiß nit, solle 's Maidle liebe oder zu 'ner andere soll."

oder:

„Adam und Eva händ's Lieben erdacht,
„Und ich und mei Schätzle händ's au so gmacht.
„Kaum hät d'r Adam des Evele g'seh,
„Isch r ufgsprunge, hät g'juchzet: Juhe!"
„Kaum hät d'r Adam in Apfel g'bisse,
„So hat ihn d'r Teufel des G'wisse zerisse.
„D' Eva sagt, das geht mich nichts nicht an,
„Adam soll't g'scheider sin, er isch d'r Mann."

In Ottenhöfen (Achern) singt man:

„Warum hat das Mädle kei Schurz mehr an?
„Sie wird ihn beim Tanze verlore han!" u. s. w.

oder:

„Heirat' hät i a schô könne a blitzsauber's Mensch,
„E Bettlad hät sie a scho ka (gehabt) un e klei Kind."

oder:

„Dort obe bin i her, wo man d'Erdäpfle baut,
„Drum bin i schö g'wachse wie's Erdäpflekraut."

oder:

„Ein Busserl im (dem) Dirndl, des isch ka (kein) Sünd,
„Des hat mi mei Mutter g'lehrt als e klei Kind."

Aus Zuzenhausen (Sinsh.) die früher beliebte Tanzmelodie:

„Bei Austerlitz, da hats geblitzt."

und die noch gesungene „Der mit dem Sabel," das Leibstück des Pfälzerlands.

In Berolzheim (Tauberbischofsh.) wird zum „Dröher" oder „Schleufer" gesungen:

„'s Madle will de Dröher danze,
„Henkt se Röckle voul mit Franze,
„'s Madle danzt de Dröher net,
„Sicht mr a de Franze net."

Unser Volk hat immer, sobald es ihm nur einigermaßen wohl war, den Tanz geliebt, und wenn im 13. Jahrhundert der strenge Sittenprediger Bruder Berthold von Regensburg den Tänzern mit der Hölle drohte, so riefen sie ihm kühn entgegen: „Bruoder Berthold, rede, waz du wellest! wir mügen ungetanzet niht sîn." Noch immer bekämpft an manchen badischen Orten die Geistlichkeit die Tanzlust, doch meist nur mit wenig Erfolg. Seit etwa 30 Jahren z. B. scheint das Tanzvergnügen fast vollständig unterdrückt in Neusatz (Bühl), dafür aber werden die Tanzböden der Nachbarorte um so stärker besucht.

Die Tanzkunst wird häufig in Scheunen erlernt unter den Klängen einer Mund- oder Ziehharmonika. Die einfacheren Modetänze der Stadt: Polka, Galopp, Schottisch und Walzer beherrschen jetzt auch das Land, zu den künstlicheren reicht gewöhnlich jener Scheunen-unterricht nicht aus. Die älteren Tänze sind schon meistens vergessen und haben sich nur an einzelnen Orten in Übung erhalten. Auch manche feinere Anstandsform ist damit aufgegeben. So schickte in

der Baar ein Bursch seinen Kameraden als Fürsprech zu den Eltern seines Mädchens mit der Bitte, sie ihm zum Tanz anzuvertrauen:

„'s Vogts Peter schickt mich hear,
„Ujer (Eure) Kathrei wär sein Begear,
„Ear wird se halta in Ehra,
„Drum wearets die lieba Eltra itt (nicht) verwehra."

Willigte die Mutter ein, so putzte sich die Tochter geziemend heraus, der Vater aber trank mit dem Fürsprech am Tisch den Willkomm. Endlich trat die Schöne wieder in die Stube, der Vater bestimmte die Stunde der Heimkehr, die Mutter besprengte ihr Töchterlein mit Weihwasser und entließ sie „in Gottes Namen". Um St. Blasien holt wohl noch nicht der Liebhaber, sondern dessen Freund das Mädchen vom Elternhause ab, und in Münzesheim (Bretten) kommt an der Kirchweih der Bursch mit einem Freunde, jeder mit einer Flasche Wein, zu seinem Mädchen und erbitten sie von den Eltern zum Tanz. Erhält er die Erlaubnis, so trinken sie den Wein gemeinschaftlich aus. Und wenn nun in der Baar etwa eine junge Frau, mit ihrem Kind auf dem Arme, sehnsüchtig dem Tanze zuschaute, so überließ ihr zuweilen das Mädle willig ihren Burschen und hütete derweil das Kleine. Das war „das Wechseln". Will ein Ettenheimer oder Kinzigthäler Bursche sein Mädchen ehren, so wirft er den Musikanten eine halbe Mark hin und ruft: „Einen Extra für mich!" Dann tanzt er allein mit seinem Maidle. Spendirt er im Hauensteinischen dem Mädchen beim Tanze, so „gastirt oder menscheret" er. Dann heißt's: „sie nehmen einander, sie laufen miteinander". Dann wallfahrten sie sogar zusammen, namentlich am Fridolinsfest, nach Säckingen.

Getanzt wird jetzt meistens auf den Tanzböden der Wirtshäuser, in größeren Stuben und den Scheunen der Bauernhäuser, seltner im Freien oder gar unter der Linde. In der Bonndorfer Gegend findet das Haupttanzvergnügen, die „Irde" (S. 181), an Feiertagen nach dem Nachtessen im Wirtshause statt. Doch in Elchesheim (Rastatt) wird sogar schon am Fastnachtsmontag ein großer verzierter Kuchen auf einer Wiese herausgetanzt.

Die meisten alten Tänze waren Tänze in freier Natur und zeichnen sich noch heute vor den neuen durch wechselnde, sinnvolle und oft schwierige Figuren aus; dafür haben andere wieder einen sehr ein=

fachen Charakter. Sie sind aus den Opferreigen alter Feste entstanden und haften deswegen auch heute noch am zähesten an solchen Festtagen, wie Fastnacht, Ostern und Pfingsten, Erntefeier und Kirchweih und an der Hochzeit. Der Schwerttanz, obgleich er zuerst als Fastnachtsspiel erst aus dem Jahre 1404 in Brügge bezeugt ist, scheint doch ins höchste Altertum hinaufzureichen, wo man den siegreichen Frühlingsgott mit kunstvollem Waffenspiel begrüßte. Unter die wenigen Orte in Deutschland, an denen er sich erhalten hat, zählt Überlingen. Hier wurde der „Schwertletanz" 1875 und am Fastnachtsdonnerstag 1886 in historischen Kostümen von den ledigen Rebleuten der Neustadt aufgeführt. Beteiligt waren daran 4 Platzmeister, das Hänsele, 5 Spielleute und etwa 30 eigentliche Schwerttänzer in langen blauen Röcken, roten Westen, kurzen Leder- oder Samthosen, langen Strümpfen, Schnallenschuhen und dreieckigen schwarzen Filzhüten, jeder mit einem Degen und einem großen künstlichen Blumenstrauß. Nach der Messe Umzug durch die Stadt, und dann der Tanz erst vor dem Rathaus, dann vor dem Pfarrhof, dann vor den Häusern der Magistrats- und anderer angesehener Personen. Vor jedem schwenkte der Fähnrich die Fahne, die Mannschaft zog die Degen und salutierte in einer Reihe. Dann stellten sie sich hinter einander auf, in der Rechten den Degen, während die Linke die Degenspitze des Hintermanns faßte. Diese Kette beschrieb nun hüpfend im Sechsachteltakt die verschiedensten Kreis- und Schlangenlinien und stellten dann eine Gruppe mit gekreuzten Degen dar, indem Einer nach dem Andern unter zwei emporgehaltenen Degen hindurchging und die zwei letzten sich immer wieder der Gruppe anschlossen, bis diese sämtliche Teilnehmer aufgenommen hatte, worauf sie wieder in gleicher Weise aufgelöst wurde. Endlich sprang Jeder der Reihe nach über einen in Kniehöhe gehaltenen Degen. Zur Musik sangen die Kinder:

„Hatlaha, Hatlaha, Habermus g'nug,
„Gnädige Frau, gnädige Frau, gen mer au Geld."

Nach dem Waffentanz holte Einer und der Andere ein Mädchen zum Reigen aus der Menge, so daß ein munteres Tanzvergnügen auf der Straße das Ganze abschloß. Der alte kühne Schwerttanz, bei dem der „König" auf die zusammengeschobenen Degenspitzen, auf die

„Rose" oder den „Stern" sprang,[1]) hat beinahe den Charakter eines höfischen Tanzes angenommen.

Unter den Tänzen, die die Freude über den Weide- und Ackerertrag ausdrückten, war der berühmteste der Schäfersprung zu Bretten. Am Laurentiustage (10. August) versammelten sich die Schäfer unter Schalmeienklang in ihrer Zunftherberge, um von da mit Hirtenstäben auf der Schulter zur Kirche zu ziehen. Nach dem Gottesdienst thaten sie sich bis gegen Abend in ihrer Zunftstube gütlich. Dann aber liefen auf einem eine halbe Stunde außerhalb der Stadt gelegenen Felde die Meisterssöhne und Meisterstöchter paarweise, jene nach einem buntbebänderten Lamm, diese nach einem seidenen Halstuch, um die Wette. Der Tag schloß in der Herberge mit Spiel und Tanz. In Stein (Bretten) hat der Tanz schon völlig den Wettlauf verdrängt und ist zu gewöhnlicherem Hammeltanz, einem echten Kirchweihtanz, geworden. Am Kirchweihdienstag tanzt auf der Wiese das junge Volk um einen geschmückten Hammel und ein Licht, an dem eine Schnur mit einem gefüllten Glas befestigt ist. Brennt nach etwa einer halben Stunde das Licht bis zur Schnur ab und zerschellt das Glas auf dem darunter liegenden Stein, so hat das gerade tanzende Paar, das einen mit Bändern verzierten Stab hält, gewonnen, er den Hammel und sie die Bänder und Sträuße des Tiers. Man zieht vor das Haus des Siegers und der Siegerin, und aus einem Kübel Wein wird auf dessen Kosten lustig gezecht. In Berolzheim (Tauberb.) wird nach diesem Kerwetanz der Hammel vor dem Wirtshaus geschlachtet und dann gemeinsam verzehrt, das Fell und das Übrige behält der Gewinner. In Pfohren bei Donaueschingen wird dieser Tanz am Pfingstmontag, doch nicht alljährlich, in der alten Tracht aufgeführt. Noch in manchen andern Orten des Nordens wie des Südens hat er sich, wenn auch nicht immer an der Kirchweih, beim Erntefest erhalten, z. B. in Angelthürn (Boxberg), in Hornberg a. d. Kinzig, im Wild-, Glotter- und Elzthal (Freib.). Er ist abgebildet in A. Schreibers „Deutschlands Trachten".

Nahe verwandt ist der ebenfalls von A. Schreiber abgebildete und oft von den alten Fastnachtsspielen und von Gailer von Kaysersberg und Fischart genannte Hahnen- oder Gickeltanz, der auf

[1]) M. Deutsche Volkskunde S. 162.

geleiten sie die Liebsten heim. Genau so, nämlich Jord, Jort, heißen die sonntäglichen Zusammenkünfte der jungen Leute in Ditmarschen. Die Irde (Ürte) d. i. Zeche bezahlen die Burschen gemeinsam; nur am ersten Sonntag nach Fastnacht, an der alten „Fasnet", halten die Mädchen sie frei. „Gsunge wird am Sunntig uf der Stroß, z'Obed uf em Bänkli, wenn des jung Züg zemme chunt (wenn die Jugend zusammenkommt), und im Wirtshus, wenn sie tief ins Gleesli glueget hent. Bi der Arbet singe si nit, do sind si mengmol wunderli, und besunderi Sänger hets wohrschinli z'Reckinge (Waldshut) nie gäh". Doch werden in einzelnen Orten besonders stimmbegabte Familien von Alters her bewundert. Auf dem hohen Schwarzwald z. B. um Lenzkirch und Bonndorf werden auch noch in wein- und biererregter Stimmung neue Lieder erfunden, wenn auch nicht neue Weisen; es sind aber nur die derb spaßigen und oft satirischen vierzeiligen Rappebitzli, Schnaderhüpfle von wenig Wert. So etwa steht es im alemannischen Oberlande, dem das fränkische Unterland an Singlust und Begabung überlegen zu sein scheint. Zwar werden mehreren Ortschaften, wie Rosenberg (Adelsh.) und Fautenbach (Achern), wenig Gehör und Stimme nachgesagt, aber in dem breiten Strich der vom Rhein bei Rastatt, Ettlingen, Karlsruhe, Bruchsal nach Pforzheim und Bretten, ja bis zum Taubergrund hinüberreicht, wird viel, zum Teil sehr viel und oft gar hübsch gesungen. Südlich davon bleiben das Hanauer Land und nördlich die Pfalz kaum dahinter zurück. Im Odenwald strömt die männliche wie die weibliche Jugend alle Sonntage in die Wirtshäuser und singt da bis zur Polizeistunde häufig schmutzige Lieder unter gemeinem Gelächter, dagegen gehen in der Hardt die Burschen am Sonntag Abend zu ihren Bekanntschaften, um im oder vor dem Hause sich mit ihnen zu unterhalten. Man singt zu allen Jahreszeiten, wie es in Kürnbach (Bretten) heißt: „am Summers und am Winters", und fügen wir hinzu, bei der Arbeit und in der Muße. Am häufigsten hört man diese Lieder halbe Nächte hindurch beim „Hopferopfe" oder „Hopfepflücke", wozu sich die ganze Nachbarschaft und Verwandtschaft versammelt, auch beim Tabakeinfädeln oder -anfassen in den Scheuern, Küchen, Stuben und Thoreinfahrten und beim Welschkornschleißen. Auf dem Heimweg von der Arbeit wird viel gesungen, namentlich von den Mädchen, wenn sie im

Frühjahr vom Klopfen der Eichenschälrinde zurückkehren. Sommers strömt die reifere Jugend am Sonntagnachmittag und -abend zum sogenannten Abendmarkt, „z'Obedmärkt", um ihre gemeinsamen Rundgänge zu machen. Zusammen ziehen die Burschen und Mädchen in gesonderten Reihen Arm in Arm auf der Landstraße einher, gern dem Walde zu oder bis zu einer Kapelle und singen bis in die Nacht hinein Liebes- und Frühlingslieder. Die Mädchen setzen sich auch neben dem Hause „vors Bankle" und hier und dort noch, wie in Schluttenbach (Ettl.), unter die Linde. Da ziehen dann die Burschen an ihnen vorüber, zumal die Rekruten mit ihren bald wehmütigen, bald trotzigen Soldatenliedern. Auf diesen Abendmärkten, die auch Oberhessen und das Voigtland kennen, werden namentlich in Dörfern, wo die Spinnstuben verödet stehen, die meisten Bekanntschaften gemacht, die dann weiter zur Einladung zum Kilbetanz und endlich zur Heirat zu führen pflegen. Hat man in Hettingen (Buchen) ein Lied zu Ende gesungen, etwa: „Napoleon, der Schustergesell'", oder „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten", so wird in der Regel ein spruchartiges Liedchen angehängt, indem einer der Sänger beginnt und die andern aus ihrem Liedervorrat beisteuern. Dieser wird oft bewahrt durch geschriebene Liederbücher, deren es z. B. in Ichenheim (Lahr) noch Dutzende giebt. Die Gedichte sind meist im Geschmack der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ausgewählt und fast durchweg in der Schriftsprache gehalten. Die schwärmerischen überwiegen, doch kommen auch fröhliche und derb komische vor. Hin und wieder sind ernst religiöse, patriotische und sogar politische z. B. auf Itzstein, Hecker und Struve aufgenommen. Goethe's „Kleine Blumen, kleine Blätter" (S. 177) ist auch in Ichenheim volkstümlich verändert worden.

Wie in diesen Sammlungen sind überhaupt die eigentlichen Volkslieder sehr zurückgedrängt durch die sogen. volkstümlichen Lieder wie „Wenn die Blümlein draußen zittern", „Sah ein Knab' ein Röslein stehn", „Steh ich in finstrer Mitternacht", „Am Brunnen vor dem Thore", „An der Saale", „Nun leb wohl, du kleine Gasse". Dazu haben die Soldaten einen durchweg nicht sehr veredelnden Strom von Liedern aus der Kaserne übers Land geleitet, und von den Fabriken her wirkt die sozialdemokratische Gassenhauerpoesie ein. Doch wird z. B. in Fußbach (Gengenb.) und Zeuthern (Bruchs.) hervor-

gehoben, daß die dortigen Soldaten- und Liebeslieder nie oder selten unflätig sind, und in Kürnbach, daß jene volkstümlichen Lieder die früher oft gehörten Gassenhauer verdrängt haben.

Auch leben von den alten Volksliedern noch immer einige fort, so das in Deutschland und Holland weit verbreitete von den drei Grafen: „Ich stand auf hohen Bergen“.

Selbstverständlich wird außer bei den angegebenen Gelegenheiten noch zwischen den Tänzen und auf Hochzeiten und Kindtaufen, zu Neujahr und zu Fastnacht und namentlich auf den Kirchweihen gesungen. Man möchte mehr hören vom Hausgesang des Alltagslebens, der sehr verkümmert zu sein scheint.

Weit wünschenswerter und wichtiger als die Wiedereinführung der äußeren Volkstracht ist die Wiederbelebung des Volksliedes, der inneren Volkstracht. Die Schule und die Gesangvereine haben trotz vieler Bemühungen dieses hohe Ziel nicht erreicht. Die bei den Liedertafeln so verbreitete Schwärmerei für sentimentale Stückchen „im Volkstone“ und die Koschatlieder verderben den Geschmack für die einfache frische Schönheit des echten Volksliedes und zerstören die Lust am vollendeten Vortrag desselben. Außerdem bildet die Schule Stimme und Gehör der Kinder oft nicht genügend aus. Ein wirkliches billiges Volksliederbuch, mit dem bereits die Schule ihre Jugend vertraut macht, ist höchstes Bedürfnis. Sind diese Forderungen erfüllt, so werden auch die Geistlichkeit und die Polizei ihren Widerwillen gegen den Gesang auf der Straße aufgeben, und dieser wird unserem Volke bei seiner Arbeit wie bei seiner Muße, am Werktag wie am Festtag, im Hause wie im Freien wieder in reichem Maße Ermunterung, Trost und Freude werden!

Wie oben bemerkt, waren Sang und Tanz ursprünglich innig mit einander verschmolzen, mit dem Leibe rührte sich auch die Seele, die in der Stimme wiederklang. Noch durch das ganze 16. Jahrhundert bis in das 17. waren Tanzlieder üblich, bis die Schrecken des 30jährigen Krieges und die hastigeren modernen Tanzweisen den Tänzern die freudig laute Ungezwungenheit nahmen. Nur ausnahmsweise wird nicht bloß zwischen den Tänzen, sondern auch zum Tanze gesungen. Hie und da wird dabei das Singen durch das unedlere Pfeifen ersetzt. Solche noch übliche Tanzlieder sind in Baden:

„Hopsa Lisele, lupf d'r Fueß,
„Wenn i mit d'r tanze mueß,
„Mit d'r tanze kann i nit,
„Wenn d'r Fueß nit lupfe wit (willst)."

Oder das schöne, von der Schweiz bis nach Thüringen bekannte:

„'s isch no nit lang, daß g'regnet hett,
„Die Studele (Büsche) tropfe no.
„I han emol 'n Schatz gehett,
„I welt, i hett ihn no."

Außer diesem Tanzlied konnte und kann z. B. Rickenbach (Säck.) noch manche andere:

„Fahr use, fahr abe, fahr Laufenburg zue,
„Wie tanze die Wälder (Waldleute), wie chläppere die Schue,
„Drum umme, drum umme, 's mag chläppere, wie's will,
„'ne Junge hebt umme, 'ne Alte hebt still."

oder:

„Durch's Mättle bin i g'laufe, mein' Schühle sind naß,
„Wege dir bin i chomme, herztausiger Schatz."

oder:

„Hinter einer Schitterbiege (Holzstoß), hinter einem grünen Hag
„Bin i bi mim Schätzle g'lege bis zum helle, heitre Tag."

oder:

„Sibe Dutzend Äpfelchüchle giebt 'ne ganze Zaine (Korb) voll;
„I weiß nit, solle 's Maidle liebe oder zu 'ner andere soll."

oder:

„Adam und Eva händ's Lieben erdacht,
„Und ich und mei Schätzle händ's au so gmacht.
„Kaum hät d'r Adam des Evele g'seh,
„Isch r ufgsprunge, hät g'juchzet: Juhe!"
„Kaum hät d'r Adam in Apfel g'bisse,
„So hat ihn d'r Teufel des G'wisse zerisse.
„D' Eva sagt, das geht mich nichts nicht an,
„Adam soll't g'scheider sin, er isch d'r Mann."

In Ottenhöfen (Achern) singt man:

„Warum hat das Mädle kei Schurz mehr an?
„Sie wird ihn beim Tanze verlore han!" u. s. w.

oder:

„Heirat' hät i a schô könne a blitzsauber's Mensch,
„E Bettlad hät sie a scho ka (gehabt) un e klei Kind."

oder:

„Dort obe bin i her, wo man d'Erdäpfle baut,
„Drum bin i schö g'wachse wie's Erdäpflekraut."

oder:

„Ein Busserl im (dem) Dirndl, des isch ka (kein) Sünd,
„Des hat mi mei Mutter g'lehrt als e klei Kind."

Aus Zuzenhausen (Sinsh.) die früher beliebte Tanzmelodie:

„Bei Austerlitz, da hats geblitzt."

und die noch gesungene „Der mit dem Sabel," das Leibstück des Pfälzerlands.

In Berolzheim (Tauberbischofsh.) wird zum „Dröher" oder „Schleufer" gesungen:

„'s Madle will de Dröher danze,
„Henkt se Röckle voul mit Franze,
„'s Madle danzt de Dröher net.
„Sicht mr a de Franze net."

Unser Volk hat immer, sobald es ihm nur einigermaßen wohl war, den Tanz geliebt, und wenn im 13. Jahrhundert der strenge Sittenprediger Bruder Berthold von Regensburg den Tänzern mit der Hölle drohte, so riefen sie ihm kühn entgegen: „Bruoder Berthold, rede, waz du wellest! wir mügen ungetanzet niht sîn." Noch immer bekämpft an manchen badischen Orten die Geistlichkeit die Tanzlust, doch meist nur mit wenig Erfolg. Seit etwa 30 Jahren z. B. scheint das Tanzvergnügen fast vollständig unterdrückt in Neusatz (Bühl), dafür aber werden die Tanzböden der Nachbarorte um so stärker besucht.

Die Tanzkunst wird häufig in Scheunen erlernt unter den Klängen einer Mund- oder Ziehharmonika. Die einfacheren Modetänze der Stadt: Polka, Galopp, Schottisch und Walzer beherrschen jetzt auch das Land, zu den künstlicheren reicht gewöhnlich jener Scheunenunterricht nicht aus. Die älteren Tänze sind schon meistens vergessen und haben sich nur an einzelnen Orten in Übung erhalten. Auch manche feinere Anstandsform ist damit aufgegeben. So schickte in

der Baar ein Bursch seinen Kameraden als Fürsprech zu den Eltern seines Mädchens mit der Bitte, sie ihm zum Tanz anzuvertrauen:

„'s Vogts Peter schickt mich hear,
„Ujer (Eure) Kathrei wär sein Begear,
„Ear wird se halta in Ehra,
„Drum wearets die lieba Eltra itt (nicht) verwehra."

Willigte die Mutter ein, so putzte sich die Tochter geziemend heraus, der Vater aber trank mit dem Fürsprech am Tisch den Willkomm. Endlich trat die Schöne wieder in die Stube, der Vater bestimmte die Stunde der Heimkehr, die Mutter besprengte ihr Töchterlein mit Weihwasser und entließ sie „in Gottes Namen". Um St. Blasien holt wohl noch nicht der Liebhaber, sondern dessen Freund das Mädchen vom Elternhause ab, und in Münzesheim (Bretten) kommt an der Kirchweih der Bursch mit einem Freunde, jeder mit einer Flasche Wein, zu seinem Mädchen und erbitten sie von den Eltern zum Tanz. Erhält er die Erlaubnis, so trinken sie den Wein gemeinschaftlich aus. Und wenn nun in der Baar etwa eine junge Frau, mit ihrem Kind auf dem Arme, sehnsüchtig dem Tanze zuschaute, so überließ ihr zuweilen das Mädle willig ihren Burschen und hütete derweil das Kleine. Das war „das Wechseln". Will ein Ettenheimer oder Kinzigthäler Bursche sein Mädchen ehren, so wirft er den Musikanten eine halbe Mark hin und ruft: „Einen Extra für mich!" Dann tanzt er allein mit seinem Maidle. Spendirt er im Hauensteinischen dem Mädchen beim Tanze, so „gastirt oder menscheret" er. Dann heißt's: „sie nehmen einander, sie laufen miteinander". Dann wallfahrten sie sogar zusammen, namentlich am Fridolinsfest, nach Säckingen.

Getanzt wird jetzt meistens auf den Tanzböden der Wirtshäuser, in größeren Stuben und den Scheunen der Bauernhäuser, seltner im Freien oder gar unter der Linde. In der Bonndorfer Gegend findet das Haupttanzvergnügen, die „Irde" (S. 181), an Feiertagen nach dem Nachtessen im Wirtshause statt. Doch in Elchesheim (Rastatt) wird sogar schon am Fastnachtsmontag ein großer verzierter Kuchen auf einer Wiese herausgetanzt.

Die meisten alten Tänze waren Tänze in freier Natur und zeichnen sich noch heute vor den neuen durch wechselnde, sinnvolle und oft schwierige Figuren aus; dafür haben andere wieder einen sehr ein=

fachen Charakter. Sie sind aus den Opferreigen alter Feste entstanden und haften deswegen auch heute noch am zähesten an solchen Festtagen, wie Fastnacht, Ostern und Pfingsten, Erntefeier und Kirchweih und an der Hochzeit. Der Schwerttanz, obgleich er zuerst als Fastnachtsspiel erst aus dem Jahre 1404 in Brügge bezeugt ist, scheint doch ins höchste Altertum hinaufzureichen, wo man den siegreichen Frühlingsgott mit kunstvollem Waffenspiel begrüßte. Unter die wenigen Orte in Deutschland, an denen er sich erhalten hat, zählt Überlingen. Hier wurde der „Schwertletanz" 1875 und am Fastnachtsdonnerstag 1886 in historischen Kostümen von den ledigen Rebleuten der Neustadt aufgeführt. Beteiligt waren daran 4 Platzmeister, das Hänsele, 5 Spielleute und etwa 30 eigentliche Schwerttänzer in langen blauen Röcken, roten Westen, kurzen Leder- oder Samthosen, langen Strümpfen, Schnallenschuhen und dreieckigen schwarzen Filzhüten, jeder mit einem Degen und einem großen künstlichen Blumenstrauß. Nach der Messe Umzug durch die Stadt, und dann der Tanz erst vor dem Rathaus, dann vor dem Pfarrhof, dann vor den Häusern der Magistrats- und anderer angesehener Personen. Vor jedem schwenkte der Fähnrich die Fahne, die Mannschaft zog die Degen und salutierte in einer Reihe. Dann stellten sie sich hinter einander auf, in der Rechten den Degen, während die Linke die Degenspitze des Hintermanns faßte. Diese Kette beschrieb nun hüpfend im Sechsachteltakt die verschiedensten Kreis- und Schlangenlinien und stellten dann eine Gruppe mit gekreuzten Degen dar, indem Einer nach dem Andern unter zwei emporgehaltenen Degen hindurchging und die zwei letzten sich immer wieder der Gruppe anschlossen, bis diese sämtliche Teilnehmer aufgenommen hatte, worauf sie wieder in gleicher Weise aufgelöst wurde. Endlich sprang Jeder der Reihe nach über einen in Kniehöhe gehaltenen Degen. Zur Musik sangen die Kinder:

„Hatlaha, Hatlaha, Habermus g'nug,
„Gnädige Frau, gnädige Frau, gen mer au Geld."

Nach dem Waffentanz holte Einer und der Andere ein Mädchen zum Reigen aus der Menge, so daß ein munteres Tanzvergnügen auf der Straße das Ganze abschloß. Der alte kühne Schwerttanz, bei dem der „König" auf die zusammengeschobenen Degenspitzen, auf die

„Rose“ oder den „Stern“ sprang,[1]) hat beinahe den Charakter eines höfischen Tanzes angenommen.

Unter den Tänzen, die die Freude über den Weide- und Ackerertrag ausdrückten, war der berühmteste der Schäfersprung zu Bretten. Am Laurentiustage (10. August) versammelten sich die Schäfer unter Schalmeienklang in ihrer Zunftherberge, um von da mit Hirtenstäben auf der Schulter zur Kirche zu ziehen. Nach dem Gottesdienst thaten sie sich bis gegen Abend in ihrer Zunftstube gütlich. Dann aber liefen auf einem eine halbe Stunde außerhalb der Stadt gelegenen Felde die Meisterssöhne und Meisterstöchter paarweise, jene nach einem buntbebänderten Lamm, diese nach einem seidenen Halstuch, um die Wette. Der Tag schloß in der Herberge mit Spiel und Tanz. In Stein (Bretten) hat der Tanz schon völlig den Wettlauf verdrängt und ist zu gewöhnlicherem Hammeltanz, einem echten Kirchweihtanz, geworden. Am Kirchweihdienstag tanzt auf der Wiese das junge Volk um einen geschmückten Hammel und ein Licht, an dem eine Schnur mit einem gefüllten Glas befestigt ist. Brennt nach etwa einer halben Stunde das Licht bis zur Schnur ab und zerschellt das Glas auf dem darunter liegenden Stein, so hat das gerade tanzende Paar, das einen mit Bändern verzierten Stab hält, gewonnen, er den Hammel und sie die Bänder und Sträuße des Tiers. Man zieht vor das Haus des Siegers und der Siegerin, und aus einem Kübel Wein wird auf dessen Kosten lustig gezecht. In Berolzheim (Tauberb.) wird nach diesem Kerwetanz der Hammel vor dem Wirtshaus geschlachtet und dann gemeinsam verzehrt, das Fell und das Übrige behält der Gewinner. In Pfohren bei Donaueschingen wird dieser Tanz am Pfingstmontag, doch nicht alljährlich, in der alten Tracht aufgeführt. Noch in manchen andern Orten des Nordens wie des Südens hat er sich, wenn auch nicht immer an der Kirchweih, beim Erntefest erhalten, z. B. in Angelthürn (Boxberg), in Hornberg a. d. Kinzig, im Wild-, Glotter- und Elzthal (Freib.). Er ist abgebildet in A. Schreibers „Deutschlands Trachten“.

Nahe verwandt ist der ebenfalls von A. Schreiber abgebildete und oft von den alten Fastnachtsspielen und von Gailer von Kaysersberg und Fischart genannte Hahnen- oder Gickeltanz, der auf

[1]) M. Deutsche Volkskunde S. 162.

der Baar und auf den schwäbischen „Fildern“ sich am längsten behauptet hat. Auf der Spitze einer etwa 9 Fuß hohen Stange sitzt in einem Käfig ein Hahn; darunter ist ein Brettchen angebracht, auf dem ein Glas voll Wasser steht. Kommt nun ein tanzendes Paar unter das Brettchen, so bückt sich das Mädchen, hebt ihren Tänzer an seinen Knieriemen empor und unterstützt dessen Sprung in die Höhe. Wem es dreimal gelingt, mit dem Kopfe das Glas herunterzustoßen, der gewinnt den Hahn. In Niklashausen bei Wertheim tanzte vor wenigen Jahren das Paar in weitem Kreise um einen Topf, unter dem ein mit Bändern geschmückter „Göiger“ steckte und auf dem ein brennendes Licht befestigt war. Der Bursche, bei dessen Tanze das Licht ausging, mußte den Hahn bezahlen, der dann gleich am Abend verzehrt wurde. Als Kirchweihtanz gilt er noch in manchen Orten des Ober- und Unterlandes. Im badischen Norden ist üblicher der Holzäpfeletanz, bei dem das Losgehen einer Pistole die Entscheidung herbeiführt, und z. B. in Mühlhausen (Wiesloch) der Bundtanz, in dem bei brennender Kerze ein runder Kuchen ausgetanzt wird. In der Baar hatten die Roßhirten am letzten Kirchweihtage ihren Heuliechter- oder Heuliechertanz, wie er im württembergischen Wurmlingen hieß. Den führten die jüngeren Buben auf, statt deren die älteren Knechte die Rosse auf die Weide trieben. Aber um 7 oder 8 Uhr abends mußten jene heimkommen, um mit einem Hakenstab Heu für das Vieh aus dem Heustock zu „liechen“ d. h. herauszuziehen.

Aber charaktervoller sind doch die Hochzeitstänze, der Küsse- oder Kisseletanz, der Dreher oder Driller und der Siebensprung, die jedoch besser der Schilderung der Hochzeit vorbehalten bleiben.

Noch eine andere Art des Verkehrs der beiden Geschlechter ist hier zu erwähnen, die vertraulichste und die bedenklichste, die häufig den ehelichen Umgang vorweg nimmt, der nächtliche Besuch des Mädchens seitens des Burschen, den man gewöhnlich mit dem bayrischen Ausdruck „Fensterlen“ bezeichnet. Diesen alten gemeingermanischen Mißbrauch mögen schon in früheren Zeiten die Eltern eher begünstigt oder doch gelitten, als gehindert haben, und wie vor Alters der weltliche oder der kirchliche Grundherr, dem an der Vermehrung seiner

Hörigen und Leibeigenen gelegen war, dazu ein Auge zudrückte, so ist jetzt noch manchem Bauer, wenn auch selten der Fehltritt seiner Tochter, doch der seines Gesindes ziemlich gleichgiltig. Erst seit der Reformationszeit suchte zunächst die evangelische, dann auch die katholische Kirche dem Unwesen zu steuern, und auch etliche Regierungen griffen ein, wie z. B. die Basler 1766 das „Gadensteigen" verbot. Dennoch blüht diese Unsitte noch heute auch in Baden unter dem Schutz elterlicher Nachsicht weiter.

Die badischen Alemannen nennen diesen Abendbesuch entweder allgemeiner wie andere Besuche auf dem Lande: „z' Liecht, z' Stubbede, z' Obet gehn" oder bestimmter „zu 'ner (zu Einer), zem Maidli, Schatz" gehen oder z. B. in Bechtersbohl mehr nach Schweizer Weise: „z' Chil" (schweiz. Kilt) oder derber „uf Kareß" gehen. An jenem „z' Liecht gehn" halten auch die längst ins Banat eingewanderten badischen Hotzen fest, während ringsum das österreichische „Fensterln" gebraucht wird. Dieser Besuch findet an bestimmten Tagen statt. Die seit Alters und auch noch weithin üblichen sind wohl die drei Speck- oder Fleischtage: Dienstag, Donnerstag und Samstag oder Sonntag, die an manchen Orten auf zwei oder einen Tag herabgemindert sind. Doch in Obergrombach (Bruchs.) sind Dienstag und der sonst vermiedene Freitag die Besuchstage, „Wengerts"(Weingarten)tage" genannt, weil die Weinberge während der Traubenreife nur an zwei Tagen der Woche zugänglich sind. Ein anderer fränkischer Ausdruck, in Mittelfranken der „Kommtag", in der Rhön die „Kommstunden", ist in Kürnbach (Bretten) bis ins Hanauerland hinein die „Kommnacht", am Samstagsabend, während sie in andern Dörfern um Bretten, in Diedelsheim, auf den Donnerstag fällt. In Heinstetten (Meßk.) ist der Haupttag wieder der Samstag, und weil dann die Mädchen wegen des Putzens und Schuhwichsens länger aufbleiben, so geht man dort zur „Schuehsalbete". Der Bursch pflegt leise ans Küchen- oder Kammerfenster zu klopfen; bekommt er nach öfterem Klopfen keine Antwort, so denkt er sich eine und geht. Ist das Fenster hoch, so wird z. B. im Wiesenthal und Elzthal ein Leiterle mitgenommen wie in Schwaben, wo man deshalb von „Leiterle gaun" spricht. Im badischen Oberland suchen schon Burschen von 16 Jahren bei den Mädchen auf einer Leiter durch das Fenster „Fürlaß". Ist

der Liebhaber oben, so „heischt" er in Welschensteinach und bekommt von ihr einen Schnaps, wie in Tirol und der Schweiz, wo man glaubt:

„Ohne Wi(n) um Brot
„Ist d' Liebi tot!"

Wie unverfroren offen dieser Verkehr betrieben wird, zeigt ein Dorf in der Nähe von Ettenheim. Da trinken am Samstagabend die Burschen, die zum Schatz gehen wollen, in der Wirtschaft ein Viertel Wein, essen eine Cervelatwurst und stecken eine zweite in den Sack, um sie dem Hofhund zu geben, daß er ruhig ist. Am Sonntagmorgen schlafen beide aus: die Burschen gehen dann nicht in die Kirche, so daß man immer weiß, wer von ihnen beim Mädchen war, die Mädchen aber hüten sich, zu spät in die Kirche zu kommen.

Dieser Verkehr verschuldet hauptsächlich den in manchen Landschaften so hohen Prozentsatz unehelicher Kinder. Das Großherzogtum erreicht zwar mit seinen 7—8 Prozent nicht ganz den Durchschnitt von 8—9 Prozent des Deutschen Reiches, den Bayern mit seinen fast 20 Prozent am weitesten überschreitet. Aber auch die badische Statistik erweist, daß die Dörfer mehr Stätten dieser Unzucht sind, als die Städte, und die Hofgüter wiederum mehr als die Dörfer. Während z. B. in den drei bei Karlsruhe gelegenen Hardtdörfern Hagsfeld, Blankenloch und Friedrichsthal die Durchschnittsziffer der unehelichen Geburten unter 4 oder unter 5 Prozent bleibt, steigt sie im Gebiete der geschlossenen Hofgüter, z. B. im Bezirk Waldkirch, auf 18—20 Prozent, in einzelnen Gemeinden sogar auf 50—60 Prozent.[1]) Solchen gewaltigen Unterschieden gegenüber sollte doch die Frage, ob die leichte Heirat vermögensloser Dorfbewohner mit überkindeter Familie in wirtschaftlicher und sittlicher Beziehung nicht schädlicher sei als die wilde Ehe der Knechte und Mägde der Hofbauern, lieber verstummen. Dazu kommt, daß geschlechtliche Fehltritte meistens sehr leicht genommen werden. Die voreheliche Schwangerschaft eines Mädchens gilt nach weitverbreiteter Anschauung für eine mit Ergebung zu tragende Schickung Gottes, ja unter Dienstboten für eine Tugend, die den erwünschten Vorteil des Ernährungsbeitrags in Aussicht stellt. Freilich wird das Vergehen dadurch sehr gemildert, daß dieser Verkehr fast immer zur Hochzeit führt und das Sitzenlassen der Gefallenen für eine Schande

[1]) Hecht, Drei Dörfer der badischen Hardt 1895.

gilt. Auch muß sie sich manchen Spott und auch Kränkung gefallen lassen. Schon den nächtlichen Verkehr mit ihrem Liebhaber zieht man dadurch ans Licht, daß man von seinem Hause bis zu dem ihrigen Häckerling oder Sägemehl auf den Weg streut, in Messelhausen (Tauberb.) noch dazu einen Schnuller hinauflegt. Empfängt sie gar mehrere Burschen, so streut man von ihrem Hause bis zum Stalle des Dorffarren. Dem Burschen bereitet man solche Streu zum Hohn, wenn er abgewiesen ist. In vielen Dörfern darf eine Gefallene bei ihrer Hochzeit überhaupt keinen Kranz tragen, in andern wenigstens keinen weißen oder grünen, sondern nur einen buntblumigen, in wieder andern keinen Vollkranz. Aber in manchen Dörfern trotzt sie solchem Verbote und setzt den vollen Kranz doch auf. Strenger wird wohl daraufgehalten, daß sie in der Kirche nicht bei den Mädchen, sondern bei den Frauen ihren Platz zu nehmen hat. Das ist das Volksgericht, dessen Milde nicht wirksam genug ist.

Das Übel wurzelt tief, am tiefsten in der wirtschaftlichen und der sozialen Lage. Selbst in den an unehelichen Kindern so reichen Hofgüterbezirken ist der eigentliche wohlhabende Bauernstand, der auf sich und die Seinen hält, minder daran beteiligt als der ländliche Arbeiter- und Dienstbotenstand in seinen ungenügenden Wohn- und Verdienstverhältnissen. Weniger Einfluß scheint die Konfession zu haben, doch halten manche die Leichtigkeit der Absolution in der Beichte für schädlich. Oft wird betont, daß mit der Kirchlichkeit sehr häufig die Sittlichkeit nicht im Einklang steht. Doch pflegen die Bewohner der Diaspora auf strengere Zucht und gegenseitige Kontrolle zu halten, was in Baden und überhaupt im katholischen Süden den Protestanten zugute kommt. Veredelung des Verkehrs der beiden Geschlechter ist nur von der Besserung jener wirtschaftlichen Lage und der Hebung der häuslichen Zucht seitens der Eltern und Dienstherrschaft zu erhoffen.

Das Bauernsprichwort: „Man sieht nicht auf die Goschen, sondern auf die Groschen“ d. h. nicht auf das Gesicht, das Äußere des Mädchens, sondern auf ihr Geld, eröffnet einen anderen Einblick in das Verhältniß der beiden Geschlechter. Wenn wirklich der Hardtbauer unter den Groschen nicht immer bloß einen äußeren Besitz von 4 bis 5 Morgen Landes, sondern auch Ehrlichkeit und Schaffigkeit

versteht,[1]) so gewinnt das Wort ausnahmsweise einen tieferen Sinn. Und in der That giebt mancher Bauer seine Tochter nicht gern her, denn der Segen ist in den Kindern, und mit eigenen Leuten ist besser wirtschaften als mit anderen. Auch die Eltern sehen ihre Kinder als das beste Arbeitsvolk an. Aber in der Regel bedeutet jenes Wort, daß man bei der Heirat vor Allem ans Geldmachen denkt, und in der That, gerade die jungen Hofbauern und noch viel mehr deren Eltern suchen nach einer möglichst wohlhabenden Hoftochter, neben der ärmere Mädchen gar nicht in Betracht kommen. Noch ums Jahr 1500 galten ungleiche Ehen um Konstanz für einen „Raub"[2]), und Ehen „von rechter Liebschaft, nit um Geld", wie sie schon der alte Wittenweiler nennt, sind sogar in der Bauernaristokratie selten, und in der Hofbauerngemeinde Schapbach sind fast alle Haushaltungen unter einander verwandt, da hier die Hoferben, die mehrere Geschwister abzufinden haben, nicht anders als eine Hoftochter heiraten können. Wenn aber die Herrschaft, der eigentliche Bauer, auf die Ehre der Töchter zu halten pflegt, so kommen um so mehr uneheliche, oft langjährige Verbindungen zwischen Knechten und Mägden in diesem Hofgütergebiet zu Stande. Diesen lockeren Verbindungen stehen gegenüber die leichten Heiraten vermögensloser kleiner Besitzer der Ebene, die zu überkindeten Familien und zu Notständen führen. Wirtschaftlich günstige Verhältnisse und auch die Nähe der Städte wirken im Ganzen versittlichend ein.

Die zahlreichen Feste des Jahres werden von den erwachsenen Burschen und Mädchen in ganz anderem Sinne gefeiert als von den Kindern. Diese machen Spiele und Aufzüge daraus, die allerdings oft einen ernsteren Endzweck bewahrt haben, z. B. zum Schutze des Hauses durch Palmen oder Karsamstagskohlen dienen, anderseits aber stark zum Bettel neigen. Die erwachsene Jugend aber nützt die Feiertage am liebsten zum Verkehr mit dem andern Geschlecht aus, der je nach Zeit und Art des Festes einen eigentümlichen Charakter hat. Mit den verschiedenen Festen durchläuft er die verschiedenen Stufen des Hoffens und Harrens, der Annäherung und Ablehnung, der engeren Verbindung und offenen Erklärung. Selbstverständlich ver-

[1]) Hecht, „Drei Dörfer der badischen Hardt", S. 71.

[2]) Z. f. d. Gesch. d. Oberrheins 19, 70.

schieben persönliche, örtliche und andere Umstände diese Reihenfolge in der mannigfachsten Weise. Doch ist in der Regel eine folgerechte Entwickelung der Liebesverhältnisse von Winters Anfang, wo das Arbeiten in der Stube beginnt, bis zu dessen Schlusse, oder, wo sie langsamer verläuft, bis zum Schlusse des Sommers, nicht zu verkennen. In die Fastnachts- und in die Kirchweihzeit fallen die meisten ländlichen Hochzeiten.

Werden die Tage immer kürzer und die Abende immer länger, da beginnt nicht nur im heimlichen Dunkel das Forschen, namentlich der Mädchen, nach der Zukunft und dem Zukünftigen, das „Andreesle" oder „Wundre" in der Andreasnacht oder wird in der Thomas-, Weih- oder Neujahrsnacht vorgenommen (S. 166), sondern auch das abendliche Zusammentreffen der Burschen und Mädchen in den Spinn- oder Strickstuben und auf der Dorfgasse. Schon das „Achteschnurren" führt sie hier zusammen, ganz besonders aber das mehr oberländische „Boßle" oder „Boche" und das namentlich auch unterländische, fränkische „Klöpfle" oder „Knöpfle", das Pfullendorfer „Midle" der Adventszeit (S. 175). Burschen oder Mädchen oder beide zusammen klopfen an Thüre und Fenster oder werfen von der Straße aus am Abende der drei oder vier Adventsdonnerstage da, wo „Lichtner" sind d. h. Leute bei Licht zusammensitzen, Erbsen, Bohnen, Welschkorn oder Sand und Steinchen an die Fenster, auch wohl Geschirrscherben gegen die Fensterläden und Thüren und laufen dann schreiend davon. In Oberharmersbach flog sogar ein mit Jauche getränktes Tuch ans Fenster. Aus dem Schwarzwalde ohne genauere Ortsangabe wird auch noch berichtet, daß die heranwachsende Jugend sich an das Haus eines Bammerts (Flurschützen) oder einer andern mißliebigen Person stelle und taktmäßig ihre Kehrseite gegen die Holzwand stoße, um durch dieses „Donnern" den Insassen zu ärgern. Überhaupt gilt dieser Schabernack häufig unbeliebten oder reizbaren Leuten, doch necken die Burschen auch gern ihre Mädchen damit, und nach dem Knöpflebrauch in Weier (Offenb.) werden den beliebten Leuten Erbsen, den unbeliebten Sand ans Fenster geworfen und zwar von den Mädchen bis 9 Uhr, von den Burschen in den späteren Stunden.

Dieser süd- und mitteldeutsche, nicht norddeutsche Brauch, der schon im 15. Jahrhundert von den Nürnberger Fastnachtsspieldichtern

Folz und Rosenplüt erwähnt wird, besteht noch an manchen badischen Orten, obgleich polizeilich verboten, in Freiburg z. B. schon 1559.[1]) Bald darauf mußte der Freiburger Professor Lorichius in seinem „Aberglauben" die „Klöpflinsnächt von Neuem bekämpfen, „unangesehen dieselben einen guten Anfang gehabt und noch künden geistlich ausgelegt werden". Einer ernsten Deutung wird von Schade in seiner Abhandlung „Klopfan" nicht gedacht, sie hat sich aber noch in einigen badischen Dörfern erhalten. Um Freiburg z. B. in Kirchhofen „bisplets", rührt es sich geheimnisvoll in diesen Nächten, und in Lehen soll das Werfen an Christi Ankunft erinnern. In Wintersdorf (Rast.) ahmt es die Störung des Gebets der Jungfrau Maria durch den Teufel nach, und in Steinegg (Pforzh.) deutet es gar die 4000 Jahre vor Christus an, als die Welt in geistiger Finsternis lag und das Licht sehnsüchtig erwartet wurde. In Pfullendorf hält man das „Midle" für einen frühchristlichen Brauch, der die Glaubensgenossen vor einer drohenden Gefahr warnen sollte.

Offenbar sind alle diese Deutungen sehr gekünstelt, und auf die Spur einer richtigeren führt erst der auch in Baden weitverbreitete Aberglaube, daß die Adventsnächte z. B. in Birkendorf (Bonnd.) Geisternächte, und daß zumal die Donnerstagsnächte der Adventszeit „verworfene", „scheuliche", „ungeheuere" Nächte sind, in denen besonders zahlreiche und boshafte Gespenster, Unholde und Hexen umherschweifen. In Kieselbronn (Pforzh.) lachen an den Adventssonn(?)tagen die Geister und können gesehen werden. Auf die drei Donnerstagsnächte erzählen nach Widmanns Peter Leu um 1550 die Bauernmägde und Knechte vom gespenstischen Berchtold und dem wütnisch Heer, und im Pinzgau heißen die Boßelnächte Rauchnächte, weil dann die bösen Geister ausgeräuchert werden. Mit Kuhglocken und knallenden Peitschen springen die seltsam vermummten Burschen von Haus zu Haus.[2]) Auch das badische Boßeln, Bocheln und Klopfen wird ursprünglich gegen die bösen Geister dieser Jahreszeit gerichtet gewesen sein; dafür spricht auch die Wahl des Donnerstags, des heiligsten Wochentags der Heiden, an dem der Gott Donar, der stärkste Abwehrer der Dämonen, verehrt

[1]) Schade, Weimar. Jahrb. 2,75. Schreiber, zur Sittengeschichte der Stadt Freiburg S. 8. Schmeller, Bayer. Wb.² 1, 1337. 1352.

[2]) Schade a. O. 6,454. Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1,542.

wurde.[1]) Übrigens kam auch dieser Brauch gleich vielen andern an manchen deutschen und badischen Orten von den Burschen und Mädchen auf die Kinder herab und wurde zum Bettel. Sie singen um Ettlingen dazu am Donnerstag der dritten Woche vor Weihnachten:

„Ische gute Frau im Haus,
„Schmeißt mer a paar Äpfel raus,
„Oder i schmeiß a Loch ins Haus."

Ähnlich in Ellwangen und Schwaben.[2])

Nun bricht die Zeit „zwischen den Jahren" an, die von Weihnacht bis H. Dreikönig oder bis Neujahr reicht. Die Sperrnacht unterbricht das Spinnen auf einige Zeit (S. 178). In vielen Orten, namentlich um Freiburg, im Villinger und Triberger Amt, haben die Dienstboten frei und dürfen für sich schaffen, wie in Thüringen. Nur die allernotwendigsten Arbeiten, wie das Viehfüttern, sind zu besorgen. Für einen großen Teil der dienenden Jugend ist die Jahreswende auch eine Lebenswende, denn der erste oder zweite Tag nach Weihnachten, der Stephanstag oder der Johannis-Evangelistentag ist in den meisten alemannischen (und schwäbischen) wie auch fränkischen Gegenden der Bündelis-, Wandeles- oder Bächtelistag, an dem der Dienstbote seinen Lohn erhält, sein Bündel schnürt und zu einer andern Herrschaft zieht. Doch werden anderswo in Baden auch Martini und Lichtmeß dazu benützt. Meistens geht das jetzt still und ohne Umstände ab. Die entlassenen Knechte und Mägde gehen im oberen Dreisamthale zu ihren Eltern oder Verwandten oder helfen den Tagelöhnern beim Dreschen ihrer kleinen „Habe", diese treten dann am Neujahrsmorgen, jene am Mittag den neuen Dienst an, auch wohl schon Sylvester oder erst am H. Drei Königstag. Zum Abschied werden dann manche kecke Verslein gesungen, z. B. in Raich (Schopfh.):

„Hüt isch mei Bächtelistag
„Morn isch de Zit,
„Wenn i scho wandre mueß,
„Han i nit wit."

oder auffallender in Oertingen (Werth.):

---

[1]) Vgl. E. H. Meyer, Germanische Mythologie. S. 140. 216.
[2]) Birlinger, „Aus Schwaben", 2,7 ff.

„Heit is mei Wannerdag,
„Mora mei Ziel,
„Schickt mi mei Vetter (Herr) fort,
„Geit mer nit viel.
„Geit er mer'n Grosche,
„Schlag i m uff die Gosche (Mund)."

Verzweifelter klingt in Nesselbusch (Lenzk.):

„D'r Bündelistag isch vor de Thür,
„I han no kein Bure.
„Der Dunder schla ins Bündeli
„Un hol der Teufel d'Bure!"

Wie in Bayern den abtretenden Dienstboten trotz des Verbots der Polizeiordnung von 1617 der Schlenkellaib, ein Laib Brot, beim Schlenkern d. h. Austreten, gegeben wird, so spendet der Dienstherr in Langenbach (Wolf.) und Weizen (Bonnd.) den abtretenden, in Achdorf (Bonnd.) auch den ankommenden „Ehehalten" einen Laib Brot. Der Empfang hat oft einen noch herzlicheren Charakter, wenn, wie in Hochdorf (Freib.), ein Kamerad dem Knecht, eine Kamerädin der Magd beim Antritt des neuen Dienstes das Bündel trägt und der Meister ihnen ein gutes Nachtessen bereiten läßt, an dem alle Hausangehörigen teilnehmen. So feiert man auch in Fützen (Stühl.) ein kleines Fest beim Dienstbotenwechsel. In Schutterwald (Offenb.) holt der neue Dienstherr den Dienstboten samt seinem Bündel mit einem Wägelchen ab, auch in Zuzenhausen (Sinsh.). In der ersten Wirtschaft, wo sie anhalten, hat aber dieser dem Zuzenhauser Dienstherrn die Zeche zu zahlen. Früher wurden für diese Fahrt die Pferde mit einem Blumenstrauß und die Peitsche mit farbigen Bändern geschmückt. So in Eiersheim (Tauberb.). Die „Völcher" vom mittleren Kinzigthal, die sich am „Martismärkt" in Haslach verdungen haben, schnüren am St. Johannstag, zu Weihnacht oder am Haslacher „Bündilismärkt" d. h. am ersten Montag nach Christi Geburt ihr Bündel und essen abermals (S. 162) im Städtle ihre Bratwürste. Dann geht's auf den neuen „Platz". Um dieselbe Zeit wird in Wolfach der „Kuchenmarkt" gehalten. Dazu kam früher der Bauer mit seinen Völkern vom Oberknecht bis zum Hirtenmaidle herab in die Stadt, um ihnen, sowie denjenigen, die frisch in seinen Dienst

traten, ein gut Essen und Trinken zu geben. Noch heute ist dieser Markt ein Hauptvergnügen der Thalbewohner, und vor dem Heimgang „kramen" die Burschen den Mädchen Kuchen und Spitzwecken. Hier wird mancher Lohn vertrunken und manches Mädchen verliert seine Unschuld. Dingen und Bewirten fiel in Hornberg früher auch auf einen Markt, den „Kathreinmärkt", den 25. November. In Ober-Harmersbach arbeiten alle Dienstboten am Bündelistage nicht, ob sie ziehen oder nicht, sondern halten ein Festessen in der Wirtschaft mit Sang und Tanz. In Tegernau im kleinen Wiesenthal und gewiß manchen andern Orten tanzen sie die ganze Stephansnacht durch.

Von schwerer Arbeit befreit, schaut die Jugend in diesen Tagen gern nach der Zukunft, der allerpersönlichsten, aus; denn keine Zeit des Jahres ist williger sie zu enthüllen, als diese. Die Mädchen von Bernau-Außerthal (St. Blasien) gießen in der Christnacht, wie andere in der Andreasnacht (S. 166) Blei, um den Stand des Zukünftigen oder einen Sarg d. h. ihren baldigen Tod in den entstandenen Formen zu erkennen. In Mettenberg (Bonnd.) holt ein Mädchen in einem Geschirr Wasser aus drei, in Bonndorf sogar aus sieben laufenden Brunnen beim Betzeitläuten des heiligen Abends, stellt es unter die Dachtraufe und prophezeit sich am Schluß der Engelmesse anderen Tags aus den Eisfiguren des gefrorenen Wassers den Stand des Zukünftigen. Sieht der Bursche in Oberhof (Säck.) allerlei Säbel und Gewehr in solchem Wasser abgebildet, so muß er Soldat werden. Ähnlich in Wagensteig (Freib.), aber auch in Schwaben und Schlesien. Alte Junggesellen von Huchfeld (Pforzh.) lernen in dieser Nacht um 12 Uhr auf dem Kreuzweg am Hardstein ihre Zukünftige kennen. In Wittenschwand (St. Blasien) wird die Weibsperson, die einem Ledigen, der am ersten Weihnachtstag unangeredet zum ersten Hochamt geht, zuerst begegnet, dessen Frau. In Oberschwörstadt (Säck.) trinken Heiratslustige aus einem Brunnen Wasser und warten bei der Kirchthür. Wer zuerst heraus kommt, ist Braut oder Bräutigam. Wer in Wolpadingen (St. Blasien) während des Zusammenläutens der ersten Messe an drei Brunnen unangeredet und schweigend Wasser trinkt, aber noch während des Geläutes in die Kirche kommt und über die rechte Achsel zurückschaut, der sieht sein Zukünftiges. Dieser Dreibrunnentrunk ist auch in Todtmoos (St. Blasien) bekannt. Kein Wunder, daß Viele aus einem

Dorfe unweit des Tunibergs bei Freiburg auf den 20 Minuten entfernten Friedhof gehn, um im dortigen Kirchlein einen Rosenkranz für die armen Seelen zu beten. Denn dieser Marsch ist oft sehr bewegt und wird von den jungen Leuten gern zum Stelldichein benutzt. Lustige Weibsleute von Schwarzach (Bühl) kaufen sich am sogen. Christkindlemarkt einen Apfel, tragen ihn bis zum Christtag verschwiegen in der Tasche und essen ihn dann zwischen 11 und 12 Uhr Mittags, dann geht der Zukünftige vorbei und fragt „G'schmeckts?“ Man denkt an den Apfel, den die Thüringer Mädchen in der Neujahrsnacht ganz abschälen, ohne daß die Schale zerreißt, und dessen Schale sie hinter sich werfen. Die Figur dieser Schale zeigt den Anfangsbuchstaben des Namens des Zukünftigen.[1]) Verwickelt ist ein anderer Wolpadinger Brauch: eine Magd bindet am Christabend zwischen 11—12 Uhr einen Faden in den drei h. Namen dreimal um den bloßen Leib, löst ihn am anderen Morgen ab, legt ihn unter die linke Seite des Altars, holt ihn von dort nach schweigender Anhörung aller drei Messen wieder und legt ihn zu Hause unter das Tischbein, an dem der Meister sitzt, ohne dessen Wissen. Da fängt dann der Meister während des Mittagsessens an von dem zu reden, der ihr Ehemann wird. Weit altertümlicher ist das Prophezeien aus dem Grunzen der Schweine. Schon vor mehr als 1000 Jahren achtete nach Snorre Sturlusons Heimskringla der Ratgeber des norwegischen Königs Halfdan des Schwarzen auf die Träume, die er im Schweinstall hatte, denn die verrieten ihm die Zukunft. Im Östreichischen pocht das Mädchen in der Christnacht an den Schweinestall; regt sich nichts, so bleibt sie noch ein Jahr ledig; grunzt das alte Schwein, so bekommt sie einen älteren Mann, grunzt ein jüngeres, so bekommt sie einen jungen. So klopft auch in Riedichen (Schopfh.) der heiratslustige Bursch an den Schweinstall. Grunzen dann die Tiere laut und zornig, so bekommt er eine böse Frau, aber je ruhiger sie sind, desto braver ist auch die Zukünftige. Eine ähnliche Rolle spielt in Thüringen das Hühnerhaus.[2])

Die neue Zeit beginnt mit der letzten Nacht des Jahres, die die Jugend möglichst ganz auskostet, weshalb sie wohl auch, wie jene Sperrnacht der Spinnstube, Durchspinnacht z. B. in Dietenhan (Wertheim)

---

[1]) Witzschel, Sagen aus Thüringen 2, 179. Wuttke § 341.

[2]) Witzschel, a. a. O. 2, 179.

und „Durchnacht“ z. B. in Stegen (Freib.) heißt. Auch in Meßkirch wird diese Nacht „durchgemacht“ mit „Ausbarschen“ d. h. Auswürfeln von Neujahrsringen und mit Zechen. Überhaupt werden dann im ganzen Süden des Lands von der Baar bis zum Bodensee und Oberrhein hinab, doch auch im Mittel- und Unterland solche Ringe, große Bretzel aus mürbem Teig, oder auch Wecken von den singenden und trinkenden Burschen ausgespielt. In Randegg (Konstanz) vertreiben sich außer den Kameraden auch die Kameradinnen in einer Stube die Zeit mit Singen, Würfel- und Kartenspiel und Essen des Neujahrs- oder des Birnenwecks. Namentlich um den Kaiserstuhl und Tuniberg schießen die Burschen ihren Mädchen das neue Jahr an und reichen ihnen eine große Bretzel durch das Fenster oder hängen diese daran auf. In Oberbergen im Kaiserstuhl darf sie aber erst am H. Dreikönigstag angeschnitten werden, worauf das Mädchen die eine Hälfte in ihres Verehrers Haus trägt. Hier wird ein Kaffee gemacht und die Bretzel dazu verzehrt. Wird kein Kaffee gemacht, ist's mit der Bekanntschaft aus. Auch in Münzesheim (Bretten) ruft der Bursche, nachdem er sich mit Glühwein in der Wirtschaft gestärkt hat, unter dem Glockengeläute beim Krachen der Pistole den Namen seiner Erkorenen und beglückwünscht sie, singt sie an zum neuen Jahr. Zum Dank wird er in ihre Wohnung gerufen und mit Kaffee und einer „Bretze“ erquickt. Auch in Ichenheim (Lahr) schießt der Bursche seinem Mädchen das Jahr an und bringt ihr eine möglichst große Bretzel, oft metergroß, mit dem eingebackenen Namen des Mädchens unter dem Spruch: „I wünsch der au e glücklichs neus Johr un e Bretschl ans Ohr, so groß wie e Schürethor.“ Vermögliche bringen noch ein seidnes Halstuch oder eine Schürze mit. Die Braut läßt ihn dann zum Kaffee ein und schenkt ihm gestickte Hosenträger oder Schuhe. In Urloffen (Appenweier) wird das Anschießen vom Maidl mit Schnaps, Speck und Brod belohnt. Diese nächtliche Bewirtung mit Kaffee und Kugelhopf ist auch in Auenheim (Kehl), wo das Schießen aufgehört hat, noch üblich. Vorher gehen alle beim Zusammenläuten aller Glocken zur „Lichtleskirche“, vor der die jungen Leute ihren Gesang anstimmen. Sie singen aber auch in andern Dörfern vor den Häusern gütiger Geber, das heißt das „Schnitzsingen“, wie vor denen ihrer Mädchen, das hieß das Kranzsingen. Denjenigen Mädchen

aber, denen der Schatz ungetreu geworden ist, wird in Öflingen (Säck.) eine Strohpuppe, ein „Bantel" (ital.: Pantalone), auf einer Stange vors Haus oder in den Garten gestellt. Zum Spott hängen Burschen den Mädchen eine Bretze aus Stroh ans Fenster, die von den Mädchen möglichst früh beseitigt wird. So auch in Eschbach (Staufen).

Bald naht Mariä Lichtmeß (2. Februar) und mit ihr in manchen badischen Orten, wo dies der Bündelistag ist (S. 197), die Trennung von der alten Herrschaft und den Kameraden und Kameradinnen der Eintritt in neue Verhältnisse. Dieser Tag ist aber auch der Tag der Wachsweihe, und z. B. im Dreisamthal tragen sie deswegen lange Schnüre voll bunter, kostbar verzierter, sowie einfach weiße und gelbe Wachsstöcke in die Kirche. Und solch einen schönen Wachsstock und einen Rosenkranz dazu bringt dort der Bub gern seinem Schatz als erstes Geschenk, wofür er wohl als Gegengabe Sigarren und ein Sigarreröhrl oder dergl. erhält. Auch in Ubstadt (Bruchs.) sendet der Liebhaber seiner künftigen Braut zu Mariä Lichtmeß einen Wachsstock. Hat die Schöne aber seine Unzufriedenheit erregt, so dreht er ihr einen „Stock" von Weiden und schickt ihr diesen etwa mit folgendem Spruche:

„Weil du beim Tanzen hast gefaxt,
„Bekommst 'nen von Weiden und nicht von Wachs."

oder mit noch derberem.

Die erste volle Frühlingsfreude ergreift die Jugend, insbesondere die männliche, in der Fastnacht und, wenn sie auch an vielen Orten erstorben oder verkümmert ist, an andern, namentlich von der Baar einerseits bis in die Seegegend, andrerseits das Kinzigthal hinab erwacht noch immer wieder die alte Lust des Tollens. Noch ist das Stockacher Narrengericht, der Kappelrodecker Karneval und das Bälger Theater bei Gernsbach weit bekannt. Die Faschingsfreude bricht am frühsten in Kl. Laufenburg los, wo man drei „faißte" oder „schmutzige" d. h. fette Donnerstage hat, wie noch häufiger in der Schweiz, an deren erstem schon das Maskentreiben beginnt. Gewöhnlich spart man sich dafür den letzten „schmutzigen" auf, an dem man auch die fetten Küchle backt und die Bäurin in Suggenthal ihren Ehehalten einen Schinken vorsetzt. Dafür soll dann auch das ganze Jahr der Schmalzhafen nie leer werden in Schwerzen (Waldshut). In Gutenstein a. d. Donau säet man den „Narrensamen", in Ortschaften um Überlingen

setzt oder setzte man vor das Wirtshaus, wo das Fastnachtsspiel gehalten wurde, den „Narrenbaum“. Von dem meinte der alte Logau schon:

„Ein Reis vom Narrenbaum trägt Jeder an sich bei,
„Der Eine deckt es zu, der Andre trägt es frei.“

In Radolfzell wird er am Aschermittwoch von seiner Stelle abgeholt, unter Musik und dem Gesang:

„Faßnacht ist verschwunden,
„Faßnacht hat ein Loch gefunden,“

und dann wird er in den See geworfen. An jenem Donnerstag fangen auch schon z. B. in Konstanz die „Hemdklonker“ an, in weißen Hemden und Zipfelmützen, mit Sturmlaternen und Deckeln, „Küchenschapfen“ im Dunkel herumzulärmen und den Professoren ein Ständchen zu bringen. Aber der eigentliche Jubel geht doch erst am Sonntag an, wenn der Bursch mit seinem Schatz zum Tanze geht, und steigert sich am Montag für die Kinder, am Dienstag für die Erwachsenen zum Höchsten. Der Anfang des eigentlichen Festes wird durch die Straßen mancher Orte durch Trommelschlag und grausigen Blechdeckellärm verkündet. Vor etwa 50 Jahren wurde in Wolfach der sogen. „Wohlauf“ am Fastnachtmontag in aller Frühe ausgerufen. Narrenväter und -söhne in buntesten Kostümen zogen mit Trommeln, Hörnern, Pfeifen und Hafendeckeln vom unteren Thore durch das Städtle. Voran schritten die Musikanten, die den von Andern getragenen Herold, einen Mann in weißem Hemd und weißer Zipfelkappe, umringten. An den Hauptpunkten schwiegen die Instrumente und der Herold rief:

„Wohlauf im Namen des Herrn Entechrist;
„Der Narrentag vorhanden ist,
„Der Tag fängt an zu leuchten
„Dem Narren, wie dem G'scheiten
„Der Narrentag, der nie versag';
„Wünsch' allen Narren einen guten Tag.“[1])

Der Hauptspaß ist das Umherlaufen Vermummter, das „Narrerenne“ der „Blätzlebuben“, die eine aus Tuchblätzlen aller Farben zusammengesetzte Kleidung tragen, oder des „Hansele“ oder „Heine Narro“, der in schellenbehangener Narrentracht, auch wohl einen Fuchs-

[1]) Hansjakob, Waldleute S. 298.

schwanz am Kopf, namentlich in der Baar mit einer dumpf tönenden Schweinsblase oder einer Pritsche bald Diesen, bald Jene schlägt oder Nüsse und Obst in die jauchzende Menge wirft, oder des „Schnabels Gyri", einer Maske mit einem Storchschnabel, am Bodensee, des ähnlich tollenden „Fastnachtsbutzel" um Rastatt, der „Foschebutze" von Berolzheim, der „Mehlsudder" von Zeuthern (Bruchsal) mit ihren „Schlaroffengesichtern", wie die Masken von Messelhausen (Tauberb.) bis Heidelberg heißen. Um Konstanz und Bonndorf und weiter herum werden sie von der Jugend begrüßt mit dem bekannten „Horig, horig isch die Katz", oder „Lirum Larum Löffelstiel", oder „Hanseli, du Lump", oder „Narro Narro sibo gsi". Seltener werden zwei Puppen „Hansl und Gretl", die, an den entgegengesetzten Enden eines wagerecht umlaufenden Rades befestigt, sich wie zum Tanz die Hände reichen, durch die Dörfer der Baar, aber auch durch Elchesheim (Rast.) und Ersingen (Pforzh.) gefahren. So führt man in Zürich am Hirsmontag, den 1. Montag in der Fasten, den „Chridiglade" mit seinem Weibe Else auf dem Schleifrad um. In Bayern sind „Hansl und Gretl" Hauptpersonen des Mai- oder Pfingstritts, in Österreich werden sie hie und da im Johannisfeuer verbrannt.[1]) Wie in Baselland wird auch auf dem benachbarten badischen Dinkelberg noch hie und da der Mües- oder Miesmann (S. 91) Moosmann, übrigens auch wohl erst um Mitfasten, umgeführt. Ab nimmt bei Kehl die Auenheimer Burschensitte, am Fastnachtsmontag, dem „Schurti", mit Handspritzen, Häfen und Kübeln, alles im Dorfe zu „schuren", zu bespritzen. In Seebach (Achern) ist dieser Tagesname auf die daran Verkleideten, die „Schurti", übertragen worden. Zum Maskenlauf kommt in Pfullendorf noch das „Fastnachtsschnellen", das einzelne oder ganze Gruppen von Zipfelmützenträgern auf der Straße, stark mit ihren Peitschen knallend, ausführen, ein gemeindeutscher, mit dem Pfingstknallen im Sinn übereinstimmender Fastnachtsbrauch. Überhaupt war das Schlagen ein Reinigungsbrauch des Frühlings, der die bösen Geister vertreiben sollte, wie die schon besprochenen Vertreibungen des Winters, Todes, Ungeziefers an Petri Stuhlfeier, Laetare und Pfingsten und das noch zu besprechende Funkenbrennen und Scheibenschlagen. Immer aber bezwecken alle diese Bräuche nicht nur eine Abwehr böser, sondern auch

[1]) Mannhardt, Wald- und Feldkulte, 1,429. 464.

den Segen guter Mächte. Die fastnächtliche Vermummung sollte die Menschen sicherer in der Jagd auf die Dämonen machen, die die Menschen nicht erkennen konnten und deshalb verschonten.[1])

Daß der Tanz nicht fehlt, wo alles läuft und springt, ist fast selbstverständlich. Doch wird die Lust vielfach eingedämmt: so meint man in Seebach (Achern), an Fastnacht tanze der Böse mit Einem, wenn die Paare nicht Eheleute oder Geschwister seien. Aber an einigen Orten, wie z. B. in Elchesheim (Rast.), geht es noch frisch hinaus auf die Wiese, auf der ein großer, verzierter Kuchen ausgetanzt wird. Das gewinnende Paar hat die Mittanzenden mit Bier und Kaffee zu bewirten, und dazu wird der Kuchen verzehrt. Vor etwa 30 Jahren trugen die Burschen einen lebend auf eine Stange gebundenen „Göuker“ (Hahn) durch Messelhausen (Tauberb.) auf eine Wiese, setzten ihn in ein Loch und stülpten einen Topf darüber. Wer ihn mit verbundenen Augen herausschlug, gewann ihn und stiftete ihn zu einem gemeinsamen Mahl. Die Fastnachtstänzerinnen bewirten ihre Burschen am Aschermittwoch oder am Fastensonntag (s. u.).

Die Faschingsnarrethei nimmt aber auch ernstere Formen an, insbesondere im „Narrengerichte“ von Stockach, das von Hans Künne von Stockach, dem Hofnarren Herzog Leopolds des Glorwürdigen von Österreich, im 14. Jahrhundert eingesetzt worden sein soll.[2]) Von den alten Bräuchen hat sich noch Folgendes erhalten: An Epiphaniä wird am Narrenwirtshaus die Narrentafel ausgehängt, und es werden drei bis vier Gerichts- und Laufnarrenversammlungen gehalten bis zur Verkündigung der Fastnacht. Am „schmotzige Donstig“ setzt man den „Narrenbaum“; der folgende Dienstag ist der Haupttag der Narrheit, am Aschermittwoch wird die Fastnacht begraben, am Sonntag Laetare der Narrenbaum umgehauen. Während dieser ganzen Zeit schreiben sich neue Mitglieder im Narrenbuch ein. Das Narrengericht besteht aus dem Gerichtsnarren- und dem Laufnarrenvater, zwölf Gerichtsnarren, dem Narrenschreiber und dem Narrenbüttel. Früher wurden während der Fastnacht dargestellt: Die Hochzeit zu Kana und die sieben Todsünden, später Wallensteins Lager, die Weibertreue von

[1]) Vgl. Michels, Studien über die ältesten deutschen Fastnachtsspiele.

[2]) Birlinger, Aus Schwaben 2,45 ff. Schriften des Vereins f. d. Geschichte des Bodensees 5,147.

Weinsberg, Lützows wilde, verwegene Jagd; gegenwärtig Preziosa, die Weibermühle, das Fehmgericht, die Beschießung von Alexandrien, das Weltsängerfest, die Zünfte u. s. w. Die Stockacher Fastnachtslieder haben noch einen etwas altertümlicheren Anstrich, so singen die Buben:

„Mir hont der Jud am Sääli (Seil),
„Am Sääli hommern (haben wir ihn) gwiß.
„Mir lont'n nimma laufa,
„Bis d'Fasnat umma ist."

Zur Erinnerung daran, daß die Juden früher, wenn sie sich mit Geld oder einem Eimer Wein einkauften, oder vielmehr, wenn sie sich nicht einkauften?, gebunden in den Narrenbrunnen getaucht wurden. Eine ältere Narrengesellschaft gab es auch in Bühl.[1]) In Elzach werden am Morgen des Fastnachtsdienstags in der Frühe bei Laternenschein aus einem großen Buche die verschiedenen Vorkommnisse, insbesondere die dummen Streiche Einzelner, im ganzen Städtchen vorgelesen. In Donaueschingen setzt es Spottgedichte. In Balg (Gernsb.) werden die Ortsgeschichten auf offener Straße gespielt; auch in Sinzheim (Baden) wird der, von dem ein Erlebnis dargestellt wird, „umgetragen". Weizen (Bonndorf) hat auch außer seinen Tänzen und Maskeraden, Ritter- und Räuberschauspielen, sein öffentlich verlesenes Sündenregister des verflossenen Jahrs. Und auch in Grimmelshofen (Bonnd.) und in Tiefenhäusern (St. Blasien) wird noch im Freien geschauspielert, wahrscheinlich auch in Bearbeitungen der „Rosa von Tannenburg" oder der „Ostereier" von Christoph v. Schmid, wie auf der Baar und um Überlingen. Hier erzählt denn auch wohl nach alter Weise vorher ein Hanswurst die Handlung, oder mitten in das säbelklirrende Ritterspiel drängt sich der „Hazzeler", der alte Hanswurst, wie in Orsingen (Stockach), und früher in Wolfach der satirische Munderkinger Landsturm vom schwäbischen Dialektdichter Weizmann. Die Amtsbezirke Meßkirch, Stockach und Pfullendorf haben gleichfalls hie und da noch Fastnachtsspiele. In Haslach, wo sie auch noch Stücke, wie den „Graf von Hohengeroldseck", „Wilhelm Tell", Hansjakobs „Leutnant von Hasle" geben, tragen sich männliche und weibliche Masken in den Wirtshäusern als Dienstboten an oder machen die anwesenden Gäste auf ihre Tugenden und Untugenden aufmerksam.

[1]) Reinfried, Geschichte der Stadt Bühl S. 70.

In der Mitternacht von Fastnachtsdienstag auf den Aschermittwoch sollte aller Saus und Braus vorbei sein. Aber noch zuckt die Lust an vielen Stellen weiter. In den katholischen Dorfkirchen gehen zwar die Leute an den Altar, um sich vom Priester Asche auf den Scheitel streuen zu lassen oder doch Asche zu empfangen, aber die Burschen pflegen sich leise wegzudrücken, und die Asche spielt draußen im Volksleben nur eine wenig bedeutende Rolle. Im Halberstädtischen peitscht man sich am Aschermittwoch gegenseitig mit Tannenreisern, man „äscherte" oder „kehrte die Asche ab", aber z. B. in Liedolsheim (Karlsruhe) bekommt derjenige, der an diesem Tage ausgeht, wirklich Asche gestreut. In Busenbach (Ettlingen) mistete man wenigstens noch in den 60er Jahren am Fastnachtdienstag die Ställe aus und umstreute am Aschermittwoch den Dunghaufen mit Asche, um die darin befindlichen Läuse (= Häs) zu verhindern, weiter zu laufen. Da die Fastnacht überhaupt eine Zeit der Reinigung ist, muß z. B. in Hettingen (Buchen) und Haßmersheim (Mosb.) dann der Hühnerstall gesäubert werden, damit die Hühner vom Ungeziefer verschont bleiben. Auch Fruchtbarkeit bewirken die Fastnachtsschläge. In Götzingen bei Hettingen waschen dann alle Frauen ihr gesponnenes Garn im Freien, und je mehr sie dabei von den Masken „geböutscht" (gefoppt?) werden, desto besser gerät in diesem Jahr der Flachs. Dieser Schlag mit der „Lebensrute", wie Mannhardt es nannte, ist gemeindeutsch, wird aber in den drei großen Gebieten Deutschlands zu drei verschiedenen Zeiten ausgeführt, in Mittel- und Süddeutschland zu Weihnachten, in dem einst slavischen Ostdeutschland zu Ostern und nur in Niedersachsen an Fastnacht. Höchst auffällig ist es daher, daß jener Götzinger Brauch nicht in die Weihnachtszeit fällt, wie das entsprechende mittel- und südwestdeutsche „Frischgrünstreichen, Fitzeln oder Pfeffern", sondern in die Fastnachtszeit, wie das niedersächsische „Fuen". In der Grafschaft Schaumburg z. B. dringen die Knechte am Fastnachtabend mit Hülsen, „Fuesträuchen", in die Häuser und peitschen den Mädchen und Frauen die Waden so derbe, daß oft Blut fließt. Dabei singen sie:

„Fue, fue Faßlahmt (Fastelabend),
„Wenn du geren (gern) geben wutt (willst),
„Schast (sollst) du sau langen Flaß hebben!"

Dann wird Branntwein und Wurst aufgetragen. Also selbst der Endzweck dieses Schlagens, das Gedeihen des Flachses, ist hier und dort derselbe.

Ein Hauptspaß des Aschermittwochs ist das „Begraben der Fastnacht", das in den meisten Orten abgeschafft, an einigen noch betrieben und an einigen sogar trotz aller Verbote wieder aufgenommen wird. Vor einem Menschenalter etwa begrub man in Grißheim (Staufen) zum letzten Mal die Fastnacht mit dem Totenliede:

„Wammer e neh (wollen wir ihn nehmen)
„Oder wammer e liege lo?
„Nei, m'r wenn (wollen) en denk wohl neh,
„Dann m'r henn jo d'r Loh(n) dervo!

In der Litanei kam vor:

V. „Du Speckstehler!
„Du Kindlimacher der Unschuld!
R. „Nix für uns!"

Die Gesellschaft und der Bierwirt wurden schwer bestraft.

Jetzt wird die Fastnacht in der Figur eines Strohmanns wohl noch unter allerlei Trauerbräuchen und Klagen im Oberland begraben. Der „Bandli" in Achdorf (Bonnd.), ein in Stroh gebundener Knabe, wird an einem Seil als Bär herumgeführt, wie in Wurmlingen in Schwaben, und dann seine Strohhülle in eine „Mischde" vergraben. Der Aschermittwochsumzug nähert sich hier sehr dem Pfingstumzug. Dieser Strohmann wird in Kl. Laufenburg in den Rhein, der Narrenbaum in Radolfzell in den See geworfen. In Günterstthal (Freib.) loosten die Jungen einen von ihnen aus, trugen ihn in den Bach und erhielten dafür vom Kloster eine Schüssel Gumpost und ein Viertel Wein.[1]) In Oppenau heißt die Puppe der „Backes" und wird in den Lierbach geworfen mit den Worten:

„Ein Laib Brot ist mir lieber als kein Laib Brot,
„Zwei Laib Brot ist mir lieber als ein Laib Brot,
„Drei u. s. w."

Anderswo wird ein Geldbeutel gewaschen und dann vergraben, wie auch in Schwaben, am Lechrain und in Tirol eine solche Geldbeutel-

[1]) Freiburger Diöcesanarchiv 5,177.

wäsche stattfand.[1]) In Hörden (Rast.) wird ein auf einer Leiter liegender und mit einem Leinentuche bedeckter Strohmann schon am Abend des Fastnachtdienstags unter ohrenzerreißender Musik aus dem Orte getragen. Am Platz werden in Psalmenton verschiedene Schnurren gesungen, wobei der leere Geldbeutel eine Rolle spielt. Darauf wird der Strohmann verbrannt und die Beiwohnenden mit Wasser bespritzt. Auch diese Sitte des Begräbnisses oder Wassersturzes einer Fastnachtspuppe ist weitverbreitet durch Schwaben, Bayern und Westfalen.[2]) Diese Beseitigung der Fastnacht wird aber an andern Orten erst an der sog. alten Fastnacht, dem ersten Sonntag nach Fastnacht, vorgenommen, so in Unzhurst (Bühl). In einem Feuer auf freiem Felde wird Wein, Schnaps, Fleisch und Brot verbrannt oder auch alles in ein tiefes Loch vergraben, wie es früher am Sonntag nach der Kirche geschah.

Im Süden wird der Aschermittwoch durch üppige Fastenmahlzeiten, die besonders aus Küchle, Fisch und Schnecken bestehen, ausgezeichnet. Im Mittelalter nahmen die Konstanzer in „unser Herren der Geschlecht und der Zunft Trinkstuben so kostliche Mal" ein, daß 1460 ein Gesetz dagegen erlassen wurde.[3]) Aber die Tafelfreuden bestehen dort noch heute. Dann gehen die Konstanzer auf den „Schneckeball" d. h. fliegen nach Staad und den nahen Schweizer Orten aus, um weniger Schnecken als andere Fastenspeisen, namentlich „Strubele" (schweiz. Strübli), zu essen. Auch in Villingen, um Bonndorf und Lenzkirch wird es noch solche Schneckenbälle oder Stockfischessen geben. Bei Freiburg sind z. B. in Wagensteig Männer und Frauen im Wirtshaus bei Spiel und Wein und essen gehörig Stockfisch, Sauerkraut und Strübli. Ärmlicher geht's in Hilpertsau (Rast.) her, wo die Burschen umherziehen, Küchle und Eier zu betteln, um sie dann im Wirtshaus gemeinsam zu verspeisen. Schon bei diesen Mahlzeiten wirken die „Wibervölker" tüchtig mit, ja in und um Freiburg mahnen die Wirtinnen die Frauen an ihr Frauenrecht d. h. bei ihnen in Sträuble und gebacknen und sauren Fischen zu schwelgen. Noch charakteristischer ist aber der Anteil der Mädchen. Auf den Ascher-

[1]) Ztschr. f. deutsche Kulturgesch. N. F. 2,592. Birlinger, A.S. 2,59.
[2]) Mannhardt, WFK. 1,410 ff.
[3]) Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 17,188.

mittwochsnachmittag laden diese in Singen ihre „Fastnachtstänzer“ zu Küchle und Kaffee zum „Gelage“ in die größte Wohnstube, über die sie zu verfügen haben, ein, und jedes Mitglied einer bestimmten Mädchengesellschaft steuert irgend eine Zuthat zur Bereitung des „Gerichts“ bei. Ist ein Bursche nicht eingeladen worden, so schleicht er um das betreffende Haus und sucht, wenn die Küchlebäckerin sich einmal vergißt und die Küche verläßt, das Gebäck unter Hohngelächter auszuführen. Auch in Schwarzach suchten die Burschen früher am Aschermittwoch das „Küchel“ bei ihren Mädchen, wie in Baselland an diesem Tage jeder Knabe sein Mädchen nach Hause führte und für diesen Mittag ihr Gast war. Wenn nicht etwa ein Irrtum vorliegt, suchen in Littenweiler Donnerstag nach Fastnacht, am „rußigen“ Donnerstag, die Lichtgänger einander schwarz zu machen, was an andern Orten vorher am schmutzigen Donnerstag geschieht. Die größte Ausdauer in den Freuden der Fastnacht scheinen früher die Vöhrenbacher besessen zu haben. Als die einmal gar kein Ende nehmen wollte, schickte der Stadtrat zwei Abgeordnete nach Rotweil, um zu erfahren, ob sie dort schon aus sei. Diese kamen gerade unter der Palmsonntagsprozession an und hielten den hölzernen Palmesel für eine Mumme. Da kehrten sie fröhlich nach Vöhrenbach heim und verkündeten dort zu allgemeiner Freude, daß der Fasching noch keineswegs zu Ende, worauf dieser in großer Lustigkeit fortgesetzt wurde.[1])

Häufiger ist jetzt der Fastensonntag (Invocavit) ein Tag der Bewirtung der Burschen durch ihre Mädchen, darum heißt er auch weit und breit der „Küchlesunntig“. Da kommen, wie schon erzählt, die Kinder mit ihrem Bettelreim vor die Häuser, denn in jedem werden Küchle gebacken, da werden z. B. in Ichenheim in den Wirtshäusern Küchle für die Stammgäste auf alle Tische gestellt. Am Abend aber kommt der Bursche, der an Fastnacht ein Mädchen zum Tanze geholt und verköstigt hat, in ihr Haus, um das farbige „Küechlnastuch“ in Empfang zu nehmen. Das hat sie genäht und mit dem Namen versehen und so viel Küchle, als darin Platz haben, hineingebunden, die er dann gewöhnlich mit seinen Kameraden im Wirtshaus verzehrt. Aus der Mode ist der „Küechlstruß“, der seine

[1]) Baader, Volkssagen aus Baden Nr. 81.

Zweig vom Derlitzkirschbaum (Berberitz?), der in Teig getaucht und in kochendes Fett zum Backen gehalten war. In Schwarzach giebt der Wirt seinen Leuten zwei weiße und ein „Rosenküchl“.

Aber der freudigste Brauch dieses Tages, der in den mehr ostalemannischen Strichen Funkensonntag heißt, der z. B. in Altglashütten am Feldberg aber auch die „Weiberfasnacht“ hieß, ist doch das Feuer- oder Funkenbrennen und das Scheibenschlagen „dem Wibervolk zu Ehr' oder Spott“, wie man in Zarten sagt. Das Scheibenschlagen, das übrigens auch erst am Sonntag Laetare z. B. im Elzthal und an einzelnen Orten um Offenburg sogar erst zu Johanni betrieben wird, ist schon aus dem Jahre 1090 von Lorch[1]) bezeugt, und noch schlägt, wirft, schießt, treibt man glühende Scheiben thalab von den Höhen am Bodensee, vom Hotzenwalde, von den Breisgauer Schwarzwald- und Kaiserstuhlbergen, so oft auch die Polizei das verboten hat. Dagegen wurde der Funkensonntag in Röhrenbach (Pfullend.) 1891 letztmals durch ein großes Feuer und Scheibenschlagen gefeiert. Im fränkischen Unterlande scheint der Brauch fast erloschen, nur als Radwälzen noch hie und da erhalten. Aber noch in Ersingen, nördlich von Pforzheim, kommt an Fastnacht das echte Scheibenschlagen vor, während schon in Hörden (Rast.), obgleich dort der alte Scheibenwurfspruch noch besteht, die Scheiben schon in Fackeln verwandelt sind und diese nicht am Fastensonntag, sondern in den drei Wochen vor Fastnacht wöchentlich ein- oder zweimal geschwungen werden. An vielen Orten hat die halbwüchsige Jugend das Scheibenschlagen der vollwachsenen, der es ursprünglich allein zustand, entzogen oder betreibt es gemeinsam mit dieser, an manchen hat es einen edleren Sinn bewahrt, in anderen ist es entartet. In Unterlenzkirch ziehen sie in der Fastnachtswoche mit Schlitten von Haus zu Haus, um Stroh und Reisigwellen zu sammeln. Sie singen dabei:

„Jetz hätte mir gern a Welle Strau
„Und d'Fasnachtsküechle au
„Und's alt Wib d'rmit,
„Daß's en schöna Funka git.“

oder:

„Daß's kei Strit git.“

---

[1]) Ztschr. d. Ver. f. Volksk. 3,349.

Daraus wird dann am Fasten- oder Funkensonntag auf einem nahen Berg der „Funken" hergestellt d. h. eine große mit Reisig und Stroh umstopfte Tanne aufgerichtet und einige ebenso umwickelte kleine Tannen, die „Hexen". Abends beim Betzeitläuten betet man in einem um die große Tanne gebildeten Kreis den englischen Gruß, und nun werden erst die Hexen und dann der Funken „angezunden", so daß nach und nach der ganze Gipfel zauberisch beleuchtet wird. Im Simonswälderthal knieen sämtliche Burschen um das Feuer laut betend. Ruhiger Brand kündet den Lenzkirchern ein gutes Jahr, unruhiger viel Gewitter an, deren Richtung der Zug des Rauches angiebt. Nun beginnt ein noch eigenartigeres Schauspiel. An einem kleinen Feuer in der Nähe glüht man mit einem Loch versehene runde oder viereckige buchene Holzscheiben an, die an lange Haselgerten befestigt sind, und schwingt sie eine Zeit lang im Kreise mit den Worten:

„Schiba, Schiba über d'Rhi (Rhein),
„Wem soll denn au d'Schiba si,
„D'Schiba soll dem un der (Namen eines Paares) si,
„Schiba, hol se."

oder in der Baar schließt man:

„Die Sägs (Scheibe) fahrt links, die Sägs fahrt rechts,
„Sie machts der Jungfer N. N. grad recht."

oder noch etwas weiter südlich:

„Schibi, Schibo!
„Wem söll dia Schiba go?
„Dia Schiba söll im (dem) Pfarrer go.
„Got sie it (nicht), dro (dann) gilt sie it!"

oder in Ersingen (Pforzh.):

„Scheibenhut (?) über d'Acker und über d'Rain,
„Wem soll diese Scheibe sein,
„Sie geht links, sie geht rechts,
„Sie geht meinem Vater recht!"

Zugleich wird die Scheibe wuchtig auf den Bock oder Scheibenstuhl, ein schräg vom Boden aufsteigendes Brett, geschlagen, so daß sie in weitem feurigem Bogen durch das Dunkel zu Thal fliegt.

Da jauchzt man ihr im Hotzenwalde noch nach:

„D'Schiba fliegt über de Rai ab,
„Chüechlipfanna hät a Bai ab,
„Da Ankahafa hät da Boda us,
„Und jetzt isch d'alt Fasnacht us!"

Je höher sie fliegt, desto ehrenvoller für die Person, der sie gilt. In der Nähe harren die Mädchen sehnsüchtig, bis ihr Name herüberschallt, und unter den Burschen rühmt sich wohl einer, mehr als hundert Scheiben geschlagen zu haben. Nach dem Abbrennen des Funkens, das übrigens gewöhnlich in einfacherer Form als in Unterlenzkirch sich vollzieht, wurden früher und zum Teil wohl noch die Burschen im Hause ihrer Fastnachtstänzerinnen mit Küchlein, am Bodensee auch mit „Funkenringen" gelabt. Im Simonswälderthal gehen sie zusammen von Haus zu Haus, wo Mädchen sind, um in Fett gebackene Brotschnitte zu betteln. In Sexau (Waldk.) gehen sie ins Haus Derjenigen, denen sie Scheiben geschlagen mit dem sehr modern klingenden Liede:

„Wir stehn auf hohen Bergen,
„Wo große Funken fahren,
„Wir gehen vor die Häuser,
„Wo schöne Jungfern waren.
„Der Vater mit dem Krüglein,
„Der holt im Krüglein Wein,
„Die Mutter mit dem Körblein,
„Die holt die Küchlein 'rein.
„Die Tochter mit ihren schwarzbraunen Haaren,
„Die denkt in ihrem Sinn,
„Die Küchlein muß man sparen,
„Die Nacht ist noch nicht hin!"

Gewöhnlich vergnügt man sich jetzt noch einige Zeit im Wirtshaus oder mit einem Tänzchen in einer großen Bauernstube.

Dem Begräbnis und dem Wassersturz der Fastnachtspuppe am Aschermittwoch entspricht in andern Ortschaften die Verbrennung dieser Figur, gewöhnlich einer Stroh- oder Reisigpuppe, am ersten Fastensonntag. Wie in Schwaben, Vorarlberg und Böhmen und wiederum in Echternach in Luxemburg[1]) heißt sie um Bonndorf,

[1]) Mannhardt, WFK. 1, 501 ff. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 5, 386.

Neustadt, Waldshut die „Hexe“, in Rickenbach (Säck.) wird die „Hur“ verbrannt. Das Feuer wird angezündet von dem zuletzt verheirateten Ehemann, in Bergalingen und Hütten (Säck.). So erhielt denn auch in Ettingen im Baselland der jüngste Ehemann die Tanne des Fastnachtsfeuers und mußte dafür bei den Bittgängen die Kirchenfahne tragen. In der Eifel muß der jüngste Ehemann am ersten Fastensonntag die große Radscheibe stellen und anzünden und bergab rollen lassen, zu Kobern in der Eifel die jüngste Ehefrau am Fastnachtsdienstag durch das Feuer springen. Dieses Springen durch das Fastnachtsfeuer, das „Jucken“, ist auch schwäbisch und hie und da auch im badischen Schwarzwald. So springen sie in Strittmatt noch darüber weg, wenn es erlöschen will, und in Unteralpfen hüpfen sie um das Feuer herum und beten Ave-Maria, während sie in Bermatingen (Überl.) betend dreimal den Funken umschreiten. Das nähert sich wieder dem Rottweiler Brauch im benachbarten Schwaben, wo sie unter lautem Abbeten des Rosenkranzes ein im Winterösch zum Gedeihen der Saat angezündetes Feuer umlaufen.[1]) Wie das Frühlingsfeuer die junge Ehe befruchtet, so auch Feld und Wiese. Daher jene überall auch im alemannischen Baden wiederkehrende Deutung des Brandes auf eine gute oder gefährliche Jahreswitterung, daher meint man in Bonndorf, der vom Wind thalabwärts getriebene Rauch dieses Feuers verheiße einen futterreichen Heuet. Daher auch wohl das fromme Gebet. In Schweden kündet der Zug der Flamme und des Rauchs des ersten Maifeuers nach Norden einen kalten, der südwärts gerichtete einen warmen Frühling an.[2]) Hier ist der Brand noch ganz frei von kirchlicher Zeitbestimmung, dagegen stammt die namentlich im Hauensteinischen beliebte geistliche Deutung offenbar aus späterer Zeit; darnach soll sich unser Heiland einmal von seinen Jüngern mit den Worten „Auf dem Berge, wo ihr Feuer sehet, werdet ihr mich wiederfinden“ entfernt haben. Darauf solle es auf allen Bergen Feuer gegeben haben. Andre alte Leute meinen, die Feinde des Heilands hätten diese Feuer angezündet, um den Herrn ganz sicher ergreifen zu können.

[1]) Mannhardt, WFK. 1, 456. 463. 502. 535.

[2]) Mannhardt, WFK. 1, 501 ff. 507 ff. 536. Frommann, Deutsche Mundart 2, 233.

Das mit dem Ausruf des Namens der Geliebten verbundene Scheibenschlagen oder Fackellaufen am Fastensonntag ist von Tirol durch das ganze eigentliche Süddeutschland bis ins westliche Frankreich hinein verbreitet.[1]) In Deutschland wird jenes schon 1090 angedeutet (S. 211), in Frankreich wird 1222 der Fastensonntag dominica brandonum, der Fackelsonntag, genannt, und später hören wir vom Fackelschwingen und von der damit verbundenen Proklamierung der Liebespaare, der Valentins und Valentines. Wie die Gegend von Saarburg in den Vogesen ihren Schibeberg (roche des Chibès), so hat fast jeder Ort im badischen Kaiserstuhl seinen Schibebuck, Ebnet bei Freiburg und Hörden a. d. Murg seinen Scheibenberg, Bechtersbohl seinen Fastenbuck u. s. w. Statt der Scheiben werden auch in Baden brennende Holzbengel, aber noch mit dem alten Schiboruf, z. B. in Bonndorf und Mundelfingen (Bonnd.) und, wie oben bemerkt, in Hörden geschwungen. Glühende Holzstücke werfen die Burschen von Oberlauchringen unter dem Ausruf der Namen ihrer Liebsten den Abhang hinunter. Auf fränkischem Boden tritt das Scheibenschlagen gegen das an diesem Tage auch auf der Rhön und an der Mosel früher übliche Radwälzen zurück, das aber jetzt auch in Baden wohl nirgend mehr vorkommt. Früher aber setzte man sowohl in Guttenbach (Mosbach), als auch in Eiersheim (Tauberb.) ein dick mit Stroh umwickeltes hohes Wagenrad in Brand und ließ es bergab durch das Getreidefeld laufen. Hier war also wieder die Befruchtung des Ackers die Hauptsache, während beim Scheibenschlagen der Ausruf der Liebespaare des Ortes der Hauptzweck war und wohl noch ist. Aber auch dieses wird nicht anders zu deuten sein als jenes, und die Deutung der Scheibe auf die aufsteigende Sommersonne, deren vollen Glücksschein der Bursche der Geliebten ins Haus wünsche,[2]) scheint mir, so sinnig sie ist, nicht begründet. Auch gilt wohl die erste Scheibe den Eltern, die folgenden den andern Verwandten, oder die erste dem Herrn Pfarrer, die zweite dem Herrn Lehrer, die dritte dem Herrn Bürgermeister u. s. w. Ein noch höheres Ziel verfolgt der Brauch, wenn die erste, wie in Ebnet (Freib.), der h. Dreifaltigkeit, die zweite dem H. Pfarrer u. s. w. gewidmet ist. Aber die durch

---

[1]) Mannhardt, WFK. 1,501 ff., 507 ff. 536. Frommann, Deutsche Mundarten 2, 233.

[2]) Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1, 465.

den Ausruf beim Scheibenwurf bezweckte Ehrung ist an manchen Orten leider in ihr Gegenteil umgeschlagen. Man zieht dabei nicht nur die lächerlichen oder bedenklichen Vorkommnisse des verflossenen Jahres ans Licht, wie z. B. in Münchingen (Bonnd.), oder Merdingen (Breisach), sondern benützt das Werfen zu direkter Beleidigung. In Schelingen im Kaiserstuhl schleudert man die brennende Scheibe über des Feindes Haus, und auch in dem benachbarten Rothweil soll das Scheibenschießen mit argem Unfug verbunden sein. Doch im Ganzen herrscht noch die freudige Auffassung dieses schönen alten Brauches vor, der in Holzen (Kandern) noch so belebend wirkt, daß man dort meint, wer das Fastenfeuer sehe, der sterbe im laufenden Jahre nicht.

An dem Frühlingsfest der Fastnacht wird wie an anderen das Böse eifrigst abgewehrt und alles Gute, Gedeihen und Fruchtbarkeit, möglichst gefördert, so auch die Liebe. Daher die Fastnachtstänze zum Teil schon draußen auf der Wiese, die Umfahrt von Hansel und Gretel, die Züchtigungen der Mädchen durch die Burschen, daher das Schlagen der feurigen Scheiben zu Ehren der Liebsten, daher die Bewirtungen der Burschen durch ihre Mädchen und noch mehr die vielen Hochzeiten zur Fastnachtszeit, in der ja auch auf dem Felde nicht viel zu thun ist. Daher gilt in Maisach (Oberkirch) der erste Samstag in der Fastenzeit als bester Tag für das „Gwerb“. So ist in Oberbayern der Fastnachtsmontag ein beliebter Hochzeitstag, und nach dem Stadtrecht von Liestall bei Basel aus dem Jahre 1411 soll der Schultheiß jährlich vor Fastnacht, „wo man gewöhnlich zu der heiligen Ehe greift“, nachsehen, welche Knaben und Töchter das richtige Alter dazu haben, und aus ihnen angemessene Paare bilden.[1]) Auch in Luzern hält man Hochzeit gern im Fasching. Am Kaiserstuhl wird die Hochzeit gewöhnlich zwischen Neujahr und den Fasten festgesetzt, häufig noch auf den Fastnachtsmontag in Blumegg (Bonnd.), ebenso in Kirchhofen (Staufen), und wenn dieser Tag hier zu stark besetzt ist, auf den Fastnachtsdienstag.

Aber auch mit dem Fastensonntag ist an einigen Orten die Frühlingserwartung noch nicht befriedigt. Am Montag darnach, am Hirsmontag, „Hirschmendig“, bringen die Furtwanger Schulkinder dem Lehrer Geld, „Fasnetküechli“ genannt. An einzelnen Orten,

[1]) Tobler, Kleine Schriften S. 152.

wie in Schwarzach (Bühl), wurde erst an diesem Tage die Fastnacht begraben, indem an einer Brücke ein Bund Stroh angezündet und dann brennend in den Bach geworfen wurde.

Während die Kinder zu Ostern das Eiersuchen und das Eiertiцken, -picken und -stutzen betreiben, üben die erwachsenen Burschen, häufig die jeweiligen Rekruten im Dorfe, das schwierigere Eierlesen und das Eierlaufen noch in manchen Orten meist am Ostermontag, anderswo am ersten oder zweiten Sonntag nach Ostern und in Gersbach (Schopfh.), wo es spät Frühling wird, erst zu Pfingsten. Die am weitesten verbreitete Form ist folgende. Vor einem Wirtshaus oder auch dem Rathause werden von den Burschen 100—200 zuvor gesammelte Eier in einer oder auch zwei Reihen auf die Erde gelegt, jedes Ei von dem andern schrittweit entfernt. Ein Bursche hat diese wieder aufzulesen, aber immer hin und wiederlaufend jedes einzelne Ei für sich, und in einen Korb oder einen Zuber Wasser oder in eine mit Spreu gefüllte Wanne zu tragen, wobei keins zerbrochen werden darf, während ein anderer zum Wirtshause des Nachbardorfes hinüberspringt, um von dort eine Flasche Wein oder irgend ein Pfand oder Zeichen nach seinem Dorfe herüberzuholen. Wer von den Beiden zuerst seine Aufgabe löst, ist Sieger und erhält den Wein oder einen andern Vorteil. Die Eier aber werden im Wirtshaus gebacken und gemeinsam verzehrt. Die dem Wettspiel zuschauenden Mädchen nehmen z. B. in Tutschfelden (Kenzingen) auch am Essen Teil und tanzen darauf mit den Burschen. Die Alten kommen dazu und kriegen was mit. So oder ähnlich wird oder wurde vor Kurzem der Brauch noch im westlichen Breisgau um Herbolzheim und Freiburg geübt. In Uffhausen (Freib.) erinnert man sich noch, daß die Wettspieler mit weißen Hosen angethan waren, wie auch die Eierspringer im württembergischen Wurmlingen weiße, mit roten Bändern behangene Hosen tragen. Auch im Norden in der Rastatter Gegend, z. B. in Elchesheim, in der Ettlinger, z. B. in Busenbach und Etzenroth kennt man noch das Osterspiel, das früher auch in Beiertheim bei Karlsruhe feierlich gehalten wurde. Reinhold schildert in seinen bayrischen Gedichten und Briefen 1818, wie es im Jahre 1796 am Neckar in der Pfalz ganz ähnlich betrieben wurde, er ließ sich sogar zu einem beim Eierlesen vorzutragenden Wechselgesange begeistern. Südwärts im Markgräflerland scheint das Spiel mehr

abgekommen, doch z. B. nicht in Neuenburg am Rhein und Karsau im Dinkelberg und etwas weiter rheinaufwärts bis über den Bodensee und die Baar hin, im badischen Süden nimmt es sogar reichere Formen an. So ist in Todtmoos-Berghütten (St. Blasien) der Eierleger, wie der Läufer am Hemdsärmel mit Bändeln geschmückt, und dazu muß ein Dritter während des Lesens und des Laufens auf einem Pferde etwa eine halbe Stunde weit reiten, und unterdessen führen etwa sechs große maskierte Burschen allerhand Possen auf. Ob der Reiter oder der Eierleser der Sieger, ist dann die Frage. Den Schluß bildet das Eieressen. In Hütten und Bergalingen bei Säckingen wird der kostümierte Eierleger sogar von zwei ebenfalls kostümierten Burschen beim Eierlegen begleitet, die dann wie in jenem Todtmoos nach dem Nachbardorf springen, wohin ihnen ein ebenfalls kostümierter Reiter folgt. Erreicht dieser vor den beiden Läufern das Wirtshaus, so haben sie ihm die Zeche zu bezahlen. Der weitere Verlauf ist derselbe wie oben. Auch in Rickenbach (Säck.) treiben Maskierte dabei allerhand Schabernack. Die Verbindung von Ritt und Lauf herrscht nun auch in der Bodenseegegend vor, wie z. B. in Bermatingen und Billafingen, selbst wenn das Eierlesen, wie es 1845 geschah, einmal auf dem Eis des kleinen Sees beim Seehof unweit Steißlingen (Stockach) gehalten wurde. Wenigstens werden als Teilnehmer auch beschärpte Reiter erwähnt.[1]) Ein dieser Gegend eigentümlicher Zug ist es aber, daß einmal die Mädchen, das andere Mal die Buben Eier lesen. Nicht nur bei Steißlingen, sondern auch in Zell a. A. (Pfullend.) lasen die Mädchen mit und blieben gewöhnlich siegreich, wodurch sie unter andern Vorrechten auch das gewannen, sich die Tänzer zum folgenden Tanze auszuwählen. Statt des gewöhnlichen Legens der gelesenen Eier in einen Behälter, scheint ein schwierigeres Werfen derselben an einzelnen Orten üblich zu sein. In jenem Wurmlingen warf man sie sogar auf 50—60 Schritt Entfernung in eine Wanne, auch in obigem Hänner wirft der Eierleser die Eier in eine Wanne mit Spreu, in Singen warf er sie in ein Netz, und in Bodmann (Stockach) werfen verkleidete Burschen die Eier durch einen Kranz auf ein an vierjährige Tannen befestigtes Tuch. Wer die Eier nicht durch den Kranz werfen kann, darf sich an dem darauf folgenden

[1]) Birlinger, A. S. 2,76, 79.

Eierkuchenessen nicht beteiligen. In Owingen (Überl.) wurde noch 1884 und 1894 zwischen dem Wettrennen zu Pferde und zu Fuß und dem Eieressen eine dramatische Bearbeitung der „Ostereier" von Christoph von Schmid auf einer schön geschmückten Bühne im Freien aufgeführt. Die Kostüme waren hübsch, viele Reiter nahmen daran Teil und der Andrang der Zuschauer war groß. Das mittelalterliche Osterspiel lebte hier in moderner Form auf. Auch ist die altertümliche Zinsleistung in Öflingen (Säck.) zu bemerken, wo am 2. Sonntag nach Ostern der sogen. „Gartenguhl" (Gartenhahn), ein Teil der Besoldung des Pfarrers, 14 Pfennig, von jedem Hausbesitzer zu entrichten ist, vermutlich statt eines früheren jungen Hahns.

Das Ostereierlesen ist, namentlich in der zuerst besprochenen Form, in allen Nachbarländern Badens bekannt, in der Schweiz, im Elsaß, in Schwaben und in Hessen. Auch herrscht es in einem großen Teil Mitteldeutschlands von der Eifel und dem Waldeckischen bis nach Schlesien hinüber.[1]) Dagegen scheint es im eigentlichen Bayern ungebräuchlich und ist auch in Norddeutschland, wo das Osterballspiel seine Stelle einnehmen mag, seltener zu finden. Doch war bis vor einiger Zeit das Eierlesen zweier Burschen, eines Lesers und eines Läufers, in der oben angegebenen Weise noch in einzelnen Orten des westfälischen Kreises Warburg und den anstoßenden hessischen Dörfern üblich.[2])

Im Anfang dieses Jahrhunderts wurde das Osterei auch als Liebesbote benützt. So schenkte z. B. in Kirchhofen (Staufen) der Bursche seiner Liebsten zu Ostern ein schön gedrechseltes hölzernes Osterei, dessen hohles Innere eine Rolle barg, auf die ein mit einem Liebesgedicht beschriebener Papierstreifen aufgewickelt war.

Der erste Mai oder der Georgstag, der 23. April, oder der Himmelfahrtstag, oder der erste Pfingsttag, die ihn vertreten, ist der Hauptfrühlingstag, der Tag des ersten Austriebs der Herden auf die Weide, daher haben diese Tage tiefe festliche Spuren noch im verkümmerten Leben unserer gegenwärtigen Hirtenjugend hinterlassen (S. 135). Aber noch stärker als die Buben regt er die erwachsene Jugend auf, denn mit seinem Licht und seiner Wärme, seinem Laub

---

1) Kuhn, Westfäl. S. 2,152.

2) Hüser im Gymnasialprogramm von Brilon 1893 S. 5 ff.

und seinen Blumen, seinem Vogelgesang und seinen Bachesrauschen steigert er die Gefühle der Liebenden zu innigerer Freude und freierem Thun. Vom Bodensee bis über Heidelberg hinaus machen die Burschen mit ihren Mädchen die Maifahrten oder Maikuren. Am ersten Maisonntag in aller Frühe, wohl schon um 2 Uhr nachts, ziehen sie auf den Berg, in den nahen Wald und kehren mit grünen Zweigen und Maiblumen vor dem Kirchgange zurück. In manchen Orten, wie z. B. Tegernau (Schopfh.) und Handschuchsheim, werden diese freudigen Morgenspaziergänge an den andern Maisonntagen wiederholt, und aus den Dörfern der badischen Hardt bei Karlsruhe geht man nicht nur, sondern fährt oder reitet auch hinaus ins Freie. Auch in Oberachern, wo man noch einen frühen Spaziergang macht, war früher ein solcher Maienritt üblich. In Vollschweil (Freib.) fliegen die Musikanten und Sänger besonders früh aus und lassen aus dem nahen Wald ihre Weisen ertönen. Bei der Jugend Sasbachs (Achern) ist es Sitte geworden, in der Pfingstnacht scharenweise nach der Hornisgrinde und dem Mummelsee aufzusteigen, um dort den Sonnenaufgang zu erwarten und dann noch rechtzeitig zum Gottesdienst zurückzukommen. Wasser, Luft und Tau gelten da für besonders heilsam, daher wohl der Name „Maikur". Aus Freiburg wanderte man noch 1876 bei Tagesanbruch auf den Schloßberg zum sogen. Silber- oder Geisbrünnele, um diesen mit Kränzen und Inschriften zu schmücken.[1]) In Mersburg hörte ich, daß die jungen Uhldingerinnen noch in der ersten Mainacht im taunassen Klee badeten, wie denn Maibäder in vielen Gegenden Deutschlands genommen werden.[2]) Nach urwüchsiger Sitte warfen sich die Burschen von Beckum in Westfalen in einen Teich und nannten das ein Maibad.[3]) So betrieben im niederösterreichischen Mühlviertel in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts am Morgen des Georgitags (23. April) die Weiber und Hexen das Taufangen oder -fischen für das Vieh. Das Bekränzen der Dorfbrunnen mit Maien, sowie das Tränken des Viehs daraus am ersten Mai ist mancherorts noch üblich, und in Freiolsheim (Rast.) bleiben die

---

[1]) Vgl. U. Jahn, Deutsche Opferbräuche S. 140 ff.

[2]) Weinhold, zur Geschichte des heidnischen Ritus in Deutschland S. 41. Birlinger, Aus Schwaben 2,92 f.

[3]) Hüser, Briloner Gymnasialprogramm 1893 S. 7.

Zweige daran hängen den ganzen Monat hindurch. Früher war das Wasserschöpfen in der ersten Mainacht um 12 Uhr und das Baden darin üblich, das schon der Freiburger Professor Lorichius in seinem „Aberglauben“ im 16. Jahrhundert tadelte. Irre ich nicht, so ist an einem Orte um Bonndorf (?) die alte Maibrunnenverehrung merkwürdig christianisiert, indem dort im Mai allabendlich das Lourdeslied vor der dortigen Lourdesgrotte gesungen wird.

Aber viel tiefer greift das Maienstecken noch ins gegenwärtige Leben ein, obgleich es schon früh bekämpft wurde. Zwar Geiler v. Kaisersberg scheint in seinen Predigten 1508 nichts dagegen gehabt zu haben, indem er es zu einem edlen Gleichnis verwendet: „Wann es heut der Maitag ist, an dem man spilet Maien und Bäume aufzurichten und stecken für die Häuser der Liebgehabten, also bin ich auch in Willen, in euer Herzen stecken den Maien und Baum von f. grünen Ästen, darauf man mag Jesum sehen“. Aber der soeben erwähnte Lorichius, dem das Maienbad zuwider ist, will auch das Maienstecken als mutwilligen Mißbrauch nicht gestatten. Der Maie, ein vor das Haus der Geliebten aufgerichteter Birken- oder Tannenbaum oder -zweig, ist als „le may“ zuerst in Frankreich 1380 beurkundet, wo schon 1375 das Maienstecken seinen eigenen Ausdruck, nämlich „enmayoler“ oder „esmayer“ hat. In Deutschland lernen wir das Wort erst aus dem Anfang des 16. Jahrh. kennen. Da nun auch in Italien der „majo“ oder „maggio“ und in Spanien der „majo“ vor die Thür der Geliebten gesetzt wird, dort schon als solcher in der Renaissance allbekannt war und am Himmelfahrtstage sogar im fernen Rumänien, und auch das Wort ursprünglich undeutsch ist, so mag das deutsche Maienstecken zwar nicht aus der romanischen Fremde herübergenommen, aber doch durch sie beeinflußt sein. Auch andre germanische Stämme als die deutschen und die Westslaven und Kelten kennen es. Es ist ein europäischer Brauch.[1])

Dagegen scheint die Errichtung eines großen Maibaums rein germanisch zu sein. Ob eine solche Handlung, wie sie von der ganzen Gemeinde auf dem Dorfplatz vorgenommen wird, noch in Baden vorkomme, ist mir nicht bekannt. In manchen nord- wie süddeutschen Strichen gilt der Maibaum noch heute für den Stolz des Dorfes,

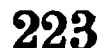
[1]) Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1,163.

den man sorgsam vor den raublustigen Nachbarn hütet. Am reichsten ist er in Oberbayern geschmückt, mit Fahnen, Kränzen, den Werkzeugen des Leidens Christi, mit Kirche und Haus, Bauer und Bäuerin, allerhand Tieren, den Gewerkzeichen und vier gegen die vier Winde gespannten Armbrüsten. Er steht da wie der wehrhafte Hort des gesamten Gemeindelebens. Und so wird er denn auch von der gesamten Gemeinde mit fröhlichem Gesang und Tanz gesetzt. Die öffentliche Aufrichtung des Maibaums ist früher nachweisbar als das private Maienstecken. 1225 hieb ein Priester in Aachen den bekränzten Baum, den das Volk umtanzte, voll geistlichen Eifers um, aber der Vogt befahl einen noch höheren aufzurichten. In Baden mag man, wie in vielen andern deutschen Ländern, schon früh als gleichsam ständige Maibäume die Linden, die alten Gerichtsbäume, gepflanzt haben. Es wird auch hier wie in der Straßburger Ruprechtsau einzelne Linden mit Sommerhäuschen in der Krone gegeben haben, die zum Trinken und Tanzen eingerichtet waren. Und am 1. Mai stellen die Burschen noch heute gern, wie in Schwaben, im alemannischen und namentlich im fränkischen Baden um Rastatt, Wiesloch, Durlach, Bruchsal, Pforzheim und Bretten einen oft 20 Meter hohen Maibaum vor das Wirtshaus, in dem sie am meisten verkehren. Doch die Waldhüter treten immer strenger dagegen auf. Hie und da, z. B. in Moos (Bühl), hat man wie im Elsaß den Brauch, bei Gemeinderats- und Bürgermeisterwahlen den Erwählten einen Maien zu stecken.

Aber der weitaus wichtigste und fast noch überall bekannte Brauch, ist das Maienstecken, das den Mädchen zur Ehre oder Unehre gilt. Dem beliebten und geliebten Mädchen, dem „Schätzli", setzen die Burschen ein auch wohl mit Buntpapier oder Bändern verziertes Birklein oder Tännlein vors Haus, ans Fenster, auf den nächsten Baum oder Brunnen oder auch auf den Dunghaufen, in Unzhurst (Bühl) auch einen blühenden Strauch, in Liedolsheim (Karlsruhe) früher einen blühenden Weißdorn, um Unglück fernzuhalten. In Ehrenstetten (Freib.) nehmen die Burschen am Vorabend des 1. Mai ihren Schätzen die Blumentöpfe vom Fenster weg und stellen sie in der Mitte des Dorfes auf einem mit einem bekränzten Tännlein versehenen Brunnenstock auf. Dann lauern sie in der Nähe bis zum frühen Morgen. Das Schätzele, das zuerst ihre vermißten Blumen-

stöcke sucht, soll die erste „Hochziteri“ werden. Und in Siegelau (Waldk.) sagt man:

„'s ein(d) Johr ä Meiä hangä
„'s andr Johr ä Wingälstangä (Windelstange).“

Dagegen gelten für schimpflich Pappelzweige in Feldkirch (Staufen), ein „Erleheck“, an dem Schlozer prangen, in Kappelrodeck (Bühl) oder gar ein Distel- und Nesselkranz in Graben. In Bechtersbohl (Waldsh.) wird anrüchigen oder mißliebigen Mädchen ein Dornbusch an den Brunnen, in Uhldingen und anderswo der Stallbesen vor die Thür oder auf den Dunghaufen gesteckt. Holunder-, Pappelzweige oder Dornwasen stecken sie auch in Thüringen, am Harz und Elm solchen Mädchen vor die Fenster, einen Erlenzweig mit einem Bunde Nesseln auch in Herefordshire in England, in westfälisch Schmallenberg auch Queken d. h. Vogelbeerbäumchen.[1]) Aber der häufigste „Schandmaien“ ist doch der Strohmann oder „Straumann“ oder „Strohbutz“, der im Breisgau und Markgräflerland auch „Putzemann“  oder „Putzimummel“ oder am Kaiserstuhl „Krubutzen“ oder in Holzen (Kandern) „Buziböck“, weiter abwärts im Elzgebiet „Bandli“ und noch weiter abwärts in Schutterthal und Ottenhöfen „Maiendeisch“ heißt (S. 151). Er besteht aus einem bloßen Strohwisch oder besser aus einer wüsten, buckligen, oft mit Lumpen bekleideten Strohfigur, die vor die Thüre oder gar auf den Dachfirst gesetzt wird, von wo es dem Mädchen fast unmöglich ist, ihn herunterzubringen. Dazu hat der böse Putzemummel in Kirchhofen zuweilen einen groben Brief an sie in der Hand. In Siegelau gilt dieser vorn angebracht der Tochter, hinten der Magd. Noch mehr! Um sie recht zu ärgern, wird in Neuenburg am Rhein ihr Melkstuhl in einen Gartenbaum gehängt, in Wagensteig (Freib.) ihr Karren im Misthaufen vergraben. Überhaupt wird mißliebigen Leuten in dieser Mainacht übel mitgespielt; in Herrischried (Säck.), Balzhofen und Oberbruch (Bühl) werden Pflüge und Wagen aufs Dach oder von der Hofraite an einen entfernten Ort verschleppt oder doch die Spaltklötze vor die Hausthür getragen. Solchen Maiunfug treibt man um dieselbe Zeit auch bei Aalen in Württemberg, bei Fulda und bei Reichenhall.[2]) Aber noch schlimmeren Hohn

[1]) Mannhardt a. d. O. 1,166 f.
[2]) Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 5,454.

müssen sich unzuverlässige oder gar lockere Mädchen oder auch bescholtene Bräute gefallen lassen (S. 193). Ruß oder Sägemehl oder Häckerling oder „Helmen“, Waizenspreu, um Rastatt auch Moos, das sogar auch mit Schlozern bestreut, werden von ihrem Kammerfenster bis zum Hause des neuen Liebhabers oder des Bräutigams oder gar bis zum Farrenstall des Dorfes „gezebdelt“. So oder ähnlich in Bahlingen am Kaiserstuhl, Tutschfelden, Würmersheim (Rast.) Nirgendwo sonst bricht der Gegensatz zwischen dem frischen lebens- und liebevollen Maiengrün und dem dürren, toten, unfruchtbaren und gehässigen Winterstroh so scharf hervor wie in dieser bäuerlichen Liebessymbolik; ebenso scharf, wie einst in der ritterlichen Minnepoesie des 13. Jahrhunderts, nach der ein gefallenes Mädchen statt des Kranzes von Laub oder Blumen, der nur Jungfrauen zukam, den Strohkranz tragen mußte.[1]) War nicht die adlige Sinnbildlichkeit aus der einfachen volkstümlichen entsprungen? Die „grüne“ Seite ist schon im 16. Jahrhundert die liebe Herzensseite, und in Altheim (Überl.) sagt man noch statt des landläufigen „er ist mir nicht grün“ das vollere frischere „er ist mir nicht maiengrün“. Einander maiengrün und einander lieb sein gehört zusammen. Wenn der heiratslustige Bursch in Attlisberg (St. Blasien) auf das Dach, unter dem die Auserwählte ruht, in der Mainacht ein Tännchen mit flatternden bunten Bändern gesteckt hat, so kommt er von da ab alle Sonntagnachmittag in ihr Haus. Anfangs setzt er sich in der Nähe der Stubenthür auf die Bank, bis er ermutigt wird, am Tisch Platz zu nehmen. Gefällt er, so ladet er das Mädchen gelegentlich zum Tanz ein, und auf die Einwilligung dazu folgt bald der Verspruch. Eine noch innigere Verbindung des Maifestes mit der Verlobung zeigt das weitverbreitete Mailehen, eine öffentliche Ersteigerung oder Brauterklärung der Mädchen durch die Burschen des Dorfes, die gewöhnlich am ersten Maitag, seltener am Pfingsttag, stattfindet oder stattfand, vom Rheinland nach Hessen, Thüringen, Schlesien hinüber. Hie und da tritt sie auch in Westfalen und am niedersächsischen Drömling auf. Als die südlichsten Punkte sind bisher die Örter um Kirchheimbolanden und Stetten in der Rheinpfalz angenommen worden,[2]) aber ebenso

---

[1]) Wackernagel, Kl. Schriften 2,220. Uhland Schriften 3,417.
[2]) Bavaria IV, 2,364.

weit südlich liegen auf der östlichen badischen Rheinseite die Örter Eichelberg (Eppingen) und Mühlhausen (Wiesl.). Am Abend des ersten Mai versammeln sich die Burschen auf dem Berg und versteigern die Mädchen. Der Sammelplatz der Mühlhäuser ist der Berg Bammerscht, wohin sie mit Peitschen ziehen und wo sie die Mädchen versteigern. Wird auf eine nicht geboten, so heißt es „Naus mit der Hex!“ und alle knallen mit den Peitschen. Dann werden den Mädchen Maien oder Dornbüsche gestellt. Am ähnlichsten ist der hessische Brauch: in der Schwalmgegend und im Ziegenhainischen ziehen die Burschen in der Walpurgisnacht singend und mit Peitschen knallend auf eine Anhöhe, wo sie früher ein Feuer anzündeten. Dann ruft einer auf einem Stein die Lehen aus, und die Versammlung antwortet, indem sie den Namen eines Burschen und eines Mädchens nennt, mit dem Zusatze: „In diesem Jahr noch zur Ehe!“ Nun Gesang und Peitschenknall. Dieses Mailehen verpflichtet beide Teile für das ganze Jahr mit keinem oder keiner dritten zu tanzen. Im Kirchhainer und Ziegenhainer Kreise aber wird auf das ausgerufene Mädchen förmlich geboten und das erlöste Geld im Wirtshaus verzehrt. Am nächsten Sonntag finden die mit einem Liebsten beglückten Mädchen einen Strauß oder Maibusch auf ihrem Kirchensitze, die verschmähten einen Dorn- oder dürren Zweig.[1])

Das Johannisfeuer, das am Abend des Johannistags, des 24. Juni, von den Knaben angezündet und hie und da von ihnen und den Mädchen übersprungen wird, ist schon oben berührt worden. Aber mit ihnen vereint oder auch für sich zünden die erwachsenen Burschen solch ein „Kanschfeuer“ am „Kanschtoch“ außerhalb des Dorfes namentlich noch im nördlichen Teil des Landes an, von Rastatt nord- und ostwärts bis nach dem Heidelberger und Tauberbischofsheimer Gebiet hinüber und überspringen es auch noch mit ihren Mädchen. Doch an den meisten Orten z. B. in Busenbach ist es seit 1866 oder in Neubürg seit mehr als einem halben Jahrhundert erloschen. In Würmersheim und Durmersheim (Rastatt) springen noch junge Leute beiderlei Geschlechts übers Feuer, dann bekommen sie in der Ernte kein Rückenweh. In Muggensturm (Rastatt) erhalten die Eltern des höchsten Springers die meiste Frucht. Wer aber kein Holz zum Feuer in

[1]) Mannhardt a. O. 1,450.

Busenbach gab, der hatte keinen Segen. In Ersingen (Pforzh.) wurde noch vor einiger Zeit mitten im Orte ein Feuer angemacht und dann darüber gesprungen mit den Worten: „Wichs, wachs, daß der Hanf drei Ellen lang wachs." Diese Wirkung sollen auch die Feuersprünge am Johannisabend in Erlach (Oberk.), Forst (Bruchs.) und Katzenthal (Mosb.) haben, und in Ringsheim (Ettenh.) wächst der Hanf nimmer, wenn man keine Scheiter giebt. In Oberhausen (Bruchs.) wird das Korn so hoch, als man über das Feuer springt. Segen bringen diese Sprünge dem Flachs um das württemb. Ellwangen und im Oberamt Riedlingen und in Niederbayern. In Oberfranken steckt man auch Brände vom niedergebrannten Johannisfeuer ins Feld. Je höher die Flamme des „Khanschför" auf einer Anhöhe bei Hettingen (Buchen) steigt, desto größer ist der Jubel der Knaben, die mit Stangen durch das Feuer hindurchspringen. Auch hier wächst der Hanf in gleicher Höhe mit der Flamme. Früher führten hier die Burschen ihre Mädchen um das Feuer herum.

Die mittleren Teile Badens, überhaupt wohl diejenigen Gebiete, in denen das Fastensonntagsfeuer mit dem Scheibenschlagen vorherrschen, sind ärmer an Johannisfeuern. Hie und da hat sich das Scheibenschlagen, wie in Bayern und Kärnten, mit dem Johannisfeuer verbunden, so im Offenburger Bezirk, früher in Ortenberg, jetzt noch im benachbarten Fessenbach.[1]) Ebenso werden in Wellendingen (Bonnd.) am Johannisabend Scheiben geschlagen. Im Süden ist diese alte Feier seltener oder früher aufgegeben, auch in Pfullendorf, wo man von Haus zu Haus bettelte:

„Sankt Veit, Sankt Veit, Sankt Florian,
„A Scheitle raus, a Loch i's Haus!
„I ha's höra höra rolla,
„I ha g'meint, ma woll mer's hola.
„I ha's höra höra klingla,
„I ha g'meint, ma woll mer's bringa"

und wo der Bursche ein Mädchen förmlich zum Feuerspringen „engagierte", wie zum Tanz. Nächst verwandt ist das Pfullendorfer Lied demjenigen, das bei dem 1784 aufgehobenen berühmten Johannis-

---

[1]) Vgl. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 4, 196. 8, 352.

feuer zu Anspach von den Knaben gesungen wurde, das Florian, Sixt, Hans und Thuma anruft und worin es auch heißt:

„Wir hören drei Schlüsselein klingen,
„Und uns ein Scheitlein bringen.“ [1])

Stark umgewandelt ist das Johannes- oder Butzenfest in Schellbronn (Pforzh.), das am Johannestag oder auch, wenn dann das Wetter schlecht ist, am Peter-Paulstag (29. Juni) begangen wird. Nachmittags verkleiden sich drei ledige Burschen in einem nahen Wäldchen als Johannes der Täufer, Bajaß und Herold. Dann werden sie von drei weißgekleideten, ebenfalls unkenntlichen Jungfrauen unter Musik und Begleitung der ganzen Einwohnerschaft abgeholt. Der Zug bewegt sich mit jenen drei berittenen Burschen, dem Herold an der Spitze, durch das ganze Dorf nach einer Lichtung im Walde, wo die drei Reiter bei Wein, Bier, Musik, Gesang und Tanz alle heiteren Vorkommnisse der Gemeinde zum Besten geben. Das nähert sich bereits der Überlinger Gemeindefeier zu Johanni, wovon unten.

Die schöne Sitte mitteldeutscher und ostpreußischer Mädchen, aus dem Wurf der am Johannistag aus neunerlei Pflanzen gewundenen Kränzen die Zeit der Heirat oder den Zukünftigen zu erraten,[2]) scheint in Baden unbekannt.

Das Hauptfest der Landbevölkerung ist die Kirchweih, die alemannische Chilbi, Kilbi, Kilbe, Kilwe, Kürba, die fränkische Kirbe, Kerbe, Kärwe sowohl auf dem rechten badischen wie auf dem linken elsässischen Rheinufer. Der echte Bauer giebt eher das Weihnachts- und das Osterfest als die Kirchweih auf. Alle Lebensalter, von dem Kind in der Wiege und dem schwachen Leibgedinger auf der Ofenbank etwa abgesehen, die Meister und ihre Ehehalten oder „Völcher“, die reichsten Bauern und die ärmsten Häuslinge, die Lebenden und in gewissem Sinne auch die Toten, deren man an diesem Tage mitgedenkt, nehmen an diesem Freudenfeste den fröhlichsten Anteil, den leidenschaftlichsten aber die erwachsene Jugend. Denn es ist nicht nur ein Fest des frommen Gedächtnisses an die Einweihung der Kirche und vielerwärts zugleich an deren Schutzheiligen, sondern auch und zwar vorwiegend ein schwelgerisches Erntefest, das nach

[1]) Birlinger, A. S. 2, 119.
[2]) Weinhold, die mystische Neunzahl S. 12.

gethaner schwerer Sommerarbeit die ganze Familie, die oft zerstreute Freund- oder Verwandtschaft und die Armen zur Lust vereinen, vor Allen aber auch die Taglöhner und die Dienstleute, die das gute Beste bei der Feldarbeit gethan haben, durch den vollen Genuß aller Erntegaben und ein paar Tage Freiheit belohnen soll. In die kirchliche Feier ist auch der Gräberbesuch zum Andenken an die Verstorbenen aufgenommen, aber, wie es scheint, nur im südlichen oder alemannischen Teil des Landes, wie denn überhaupt die fränkische Kärwe einen ausgelasseneren, oft possenhafteren Charakter hat als die alemannische Kilbi. Außer den Freuden des Mahles und des Zechens ist es ganz besonders der Trubel des Jahrmarkts mit seiner höchsten Wonne, dem Tanz. Ja im durchweg protestantischen Markgräflerlande, wo die Kirchweih meistens abgekommen, ist oft nur der Tanz, anderswo, z. B. in Hohenbodman (Überl.) und Neusatzeck (Bühl) etwa noch das bessere Essen als ihr einziger Rest verblieben. Also nicht nur die Dienstbotenfreiheit, sondern auch dieser freudigste Verkehr der beiden Geschlechter weist der Kirchweih hier die geeignetste Stelle an.

Die Kirchweih ist das vielseitigste aller Feste, ein kirchliches und ein weltliches, ein Gemeinde- und ein Familienfest, vor allen andern aber ein gemeinsames Freudenfest und daher zu den verschiedenartigsten Lustbarkeiten, aber auch Ausschweifungen ausgewachsen. Um so schlimmer wirkten diese in Gegenden, wo die Kirchen der verschiedenen Dörfer an verschiedenen Tagen des Jahres ihre Weihen feierten, wo die Bevölkerung von einer Kirchweih zur andern lief, oft wochenlang. Schon im Mittelalter suchte man diesem Unwesen zu steuern, das in manchen Gebieten, z. B. in der Erzdiözese Köln, aber auch in einzelnen Strichen Badens noch heute fortdauert. Geiler von Kaysersberg predigte 1508 im Elsaß gegen diejenigen, die die Kirchweihen „zu ihrer Seel Verdammniß mißbrauchen“, und in Württemberg verbot man die Kirchweihungstage als Freß-, Tanz- und Buhltage schon in Herzog Ulrichs Zeit. Und schon 1440 setzten die frommen Nonnen von Günterstthal (Freib.) es durch, daß die dortige besonders wilde Kirchweih, zu der aus Freiburg die Spielleute und Gaukler in Menge zusammenströmten, von dem achten Tag nach Christi Himmelfahrt in die Allerseelenoktav verlegt wurde.[1]) Eine durchgreifendere Ver-

[1]) Freiburger Diözesan-Archiv 5,162 vgl. Birlinger, AS. 2,130.

legung der Kirchweihen einer Landschaft auf denselben oder dieselben Tage wurde in Süddeutschland, wie es scheint, erst im vorigen Jahrhundert versucht. 1764 wurden alle Kirchweihen im Würzburger Bistum auf einen einzigen Tag, den Sonntag nach Martini, verlegt, aber deshalb gab man in den dortigen reichsritterschaftlichen Orten die Partikularkirchweihen noch lange nicht auf.[1]) Nachdem Kaiser Joseph II. einen Tag, den dritten Sonntag im Oktober, für die Kirchweih, spottweise „Kaiserkirchweih" genannt, festgesetzt hatte, nahmen auch in unserem Jahrhundert die andern süddeutschen Staaten diesen Kirchweihtag an.[2]) Doch hier wie dort wurde die Verordnung vielfach umgangen und die althergebrachten Sonn- und Mon-, sogar auch Dienstage von Neuem der Kirchweihfeier gewidmet. Wenn im südlichen Baden allerdings jener dritte Oktobersonntag die Regel bildet, so haben doch bis zur Stunde die einst freien Reichsbauern im Harmersbacher und im Nordracher Thal und die Klosterleute in den Schottenhöfen, in Lindach und im Bäumslisberg ihre Kirchweihen am zweiten und am letzten Augustsonntag und am ersten und zweiten Septembersonntag behalten, und so genießen die meisten Bauern, da sie sich gegenseitig zu Gast auf die Höfe kommen, viermal im Jahr ihre Kirchweih.[3]) In Eschbach bei Waldshut und in Kenzingen (Emmend.) aber fällt sie auf den ersten Sonntag nach Martini, ferner in Angelthürn (Boxb.), Berolzheim und Messelhausen (Tauberb.), Mühlhausen (Wiesl.) und vielen anderen Ortschaften des Nordens, während die Martinikilben, ursprünglich recht eigentliche Martinsfeste, drüben im Elsaß, vorzugsweise im Süden, im Sundgau, üblich sind.[4]) Mit dem dritten Oktobersonntag fällt oft der Gallustag, der 16. Oktober, zusammen, auf dem schon 1601 im Rheingau nach dem alten Spruch „Gallus hat Alles den Dallus" das allgemeine Erntefest war.[5]) So haben denn auch die Grißheimer (Staufen) ihre „Gallikilbe" und ebenso die Sinsheimer: „Gallus legd d'Sinzemer Kirwe und do isch Jahrmärk un Dounz." Seltener ist der Bartholomäustag, der

[1]) Lammert, Volksmedicin 59.

[2]) Pfannenschmid, Germanische Erntefeste S. 258. Leoprechting, Aus dem Lechrain S. 196.

[3]) Hansjakob, Schneeballen S. 10, 1892.

[4]) Pfannenschmid, G. E. 553.

[5]) Steinhausen, Zeitschr. f. Kulturgeschichte 2,186.

24. August, der Kirchweihtag, z. B. in Laudenbach (Weinh.). Auch in manchen schwäbischen Dörfern feiert man an diesem Tage zugleich Sichelhenke und Kirchweih.[1])

Schon die Hirtenbuben sind voller Erwartung der Kilbefreuden, wie ihre Lieder verraten (S. 161); noch liederreicher sind dann die Burschen. Vom Wieslocher bis zum Bonndorfer Bezirk singen sie Sprüche wie diesen:

„Hit isch Kilbi, morn isch Kilbi
„Bis zum Mittwoch z'Obe.
„Wenn i zue dr Lisebet kumm,
„Sag i guete n'Obe.
„Guete n'Obe, Lisebet,
„Sag mir au wo d'Bettstatt stoot.
„Hinterm Ofe an der Wand,
„Küechli bache isch kai Schand."

seltener:

„Hit isch Kilbi, morn isch Kilbi,
„'s git a ganzi Woche,
„Wenn dr Teufel d'Meidli holt,
„Dro mien (dann müssen) halt d'Buebe koche."

oder klassischer:

„Am Sunntig isch Kilbe,
„Do verkûf i mei Geld,
„Steig uf in Himmel
„Un guck abi in d'Welt" (um Lenzkirch und Zarten).

Ja man freut sich schon von einer Kirbe zur andern hinüber:

„Heut isch Kirbe, morn isch Kirbe,
„'s Johr isch Kirbe wieder,
„Wenn mer Gott mei Lebe schenkt,
„Denn halt i Kirbe wieder." (Hohenbodmann).

Und nicht mit Unrecht! Denn da werden in den fröhlichen Weindörfern der Pfalz wie auf den stillen Schwarzwaldhöfen die Stuben geputzt und getüncht, Berge von fetten „Küechli" und „Plotz" backt die Bäuerin Tags zuvor in der Küche für Jung und Alt, Herrn und Knecht, Taglöhner und Bettler, und sollte der ganze Mehlvorrat drauf gehen, und das ärmste Haus versieht sich für diese Tage, oft die einzigen im Jahre, mit Fleisch. Der behäbige Simons-

---

[1]) Meier, Deutsche Sagen a. Schwaben S. 442.

wälder aber holt die größten „Hammerstrümpfe“, Schinken, aus der Räucherkammer und die fettsten Schweine aus dem „Kremmen“, der eingezäunten Weide, um sie zu Würsten und Gesalzenem zu verarbeiten. Statt der Schweine, die vieler Orten wie z. B. in Röhrenbach (Pfullend.) und Elchesheim (Pforzh.) für dieses Fest geschlachtet werden, scheinen früher öfter, wie in Schwaben,[1]) auch in Baden Böcke oder Hammel verspeist worden zu sein. Dem üblichsten alten Kirchweihtanz folgt noch der Hammelschmaus, und in Pfohren (Donauesch.) zieht man fast auf jedem Hof zwei Böcke für das Fest auf.[2]) Die Kinder und Dienstboten bekommen noch vieler Orten neue Kleider, und schenken nicht auch noch in einigen badischen die Kilbeknaben ihren Kilbejungfrauen Schuhe und schmücken die Mädchen nicht wie z. B. im hessischen Starkenburg, im Ansbachischen und im Böhmerwald am Samstag vor dem Fest die Brust oder den Hut ihrer Burschen mit einem Strauß?

Wenn nun auch in dieser freudigen Vorbereitung der Kirchweih die Franken und die Alemannen des Landes durchweg übereinstimmen, so hat doch das Fest bei jedem der beiden Stämme sein entschiedenes Sondergepräge, wie einige Schilderungen beweisen werden.

Oberhalb Heidelberg am Neckar liegt malerisch auf einem Waldberge der Ort Dilsberg in seinem alten Festungsgemäuer. Da kann man an der „Kerwi“ so recht den Pfälzer kennen lernen. An diesem Tage ist nur im Pfarrort Gottesdienst, zu der auch die Bewohner der Filialen hereinkommen müssen. Um 12 Uhr versammeln sich die Burschen mit Musik vor dem Pfarrhaus, drei von ihnen, in Hemdärmeln und mit weißen Schürzen angethan, tragen je einen großen steinernen Krug voll Wein. Aus diesem wird dem Pfarrer ein Glas gefüllt, der dafür die beiden andern Krüge mit seinem Wein zu füllen hat, „weil der Pfarrer den meisten Wein hat.“ Dann gehts zum Bürgermeister, der ein „Kerschewasser“ zum Besten giebt, dann zu den Lehrern, die „Bescheid“ trinken müssen „von's Pfarrers Wein“. Dann zieht man im Ort herum und läßt unterwegs auch die heranschwärmenden Mädchen trinken, und wenn der Wein „fort“ ist, sucht man die Wirte auf, um auch diese zur Kerwi einzuladen

[1]) Birlinger, AS. 2,125.

[2]) Vgl. Pfannenschmid, G. E. S. 277.

und wieder die Krüge zu füllen. Von der Vesper an wird getanzt und weiter getrunken und gelärmt Tag und Nacht bis Mittwoch Morgen. Und das traurige Nachspiel? Acht Tage lang wird ausgeschellt, daß der Gerichtsvollzieher täglich Mehrere pfändet, denn nicht nur die Jungen, auch die meisten älteren Männer und Weiber machen an der Kerwi „noch einmal“ mit.

Hier erscheint die Kirchweih als eine Gemeindefeier bedenklicher Art, die am meisten der von Lienzingen (Maulbronn) drüben im Württembergischen ähnelt. Da ziehen auch die Burschen unter Musik durch den Ort und lassen vor des Pfarrers, des Lehrers und der Geliebten Haus aufspielen. Das heißt das „Gassenmachen“. Eine andere Pfälzer Kirchweih in Mühlhausen (Wiesloch) kehrt andere Züge hervor. Alle, die Jemand draußen haben, bekommen dann am Sonntag nach Martini Besuch. Nach der Mittagskirche holen verkleidete Burschen unter Musik die Kärwe ein. Gewöhnlich ist ein Fuhrwerk im Zuge, das von verzierten Kühen oder Geißböcken gezogen wird und auf dem eine Partie um ein Wein- oder Bierfaß trinkt und Kärwekuchen ißt. In einem Sack steckt ein Bursche, die „Kärwesau“, die beständig mit Wein und Kuchen traktiert wird. Andere tanzen als Pärchen verkleidet voraus, oder schwingen Besen, Rechen oder „Kuchenschießer“, oder zeigen mit Moritthaten bedeckte Plakate u. s. w. Einer trägt auf dem Rücken ein volles Fäßchen, an dem andere zapfen und austeilen. In Bauerbach (Bretten) fahren sie in altertümlicher Kleidung und mit geschwärztem Gesicht „'s Männele un 's Weiwele“, das eine „Kerwebobba“ auf dem Arm trägt, mit ländlichen Geräten hinaus, zwei Reiter mit dreikantigen Hüten voran. Dann graben, hacken und schaufeln sie, und jeder will die Kerwe gefunden haben. Dann unter Gesang und Halloh zurück, in den ersten Häusern erwartet sie die Kinderschaar und die Musik, und ein großer Weinkrug macht hier die Runde unter den Musikanten und den Kerweholern. Darauf feierlicher Durchzug bis zum Hause des Bürgermeisters. Endlich wird im Wirtshaus die „Kerwebobba“ gesteigert und getanzt. Ebenso wird in Mühlhausen mit Unterbrechung durch das daheim eingenommene Nachtessen bis Mitternacht getanzt und so am Montag auch. Beliebte Tänze sind der Kisselestanz, der Spiegeltanz und der Bundtanz. Beim ersten bringt ein Bursche

auf seinen Armen ein Tragkissen herein, in dem eine Puppe eingebunden ist, tanzt damit einmal im Saal herum, kniet vor einem Mädchen nieder und überreicht es ihr sorglich. Diese tanzt damit wiederum einmal herum und übergiebt es einem Burschen. So geht es weiter, bis alle, auch die Fremden, daran waren. Beim Spiegeltanz nickt oder schüttelt das auf einem Stuhl sitzende Mädchen den Kopf, je nachdem ihr das Spiegelbild einen genehmen Tänzer zeigt oder nicht. Nach dem Nachtessen aber wird ein großer „Bund", ein runder Kuchen bei brennender Kerze ausgetanzt. Am Kärwemontag überbringt unter Musik der Burschenzug der Gewinnerin den Kuchen, der dann samt vielem Wein verzehrt wird. Am Dienstag Mittag gehts zum Dorf hinaus, und mehrere Verkleidete schaufeln auf einem Acker ein Grab aus, in das einige Stücke Kuchen und ein paar Gläser Wein versenkt werden. Einer hält eine rührend komische Grabrede, während die übrigen schluchzen. Darauf tröstet sie der Redner mit dem Wiedersehen im nächsten Jahr, und lustig geht's unter einem Trauermarsch in die verschiedenen Wirtshäuser. Der Tanz ist aus.

Ähnlich verläuft die Berolzheimer Kirchweih um Mitte November. Doch wird dabei manchmal ein Hammel, nicht ein Bund ausgetanzt, wie auch gleichfalls im Tauberbischofsheimer Orte Messelhausen der Kirchweihtanz „hinausgeführt", d. h. auf dem Schloßhof ein Hammel ausgetanzt wurde. Am Begräbnistage der Kerwe werden dort Possen, Schauspiele und Maskeraden aller Art zum Besten gegeben. Bemerkenswert ist besonders ein in Erbsenbüschel gehüllter Bär, der auch im hessischen Homberg die Kirmeß darstellt,[1]) und daß bei der Beerdigung der Kerwe ein „Goullicht" Stearinlicht in das Loch hineingestellt und vergraben wird.

Wie auf der fränkischen Kerwe wird auf der alemannischen geschmaust und getrunken, gesungen und getanzt. Aber die possenhafte, faschingsartige Schauspielerei, die überhaupt der rhein- und mainfränkischen Kirchweih anhaftet, tritt zurück: z. B. das ganze Kerweholen und -begraben fehlt. Auch in Württemberg sind nicht nur die fränkischen „Vorsitze" und Hochzeiten, sondern auch Kirchweihen viel ausgelassener als die schwäbischen.[2]) Die Lustbarkeiten unterbricht im

[1]) Pfannenschmid, G. E. 304.

[2]) Vgl. die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im Deutschen Reich 2, 569.

badischen Süden der ernste Gräberbesuch mit seinem Totengedächtnis. Auch ist schon deswegen der Familienbesuch ein stärkerer und innigerer, stundenweit her kommen sie auf den Friedhof ihrer Jugend, zur Totenfeier in dem elterlichen Bauernhaus zusammen, zu traulichem Gespräch und leckerem Schmause. Überhaupt tritt, namentlich auf den einsamen Schwarzwaldhöfen, das Familienfestliche viel voller hervor als das Gemeindliche. Das zeigt vor Allem das Mahl. So wandert man z. B. im Simonswälderthal gleich nach der festlichen Morgenmilchsuppe im höchsten Staat zur Kirche, die Burschen mit der beliebten Aster hinterm Ohr, die Maidli mit einem duftigen Büschele „Schmecket", Salbei oder Rosmarin am Mieder. Nach der Kirche wird im Herrgottswinkel die Hauptmahlzeit des ganzen Jahres aufgetragen und gebetet. Löffel und Gabeln werden aus den an der Wand angebrachten Lederösen, das Messer aus der Tasche gezogen, und nun wird zugegriffen. Der gewürzten dicken Nudelsuppe folgt Sauerkraut mit Schweinernem, dann Salat mit Würsten, endlich Küchle mit gekochten „Hutzeln". Aber in andern Höfen z. B. des Nordracher Thals oder auf den Schweighöfen bei St. Märgen (Freib.) wird nach der Nudelsuppe sogar Rindfleisch mit Rettig und Salat aufgetischt und dann erst die große Schüssel mit Schinken oder auch „Schäufele" (Schulterblätter) sammt Kraut hereingetragen. Am Abend giebts auf den Schweighöfen Braten, Küchle, Kaffee und Wein, und auch in Rohrbach (Triberg) wird dreierlei Fleisch und Wein spendiert. Das ist nun ein hervorstechender Zug der Schwarzwälder und Baaremer Huskilbe, daß die „Völcher", die nach ihrem Range vom Oberknecht bis zum Hirtenbuben, von der Altmagd bis zum kleinsten Mädchen in zwei Reihen am Tisch sitzen, von ihrer Herrschaft mit Speis und Trank bedient werden drei Tage lang. Der Bauer teilt wie ein Patriarch aus, und auf dem Mühlstein im Nordracher Thal füllt er mit Wein aus einem Steinkrug, an dem Tisch herumgehend, immer je Zweien ein Paar Gläser Wein ein, die dann von ihnen geleert und wieder gefüllt, von den zwei nächsten ausgetrunken werden. Auch im Egerlande bedient der Bauer während der Kirchweih seine Gäste und Dienstleute drei Tage lang.[1]) In Pfohren (Donauesch.) giebt der Hofbauer nicht bloß am Sonntag einen Schmaus für Alle im Hause, sondern auch am Montag, Dienstag

[1]) Pfannenschmid, G. E. 576.

und Donnerstag erwarten die Ehehalten ein saftiges Essen. Vormittags wird zwar gearbeitet, aber Nachmittags ist frei, nur der Mittwoch ist gewöhnlicher Werktag. Nach dem Mahl werden wohl noch die Löffel und Gabeln säuberlich abgeleckt und an die Wand gesteckt, dann spricht man das Tischgebet. Nach Aufhebung der Tafel scheint es Kilberecht der Völcher, irgendwo in der Stube oder auf der Bank draußen vor der Thüre sich niederzulassen, wo es ihnen beliebt, auch wo sonst nur die Herrschaft oder der Besuch sitzt. Ist der Hof abgelegen, so belustigt man sich nach dem Nachtessen mit Neckereien, Gesang und Tanz. Aber lieber ordnet man erst Küche und Stall und eilt zum Jahrmarkt hinüber. Da kauft denn z. B. am Klaustag in Kenzingen das Tutschfelder Maidle seinem Burschen einen „Kilbikröm", für den er ihr zu Neujahr eine Bretzel bringt (S. 201). In den Wirtschaften aber wird getanzt und gezecht und oft genug auch wild gerauft. So geht es auch am Montag her. Am Dienstag aber verzehrt man noch die Reste und geht wieder langsam zur Arbeit über.

Zwischen den beiden hier geschilderten Kirchweihen fränkischer und alemannischer Form liegen andere in der Mitte. In manchen alemannischen Dörfern hat der mehr fränkische gemeindliche Charakter des Festes das Familiengepräge der mehr alemannischen Hauskilbe verwischt. Aber beide Arten haben außerdem in einzelnen Strichen noch wieder mehrere eigentümliche Züge, die der Erwähnung wert sind. Im Norden des Landes geht hie und da noch eine Kilbeversteigerung dem eigentlichen Fest voran, wenn auch nicht mehr in der altertümlichen, vor Kurzem wenigstens noch beobachteten Form, wie sie in Elsaß der Bürgermeister zu Gunsten der Gemeindekasse ein paar Wochen vor dem Feste vornahm. Ebenso wird im württembergischen Enzklösterle vorher die Stelle eines „Kirbebua" versteigert.[1]) So wird auch in Bauerbach (Bretten) nach dem Ständchen vor des Bürgermeisters Haus die „Kerwebobbe" im Wirtshaus versteigert. In Bayern heißen die Festordner am Kirta, dem Kirchweihtag, die „Blotzknechte", in Thüringen die „Platzknechte", im Elsaß die „Kilbeknaben", in Baden aber wie in Württemberg die „Kirwebube". So halten z. B. in Büchig (Karlsr.) „Kirwebube" auf dem Tanzboden Ordnung und führen am zweiten Abend den Kisselestanz in etwas anderer Weise,

[1]) Pfannenschmid, G. E. S. 266. Birlinger, A. S. 2, 127.

als S. 233 geschildert ist, aus. In Busenbach (Ettl.) hat jedes Wirtshaus seine 17—20jährigen „Kirwebube", die sich einen Bürgermeister, Büttel und Gemeinderäte wählen. Diese versteigern eine Bretzel die oft auf 20 Mark kommt. Aber der Erwerber verkauft nun Loose auf die Bretzel. In Ersingen (Pforzh.) durften früher die Bauernburschen, die kein Handwerk trieben, eine gewisse Summe Geldes verzehren, und diese ihre Zeche wurde dann ausgewürfelt. Wer die wenigsten Augen warf, mußte dieselbe bezahlen, hatte jedoch das Recht, sich eine gewisse Anzahl Bretzeln backen zu lassen, die er nachher verspielen lassen durfte. Außerdem verlooste er ein Halstuch. Auch weiter südlich in Grißheim (Staufen) wird zu Michaeli unter den Burschen der Vortanz ausgewürfelt und an der Gallikilbe (S. 229) ausgeführt, wenn sie mit dem Wirte einig werden. Die drei höchsten Würfe geben die Vortänzer. Im elsässischen Horburg tanzen die Kilbeknaben mit ihren Kilbejungfrauen die drei ersten Tänze allein, wie früher auch im Breisgau. Ob hier auch noch wie im elsässischen Heimersdorf,[1]) eine dreimalige Umgehung des Kilbebaums nachweisbar ist? In einigen Orten beginnt die Kirchweih schon am Samstag: so wird bei einem guten Weinjahr in Tutschfelden (Kenzingen) schon am Abend dieses Tages der Tanz begonnen, und in Münzesheim (Bretten) unter Musik vor das Dorf gezogen, um die im vorigen Jahr begrabene Kerwe abzuholen. Auch im Elsaß findet ausnahmsweise eine solche „Vorkilbe" oder „Antanzkilbe" statt.[2]) Der Gräberbesuch der in Trauerkleidung, hier prozessionsweise, dort in Familiengruppen, hier am Sonntag, dort am Montag oder auch an beiden Tagen nach dem kirchlichen Seelenamt unternommen wird, scheint in der Kirchweihzeit weder im andern Deutschland, noch im größten Teile Badens üblich, sondern auf dessen alemannischen Süden beschränkt zu sein. Er wird noch am eifrigsten im früheren Vorderösterreich, im Breisgau und im St. Blasianergebiet, aber auch im benachbarten Fürstenbergischen gepflegt. Dieses Gedächtnis der möglichst vollzähligen Familien an ihre Verstorbenen weiht, wie der klassische Ahnenkultus, die Gräber zu Sinnbildern der Familieneinheit, und die gleichsam erneute Vereinigung der Lebendigen mit den Toten mitten in einem Freudenfest macht einen er-

---

[1]) Pfannenschmid, G. E. 557.

[2]) Pfannenschmid, G. E. 261. 552.

greifenden Eindruck, der kaum beeinträchtigt wird durch den echt volkstümlichen Übergang vom tiefsten Ernst zum vollsten Genießen von Schmaus und Tanz. Der letzte ist übrigens an vielen Orten abgekommen, und man begnügt sich, mit seinem Gebetbuch und der Flasche, aus der man Weihwasser auf die Gräber gegossen hat, ins Wirtshaus zu ziehen und einen Schoppen Wein zu trinken und feineres Brot dazu zu essen.

Der Mahlzeit ist schon genügend gedacht, der Tanz bedarf noch einiger Bemerkungen. In ihm erreicht die Kirchweihlust ihren Gipfel. Zum Tanz holt an einigen Orten der Burschenzug noch die Mädchen mit Musik von ihren Häusern ab, oder in Münzesheim (Bretten) tritt der Bursche mit seinem Freunde, jeder mit einer Flasche Wein, ins Haus seines Mädchens und erbittet sie von den Eltern zum Tanze. Erhält er die Erlaubnis, so trinken sie den Wein gemeinschaftlich. In Oberbergen (Kaiserstuhl) holen die Tänzer bei ihren Tänzerinnen am Kilbimontag die „Hängeletrauben.“ So wird in den Weinorten des Oberamts Waiblingen von vielen Trauben ein „kolossaler Traube“ gebunden und zum Zeichen, daß der Kirbetanz hier ist, mit Bändern verziert, ans Wirtshausschild gehängt. Der Haupttanz hat die Eigentümlichkeit, daß durch ihn etwas ausgetanzt, am häufigsten ein Hammel, das alte Schlachttier der Kirchweih, nach (S. 189) berichteter Weise. Dieser Brauch reicht vom Elsaß bis nach Thüringen hinüber[1]) und ist im badischen Norden üblicher als im Süden. Doch fehlt er auch der Baar nicht. In Weisweil (Emmend.) bekommt der gewinnende Tänzer das Fell, sein Mädchen einen Kranz. In mehreren elsässischen Örtern und in Meßkirch wird der Tanz durch ein Preiskegeln um einen Hammel ersetzt. Ein andrer alter Kirchweihtanz ist der Gickel- oder Hahnentanz der Baar (S. 189). Schutterwald (Offenb.) rühmt sich eines langen Gedichts: „Der Hahnedanz zu Schutterwald“, der beim Pfarrhaus unter der Linde um ein Nastuch und eine Kappe, aber nicht mehr um einen Hahn aufgeführt wird. Dagegen kam in Oertingen (Werth.) noch vor Kurzem an der Kirchweih das Hahnschlagen vor. Der Hahn gehört wie der Hammel zu den alten Ernteopfern, daher ist oder war das Austanzen oder Schlagen oder Verspeisen des Hahns zur Kirchweih vom Elsaß bis nach dem Böhmerwald hin üblich.[2]) Die Bund-

[1]) Pfannenschmid, G. E. 271. 559.
[2]) Pfannenschmid, G. E. 293.

und sonstige Kerwekuchentänze der Rastatter, Durlacher und Bruchsaler Gegend bilden wohl nur einen neueren Ersatz für die alten Hammel- und Hahntänze. Der Kisselestanz im Karlsruher und Wieslocher Bezirk drückt die wachsende Vertraulichkeit der beiden Geschlechter aus, die einen Hauptzug des Festes ausmacht.

Das vom fränkischen Unterland bis etwa nach Lahr hinauf reichende Begräbnis der Kirwe wird z. B. in Schöllbronn und Spessart (Ettl.) durch eine Verbrennung derselben ersetzt. In Büchig (Karlsr.) schließt die Beerdigung mit dem „Kehrab", und in Berolzheim ruft man der begrabenen wehmütig nach:

„O du guti alti Kerwe,
„Ersch drei Toch (Tage) olt un muscht scho sterbe."

Am Kirchweihdienstag schneiden in Au im Murgthal lustige Burschen in die Schale eines ausgehöhlten Kürbisses ein Gesicht und tragen ihn abends durch das Dorf und lassen ihn zum Fenster hineinschauen, zum Schrecken der Leute.

Doch darum ist die Kirchweihfreude nicht überall mit begraben. Wie manche Hochzeit hat auch die Kilbi in Baden wie im Elsaß[1]) ihre Nachfeier, ihre „Nôkilbi", und zwar am nächsten Sonntag, wo in Tutschfelden die Zeche bezahlt und ein einfaches Essen eingenommen wird. Dieser Sonntag heißt in Konstanz der „Susersunntig", weil an diesem die Konstanzer „Suserausflüge" machen, um den dann überall ausgeschenkten „Suser" oder Federweißen zu kosten.

Der Verkehr von Burschen und Mädchen wird dann unterbrochen durch den Militärdienst. In Oberhausen (Bruchs.) wird der Bursche mit 18 Jahren feierlich in die Burschenschaft aufgenommen, die sich nach den Wirtshäusern in verschiedene Kreise teilt. Die Engelwirts-, Kronenwirtsburschen u. s. w. tragen gern beim Tanz einen Büschel farbigen Papiers, und das Jahr vor der Aushebung, wo sie Rekruten werden, dürfen sie Sträuße tragen. Früher lief der Bursche vor der Ausziehung, dem „Spielen", um frei auszugehen, in der Nacht vorher über drei Markungen[2]), oder er nahm zwischen 11 und 12 Uhr auf dem Kirchhof von Neubürg (Bruchsal) ein Kreuz heraus

---

[1]) Pfannenschmid G. E. 262, 552.
[2]) Alemannia 16,73.

und steckte ein davon abgelöstes Stück zu sich, oder er ließ sich ein von einem sechsjährigen Mädchen gesponnenes Garn um den Arm wickeln. Oder wer eine Kreuzspinne bei sich trägt, wird nach Hettinger Glauben frei. An einigen Orten z. B. des Kaiserstuhls stehlen die Rekruten sich am Tag ihrer Aushebung Eier zusammen und lassen sich nach ihrer Rückkehr vom Aushebungsorte einen Eierkuchen daraus machen. Aus den Dörfern fahren die spielenden Burschen zur Aushebung in die Stadt, ihr Leiterwagen ist mit Tännchen geschmückt, auch wohl z. B. in Schapbach vorn von einem Bogen überspannt, der rechts und links mit deutschen und badischen Fahnen geschmückt ist und in der Mitte auf einer Tafel die Inschrift trägt:

„Fest wie die deutsche Eiche
„Stehn wir treu zu Kaiser und Reiche."

Bis zur Heimkehr durchziehen sie die Straßen, ihren Hut mit bunten Bändern und künstlichen Blumen besteckt, mit lautem Gesang oder Gejohl. Etwa von Neujahr bis zur Musterung singen sie ihre bald trotzigen, bald wehmütigen Kampf-, Liebes- und Abschiedslieder, wie:

„Warum ist die Falschheit so groß in der Welt,
„Daß alle jungen Bürschlein müssen ziehen ins Feld?"

durch die Dorfstraßen, auch wohl mit einer Fahne. Und die Polizei läßt sie meist gewähren. Die Rekruten beanspruchen auch am Fastensonntag das Recht zum Scheibenschlagen in Hörden, dem einzigen im Murgthal. Noch stecken die Mütter ihren zum Heer abgehenden Söhnen ein Stück Hausbrot ein und nähen in Lauda den Dragonern Medaillen in die Unterhose, damit sie nicht vom Pferde stürzen. In den Krieg zieht man in St. Peter ein Hemd an, das von einem noch nicht siebenjährigen Mädchen gesponnen ist; dann geht keine Kugel hindurch. Ebenso nicht, wenn die Mutter in Waghäusel ihrem Sohne unbeschrieen Farnkraut in Rock oder Weste genäht hat. In den letzten Krieg zogen noch Tausende mit gedruckten Schutzbriefen, die kugelfest machen und Himmelsbriefe heißen, weil sie vom Himmel herabgefallen zu sein vorgeben.[1]) Einige Hofbauernsöhne halten sich noch immer zu gut fürs Militär und wandern lieber aus, am bequemsten in die nahe Schweiz, von wo sie dann als Schweizer Bürger zum Hofe

[1]) Vgl. Wuttke, deutscher Volksaberglaube² § 243.

zurückkehren. Im Dienst lernen die Burschen stramme Haltung, Ordnung, Pünktlichkeit und Pflichttreue, aber viele auch lose Sitte und unzüchtige Rede, von den älteren Kameraden oder auch von manchen Vorgesetzten. So bringen sie nicht immer nur Gutes aus der Garnison in ihre Dörfer heim, wie schon die vielen massiven Soldatenlieder beweisen.[1]) Massiv, aber auch voll derben Humors ist die übrigens gemeindeutsche, oft sogar überraschend internationale Soldatensprache, die die Civilisten wie die Kameraden und die Vorgesetzten, die verschiedenen Truppengattungen und ihre Ausrüstung, den Dienst und den Krieg, die Strafen und Krankheiten u. s. w. mit ihren drastischen Compositis betitelt. Welches Armeekorps darin das erfinderischste und humorvollste ist, und welchen Anteil das badische daran hat, kann noch nicht ausgemacht werden.[2]) Kommen Urlauber in ihr Dorf, so werden sie gern in einigen Meßkircher Dörfern zu Brauttänzern gewählt (s. u.). Hat der Bräutigam beim Militär gedient, so geht in manchen Orten im Hochzeitszuge der Kriegerverein voran, der auch einem verstorbenen Mitglied einen Lorbeerkranz aufs Grab legt und, wenn es an einem Feldzug beteiligt war, drei Gewehrsalven darüber abgiebt.

Noch ist der festliche Abschluß dieser ganzen Lebensperiode zu besprechen, die Hochzeit, die so viele Züge mit der schon besprochenen Kirchweih, die kirchliche Feier, den öffentlichen Umzug, den festlichen Schmaus, die Tänze und sogar an manchen Ortschaften das Totengedächtnis auf den Gräbern, öfter auch Vor- und besonders Nachfeiern gemein hat. Noch mehr: jenes Fest ist oft die Einleitung dieses. Wie oft bedeutet die Beschenkung des Burschen durch das Mädchen, die Bewirtung des Mädchens durch den Burschen und das ausschließliche Tanzen des Einen nur mit dem Andern eben an der Kirchweih den Entschluß Beider, fortan zusammenzuhalten und demnächst zu heiraten! Um die Hauptformen der badischen Hochzeit und ihrer Vorstadien kennen zu lernen, mögen zunächst einige charakteristische Bilder aus den verschiedenen Teilen des Landes an uns vorüberziehen.

In Berolzheim (Tauberb.) verlief sie in den 50er Jahren etwa so wie im Wesentlichen noch heute im bauländischen Hettingen (Buchen):

---

[1]) Vgl. die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im deutschen Reich 2,350.

[2]) Vgl. Paul Horn, über die Soldatensprache 1899.

„Geht Einer „naus heiern“, so sagt man: „Der is daus Kühkafe gwe“ (der ist draußen gewesen, um Kühe zu kaufen). Aber der Werber wird oft derb vom Mädchen abgewiesen, wie der Spruch verrät, der von ihr sagt:

„Kesscht dr e Wörschtle
„Nemsts nei den Orm (in den Arm),
„Daß es werd worm,
„Geischts (giebst es) em ze fresse,
„No muß er lafe (dann muß er fortlaufen).“

Nimmt sie ihn aber an, so folgt keine eigentliche Verlobung, sondern, nachdem die Beiden dreimal in der Kirche ausgerufen sind, wobei die Braut hintendran in der Kirche steht, wird die Hochzeit meist auf einen Dienstag oder Donnerstag festgesetzt. Alles im Dorf freut sich auf die „Hochzich“, und im Hause der Braut wird geschlachtet und gebacken „druf nei, daß's e Ort hot, do muß's fest hergein“. Am Sonntag vor der Hochzeit laden die Verwandten der Verlobten ein, in Hettingen aber die Brautleute, denen in jedem Hause Brot gereicht wird, von dem sie ein Stück abschneiden und essen, um kein Zahnweh zu bekommen. Die Berolzheimer Gäste erscheinen am Morgen des Hochzeitstags im Hause der Braut, darunter die beiden Brautführer und die „Schmollmadle“, die Brautjungfern, Verwandte oder Freunde des Paars. Auf dem Tisch steht Wein und Kuchen und Plotz. Früher trug die Braut im rechten Strumpfe einen Benediktuspfennig oder ein Stückchen aus der „Würzbürde“ (S. 107). Vor dem Gang zur Kirche erhalten die Brautleute den Segen von den Eltern, oder wenn diese tot sind, ist es eine heilige Pflicht der Verwandten, sie zu segnen. Nun bewegt sich der Zug nach der Kirche, an der Spitze die beiden Brautführer, dann die Männer, dann erst die Braut mit den Schmollmadli und die übrigen „Weibschleut“. In Hettingen (Buchen) geht die Braut mit ihren zwei „Schmollmäd“ voraus, zuletzt geht, und zwar allein, der Bräutigam. Unterwegs spannen Knaben eine Schnur über die Straße, und die Brautleute, in der Regel der Bräutigam, sehen sich gezwungen, Geld wegzuwerfen, um sich freie Bahn zu schaffen. In Hettingen wird beim Gang zur Kirche und von der Kirche geschossen, desto heftiger, je beliebter das Brautpaar. Im Augenblick der eigentlichen „Kopulation“ werden

hinter der Kirche ganze Salven abgegeben. Vor der Kirche reicht man der Braut einen Blumenstrauß. In der Kirche knieen rechts die Männer, links die Frauen, die Brautführer aber begleiten die Braut zum Altar. Während des Offertoriums im Hochzeitsamt gehen alle Leute vor den Altar und opfern. Vom Geistlichen wird der Wein, „Johanniswein“ in Hettingen genannt, den ein Verwandter vor dem Gottesdienst zum Meßner getragen hat, gesegnet, und nach dem Amte trinken zu Hause alle davon. Nach der Trauung verrichten die jungen Eheleute in Hettingen an den Gräbern eine kurze Andacht. Aber unterwegs wird wieder „vorgespannen“. Vor dem Hause angekommen, bleiben alle Gäste vor der Hausthüre stehen und wünschen den jungen Eheleuten, bevor diese die Schwelle überschreiten, abermals Glück: „I wünsch d'r Glück in dan Ehstand“. Die Braut teilt dann an die Schuljugend einen Korb voll Wecken, das „Hochzeitsbrot“, aus. Sie darf den ganzen Tag das Haus nicht verlassen. Das nun beginnende Mahl entspricht ziemlich genau dem Schwarzwälder Kirchweihessen, doch erscheint noch mit dem Sauerkraut und Dörrfleisch die alte Hochzeitsspeise des „Hirschbreis“. Dazu Wein. Das Abendessen besteht aus Reissuppe, Wurst, Fleisch, Salat und „Kaffi“. Am Tisch sitzt die Braut zwischen den Brautführern; der Hochzeiter dagegen trägt mit weißer Schürze Speisen auf und muß nun durch seinen Eifer zeigen, ob er es den Gästen „gönnt oder nicht“. Zwischen den vielen Gängen der Mahlzeit spielen die Dorfmusikanten zum Schleufer oder Dröher (S. 190), zum jetzt ganz vergessenen Kaleba und zum Siebensprüng (S. 190). Während des Abendessens stiehlt ein gewöhnlich verheirateter Mann, der sich versteckt hat, der Braut den rechten Schuh, was sie gerne geschehen läßt. Dieser wird dann versteigert und von den Brautführern oder den Schmollmadli erworben, der Erlös aber in Rotwein und Zucker angelegt. Hochzeiter und Braut sitzen jetzt zusammen. Man trägt ihnen eine zugedeckte Schüssel vor, sie deckt auf und siehe! Kinderhäubchen und -schühlein liegen drin. Um Mitternacht folgt die Kranzabnahme. 15 bis 20 Kamerädinnen der Braut kommen an die Thüre, die „Pfeffermadli“, und singen den sogen. „Pfeffer“, wobei sie nach jedem Abschnitt trinken. Der erste in der Mundart vorgetragene Teil ist der eigentliche Pfeffer, der zweite hochdeutsche heißt der „Ehstand“.

Der Pfeffer zerfällt in Einleitung, Bitte und Lob. Die Einleitung beginnt:

1) „Mr treten allhier herfüre,
„Routi Röisli uf dr Had (Rote Röslein auf der Haide),
„Wohl vor der Braut ihre Thüre
„— Routi Röisli uf dr Had —
„Mr häwe verlorn e schöni Mad."

Und mit steter Einschiebung der Zeilen „Routi Röisli" und „Mr häwe verlorn" in die folgenden 12 Strophen singen sie weiter:

2) „Mr stehn allhier uf Schwelle,
„Mr sen dr Braut ihr Gselle.

3) „Mr stehn allhier uf Diele,
„Mr sen dr Braut ihr Gspiele.

4) „Mr stehn allhier uf Steeche (Stiege),
„Mr sen dr Braut gwee (wir gehörten der Braut an)."

Es folgt die Bitte:

5) „Mr häwe e klans Körblein,
„Do gäiht e Schuß Weck nein.

6) „Mr häwe e klans Kennelein,
„Do gäiht e Vertel Wein nein.

7) „Mr häwe no ans (eins) im Treffer,
„Gebt unsch e Schüssel voll Pfeffer,

d. i. ein aus dem Blute des Schweins bereiteter Brei.

8) „Ei wellt ihr unsch nichsch gewen,
„Wellen mr die Braut dann stehlen.

9) „Mr wellesch (sie) führe neins Wertshaus,
„Wer sie will, der löst sie aus."

Es folgt das Lob:

10) „Veilblauer grüner Klee,
„Heut als Mable nimmermehr.

11) „Silberringli Perli dron,
„Die Braut, die hot en schöne Monn.

12) „Aus dem Hälmlein wöchscht das Korn,
„Mr häwe en junge Gselle verlorn.

13) „Henkt das Kränzlein an den Nogel,
„— Routi Röisli uf der Had —
„Dörfscht's ze Lebtoch nimmi troge!
„— Routi Röisli uf der Had,
„Mr häwe verlorn e schöni Mad! —“

Darauf nimmt die rechte Schmollmad den Kranz herab und legt ihn auf einen Teller, der vor die Braut hingestellt wird. Das Abschiedslied der Hettinger und das der Elsenzthäler Brautjungfern[1]) lautet ähnlich, hat aber den Kehrreim:

„Veilblau im grünen Klee,
„Heut ein Mädele nimmer meh“,

oder:

„Veilcher im grünen Klee,
„Morje bischt ke Mädche meh;
„Ade, ade, ade!“

Sie sind aber beide kürzer und das Elsenzthäler schließt mit der 7. Strophe:

„Jetzt nemmt der Braut ihren Kranz herab,
„Ihr Mann bleib treu bis an das Grab.
„Veilcher u. s. w.“

In Berolzheim wird bei der Kranzabnahme weiter gesungen: der „Ehstand“, ein lehrhaftes Gedicht von der Einsetzung, den Leiden und Pflichten der Ehe, der „harten Buße“; in Hettingen aber, um die heftig weinende Frau wieder zu erheitern, ein lustiges Liedchen. Darnach treten die Pfeffermadli ins Zimmer und beschenken das junge Paar mit Frucht, Obst, Küchengeräten und dergl., und ihrem Beispiele folgen die Andern. Nach dem letzten Essen hinkt die verkleidete Köchin heran, mit einem Löffel in einem Teller herumrührend, und bittet um ein Heilmittel für ihre verbrannte Hand. Jeder wirft nun ein Geldstück hinein.

Einiges in dieser Berolzheimer Feier ist jetzt geändert, Musik und Tanz finden nicht mehr im Hause, höchstens noch im Wirtshaus statt, wohin die Kinder zum „Schenken“ kommen. Selten wird noch der „Pfeffer“ gesungen und zwar jetzt gewöhnlich von älteren Frauen. In Oberlauda (Taub.) singen Knaben, eigentümlich gekleidet und mit geschwärztem Gesicht und Schnurrbart oder auch maskiert, mit Kopf-

[1]) Alemannia 25,200.

stimme das „Pfefferlied". Einige Zeit nach der Hochzeit hält die von auswärts herein heiratende junge Frau ihren Einzug, bis zu dem sie noch im Hause ihrer Eltern bleibt. Sie sitzt gewöhnlich mit dem Spinnrad, dessen Rocken mit einem roten Bande umwunden ist, zuvorderst auf dem Wagen, dessen Pferde mit Sträußen und roten Sacktüchern geziert sind, ihr zu Seite die Schmollmadli. Zuhinterst steht die Wiege, welche der Schreiner drein giebt. Unterwegs „hemmen" die Knaben an verschiedenen Stellen durch ein Seil die Durchfahrt, die der Ehemann erkaufen muß. So erreichen sie ihr neues Heim.

Zwei Hochzeitsschilderungen aus Mittelbaden, aus der Gegend von Achern, die eine aus der Rheinebene, die andre aus dem Schwarzwald, mögen sich ergänzen. Da der Hochzeitsschmaus in Wagshurst sehr selten im Wirtshaus stattfindet, so kaufen sich die Brautleute ein Fäßchen Wein und backen mehrere Tage hindurch das „Hochzeitsbrot". Am Tage vor der Hochzeit, nach verrichteter Generalbeichte und Kommunion, gehen die Brautleute von Haus zu Haus, um einzuladen. Kein einziges darf übergangen werden. Die näheren Verwandten werden zum Mahl eingeladen, die anderen wenigstens zur Morgensuppe, die Kinder alle zum „Hochzeitsbrotholen". Die beeilen sich vom kleinsten bis zum größten am Hochzeitsmorgen ein schönes Stück halbweißen Brots, von dem Körbe voll geschnitten bereit stehen, in Empfang zu nehmen; die Kinder aus der Verwandtschaft werden im Hause mit Wein oder Kaffee bewirtet. Inzwischen stellen sich eine oder zwei Stunden vor der Trauung die Gäste zur Morgensuppe, zu Kuchen und Backwerk mit Kaffee und Wein ein. Die Gesellschaft ist schon recht heiter, wenn die Eltern dem Brautpaar ihren Segen mit Weihwasser geben und Alle ein Vaterunser beten. Dann gehen die Brautleute mit den zwei Zeugen zum Civilakt aufs Rathaus und dann zur Kirche. Er hat ein rotes Brusttuch mit funkelnden Messingknöpfen und darüber einen weißgefütterten Rock von schwarzem Glanzstoff zum ersten Male an und zwar zugeknöpft, während dieser sonst gewöhnlich offen ist. Einen Rosmarinstengel trägt er im Knopfloch oder in der Hand. Die Braut trägt den Brautkranz, einen achteckigen schönen Shawl und einen weißen Unterrock, wie sie ihn weder zuvor getragen hat, noch nachher tragen wird. In der Hand hält sie einen Rosmarinstrauß und ein neues Gebetbuch in Goldschnitt, auch hat sie den Ehe-

ring an. In der Kirche legt der Bräutigam auf den dargereichten Teller diesen Ehering, der vom Priester benediciert wird. Nach der Trauung begeben sich die Brautleute rechts und links in den ersten Stuhl, hinter ihnen die Zeugen; Braut- und Kranzlejungfern hat man hier nicht. Früher sang der Chor sofort das Hochzeitslied: „Es schlossen, Herr, mit Herz und Mund die neuen Gatten ihren Bund", jetzt nicht mehr. Ein Opfergang wird nicht gehalten, auch von der Braut dem Geistlichen keine besondere Gabe geopfert, auf das Ineinanderlegen der Hände und den Brand der Kerze nicht geachtet. Immer aber ist die Trauung mit einem Hochzeitsamt verbunden. Nach dem Gottesdienst geht ein Ministrant mit dem Meßbuch zur Braut und hält ihr das vor Beginn des Kanons der h. Messe darin dargestellte Bild des Gekreuzigten vor, das die Braut küßt, wofür sie jenem eine Mark giebt. Die Neuvermählten laden dann im Pfarrhaus den Geistlichen zum Hochzeitsschmaus ein, was er nicht leicht abschlagen kann. Etwa um 11 Uhr laden die Hochzeitsleute im Orte herum diejenigen, die zum Mahle kommen sollen, in das Haus ein. Nach diesem machen sie mit den Gästen eine kleine Bierreise bei sämtlichen Wirten. Abends ist die Feier beendigt, nur Reichere setzen sie bis in die Nacht fort. Ist die Hochzeit aber ausnahmsweise im Wirtshaus, so werden die Brautleute mit Musik dahin begleitet und vom Wirt an der Thüre mit einem Ehrentrunk in Rotwein begrüßt. Sogleich machen die Brautleute allein auf dem Tanzboden den ersten oder Ehrentanz. Bei Tisch giebt es allerlei lustige Sprüche, früher häufiger auch ernste und fromme. Im lautesten Jubel stiehlt sich ein Bursche unter den Tisch, um der Braut den Schuh auszuziehen, wobei er leicht Fußtritte erhält, wenn er ungeschickt ist. Ist es ihm aber gelungen, herrscht große Freude. Denn nun muß der Bräutigam den Schuh um den Preis von mehreren Litern vom Besten, den Schuhwein, steigern. Der Wein wird in einem in den Schuh gestellten Glase herumgereicht. Zuletzt wird wie nach griechischer Sitte dem Paar heimgeleuchtet, es wird von den Gästen mit Fackeln, Laternen und Musik heimgeleitet und vor dem Hause noch ein Stück gespielt. Am folgenden Tage wird gewöhnlich die h. Messe besucht.

Im Gebirge, in Ottenhöfen (Achern), bekommt die mittelbadische Hochzeit namentlich durch redselige Ansprachen einen eigentümlich

humoristisch-ernsten Anflug. Mehrere Tage vor der Hochzeit laden junge Burschen, mit Sträußen und Bändern geschmückt, paarweise von Haus zu Haus Jung und Alt ein. Von den Höhen herab künden sie ihr Kommen durch Pistolenschüsse an. Eingetreten spricht der Erste: „Am Mäntig sin 'r höflig iglade zue dr Hochzi, zerst zue dr Morgesupp in dr Hochziteri Vaterhus, vun do in d'Kirch un no ins Krîz (Wirtshaus zum Kreuz), wo mr euch ufwarte wurr nach Beliebe". Der Zweite: „Aber komme au un vergesse is nit, mr wölle i au diene, sei's in Freud oder in Leid, als besser in Freud als in Leid." Am Hochzeitsmorgen vor dem elterlichen Hause, wenn gefrühstückt wird, spricht der älteste Musikant: „Es wurd euch alli bekannt si, daß die Hochzilit (leute) uns hierher iglade hen zum e Frühstück. Ich hoff, es werde alli etwas erhalte ha; sollte aber jemand unter euch si, der nix bekomme hätt, so soll er si melde. Gottes Sege wurd no do si (noch da sein), daß mr jedem etwas gebe ka. Jetz wölle mr noch drei Persone ilade, nämlich Jesus, Maria und Joseph, die au bi dr Hochzit zu Kana erschiene sin, damit si uns helfe begleite in die Kirch und dem Hochzitpaar verleihe uf dere Welt Glück un Sege, uf dere andere Welt die ewige Freud un Seligkeit. Jetz wölle mr noch e Vaterunser bete für die verstorbene Eltern, Geschwister oder sonst verstorbene Angehörige des Hochziters oder der Hochziteri. Wer aber nit bete ka oder nit bete ma, dem steht doch's Stillschweige wohl an." Nach dem stillen Gebet fährt jener fort: „Jetz solle die lustige Bube vorausmarschiere, und die Hochzilit und die Ehreväter werden hintenachetreten". In Kirnbach lautet der Schluß der Rede:

„Der Weg ist schlecht, die Steine rund,
„Mädele mach, daß d'nit drunter kunsch (kömmst)."

Nun gehts im Zuge nach der Kirche, wo ein Opfergang stattfindet und darauf geachtet wird, ob sich die Brautleute beim Umkehren nach der Trauung am Altar einander zuwenden oder von einander abwenden, zu guter oder schlimmer Vorbedeutung. Unter der Hausthüre des Wirtshauses kredenzt der Wirt den Neuvermählten einen Trunk und beglückwünscht sie. Die Gäste erhalten von den Kränzlesjungfern einen Hochzeitsstrauß und geben dafür ein Trinkgeld. Auf dem Tanzboden spricht nach den drei Ehrentänzen ein Musikant:

„Der Hochziter loßt si jetz höfli bedanke für die Ehr, die ihr ihm erwieschen, un jetz tanze, wer will un wer ka, un wers nit ka, dem stehts Lehre (Lernen) wohl an. Un wer nit g'nug het an einer (Tänzerin), der soll luege, daß er zwo oder drei bekommt; der Hochziter isch froh, daß er mol eini het“. Während des Mahls besuchen alle Gäste das Paar, vor dem eine Flasche Wein und zwei Gläser auf einem Teller stehen, und bringens ihm zu. Gelingt es einem Burschen, der Hochziteri Schuh und Strumpfband zu stehlen, so muß der Brautführer für seine Unaufmerksamkeit einen Liter Rotwein ausgeben.

Voller tritt weiter südlich der Charakter einer alemannischen Hofbauernhochzeit im Schapbachthale, einem bei Wolfach mündenden Seitenthale der Kinzig, hervor. Auf den Höfen entscheidet fast noch stärker als in den Dörfern das Geld, Konvenienz- und Vernunftehen bilden die Regel seit alten Zeiten, Ehen aus Neigung seltene Ausnahme. Die beiderseitigen Eltern, wohl noch durch die Vermittlung eines Bekannten oder eines „Schmusers“ (Kupplers) unterstützt, machen im Kinzigthale die Verbindung ab oder leiten sie wenigstens in einem Wirtshaus zu Wolfach oder Haslach ein, wo sie mit Sohn und Tochter wie zufällig sich treffen. Oder der Bauer fährt eines Tages mit seinem Sohn im blank geputzten Bernerwägele zum Hofe des Mädchens hinüber, sie bewundern bei der Ankunft den mächtigen „Mischte“ vor dem Haus, den Stolz des Bauern, beschauen das Vieh im Stall und die Futter- und Fruchtvorräte auf der Bühne und bringen nach allerhand Gesprächen über Simmenthaler Farren und die Holzpreise in der sauber gescheuerten Stube die Sache ins Reine. Man ruft die Tochter herbei, die schüchtern eintritt, den Männern die Hand gibt und ihnen Bescheid zutrinkt. Sie will erst den Antrag des Vaters, der für seinen Sohn das Wort führt, nicht verstehen, bis dieser ihr die Hand reicht und sie mit ihren Eltern auf kommenden Sonntag auf „d' Bschauet“ lädt. Nun ißt man Speck und trinkt Wein und Kriesewasser, darnach nimmt man Kaffee mit Strüwelen (Spritzgebackenem). Spät am Abend steht das Maidli unten vor der Thür bei den Eltern zum Abschied.

Acht Tage später hebt der Bursch sein Mädchen vom Wagen, der mit ihren Eltern zur Bschauet angefahren kam, und führt sie durch Stube und Küche und Gesindekammer, den „Völkergaben“, und zeigt

ihr alles bis aufs Brunnenhäusle, wo die Milch- und Rahmhäfen aufgestellt sind. Inzwischen besichtigt ihr Vater die Bühne und die Stallungen, klopft auch hie und da an den Balken herum, ob noch das Holz fest sei. Dann wird in der Stube der Ehe- und Leibgedingvertrag mit Zuzug eines sachkundigen Ratschreibers verhandelt: der Übernahmepreis des Hofes, die Mitgift der Braut, die Abfindung der Geschwister, die Usdingstube oder das Libdighus nebst Libdig (Altenteil) und endlich der Hochzeitstag festgesetzt. Die Braut fährt mit den Ihrigen heim, um ihre Aussteuer fertig zu machen. Mit und ohne Auftrag der Brautleute suchen nun die „Ladfrauen“ mit einer Tschied oder Strohtasche im Arm alle Höfe und Zinken im Thal und die Häuser der umliegenden Dörfer auf, um alle Leute einzuladen: „Bis Möntig über acht Tag sollt Ihr höflich iglade si zu's Kaibbure Peter un's Waldbaschis Stosi ihre Hochzitt. Um 10 Uhr isch Kirch, derno gohts in Ochse ins Wirtshus. Wenn mer (wir) Euch könnet gegediene, so wolle mer 's au tu, sei's in Freud oder Leid.“

Einige Tage vor der Hochzeit zieht der Vater des Bräutigams mit seinen übrigen Kindern ins ausgebesserte Libdighus. Auch die Libdigkuh mit samt dem übrigen Libdig wird übergeführt. Vor dem ebenfalls frisch verputzten Heimhof fährt dann der Brautwagen vor, ein neuer Leiterwagen, gezogen von 2 oder 4 mit roten Bändern geschmückten Rossen. Zu oberst prangt das rot überzogene Brautbett. Dazu Möbeln und Leibweißzeug in Haufen. Die Braut ist beim Abladen zugegen.

Am Vorabend der Hochzeit ist im Elternhause der Braut der „Tschäppelhirsch“, zu dem der Bräutigam, die Nachbarn und alle beiderseitigen Verwandten eingeladen werden. Über der Hirsebreischüssel ist ein Hochzeitsstrauß befestigt, der von der Braut und den Gästen scharf bewacht wird. Der Hochzeiter hat die Aufgabe, geschickt und unbemerkt diesen Strauß von der Schüssel zu entfernen. Dabei läuft er Gefahr, daß seine Hände in den heißen Brei geschlagen oder dieser ihm ins Gesicht gestrichen wird. Gelingt es ihm aber doch, so hat er sich die Herrschaft im neuen Hausstand gesichert. Die Freundinnen, mitunter auch die Eltern, überreichen der Braut Gedenkblätter, auf denen früher ein Herz abgebildet war, worin alle möglichen Segenswünsche geschrieben standen. Neuerdings prangen darauf auf goldenem oder

silbernem Felde die Familienwappen d. h. die Hofzeichen oder Hausmarken von Braut und Bräutigam; darüber die Widmung, darunter ein Spruch. Umkränzt werden diese Gedenktafeln im Herrgottswinkel des Brauthauses und am andern Tage im Wirtshause aufgehängt und schmücken später meist eingerahmt die Wohnstube. Bis Mitternacht dauert der Tschäppelhirsch unter Essen, Trinken und Singen.

Am Hochzeitstage sind beide Höfe mit Laubgewinden und Tannenreisern geschmückt, und scharenweise zieht mit Tagesanbruch zu ihnen die Schuljugend zur Morgensuppe, die aus Wein, Brot, Kaffee und Kuchen besteht. Die Musikanten spielen den Hochzeitsgruß. Nach und nach treffen die Gottileute (Paten) als Trauzeugen, die Brautjungfern, die Verwandten ein, die alle mit Hochzeitssträußchen geziert werden. Um 9 Uhr marschiert dem Hofe des Hochzeiters der Kriegerverein unter Trommelschlag zu. Nachdem auch dieser mit Wein und Sträußchen versorgt und eine gemeinschaftliche Andacht verrichtet ist, steigt der Zug wohlgeordnet ins Dorf ab, voran der Viehbub mit einem riesigen Maien, unter Trommelschlag und den Klängen des Hochzeitsmarsches. Unten gibts, je nachdem, einen längeren Halt, die Weiber stehen in ihrer malerischen Tracht auf der Straße und den Halden umher, die Männer schauen sich in den nächsten Wirtshäusern um, der Bräutigam nimmt hundert Händedrücke entgegen.

Da naht von der andern Seite unter Musik und Wagengerassel die Braut mit ihrer Sippschaft, der Brautwagen und eine endlose Reihe Bernerwägele. Ein schmetternder Tusch empfängt sie, der Hochzeiter hebt sie vom Wagen. Während der allgemeinen Begrüßung ordnet sie in einem Hause ihren Staat, den ihr der Bräutigam hat machen lassen. Gilt sie noch für eine Jungfer, trägt sie zum letzten Mal den Tschäppel; wo nicht, eine Kappe wie die Frauen. Dann geht der Zug: der Viehbub mit seinem Maien voran, die Musik, der Militärverein, die Tschäppeljungfern, das Paar mit den Trauzeugen, unter klingendem Spiel zum Ratszimmer. Von da in gleicher Ordnung zur Kirche, wo sich vor dem Friedhof der Zug auflöst. Denn während die Brautleute vor dem Missionskreuze noch eine kurze Andacht verrichten, strömt Jung und Alt ins Gotteshaus. Nach dem Eintritt des Brautpaares erfolgt die kirchliche Trauung und nach dem letzten Segen der Umgang der Neuvermählten um den Altar unter Vorantritt

der Tschäppeljungfern, während von der Orgelempore herab ein Hochzeitschoral gesungen wird. Nach der letzten Wandlung beginnt der große Opfergang, den die kleinen Mädchen und Jungfrauen eröffnen; ihnen folgt die Braut in Begleitung ihres Ehrgesellen mit dem Zuge der Frauen, den Schluß bilden die Männer mit dem Bräutigam an der Spitze, wobei jeder einen Nischter (Rosenkranz) in Händen trägt. Nach dem Gottesdienste laden die Neuvermählten im Pfarrhause den Geistlichen ein, und nach ihrer Rückkunft bewegt sich der ganze Zug, den Maien voran, dem geschmückten Gasthause zu, vor und in dem Kuchen- und Gutselekrämer ihre Tische aufgeschlagen haben, und Sträußchenverkäuferinnen heften jedem Ankommenden ein Sträußchen an. Die Brautleute eröffnen den Ehrentanz, und jeder gibt sich, wie er ist. Denn die ganze Bevölkerung nimmt Anteil, und jedes zehrt für sein eigen Geld. Trotz des Gedränges verläuft alles in schönster Ordnung unter Schmausen und Trinken, Gesang und Tanz.

In Mettenberg (Bonnd.), und ich ziehe gleich auch die ähnliche Hochzeit von Wolpadingen (St. Blasien) heran, ladet ein Verwandter mit einer ausführlichen Formel zur Hochzeit auf Dienstag oder Donnerstag ein, wobei auch jene Versicherung des Gegendienstes in Freud und Leid wiederholt wird. Das Haus, in das die jungen Eheleute einziehen, wird bekränzt, vor die Thüre werden Tännchen gesteckt und ein Glückwunsch aufgehängt. Am Tag vor der Hochzeit wird der Brautwagen in das neue Heim geführt. Die Burschen aber spannen eine Kette über den Weg,[1]) die in der Mitte durch eine Schnur zusammengehalten wird, und verdecken diese schwache Stelle mit einem Blumenstrauß. Sobald nun der mit Kränzen und Tännchen verzierte Wagen vor der Kette ankommt, treten zwei Sprecher auf, von denen der eine das Brautpaar vertritt, oder wie in Wolpadingen sogar drei, die als Polizist, Thorwächter und Hochzeiter gekennzeichnet sind. Der erste Sprecher oder der Thorwächter spricht zu diesem Hochzeiter, der dem Wagen entgegengegangen ist, um die Pferde zu führen: „He! Halt! Was Standes, was Landes, was seid ihr für Leut!“ Der Hochz.: „Wir sind Brautleut.“ Th.: „Weil Ihr Brautleut seid, heiß' ich Euch in

[1]) E. H. Meyer. Über den badischen Brauch des Vorspannens. Freiburger Festprogramm zum 70. Geburtstag d. Großherzogs Friedrich. 1896 S. 50.

Gott willkommen!" H.: „Weil Ihr uns nun so ehrbar in Gott heißt willkommen, so wundert es mich, warum Ihr am heitern Tage hierher gekommen seid und uns den Platz vermacht und den Weg versperrt." Th.: „Liebe Leute, es wird Euch wohl bekannt sein, daß vor jeder Stadt oder Flecken eine Schildwacht sein muß, um zu erfahren, was Landes oder was Standes, woher Ihr kommt, wohin Ihr wollt, ob Ihr nicht etwa eine Sucht oder Krankheit in unser Dorf einführen wollt!" H.: „Wir haben uns beim löblichen Amt mit guten Briefen und Schriften versehen lassen und haben Gott sei Dank! gesunde Luft und keine Krankheit." Th.: „Wenn aber einer ein böses Weib bekommt, hat er schon Sucht und Krankheit genug. Heiratet er und fehlts, so ist er kambelt und gestrählt." H.: „Nun, was fordert ihr von uns?" Th.: „Unsere Forderung ist nicht so groß. Wir verlangen nur 20 Schafe, 30 Schweine, 40 fette Ochsen und 166 Saum Wein, und an Brot soll auch kein Mangel sein." H.: „Liebe Leute, es wird Euch wohl bekannt sein, daß man dieses nicht mit sich führen kann, ich will den Zahlmeister fragen, und was er Euch verspricht, das müßt Ihr richtig haben." Nun zahlt der wirkliche Hochzeiter 2—10 Mark. Th.: „Wir wollen ein freudiges Viktoria schießen und die jungen Eheleute begrüßen." Damit haut der Polizist unter Böllerschüssen mit seinem Säbel die Kette durch, und hinter dem nun frei dahin fahrenden Wagen schallt es:

„Fahr hin, du grober (stolzer) Bauer,
„Kannst diese Worte nehmen süß oder sauer."

Der Mettenberger Vorspannspruch hat noch eine zweite Fassung, die zwar auch mit einem „He! Halt!" beginnt, dann aber einen ernst religiösen Ton anschlägt und mit dem Wunsche endet: „daß Gott die Ehe so fest zusammenbinde, als diese Kette hier geschweißt ist. Auch diese Kette soll niemand trennen, als mein Schwert. Jesus Christus der Große, der Welterlöser, hat zu den Aposteln gesagt: „Ziehet hin in Frieden! Amen!" Auch in Bernau (St. Blasien) fügt der Bursche, der mit bunter Mütze auf dem Kopf in aufgestülpten Hemdärmeln die Schnur mit dem Schwert zerhaut, seinem Wunsche „nach einem ganzen Hausgeschrei" den Reim hinzu: „Und so wahr Gott lebt und diese Kette bricht, So breche Eure Liebe nicht!" In

Höchenschwand ruft man bei dieser Durchfahrt durch die Schnur dem Paare nach: „Fahret hin in Frieden! der Herr sei mit Euch!“ Am Hochzeitsmorgen nehmen in Mettenberg an der „Morgensuppe“ auch Kinder und Arme teil. Kinder mit Kränzlein, früher mit Schäppele auf dem Kopf, „die Vorgänger“, gehen dem Zuge in die Kirche voran, die Jungfrauen tragen Kränze, die Männer Sträußchen an der Brust. In der Kirche hat die Braut zwei Kerzen, jede aus drei verschlungenen Strängen bestehend und mit Rauten verflochten, die eine gilt für sie, die andre für den Hochziter. Wessen Kerze zuerst abbrennt, der stirbt zuerst. Bleiben Stücke davon übrig, so nimmt sie die Gotta der Braut, die sogen. „Seelfrau“, samt Sträußen und Sacktüchern in einen Korb. Die zwei Führer oder auch der Meßner erhalten je ein Sacktuch, der Pfarrer ebenfalls und noch einen Strauß dazu. Nach der Trauung beteiligen sich am Festmahl, „d' Fürte“ in Mettenberg genannt, nur die Verwandten und näheren Bekannten. Zum „Obedtanz“ aber geht Alles im Dorf und aus der Nachbarschaft. Früher war in Mettenberg Vortanz und „Rädlesprung“ üblich. In Wolpadingen (St. Blasien) führen abends die Brautleute und die nächsten Verwandten drei Tänze, den „Ehrentanz“, auf und trinken zwischen hinein den besten Rotwein auf Kosten des Hochzeiters. Dann wird das junge Paar unter Geleit der jüngeren Leute von der Musik „fortgespielt“. Zu Haus wird wohl noch ein Kaffee getrunken und zum Spaß die Bettstatt ausgehängt. Nachdem sich Alles entfernt, zünden die Brautleute die aus der Kirche heimgebrachten Kerzenreste an und beten und legen sich nicht, bevor diese abgebrannt sind. Am folgenden Sonntag ist Nachhochzeit, auf der das junge Paar mit wenigen Verwandten ein Essen einnimmt und die ledigen Leute sich gern ein Stelldichein geben. Vor vier Wochen darf kein Eheteil die Eltern besuchen. Wer so lange ausharrt, erhält in Wolpadingen von ihnen noch ein Leintuch.

Aus dem Verlauf einer Hochzeit der Seegegend, in Owingen bei Überlingen, seien nur einige bemerkenswertere Züge hervorgehoben. Einige Tage vor der Hochzeit ladet ein mit einem Sträußchen geschmückter ärmerer Mann im Auftrag der Hochzeitleute in den meisten Häusern des Ortes und der Nachbarorte, die Hochzeitleute selber aber ihre „Freunde“ ein, wobei sie diesen ein Taschentuch

zum Geschenk machen. Dagegen lassen sich Ärmere bei ihrer Einladung mit Geld, Hanf u. s. w. beschenken. Während der Morgensuppe breiten die Gäste ihre Gaben auf dem Tische aus und besichtigen das „Brautfutter", die Aussteuer, in der zukünftigen Wohnung. Die gefallene Braut darf keinen Kranz tragen. Nicht nur beim Abgang des Zuges zur Kirche wird der etwa verstorbenen Eltern gedacht, sondern auch nach dem Gottesdienste wird für sie auf ihren Gräbern gebetet. Von da gehts ins Wirtshaus, wo sofort drei kurze Tänze für Braut, Gespiel und Hochzeitsmutter und drei vorher dazu bestimmte Mannsbilder gespielt werden. Die Mahlzeit und der Heimgang des Paares unter Musik haben nichts Besonderes.

Aus diesen vom Norden bis zum Süden ausgewählten Hochzeitsberichten springen bereits mehrere allen gemeinsamen Grundzüge des Festes hervor, aber auch diese werden bald stärker, bald leiser betont, und manche weichen voneinander mehr oder minder weit ab, und andere fehlen wieder ganz. Alle diese Unterschiede und die wichtigsten Varianten mag nun folgender Überblick über dieses reichste und kunstvollste Gebilde badischer Volkssitte aufweisen.

Der alte Name für die Hochzeit: Brûtlauf(t), den die Siebenbürgen, die Angeln in Schleswig, die Holländer und in engerem Sinne auch die Westfalen noch festgehalten haben, scheint verschwunden; der neuere: Hochzeit, der einst für alle hohen kirchlichen oder weltlichen Feste gebraucht wurde, zeigt sich in den verschiedensten Formen: „Hochzeit" in der Seegegend, „Hochzit" oder „Hochzitt" durchweg im alemannischen Süden, aber in Unteralpfen (Waldsh.) „Hochsat", bei Lenzkirch „Hochzich", oberhalb Freiburg „Hostig", im Kinzigthal „Hôtsik", „Hosig" und „Hôsdig", im fränkischen Bauland „Hochsich" und in Berolzheim, Königheim und Niklashausen (Tauberbischofsh.) „Hochzich" oder „Hôchz".

Zwischen die erste Bekanntschaft und das Hauptfest fallen mehrere wichtige Handlungen, zunächst die Werbung, das „G'werb" in Maisach (Oberk.), das hier am besten am ersten Samstag in der Fastenzeit unternommen wird. Der Liebhaber wirbt meistens selber um das Mädchen bei deren Eltern, oder er geht mit seinem Vater oder seinem Götte oder auch mit einem Kameraden, oder der Vater besorgt dieses Geschäft. Seltener wird ein Kuppler in Süd- und

Mittelbaden, ein „Schmüser“ im Tauberbischofsheimischen benützt. Es heißt von ihm: „Er verdient ein Paar Schuh der Hölle zu“. In Zuzenhausen (Sinsh.) wird die Überredungskunst einer Kupplerin in ihrem folgendem Antrag artig verspottet: „O die Leut sinn grundereich, kreuzbrave Leut. Sie könnte Gäul halte unn Küh halte unn Schoof darzu; awer sie hawe e gar zu gudi Gees unn lauter grüne Summerläde“ d. i. offen gesagt: es sind blutarme Leute, deren ganzer Viehreichtum eine Geiß ist und deren Fensterläden die grünen Zweige der Bäume sind.

Hübsch fragt der slovenische Werber bei den Eltern des Mädchens an, ob nicht ein Rebhuhn zugeflogen, der südfranzösische bei Bayonne wie der esthnische, ob nicht ein Schäflein oder ein Rind zugelaufen sei. Der Südwestfale geht auf den Stärkehandel, den Handel einer jungen Kuh, von Tirol bis nach Baden geht man zu gleichem Zwecke ins Gäu[1]), unter dem Vorwand „Vieh zu kaufen“. Mit bewundernswerter diplomatischer Kaltblütigkeit fragt der Werber, ob ein Ochse, oder schon deutlicher, eine junge schöne Kuh feil sei und lugt in den Stall, bis man auf die Tochter übergeht, wie es oben (S. 248) beschrieben ist. Aber derb genug ist auch oft die Aufnahme, die die Werbung findet. So ging vor Kurzem ein Bursche in Mühlenbach oder Welschensteinach (Haslach) „uf d'Ohaltedi“, auf's Anhalten zu einem Bauer, und dieser schmunzelte hinten herum und holte Speck und Schnaps herbei. Die Auserwählte stand gerade in der Mistgrube beim Düngerladen, und auf die Aufforderung der Mutter, sich ein wenig zu waschen und herauszuputzen und dann zu freundlichem Willkomm hineinzugehen, erklärte sie: „Ich brüch nit nei. De Vatter wird mi scho anbringe, un wäsche duon i mi au nit. Wenn er mi nit mag, wenn i dreckig bin, so mag er mi au nit, wenn i gschläcket (geleckt, sauber) bin!“ Im Harmersbacher Thal und in Maisach (Oberk.) muß ein Bauermädle stolz sein und auch den genehmen Burschen, der „aufs G'werb“ geht, zweimal abweisen und erst beim dritten Mal mit einer Pfanne von Eiern und Speck und Kirschwasser ihre Zusage gewähren. Das ist der zerrührte Eierkuchen, der „Ja-Schmarren“ von Oberbayern.[2]) Setzt sie dagegen im Renchthal um

[1]) Usener, Rhein. Mus. 30, 183. Deutsche Rundschau 30, 1882, 206. Frommann, DM. 5,373

[2]) v. Düringsfeld, Hochzeitsbuch 120.

Oberkirch Pippiliskäs vor, so ist das ein schlimmes Zeichen, wie in Südwestfalen ein geschmiertes Butterbrod.[1]) Der Bursche wird wie ein Knabe behandelt. In Katzenmoos (Waldk.) bekommt der unwillkommene Werber „den Sack". Holt sich Jemand einen Korb, so wird ihm in Billigheim (Mosb.) ein Schwarzdorn auf den Dunghaufen gesetzt. Die Werbung um ein Mädchen aus einem andern Dorfe hat übrigens hie und da noch ihre Gefahren; so muß ein fremder Bursche zur Ehre des von ihm umworbenen Mädchens in Bodersweier (Kehl) „verhauen" werden.

Nur wo die Brautleute auseinanderliegenden Höfen oder zwei Dörfern angehören, findet noch die B'schau, die man auch in Oberbayern und im Altenburgischen als B'schau kennt,[2]) oder B'schauet statt, die B'schauik im Wiesenthal, G'schauet um Stühlingen, in Mettenberg, Birkendorf und Strittmatt, Brautschau in Schönenbach (Vill.), Heiligenberg und Neusatzeck, das B'sehe in Uhldingen im Seekreis, wie in Oberschwaben,[2]) das Einsehe in Heinstadt bei Buchen. „B'schau", heißt es in Unterlenzkirch, „ist nur im andern Ort nötig, nicht im eigenen, wo Jeder die Nase in des Andern Hafen steckt". Doch kommt die B'schau sogar bei Nachbarn vor, z. B. in Oppenau; und namentlich in den Bezirken der großen Höfe wird sie noch recht genau angestellt. Das ist hie und da notwendig, denn in der Bonndorfer Gegend ist es schon vorgekommen, daß der Hochziter zur Täuschung entlehntes Vieh in seinen Stall gestellt hat. Die Beschau ist entweder eine gegenseitige zweimalige, oder eine einseitige einmalige. Im ersten Falle verläuft sie wie die geschilderte Schapbacher, d. h. die erste Beschau wird vom Burschen bei seiner Werbung im Hause des Mädchens vorgenommen, die zweite von der Braut im Hause des Burschen nach vorläufiger Annahme seiner Werbung. Häufig betrachtet man aber auch nur den zweiten Besuch als die eigentliche Beschau. Zu der wird die Braut vom Vater oder den Eltern oder dem Bruder begleitet, auch die älteste Freundin, ihr Gespiel, fährt gern mit im Hauensteinischen, Wiesenthal und Taubergrund. In Burg (Freib.) bringt die Braut als Geschenk einige Stollen Weißbrot mit, die sie in ein Tuch gewickelt bei sich trägt. Oft bleibt es

[1]) Jahrb. d. Verf. f. niederd. Sprachforschung 1877, 131.
[2]) v. Düringsfeld, a. O. 120, 103, 134.

aber bei der ersten Beschau, wenn dem Werber das Vermögen zu „nieder“ dünkt. In der Bonndorfer Gegend beschaut das Mädchen, wenn sie durch ihre Heirat die Wohnung wechselt, das Haus ihres Freiers und umgekehrt er die ihrige, wenn er wechselt.

Nach dem günstigen Ausfall der Beschau, nachdem auf seine Frage: „Witt (willst) mi?“ ihre ebenso bündige Antwort: „Jo, i will di!“ gegeben ist, erfolgt alsbald der Verspruch, wie es an den meisten Orten heißt, das Versprechen in Mettenberg (Bonnd.) und in Hohenbodman (Überl.), die beiden sind versprochen. Man reist in St. Märgen (Freib.) in der ersten Woche wegen des Heiratsbogens, des „Hîrats“, zum Notar, und auf diesem Wege schon und die Tage darauf wird von den durch einen Verwandten begleiteten Hochzeitern eingeladen und im Dorf von Haus zu Haus. Hîret heißt der Ehevertrag auch in Birkendorf, der Baar und im Wolfacher Bezirk, Hîriß in Katzenmoos (Waldk.), Hornberg und Triberg und in Altenheim (Offenb.). Dem entspricht in Oberbayern der Landsberger Heurat von 1361, der Heirat in der Münchner Hochzeitsordnung von 1531 und der heutige vom Hochzeitstag unterschiedene Heiratstag, der Tag des Ehevertrags.[1]) Aber an diesem Tage wird in Baden „d' Hochzeit gemacht“ d. h. „richtig, fertig gemacht“ oder auch ist die Hochzit „richtig worde“. Geht aber die Verlobung zurück, so heißt es um Bonndorf: „s' isch wieder gange“. Und da der Verspruch durch Handschlag, den der Brautvater dem Bräutigam noch in manchen Dörfern erteilt, bekräftigt wird, so heißt er z. B. um Karlsruhe, Graben, Haßmersheim (Mosbach) und an andern Orten auch „Handstreich“, wie in Tirol „Handschlag.“ Im Odenwald soll es ein besonderes Recht der Paten sein, an die Verlobten die üblichen Handschlagsfragen zu richten, die allmählich aus dem Ernste ins Scherzhafte herübergezogen worden sind.[1a]) In Steinbach bei Mudau wird die Verlobung „Weinkauf“ genannt. Den Handschlag und Handstreich in diesem Sinne kannte man schon im Mittelalter, und noch wird in Siebenbürgen oft der Hauptakt des Eheschlusses im „Handschlag“ gesehen.[2]) Einen eigen-

[1]) Schmeller, Bayr. Wb.² 1,1024.

[1a]) Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse u. s. w. 2, 366.

[2]) Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter N. F. 225. Kirchhoffs Forsch. z. deutschen Landes- und Volkskunde 9, 90.

artigen Ausdruck „Wibete“ hat sich das Prechthal bewahrt; hängt er mit Wib Weib zusammen, so bedeutet er soviel als Beweibung. Bei diesem wichtigen Akte handelte es sich früher um eine Abgabe, um einen Kaufpreis, den der Mann für die Jungfrau seit Alters zu zahlen hatte, der aber später den Charakter eines Handgeldes, dann eines Geschenkes annahm. Der Bräutigam giebt nämlich in Öschelbronn (Pforzh.) der Braut beim Verspruch gewöhnlich ein Goldstück in die Hand, in Donaueschingen gab er ihr früher eine „absonderliche Münze“, in Kirchhofen (Staufen) ein „Zeichen“ d. h. eine mit einer Öse versehene goldene oder vergoldete Medaille, auf deren einer Seite man einen Blumenkorb, der andern das Auge Gottes abgebildet sieht. In Höhefeld bei Wertheim und in Oberachern schenkte er ihr früher zum Zeichen der Verlobung ein Hand- oder Haftgeld, meistens einen Kronenthaler, jetzt immer häufiger einen Ring. Solche Münzen und Treugelder, die durch ganz Deutschland üblich waren, gingen auch z. B. im Egerland und in Hessen den Eheringen voran.[1]) Und das ist wohl zu bemerken, daß beim badischen Verspruch nur die Braut einen solchen oft nicht goldenen, sondern silbernen Ehering bekommt, der Bräutigam aber nicht, und daß bei der Trauung das Ringwechseln noch immer selten ist. Ring und Münzen sind als Bräutigamsgeschenke schon vereint in einem niederrheinischen Verlobungsformular des 14. Jahrhunderts.[2]) Darnach steckt der Bräutigam der Braut einen Ring an den 4. Finger und der sie beide verlobende Mann übergiebt ihr ein seidenes Tuch mit zwölf Silbermünzen, das er vom Bräutigam empfangen hat. Sie aber giebt dann das Geld um Gotteswillen den armen Leuten. Bemerkenswert scheint, daß beim schwäbischen Verlöbnis des 12. Jahrhunderts der Vogt der Braut sieben zuvor ihr vom Bräutigam überreichte Handschuhe als Pfänder dem Bräutigam zurückgiebt. So giebt der Vater der altindischen Braut dem Bräutigam vor der Hochzeit sieben Früchte in die Hand, die des Mädchens Anhänglichkeit ausdrücken.[2a]) Obgleich der Verlobungsring schon in den westgotischen uud langobardischen Gesetzen und bei Gregor von Tours de vitis patrum Cap. 20 im 6. Jahrhundert vorkommt,

[1]) v. Düringsfeld, Hochzeitsbuch S. 147. 180.
[2]) Haupt, Zeitschr. f. deutsches Altertum 2, 553.
[2a]) Wackernagel, Leseb. 1, 190. Weber, Ind. Stud. 5, 298.

so scheint er doch undeutsch, wie auch ungriechisch und der römische anulus pronubus zu sein, dem nach Plinius[1]) als Treuzeichen ebenfalls Münzen vorangingen. Vermittelst des Christentums kam er zu den Deutschen. Gerade jener Gregor nennt ihn aber zusammen mit einem andern, gewiß echt fränkischen Verlobungsgeschenk. Denn nachdem der Bräutigam der Braut den Ring und einen Kuß gegeben, reicht er ihr einen Schuh, das Zeichen des neuen Standes, der Mundschaft des Mannes, in die sie nun übertritt. Darum nimmt die Helgoländerin eine Werbung mit den Worten an; „Ik treed dann ütt mien Famelsskuh" ich trete dann aus meinem Jungfrauenschuh. Nach der Hamburger Hochzeitsordnung von 1292 erwidert die Braut die Gabe der Schuhe durch ein Paar Linnenkleider und Anderes. Dieselben zwei Gegenstände führt das Statutarrecht von Geseke in Westfalen vom Jahre 1360 als gegenseitige Verlobungsgeschenke an, drei Paar Schuhe der Braut und ihren Nächsten und ein Paar Linnenkleider dem Bräutigam, und wiederum bekommt bei Schäßburg in Siebenbürgen die Braut von ihm ein Paar neue Schuhe, der Bräutigam von ihr ein Hemd.[1a]) Diese beiden Wechselgaben schenken sich nun auch noch die Brautleute um Freiburg, z. B. in Stegen und Zarten, im Hotzenwalde z. B. in Görwil, um Bonndorf in Birkendorf. In diesem Hemde geht der Hochzeiter, in diesen Schuhen die Braut zum Altar. Anderswo ist jener freigebiger, in Rosenberg bei Adelsheim, in Altenheim (Offenb.) und Schapbach kauft er ihr den ganzen Hochzeitsstaat.

Wie jene niederrheinische Braut spenden auch die badischen Brautleute, insbesondere die Braut den Verwandten bis zu den Patenkindern herab die sogen. „Brutstücke", meistens Nastücher und drgl., die in Kärnthen Hochzeitstüchlein heißen.[2]) Ja in Lippertsreuthe (Überl.) läßt der Hochzeiter außerdem dem Ehreg'sell „'s Libli" (die Weste) machen, und die Braut kauft der G'spill den Kranz.

Nach dem Verspruch pflegt man bald zur Hochzeit zu schreiten, und in einigen Orten heißen die Beiden jetzt schon Hochziter und Hochziteri, wie ja auch von jeher mit der Verlobung der Eintritt

[1]) Plinius, Hist. natural. 33, 1, 6.

[1a]) Ztschr. des Ver. f. Volksk. 4,166 f. Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachforschung. Jahrg. 1877 S. 127 ff.

[2]) Fromman, D.M. 2,519.

in ein familienrechtliches Verhältnis sich vollzog, das als werdende Ehe sich darstellte. Gerade darum bedeutete Braut auch Gemahlin, Gemahlin auch Braut. An den meisten Orten führen die Beiden jene Namen erst nach der Verkündigung. Denn den Ausdruck „Verlobte" kennt man nicht, hie und da wohl „Versprochene". Die Hochziteri heißt auch Brût oder Brutt, in Hamberg (Pforzh.) „Alte" und er „Alter"; aber Bräutigam ist kein echtes Volkswort. Vor der Welt verliebte Zärtlichkeit zu zeigen, gilt für unschicklich oder doch albern, aber in der Stille ist vielerwärts der innigste Verkehr erlaubt. Die Anschauung, nach der zwischen Bräutigam und Braut der geschlechtliche Verkehr als erlaubt erscheint, ist offenbar ein Überrest der kanonischen und der altevangelischen Sponsalientheorieen. Das Volk hat den Übergang zum modernen Eheschließungsrecht (Consenserklärung vor dem katholischen Pfarrer, Zusammensprechen durch den evangelischen Geistlichen oder durch den Standesbeamten) nicht durchweg mitgemacht. Es verharrt bei der durch das ältere kirchliche Recht gegebenen Anschauung, daß durch geschlechtlichen Umgang höchstens das Verlöbnis zur Ehe werde. Das altdeutsche Recht war strenger; es verbot solchen Verkehr und forderte Sühne.[1])

Das Nächste ist nun für das Paar, aus der nächsten Verwandt- oder Bekanntschaft die Trauzeugen und die Geleitschaft zu bestellen und weiterhin die Gäste einzuladen oder einladen zu lassen. Auf der Insel Reichenau ist jenes Personal noch recht vollständig und altertümlich. Da ist der Götte der Braut der Brautführer, die Gotten der Braut und des Bräutigams sind zwei Ehrenmütter, ein lediger Bruder des Bräutigams der Ehreng'sell, eine ledige Schwester der Braut und eine des Bräutigams sind die zwei Brautjungfern, das G'spiel und das Nebeng'spiel, und die Väter des Paares oder sonst nahe Verwandte und der Bräutigam laden zur Hochzeit. Früher luden hier die zwei Brautjungfern am Sonntag vor dem Hochzeitstag nach dem Nachmittagsgottesdienst in der Vorhalle des Münsters die Jungfrauen zur Hochzeit ein, der Ehreng'sell unter der großen Dorflinde die Burschen. In den meisten Ortschaften gehört zu den männlichen Begleitern des Brautpaares zur Kirche ein älterer Braut-

[1]) Vgl. U. Stutz, die Rechtsnatur des Verlöbnisses. 1900. S. 50 Anm. 3. S. 85 ff.

führer, der namentlich um Oberkirch, Bühl, Achern und Baden auch Ehr- oder Ehrenvater heißt, wie in Oberbayern,[1]) gewöhnlich der Götte, und der Ehrg'sell, in Meßkirch kurzweg Gsell, scherzhaft in Langenbach (Vöhrenb.) auch Ehrgstell genannt, der hie und da auch die Brautführerrolle übernimmt. Der Brautführer in Ötigheim (Rast.), ein Geschwisterkind der Braut, begleitet auffälliger Weise die Braut nicht in die Kirche; er hat den Spiellohn für die Musikanten einzuziehen, er verhütet das Stehlen des Brautschuhs nicht, wie an andern Orten, sondern er besorgt es, wie übrigens auch im elsässischen Ernolsheim.[2]) Ja am zweiten Hochzeitstag trägt er, begleitet von den jungen Leuten, den gestohlenen Schuh verziert auf einer Stange im Dorfe herum, und die Göddlen, die ihn stehlen ließen, müssen Abends für die Gäste den Glühwein zahlen. In Hilpertsau (Gernsb.) bilden die Ehrväter, meistens die beiden Väter der Brautleute, den Schluß des Hochzeitszuges.

Wie in Oberbayern neben dem Ehrenvater die Geleitsfrau der Braut als Ehr- oder Ehrenmutter[3]) erscheint, so werden auch z. B. auf der Reichenau (s. o.) auch Ehrenmütter genannt, in Überlingen Schlottermütter. Aber weit bekannter ist im hochalemannischen Süden des Landes, namentlich im Hauensteinischen bis zum Schluchsee und bis Unterlenzkirch hinauf, wie in der benachbarten Schweiz, die "Gälefrau" d. h. die gelbe Frau, die ihren Namen davon haben soll, daß sie von der Hochzitteri eine Kappe mit gelbgesticktem Boden erhält, wofür sie als Gegengeschenk Leintücher giebt. Diese Gotte hütet die Braut während des ganzen Festes um so eifriger, als deren Mutter meistens nicht daran teilnimmt. Die Gälefrau schmückt, wie sonst wohl die Näherin, die Braut am Hochzeitsmorgen, schenkt bei der Morgensuppe den Kaffee ein, besprengt die Braut bei ihrem Abschied vom Elternhause mit Weihwasser und schreitet in ihrer schönen „Chappe" dicht hinter ihr an der Spitze der weiblichen Gäste im Zuge zur Kirche. Am Arm trägt sie einen gelben „Chratte" oder Korb, in den sie Sacktücher, Sträuße und Kerzen oder Wachsstöcke gelegt hat. Diese zündet sie dem Brautpaar beim Gottesdienste an und heftet, auch wohl von der Näherin unterstützt, vor oder beim Hochzeitsmahl den Gästen Maien an und überreicht ihnen

---

[1]) Schmeller, Bayr. Wb² 1,126.
[2]) Zeitschr. f. Volkskunde 4,169.
[3]) v. Düringsfeld, Hochzeitsbuch 123.

jene Tücher, den Brautleuten aber ein oder zwei Leintücher. Daß sie aber Muskatnuß oder Zimmetschabsel der Braut in den Wein des „Brutkrüsle“ streut, zuweilen ihr die Thränen von den Augen wischt, ihr das Kränzli abnimmt und ins Herdfeuer wirft, mit der Braut an diesem um Eheglück betend niederkniet und nach der Heimführung des Paares die Thüre zur Hochzeitskammer zuschließt, diese Züge sind mir nur aus der Schweiz bekannt.[1]) Eine Verwandte in gelbem Kleid streut dem im Hause der indischen Braut versammelten Familienkreise Reis auf ihr oder auch des Bräutigams Haupt und bindet an seine Rechte und an ihre Linke einen eisernen Ring.[2])

Eine größere Rolle im Hochzeitszuge als die Ehrenväter und Ehrenmütter pflegen in den meisten Gegenden Badens die Ehreng'sellen und die Brautjungfern zu spielen. Die letzteren haben viele Namen. Der häufigste und herzigste ist: „G'spiel“, den schon schwäbische Gedichte des 14. und des 17. Jahrhunderts gebrauchen,[3]) dann die „Ehrenjungfer“ der Seegegend, des Breisgaues und der Baar. Die „Kränzlejungfern“ haben einen engeren Kreis um Bühl, die „Schwestern“ um Furtwangen und Triberg und auch um Leutkirch in Schwaben, die ja auch wirklich oft die Schwestern der Braut sind. „Brutsuster“ hießen sie in Niederdeutschland.[4]) Die „Schmoll-, Schmulmadle“ des fränkischen Baulandes und Taubergrundes entsprechen den Schmolljungfern im elsässischen Ernolsheim und den Schmöllerinnen, Schmälerinnen im Ansbachischen. Der Herleitung vom ältern deutschen Worte „smal“ (klein)[5]) ziehe ich die von schmollen für schmielen vor. Sie sind nicht kleine, sondern hochzeitlich lächelnde Mädchen. Einen andern hübschen Namen hat noch die Brautjungfer in Katzenmoos (Waldk.); sie heißt „d'Anderschienst“, die Zweitschönste. Brautführer und Brautjungfern werden in Helmstadt und Schatthausen (Wiesl.) „Seitenknechte und Seitenmadlin“, um Bretten und Bruchsal „Kirchenführer und -führerinnen“, um Karlsruhe und Rastatt „Ladbube und Ladmädle“, um Bretten „Neweg'sellen und Kranzjungfer“ genannt,

[1]) Vgl. die Festschrift z. 70. Geburtstag des Großherz. v. Baden S. 54 f.
[2]) Weber, Ind. Stud. 5,299.
[3]) Zeitschr. f. deutsches Altertum 2,551. Fromann, Deutsche Mundarten 4,107.
[4]) Bremisch-niedersächs. Wörterbuch 1,152.
[5]) Heilig, Beiträge zu einem Wörterbuch der Mundart des Taubergrundes.

wie im württembergischen Remsthal „Nebengänger“ und im oldenburgischen Saterland „Bigenger“.

Im Hochzeitszuge gehen an manchen Orten mit Musik voran zwei oder mehrere weißgekleidete kleine Mädchen, oft Geschwisterchen der Brautleute, in Singen und Überlingen die „Bräutle“ oder „Vorbräutle“, in andern Teilen des Südens „Kränzlemädle, -kindle“ oder „Schäppelkindle“, in Unterlauchringen auch „Vorlaufen“, in Zuzenhausen im Elsenzthale und in Allemühl bei Eberbach am Neckar auch „Hirschebreimeidli oder -madlin“ genannt.

Nun folgt die **Verkündigung**. Diese wird schon in der römischen Kaiserzeit erwähnt und wurde im 13. Jahrhundert Kirchengesetz.[1]) Weitverbreitet ist die uns auffällige Scham der Brautleute, bei der Verkündigung in der Kirche zugegen zu sein. So kommen sie in der Thüringischen Ilmgegend gar nicht zur Verkündigung, in Tirol fehlen sie bei der ersten, erscheinen aber bei der zweiten und dritten in vollem Staat. Dagegen ist es z. B. in Stotternheim bei Erfurt Ehrensache, an jedem der drei Sonntage gegenwärtig zu sein.[2]) So schwankt der Brauch auch in Baden. Die Ortschaften, wo die Brautleute nicht erscheinen, mögen die Mehrzahl bilden, an einigen wie in Eisingen (Pforzh.) ist wenigstens eines von ihnen zugegen, und im Harmersbacher Thal geht die Braut gar nicht oder nur in die Frühmesse, in andern Orten muß wenigstens der Vater oder die Mutter dabei sein, wie in Laudenbach (Weinh.). In Eichstetten am Kaiserstuhl pflegt die Braut meist zwei oder drei Sonntage vor der Hochzeit zum letzten Male mit ihrem Gespiel in den Mädchenstühlen der Kirche zu sitzen, mit der Hornkappe und buntbebändertem Zopfe. Ähnlich war es früher in Thiengen am Tuniberg. Das darauf folgende Essen hieß hier wie dort die „Kränzete“ (S. 270). In Hugstetten bei Freiburg sitzt auch noch die jungfräuliche Braut bei der Verkündigung wirklich mit dem Kranz vorn im Stuhl. Auch in Wagshurst (Achern) sind sie bei der zweiten und dritten ohne Kranz anwesend und ohne daß sie bei der Verkündigung das Knie beugen. Auch in Schelingen im Kaiserstuhl müssen die Brautleute wenigstens die dritte Verkündigung in der Kirche hören, sowie in Oberbalbach (Tauberb.), wo man fürchtet,

[1]) Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter N. F. 227.

[2]) v. Düringsfeld, Hochzeitsbuch 156. Zingerle, Sitten v. Tirol² 16. 23.

daß ihre Kinder sonst taub würden. Das Paar wird bei der Verkündigung nach einer durch ganz Deutschland verbreiteten scherzhaften Anschauung von der Kanzel „abe“- oder „runterkeit“ (heruntergeworfen), oder es heißt: „hüt hats poltert“. Man neckt die Beiden in der Kirche, z. B. in Birkendorf (Bonnd.), auch so: „Aber die Zwei sin hüt emol verschrait worre, de Pfarrer hets jo in der Kirche vor alle Lüte gsait, daß sie wenn (wollen) hürote“. Übrigens hat die Verkündigung einen durchaus feierlichen Charakter. Sobald der Pfarrer anfängt mit „Zum h. Sakrament der Ehe haben sich entschlossen,“ beugen alle Kirchenbesucher im Kinzigthale die Kniee zum Zeichen der Hochachtung vor dem Sakrament. In vielen Dörfern vom Süden bis zum Norden wird die Ortstafel, das „Käschtli“ oder „Keschble“, bekränzt oder mit einem Blumenstrauß geschmückt. In Menzingen (Bretten) bringt die Braut selber den dafür bestimmten Kranz aufs Rathaus. Wenn die Brautleute, um den Kirchenbesuch im eigenen Dorfe zu vermeiden, über Land gehen, suchen sie nicht immer nur die Kirche im Nachbardorfe auf, sondern sie kaufen auch Hochzeitskleider ein z. B. in Wagshurst (Achern) und bestellen die „Ehrenvätter und Kränzeljungfern“, und diese besorgen die am Hochzeitstag zu überreichenden Geschenke z. B. in Leiberstung (Bühl), ähnlich in Forbach (Rast.) Früher wurden an diesem Tage alle Verwandten geladen in Öschelbronn (Pforzh.), jetzt wenigstens noch die Gevattern und Gettel z. B. in Muggensturm (Rast.) Auch ißt der Bräutigam bei der Braut zu Mittag in Ettenheim; früher gab es in Thiengen bei Freiburg ein kleines Mahl, die Kränzete oder Vorhochzeit, oder die Beiden zechen fröhlich den ganzen Tag auswärts um Lienheim (Waldsh.) In Obbergen am Kaiserstuhl aber vertrinkt der Bräutigam am Abend den ledigen Stand mit seinen Freunden. Die einladenden Brautleute bekommen in Waldprechtsweier (Rast.) an den beiden Ausrufssonntagen von jedem Haus ein Stück Brot und am Hochzeitstag vor dem Kirchgange drei Stück Brot, daß sie Haus und Heim nicht vergessen. Es mischt sich aber namentlich auf fränkischem Gebiet ein bittrer Tropfen in die Freude, wenn eins von den Brautleuten früher eine andere Liebschaft gehabt oder die Braut schon in vorgerücktem Zustande sich befindet. Häckfel oder Spreu wird in Frankfurt schon im Jahre 1624[1])

[1]) Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter N. F. 258.

gestreut zur Verhöhnung des ehelichen Verkehrs zweier Personen, so nun auch jetzt noch vom Hause des Bräutigams oder der Braut zu dem der früheren Bekanntschaft und wohl noch dazu bis ans Kirchthor, im Taubergrund und Bauland, und der schwangeren Braut streut man in Angelthürn bei Boxberg auch „Schlotzer". In Rosenberg (Adelsh.) erhält so der frühere Liebhaber den „Spreil", die Hochzeitleute den „Keern". Noch ist in Harmersbach bekannt (?), daß, wer gegen die Verbindung Zweier protestiert, bei der Verkündigung seine Mütze in die Kirche wirft, wie einst der scheltende d. h. appellierende Franke sein Schwert vor die Kirchtür legte, um dem Beweisführer den Eidgang, dem Schwörenden den Zutritt zum Heiligtum zu verlegen.[1]) Einen Protest eigner Art erheben vielleicht noch hie und da die Burschen, z. B. in Weinheim, gegen einen Fremden. Wird er beim Besuch seiner Braut in ihrem Dorf erwischt, so prügeln sie ihn durch, gerade so wie früher im südlichen Westfalen und manchen andern deutschen Ländern geschah (vgl. S. 256).

Nach der Verkündigung heißen die Brautleute in Häusern (St. Blasien) Hochzitter und Hochzitteri, „sie sind geheiratet" in Angelthürn. Die südlichen Alemannen fassen diese Zwischenzeit zwischen der Verkündigung und der Hochzeit sehr ernst auf. Von da ab trägt die Braut bereits in vielen hochalemannischen Orten schwarze Kleidung, wie auch in Oberschwaben, namentlich im Klettgau und im St. Blasianergebiet. Im Hauensteinischen und in der Nachbarschaft darf die Braut außerdem nicht mehr „no Betzit ussi si", nach der Betzeit draußen sein, nicht unter der Dachtraufe vor. In Birkingen (Waldsh.) erstreckt sich dieses Verbot auch auf den Bräutigam. Eine Bedrohung der Brautleute durch böse Geister nimmt man auch in der Schweiz z. B. in Obwalden an.[2])

Die Einladung zur Hochzeit bewegt sich noch in durchweg ländlichen d. h. persönlichen Formen, die kühlen städtischen Einladungskarten tauchen bisher nur hie und da, z. B. in Altheim (Überl.), auf. Die Formen sind aber sehr verschieden schon nach der Zeitwahl. In manchen Orten ladet man schon am ersten Verkündigungstage ein z. B. in Waldprechtweier (Rast.) und in andern Orten (s. o.), oder auch

---

[1]) Brunner, Deutsche Rechtsgesch. 2, 43f.

[2]) v Düringsfeld, a. a. O. 109.

am ersten und zweiten z. B. in Sulzbach (Ettlingen), in andern etwa am Sonntag oder Donnerstag vor der Hochzeit, in wieder andern um Rastatt und Ettlingen und in Altenheim (Offenb.) bis zu vier- oder fünfmal, zuletzt noch am Vorabend, ja sogar noch am Morgen des Hochzeitstages, z. B. in Ottenau (Rast.) und in Wagshurst (Achern). Hier hat sich dabei der einladende Bräutigam eine weiße Schürze vorgebunden. Der gemeindliche Charakter der Hochzeit lebt in den Einladungsgebräuchen vieler Orte, besonders der kleineren und abgelegenen, fort: in Bernau-Außerthal (St. Blasien) werden alle Einwohner, Freunde wie Feinde, zum Feste eingeladen, in Wilfingen (St. Blasien) wenigstens zur Morgensuppe und zur Kirche. In vielen geschlossenen Dörfern ziehen zum Einladen die Brautleute von Haus zu Haus und in zerstreuten eigene Hochzeitslader von Hof zu Hof. Um Freiburg, z. B. in Wagensteig, ladet aber auch das Brautpaar von Hof zu Hof ein, wozu es oft eine Woche oder länger braucht, damit ihm möglichst viel Glück „angewunschen" werde. In Owingen (Überl.) dehnen ärmere Brautleute ihre Einladungen gern weit aus, um dafür von den Geladenen Geld, Hanf u. s. w. zu erhalten.

Die Regel im alemannischen, wie im schwäbischen Gebiete ist, daß die Brautleute die nächsten Verwandten und zu kleineren Hochzeiten, aber gewisse zu Hochzeitsläder̈n bestimmte Personen die Bekannten und namentlich die Auswärtigen und zu größeren Hochzeiten einladen. Statt der beiden Brautleute geht auch der Hochziter und die Hochziteri getrennt aus in Schönenbach (Villingen), anderswo, wenigstens früher in Steißlingen (Stockach), geht er mit dem Ehrg'sell und sie mit dem G'spiel oder in Rauenthal (Rast.) mit dem Brautführer und der Kränzeljungfer. Wieder in andern Orten, wie Hartheim (Meßkirch), Zarten (Freiburg) und Hesselhurst (Kehl), pflegt nur die Braut mit ihrem G'spiel zu kommen. An vielen Orten sind all diese Lader und Laderinnen mit einem Maien oder Rosmarin geschmückt, wie in Hartheim, Auenheim (Kehl) und Waldprechtsweier (Rast.). Dagegen muß die einladende Braut in Oberhomberg (Überl.) einen Trauerhut oder eine schwarze Kopfhülle tragen.

Die zur Einladung gebrauchten Sprüche, die um ein „Dienen" bitten und dafür ein „Gegendienen in Freud oder Leid" versprechen, wie oben in Schapbach und Ottenhöfen, gehen durch den ganzen Süden

bis etwa Waldulm (Achern) und stimmen wesentlich mit den schwäbischen überein.[1]) Das Gegendienen in Leid wird bei der Beerdigung erfüllt. In den Schwarzwaldthälern bei Freiburg hängt man dem Spruche noch die fröhliche Wendung an: „Derno geh mer in de Hirsche ins Ibethal un esse un trinke un sin lustig un tanze, bis die Sterne am Himmel glanze“. In Öflingen (Säckingen) hat sich eine altertümliche Form erhalten. Beim Betreten der Stube sagen die Brautleute nebst Ehreng'sell und G'spiel: „Gelobt sei Jesus Christ“, die Hausbewohner: „In Ewigkeit, Amen!“ Auf den bekannten Einladespruch der Brautleute erwidern die Eingeladenen weiter: „Mer wünsche nich (euch) jez au viel Glück und Gottessegen. Wills Gott, daß Alles bi nich guet goht und dr (ihr) dr Friede händ binandr. Mer wend (wollen) luege, daß mers z'Schicke mache chöne, daß au eis (Eins) a d'Hochzit chunt“. Dann wird den Einladern „e Häfele Wi“ angeboten und je nachdem angenommen oder mit einem: „Nei, vergälts Gott! Dr müend (ihr müßt) nüt hole, mer händ scho gha!“ „So nehmet denn au e chli Brot zu dr Morgensuppe.“ „Vergälts Gott!“ Nur die Braut erhält Brot. Beim Abschied heißts: „Bhüet ich Gott!“ und zurück: „Bhüet ich und g'segn ich Gott!“ Von den erhaltenen Brotschnittchen wird am Morgen des Hochzeitstages eine Suppe gekocht, die die Brautleute miteinander aus einem Teller verzehren, „daß sie allewil mit enander z'friede blibe“. Die auch schwäbische Sitte des Brotabschneidens für die erste Morgensuppe des Paares[2]) erstreckt sich durch viele Ortschaften vom Hauensteinischen über die Rastatter und Brettener Gegend hin ins fränkische Bauland z. B. nach Hettingen. Der gemeinsame Genuß der aus dem Brot jedes Hauses bereiteten Suppe sollte wohl ursprünglich die Aufnahme des Paares in die Brot- und Hausgenossenschaft der ganzen Gemeinde bedeuten. Jetzt bezweckt er ein friedliches Zusammenleben, und daher heißt das Brot auch „Glücksbrot“ z. B. in Rickenbach (Säck.) und Rudenberg (Neustadt), oder er soll gleich dem schwarzen Hausbrot Heimweh, wie in Unzhurst (Bühl), oder gar nur Zahnweh abwehren, wie in Hettingen (Buchen). In Ottenau (Rastatt) kocht die Braut ihrem Bräutigam eine Suppe von den Brocken dieses Brots, damit er späterhin lieber rechtzeitig nach Hause gehe.

---

[1]) Meier a. a. O. S. 481.

[2]) Meier a. a. O. S. 482. Birlinger A. S. 2,281. v. Düringsfeld a. O. 15.

Aber an anderen Orten wird die einladende Braut durch minder symbolische, dafür aber wertvollere Geschenke erfreut. Auf dem Hohen Schwarzwald von Vöhrenbach bis ins Bonndorfische und Freiburgische sind es namentlich ein paar „Schlick Rîste“ Stücke Werg oder eine „Dogge“ Hanf zum Spinnen oder „Tuch“ (Leinwand), Kaffeegeschirr, Speck und Geld. Auch in der Seegegend haben wir schon ähnliche Gaben gefunden (S. 266). Das heißt in St. Peter (Freiburg) die „J= oder Bistüer“, in Münchingen (Bonnd.) die „Gobete“. Es entsteht aber nun ein Hin= und Herschenken. Denn die Braut macht nun nach alter Sitte den Verwandten kleinere Geschenke oder „Brûtstücke“, etwa ein Sack=, Hals= oder Kopftuch (S. 259). In Konstanz und in Nürnberg wurden sie schon im 15. Jahrhundert teils verboten, teils nur dem Hausgesinde gegeben. Wie üppig sie waren, zeigt eine Landauer Verordnung von 1513, nach der das Brautpaar als „Bryd=stucke“ an Erwachsene, sowie an Kinder goldne Ringe, Gewürze, Wein und die sogen. Brautschuhe verschenkte.[1]) In Thiengen bei Freiburg gehts so hoch nicht her, aber das Brautpaar bringt bei der Einladung den Göttekindern ein Halstüchlein, ein Röcklein u. dergl., dem Götte und dem Ehrg'sell Stoff zu einer Weste, der Gotte und der Ehren=jungfer einen Schurz oder ein Halstuch mit. Auch in Köndringen (Freiburg) bekommen die Patenkinder ihre Gabe. Ähnlich freigebig ist die Braut in Meßkirch und Umgegend. In Heinstetten (Meßk.) z. B. wird von ihr auch der Pfarrer und der Lehrer, in Espasingen (Stockach) auch der Gemeindevorsteher mit einem Sacktuch beschenkt. Aber man erwartet auch dafür ein Gegengeschenk, das „Goba“ bei der Hochzeit. So ruht auf dem farbigen Sacktuch, das die einladenden Brautleute bei Überlingen schenken, die Verpflichtung für die Beschenkten, als „Gäste ins Mohl ze komme“ d. h. mitzuessen und zu „goba“. Denn wenn auch Alle eingeladen werden, wie z. B. in St. Ulrich (Staufen), ists doch immer ein Unterschied, ob Einer „ans Hochzit goht“ oder nur „zum Zulauf“. Trifft das Brautpaar die Bewohner eines Hauses nicht an, so zeichnet der Bräutigam in Ortenberg (Offenb.) mit der mitgenommenen Kreide eine Rosmarinstaude mit den Anfangsbuchstaben seines Namens an die Thüre, gerade wie der mittelfränkische Lader in Bayern in diesem Falle einen „Houzatstraußn“ an die Thüre zeichnet.

[1]) Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter, N. F. 241.

Wo nun besondere Hochzeitsläder oder -bieter oder -läderinnen einladen, wie im Kinzigthal, Breisgau und Hauenstein, da pflegen sie am Hut und Rock oder Tschobe einen „Maien“ zu tragen. In Keppenbach (Emmendingen) ist der junge Bursche ganz mit bunten Bändern geschmückt, in Seebach (Achern) außerdem mit Rosmarin. Die Burschen zeigen ihr Kommen gern durch Schüsse an (S. 247). In Littenweiler bei Freiburg geht der Hochzeitlader von Haus zu Haus, an seinem Stab einen Busch farbiger Bändel, auf dem hohen Filzhut einen mächtigen Strauß mit einer Rosmarinstaude. Beim Eintritt in die Stube spricht er einen frommen Gruß und den ähnlich wie in Birkendorf (Bonnd.) feierlich erweiterten Einladespruch, dem die ganze Hausgenossenschaft schweigend zuhört. Dann setzt er seinen Hut wieder auf und zieht mit einer Gabe weiter. In manchen Gegenden bedarf er eines sehr guten Magens, denn er hat dort überall Freiessen und muß manchen Schluck Kirschwasser thun. Auch ist der Lader oder die Läderin im Kinzigthal mit einem Zwerchsack oder Korb ausgerüstet, um allerlei Eßwaren aufzunehmen. Es ist doch ein lustiger Geschäft als das Leichenansagen, das oft dieselben Personen besorgen, und auch mit einem solchen Korb. Im Bonndorfer Bezirk, in Blumegg und Grimmelshofen, trägt der Lader einen Regenschirm, wie in Tegerfelden in der Schweiz, ohne Rücksicht auf Witterung oder Jahreszeit, und er führt diesen auch beim Gange in die Kirche und ins Wirtshaus mit sich. Das war früher ein Degen oder Säbel, wie ihn nach der Aufzeichnung einer alten Bäuerin aus Liptingen (Stockach) der Bräutigam bei der Morgensuppe an seiner Seite trug und in der Kirche dem Hochzeitsführer in die Hand gab. Mit einem Degen oder Säbel erscheinen noch oder erschienen schon 1633 namentlich im und am schwäbischen Jura die Hochzeitlader, Brautführer und endlich auch der Bräutigam selber, offenbar um die Braut zu schützen.[1]) An manchen Orten haben die Hochzeitlader auch bei der Hochzeit noch mancherlei zu thun. In Birkendorf (Bonnd.) z. B. spricht er am Schluß des Festes eine feierlich-humoristische Abdankung, die zum Dank gegen Gott auffordert für Essen und Trinken und für zahlreichen Besuch dankt, die Kosten der „Irdde“ d. i. Zeche mitteilt, zum

---

[1]) Vgl. E. H. Meyer, Über den badischen Hochzeitsbrauch des Vorspannens. Freib. Festprogramm zum 70. Geburtstag des Großh. v. Baden 1896, S. 56 ff.

„Gaben“ ermuntert und schließlich dem jungen Paar langes Leben und übers Jahr einen Prinzen wünscht. In Graben räumen Ladbub und Ladenmädchen Tags vor der Hochzeit das Haus der Braut oder des Bräutigams aus, um Tische und Bänke aus einer Wirtschaft hereinzuschaffen, Vorräte zu holen, beim Mahl die Weinkrüge zu füllen und für genügend Brotlaibe auf dem Tisch zu sorgen. Die Bewohner müssen in dieser Zeit ihr Lager auf dem Boden, „auf der blutten Bühne“, aufschlagen.

Einige Tage oder am Tage vor der Hochzeit kommen die jungen Leute mit dem Bräutigam oder der Braut oder beiden zu einer Vorfeier zusammen, in der er vom Junggesellentum, sie vom Jungfernstande Abschied nimmt. Im Breisgau, Markgräflerland, in der Seegegend, aber auch in manchen andern Gegenden des Südens, wird sie als „Kränzete, Kranzete, Scheplete“ begangen, in Hartheim (Meßkirch) wird „gekranzt“. Da bekränzen die Burschen und Mädchen in Gutenstein a. d. Donau das Haus, welches das Paar bezieht, sowie das Wirtshaus, in dem die Hochzeit gefeiert wird, und den Brautwagen. Dafür reicht ihnen die Braut einen Trunk. Im Markgräflerlande binden die Freundinnen der Braut den Brautkranz oder, wo der künstliche Kranz schon Mode geworden ist, ebenfalls Kränze für ihr Haus. Um Bonndorf stellen die Burschen einen hohen „Maienbaum“ vor das Hochzeitshaus, anderswo, z. B. in Tegernau (Schopfh.), zwei Tännchen, die von den Mädchen zuvor mit Bändern geschmückt und auch wohl miteinander durch eine Schnur verknüpft sind, an der ein mit einem Spruch versehener Schild hängt. Während dies geschieht, darf die Braut nicht zum Fenster hinausschauen. In Achdorf (Bonndorf) ragt neben den Tännchen ein hoher Maienbaum. Abends giebts den „Imbiß“. Wo ein junger Mann mit seiner jungen Frau demnächst zu „wirten“ gedenkt, richtet man vor ihrer Wirtschaft einen besonders hohen Maienbaum mit einer „Maientafel“ auf, z. B. in Zarten bei Freiburg und ähnlich im hohen Schwarzwald. Am nächsten Sonntag ist dann „Maientanz“, erst 6 Wochen später wird der Baum entfernt.

Das Hauptvergnügen an diesem Fest ist aber vielerorts das Schmausen und Trinken, Tanzen und Schießen. Da findet in Schellbronn und Hamberg (Pforzh.) das „Hochzeitsverdüngen“ statt. Es

wird zwischen dem Brautpaar einerseits und dem Wirt und den Musikanten anderseits Zeche und Tanzgeld ausgemacht. Da feiern in Herdwangen, Zell am Andelsbach, Langehart bei Meßkirch die Freunde des Bräutigams mit Freibier in einem Wirtshause die „Abendsuppe“, seinen Abschied aus dem ledigen Stand. In Tutschfelden bei Kenzingen zahlt der Hochzeiter den ledigen Burschen dadurch „Abstand“, daß er ein paar Tage vor der Hochzeit „eens ûfwickst“, wobei er samt dem, der vermutlich zunächst heiraten wird, tüchtig genarrt wird. In Neusatzeck denkt man auch an Kränze nicht, dafür wird oft die ganze Nacht vor dem Hochzeitstage geschossen und im Hause der Braut, seltener des Bräutigams, reichlich getrunken. „Angeschossen“ wird die Hochzeit abends zuvor auch in Gutach, Schutterwald, Maisach und anderswo.

Die grünen Kränze, die für die Braut oder das Haus der Brautleute oder auch für ihren Brautwagen gewunden werden, die grünen Tannen, die „Maienbäume“, die man hier z. B. in Meßkirch und Bonndorf wie im benachbarten Schwaben auch auf diesen, jedenfalls vor die Thüre des Festhauses setzt oder auf dem Kirchgange dem Hochzeitszuge voranträgt (S. 250) oder auch, mit Kindersächelchen geschmückt, ins Hochzeitsmahl hineinträgt, sie bedeuten ursprünglich mehr als einen bloßen Schmuck, sie stellen die grünende, wachsende, verheißungsvolle Frühlingskraft des jungen Paares dar. Es sind Lebenskränze und Lebensbäume.[1])

Die sinnige Feier des Kranzbindens ist von den Alpen bis ans Meer, wenn auch nicht überall, in verschiedenen Formen verbreitet. Tegerfelden in der Schweiz hat sein „Schäppele“, das kärtnische Lesachthal seinen „Kranzlabend“, Hessen sein „Straußwickeln“ und das Unterweserland sein „Kranzbinden“. Die anmutige Sitte des Maienbaumsetzens bewahren namentlich die Waldstriche, wie außer Baden auch Thüringen.[2]) Den „Polterabend“, an dem allerhand Geräte vor dem Hause zerschlagen werden, findet man namentlich in Mitteldeutschland, in Thüringen, Hessen, Westfalen und im Bergischen,[3])

[1]) Vgl. Mannhardt, WFK. S. 46. 221.

[2]) Frommann, D. Mundarten 2,519. v. Düringsfeld a. a. O. S. 111. 144. 156.

[3]) v. Düringsfeld a. a. O. Montanus, Volksfeste S. 183. Kuhn, Westfäl. Sagen 2,36.

in Baden heißt es nur aus Bodman, am „Polterabend“ würden dort die Häuser der Brautleute bekränzt.

Aber die merkwürdigste Vorfeier ist doch der „Schäppelhirsche“, der namentlich im Kinzig- und Renchgebiete und in der mittelbadischen Nachbarschaft sich erhalten hat, z. B. in Oberbergen (Kaiserstuhl). Früher war er weiter in Baden verbreitet. So beschwert sich im J. 1738 der Pfarrer von Daxlanden bei Karlsruhe beim Markgrafen über den „Schablhirsch“, die Nacht vor der Hochzeit, die bis zum lichten Morgen von den Brautleuten und deren Kameraden mit Essen und Trinken, Tanzen und Springen zugebracht werde, und ferner über die Sitte, daß die erste Nacht der Brautführer oder Ehrengesell und die Kränzeljungfer oder Gespiel mit dem Brautpaar sich in ein Bette legten und alle vier beisammen schliefen und zwar, um die Braut zu hüten, daß sie nicht in der ersten Nacht mit dem Bräutigam ehelich zusammenkomme. Geschähe das doch, so werde am andern Morgen furchtbar gezotet. Der Markgraf antwortete, der „Schappelhirsch“ sei nicht nur im Baden-Badischen, sondern auch in andern katholischen und lutherischen Landen eine alte Sitte, eine Zusammenkunft von Braut und Bräutigam, Brautführer und Kränzljungfer, Pfetterich und Göttlen und den Hochzeitsgästen in des Brautvaters Hause, um die „Schappel oder Cräntzel“ zu machen, worauf dann ein geringer Nachtimbiß aus „Hirschbrei“ folge und ein Tanz. Die zweite Sitte sei nirgend erfindlich. Ein anderer Geistlicher bezeugt die Unschuld des Schappelhirsch von Au, Mörsch und den Filialen. Trotzdem wurde hier durch den Landesherrn wie den Bischof der Schappelhirsch ganz untersagt,[1]) vielleicht weil der Daxlander doch nicht allzu sehr übertrieben hatte? Denn in Oberschwaben übernachtete die auf dem Brautwagen herbeigeführte Braut in der That schon vor der Hochzeit bei den „Leuten“ des Bräutigams,[2]) am Kaiserstuhl gilt es noch hie und da für ein böses Vorzeichen, wenn die Braut nicht schon die Nacht vor dem Hochzeitstag im Hause des Bräutigams zubringt, und in der Nacht nach dem Schäplowe (Schäppelabend), einem Essen im Hause der Braut, wird in einem andern Orte dem Paar schon das Eherecht zugesprochen.

---

[1]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 24,420.

[2]) v. Düringsfeld S. 138.

Wo sich eine Festlichkeit unter dem Namen „Schäppelhirsche“ in Baden erhalten hat, hat sie meistens die alten Züge, denen sie ihren Namen verdankt, verloren; nur noch an wenigen Orten wird an dem Schäppleabend ein mit Hochzeitssträußen geschmückter heißer Hirsebrei, das altherkömmliche Hochzeitsgericht, hereingetragen. Der Schäppelhirsche ist jetzt eine Zusammenkunft von Freunden und Freundinnen der Brautleute im Hause der Braut oder auch des Bräutigams am Abend vor dem Hochzeitstag, bei der tüchtig geschmaust, getrunken, getanzt und auch wohl geschossen wird. Im württembergischen Horb und Schramberg heißt der erste nach der Trauung aufgeführte Tanz der Ehrentanz „Schappelhirsch“. Im Schapbachthal hat sich eine sinnigere Form (S. 249) erhalten, in Reichenbach (Offenburg) und in Zell am Harmersbach bis vor kurzem und in Welschensteinach bei Haslach, wie es scheint, noch jetzt die ältere derbere. Am letzteren Ort wird von der Braut am Ende des Mahls ein heißer Hirsebrei „angeboten“, von dem alle essen müssen. Wer nach den darin steckenden Rosmarinzweigen die Hand ausstreckt, dem wird sie in den heißen Brei hineingestoßen, so daß dieser umherfliegt. In Reichenbach schleuderte der Betroffene dann auch wohl den Brei von seiner Hand den Andern ins Gesicht. In Zell mußte der Bräutigam den Strauß aus der Mitte der Hirse herausholen und wurde dabei auf die Finger geschlagen. Dabei beschmierten sich die andern mit der Hirse das Gesicht. Was bedeutet das?

Die Hirse ist das am frühsten angebaute Getreide, das schon der dem eigentlichen Ackerbau vorangehende Hackfruchtbau gewann. Nach den Abdrücken vieler Tausende von Topfscherben wurde sie in Dänemark schon in der Zeit der großen Steingräber des zweiten Jahrtausends vor Chr. wahrscheinlich von Germanen angebaut.[1]) So wurde sie eines der ältesten Sinnbilder nährender Kraft und fruchtbarer Menge. Der aus ihren zahllosen feinen Körnchen hergestellte Hirsebrei war zumal an den Festen, die die Fruchtbarkeit feierten oder darauf abzielten, ein Hauptgericht. So ißt man zu Sylvester oder auch Weihnachten Häringe mit dem eierreichen Rogen und Hirse in Brandenburg, Thüringen und im Voigtlande, um im kommenden Jahr viel Geld und Glück zu bekommen, und man füttert am Weihnachts- oder

[1]) Soph. Müller, Nordische Altertumskunde 1,206. 210.

Neujahrstage im Voigtlande die Hühner mit Hirse, damit sie reichlich Eier legen. Die Hirse wird auch wohl durch andere samenreiche Speisen wie Mohnklöße, Hafergrütze, Linsen und in Ostpreußen durch kirchlich geweihte Erbsen vertreten. An Mariä Lichtmeß muß in Hessen Hirsebrei und eine lange Bratwurst verzehrt werden, damit der Flachs recht knollenreich und lang gerate, ein ebensolcher Brei zu Fastnacht in Niederdeutschland, Franken und Bayern, das bringt Geld und Überfluß.[1]) Im Voigtlande und Erzgebirge stellt sich am Andreas- oder Weihnachtsabend oder am ersten Weihnachts- oder Neujahrstage das Mädchen mit einem Löffel Hirsebrei oder mit einem Häring oder mit einem Apfel (S. 200) an die Hausthüre, dann ist die erste vorübergehende ledige Mannsperson der Zukünftige. Hier weist der Hirsebrei bereits auf Liebe und Hochzeit hin. Darum bringt der Verlobte am Abend vor der Hochzeit seiner Braut einen Teller Milchhirse oder Milchreis, wird in Thüringen am Sonntag vor der Hochzeit Hirse gelesen für den Hochzeitsbrei und in Hessen am Abend vor der Hochzeit beim oben erwähnten Straußwickeln von den älteren Frauen Erbsen gelesen für den gleichbedeutenden Erbsenbrei.[2]) So ist denn in Berolzheim als alte Hochzeitsspeise noch der „Hirschbrei" bekannt (S. 242), der ehemals auch das fürstliche Hochzeitsgericht war und in Lothringen, wie im Isarwinkel noch bis in unsere Zeit als solches beim Volke fortdauerte. In Rosenberg (Adelsh.) bestand die Morgensuppe am Hochzeitstage aus einem Hirsebrei, den die Musikanten auszuführen suchten; er ist jetzt durch eine Weinsuppe ersetzt. Ja man bewarf früher am Schluß des Hochzeitsmahls die Liebenden mit Hirsebrei,[3]) warf ihnen im elsässischen Henflingen, wenn sie aus der Kirche kamen, aus dem Hause Hafer oder Weizen auf den Kopf, wirft noch wohl z. B. in Bremen dem scheidenden jungen Paare Reiskörner nach. Nun ist bereits vollkommen verständlich der mittelbadische Schappelhirsch mit dem Kampf um seine Hochzeitssträuße. Denn auch die Erntefeste der verschiedensten Art, die ja auch die Fruchtbarkeit feiern, kleiden sich in ähnliche Kampfformen. In den Küstenländern von Friesland bis nach Pommern waschen die Mäher und die Binderinnen

---

[1]) Wuttke, a. a. O. § 75. 78. 25. 176. 632. 672. 674. 95. 97.

[2]) v. Düringsfeld a. a. O. 251. 158. 149.

[3]) v. Düringsfeld a. a. O. S. 125. 187.

ihre Hände im „bunten Wasser“, in einer Wanne, in deren Wasser Bauerrosen, Nesseln, Kirschen und Stachelbeeren gelegt sind, auch ein Klettenbusch, und ein hitziges Bespritzen und Schlagen mit den Büschen entsteht zwischen den beiden Geschlechtern.[1] An den niederrheinischen Flachsschwingtagen ist das herkömmliche Gericht Hirsebrei und Mehlkuchen, wobei die Mädchen den Burschen den „Minnetrunk“ zubringen. In der bayerischen Rheinpfalz feiert man die Hanfbreche als Brechhochzeit, in der Nordpfalz darf dabei der „Herschebrei“ nicht fehlen. Aber viel stärkere Ähnlichkeit besteht zwischen dem badischen Brauch und dem bayerischen Flachsriffeln und dem steirischen Brecheln. Beim Riffelmahl ist die letzte Speise der „Jungfernschmarren mit der Jungfernmilch“, in dessen Mitte und um dessen Rand Büschel aus Flachs mit vergoldeten Bollen, Rosmarin und allerlei Blumen gebunden stehen. Jedes Mannsbild sucht den ersten Löffel Jungfernmilch und den großen Büschel aus der Mitte zu erhalten. Im steirischen Oberlande setzt am Ende des Brechelmahls die Großmagd ernst eine verdeckte Schüssel auf, worin sich nichts anderes als Blumensträuße, Äpfel, Nüsse, Dornen und Brennesseln befindet, um die nun unter den Brechlern ein lebhafter Kampf beginnt. Wer die meisten erobert, hat als Blumen- oder Nüssenkönig das Vorrecht, mit der Brechelbraut den Ehrentanz zu machen. Auch das Jagen um „das feine Glas“, das die Burschen im westfälischen Kirchspiel Lippborg ausführten am Tag vor der Hochzeit, an dem sie bereits die Braut zum Hofe des Bräutigams wettrennend hinüberbrachten, und das Rennen und Greifen nach einem mit Geldstücken und Nadeln bespickten Apfel am Hochzeitstage scheinen hierher zu gehören.[2] Es greifen in diesen Bräuchen die Symbole agrarischer und menschlicher Fruchtbarkeit ineinander.

Die Aussteuer der Braut wird zu Wagen in das Haus des Bräutigams gebracht, insbesondere wenn sie in ein „anderes Ort“ heiratet, einige Tage vor der Hochzeit oder Tags zuvor. In Staufen (Bonndorf) und in Wilfingen (St. Blasien) wird an den bestimmten Tagen, Dienstag, Donnerstag und Samstag, der Brautwagen geführt, in Bodersweier (Kehl) am Bindlsdag, Polderôwet, seltener

[1] E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 253.

[2] Jahn, Deutsche Opferbräuche S. 200 ff. Hüser im Briloner Gymnasialprogr. 1893 S. 6 ff.

wie in Berolzheim und Griesbach bei Altsimonswald erst nach der Hochzeit. Er heißt um Überlingen, Meßkirch, Villingen „Brautfutter“ oder „Bruttfuder“, wie in Nordböhmen und Schlesien, und „Brautfuhr“ in Bayern. Er bringt die „Brautfahrt“ oder „Brutfahr“ auf der Baar und im Harmersbacher Thal, die „Usstîr“ in St. Peter, das „Beibringen“ in Altheim (Überl.), das „Gerimpel“ im Hotzenwald, das an den Vogelsberger Rumpelwagen und den Egerländer Plunderwagen = Brautwagen erinnert. Er ist überall ähnlich ausgestattet wie in Berolzheim und Schapbach (S. 245. 249), namentlich der Schmuck mit roten Bändern und mit Tännchen ist beliebt. Am Wagensteiger bei Freiburg hangen an den Seiten Schinken und Speckseiten, und noch wandelt wohl hinter ihm drein die „Brautkuh“ in Messelhausen (Tauberb.), Hornberg, Neidingen (Donaueschingen). Auch in Hesselhurst (Offenb.) wird die Aussteuer auf Bernerwägelein ins Hochzeitshaus gebracht, dazu meist eine junge schöne Kuh, bei reichen Leuten ein Pferd, ein Heu- und Strohwagen. Bald sitzt die Braut darauf, bald nicht, bald beide Brautleute — in Messelhausen hält eine Freundin das Spinnrad —, bald geht der Bräutigam hinterdrein, während im Süden, um Bonndorf und Überlingen, oft Näherin und Schreiner, die die Aussteuer gehörig zu „platzieren“ haben, auf dem Wagen sitzen. Aber das Paar und dessen Eltern fahren auch in eigenen Fuhrwerken hinter dem Bruttfuder her, z. B. in Oberhomberg (Überl.). Um Niklashausen bei Wertheim singen die „Kumerädinne“ der Braut, die auswärts heiratet, bei der Fahrt durch das Dorf vom Wagen herab das Abschiedslied. Während in manchen anderen Gegenden die Ankunft des Brautwagens vor dem Hochzeitshause ein Hauptfest ist, spielt in Baden eine viel größere Rolle das Vorspannen, Stricklespannen, Kettenspannen, Aufhalten, Uffangen, Hemmen desselben.[1]) Das Hemmen des Brautwagens oder der Braut ist bei den Südgermanen, den Franzosen und den Esthen verbreitet, scheint dagegen den Nordgermanen, Griechen und Römern fremd gewesen zu sein. Am tiefsten gewurzelt und am reichsten verzweigt ist diese Sitte in Deutschland, von wo sie wahrscheinlich zu jenen anderen Völkern kam. Sie hat sich in der ältesten, durch

[1]) Vgl. E. H. Meyer, Der badische Hochzeitsbrauch des Vorspannens. Freiburger Universitätsfestprogramm zum 70. Geburtstag des Großherzogs Friedrich. 1896.

Schwert, Spruch und Seil ausgezeichneten Form nur bei den Oberalemannen der Schweiz und Südbadens hie und da bis heute oder bis vor kurzem erhalten, d. h. etwa vom Dreisamthal südwärts. Nur zwei oder drei verwandte Bräuche sind in Tirol, Böhmen und Südfrankreich nachweisbar. Die S. 251 f. angeführten Beispiele lassen sich durch zahlreiche andere vermehren. Im oberen Dreisamthal wird die Braut von den Burschen ihres Orts durch eine über die Straße gespannte Kette angehalten und der Bräutigam mit einem Vorspruch und einem langen humoristischen Gedicht zur Zahlung für ihre Loslassung ermahnt. Nach längerem „Märkten“ muß er ein gehöriges Trinkgeld bis zu 50 Mark geben. Dann spricht der Hauptvorspanner:

„Wir wünschen den neu angehenden Personen Glück und Segen,
„Gesundheit und ein langes Leben,
„Daß wir mit vielen Freuden und wenig Sünden
„Einander im Himmel wieder finden.
„Ferner wünschen wir Euch noch übers Jahr
„Ein Knäblein mit krausgelbem Haar.
„Ist's nicht genug an einem, so gebe Gott zwei, drei,
„Dann gibt es ein rechtes Hausgeschrei.“

Nun lassen die beiden anderen Burschen die Kette fallen, und die Bahn ist frei. Früher war dieser letzte Akt auch im Dreisamthale viel feierlicher: mit dem Schwert hieb der Sprecher die Kette durch. Im Falle, daß der Brautwagen erst bei der Einfahrt ins Dorf des Bräutigams angehalten wird, wie z. B. in Kappel bei Freiburg, ziehen sechs bis acht Mädchen „aufgeziert und aufgeschürrt“, das eine in der Hand eine Staude, ein langes seidenes Band quer über die Straße. Sie halten die oben für den Bräutigam berechnete Ansprache, doch wird das Verhältnis umgekehrt, indem nun der Hochzeiter der Hochzeiterin verweigert wird. Im Markgräflerland um Staufen spannen dem fremden Bräutigam drei Burschen und der fremden Braut drei Jungfrauen auf dem Kirchgange ein Kranzgewinde oder ein blaues Seidenband vor unter Willkommsprüchen. Band oder Kranz wird dann entfernt, ein Kränzele, Wein und Kuchen dargeboten und Gesundheit getrunken. Jeder Hochzeitsgast legt ein Geldstück auf einen Teller. Hier ist alles schon gemildert und verändert. Den Schwertschlag der andern Bräuche aber spiegelt eine alte, feierliche und

bedeutsame Rechtshandlung wieder. Er führte die Übergabe der Braut aus einer Vormundschaft in die andere, aus einem Geschlechts- oder Gemeindeverbande in den andern herbei, nachdem ein Brautkauf im älteren Sinne stattgefunden hatte, d. h. nicht die Braut gleich einer Ware, sondern die Mundschaft über sie durch den Bräutigam erworben war. Die vorspannenden Burschen, insbesondere ihr schwertbewaffneter Anführer, ist der Vertreter des alten Vormunds oder der Gesamtvormundschaft. Im Kirnbachthal (Wolfach) verrät ein ähnlicher Brauch, „das Brautverkaufen", schon durch seinen Namen diesen Sinn. Heiratet dort ein Mädchen in den Hof eines Nachbarortes ein, so wird es von den Burschen seines Heimatsdorfes dem Hochzeiter an der Gemarkungsgrenze entgegengeführt. Sie loben die Schönheit und den Reichtum der Braut und übergeben sie ihm erst dann, wenn sich beide Parteien über den für die Braut zu erlegenden Kaufpreis, oft 40—60 Liter Wein, geeinigt haben. Dabei wird oft lange gefeilscht, da der Bräutigam den Handel so vorteilhaft als möglich für sich zu gestalten sucht. Die Braut dagegen hält es für eine Ehre, möglichst teuer bezahlt zu werden.

Aus und neben jenen älteren vornehmeren oberalemannischen Vorspannbräuchen haben sich neuere Formen in allen Teilen Badens entwickelt, die aber vielfach als Straßenbettel verfolgt oder immer mehr den Kindern überlassen werden. Das Spannen gilt da nicht nur dem Brautwagen, sondern auch dem jungen Paare, wenn es zur oder aus der Kirche geht. In Weizen nahe der Wutach spannen Kinder und Halbwüchsige je zu zweien eine Kette oder ein Garbenseil über die Straße, oft acht bis zehn Paare hintereinander. Statt Geld wirft das Brautpaar aber auf seiner Fahrt durch das Dorf oder verschiedene Dörfer auch wohl Äpfel, Nüsse und Kuchen „zum Rapse" vom Wagen herab. Der Baaremer Bräutigam griff dabei früher in einen rot bemalten Beutel. In vielen Amtsbezirken des Südens wie des Nordens halten die Meßdiener oder Ministranten vor oder nach der Trauung dem jungen Paar vor der Kirchenthür ihr Cingulum vor, um einer Gabe teilhaftig zu werden. In Oberschwörstadt wird dem Brautwagen eine Kette „g'spanne" und Glück „g'wunsche". Zahlt dann der Bräutigam ein Trinkgeld, so erhält er geweihtes Salz und Brot als Sinnbild des Glücks; „giebt er keins, bekommt er nichts", heißt es im Spruch der Vorspanner.

Dem Kinzigthale und den Nachbarthälern sind noch einige dem Vorspannen verwandte Formen eigen, um Gengenbach und Zell am Harmersbach das noch nicht ganz abgekommene „Blaien“ d. h. Blähen, Sträuben. Sich blaen bedeutet im bayrischen Gebirge sich verdrießlich zeigen, schmollen. Es stellt das letzte Sichbesinnen der Braut und des Bräutigams vor ihrem Eintritt in den Ehestand dar. Wenn nämlich ihre beiden Hochzeitszüge, sofern sie aus verschiedenen Orten sind, sich auf dem Kirchgang an einer bestimmten Stelle bei oder in Gengenbach auf Zimmerlänge genähert haben, so bleiben die Brautleute plötzlich mit ihren Angehörigen stehen und schauen einander an, als bereuten sie ihr Vorhaben und wollten wieder umkehren. Nun wird der Hochzeiter von den Ehrengesellen vorwärts gedrängt und zwar nur schrittweise. Endlich dicht an die Braut gerückt, fragt er sie: „Ist dir's heute noch wie gestern?“, ergreift sie nach der Bejahung bei der Hand und geht mit ihr in die Kirche. Auch die Musikanten der beiden Züge nähern sich bald und entfernen sich dann wieder voneinander und lassen darnach ihre Weisen freudig anschwellen oder wie entsagend wieder sinken. Im Unterprechthal fährt die Braut, zwischen etwa sechs Burschen ihres Ortes sitzend, dem Hochzeitszug ihres Bräutigams entgegen. Sobald jene diesen erblicken, springen sie herab, um ihren Wagen zu umringen und dem Bräutigam zu wehren, bis es ihm gelingt, die Hand der Braut zu ergreifen, und er sich loskauft. Anderwärts, z. B. in Steinbach bei Mudau, wird der Brautwagen, auf dem das junge Paar auf dem Brautbett sitzt, erst nach der Hochzeit unter Singen im schärfsten Trab ins Dorf und in die neue „Hoffert“ (Hofreite) eingefahren, wenn die Braut von auswärts kommt, und kaum von den vorgestreckten Stangen der Dorfjugend aufgehalten.

Dem Tage vor der Hochzeit, von dem uns das Vorspannen schon auf den Hochzeitstag selber hinübergezogen hat, haftet noch ein ernsterer Zug an. Die Hochzeit fällt gewöhnlich in die Ruhezeit nach dem völligen Abschluß der Ernte, der „Wälder“ heiratet, wie der Westfale, am liebsten im Winter, wie der Grieche nach Aristoteles und der alte Inder, wenigstens nach einigen Quellen.[1]) Aber auch in Graben wird die Hochzeit gewöhnlich in den Wintermonaten gefeiert, früher namentlich auch schon deswegen, weil das Einrücken der Gründer

[1]) Aristoteles, Politica 7,16. Weber, Ind. Stud. 5,297.

eines neuen Hausstandes in den Almendgenuß alle zwei Jahre mit dem 23. April abgeschlossen wurde. An manchen Orten wird entweder gleich nach dem Kilbemendig oder am Fasnetsmendig geheiratet. Gerade der letzte Tag ist besonders im Kaiserstuhl, um Staufen sehr beliebt, wie in der Schweiz, Oberbayern und Tirol. Nach dem Stadtrecht von Liestal bei Basel aus dem J. 1411 soll der Schultheiß jährlich vor Fastnacht, „wo man gewöhnlich zu der heiligen Ehe greift", nachsehen, welche Knaben und Töchter das richtige Alter dazu haben, und aus ihnen angemessene Paare bilden.[1]) Den Brauch in Staufen, von Mariä Himmelfahrt bis Mariä Geburt keine Trauung abzuhalten, untersagte eine strenge amtliche Verordnung von 1782. Um Bretten, aber auch an andern Orten heiratet man gern im zunehmenden Mond, während der Neumond für ungünstig gilt. Gutes Wetter ist allgemein erwünscht, doch z. B. in Radolfzell sieht man lieber, daß es ein wenig „spritzt". Die beliebtesten Tage sind doch noch immer die alten nach den Hochzeitsgöttern Ziu und Donar benannten Zistig und Donnerstig, namentlich im alemannischen Süden. In Nußloch (Wiesloch) ziehen die Protestanten den Dienstag, die Katholiken den Donnerstag vor, wie im oberen Thurgau jene den Dienstag und Donnerstag, diese den Montag.[2]) Doch hat der Montag auch in vielen anderen Gegenden den einen oder den andern jener beiden Tage verdrängt oder sich ihnen als dritter zugesellt. Von ihrem zweiten Nebenbuhler, dem Samstag, heißt es in Moos (Bühl): „die Lumperei am Samstag reißt immer mehr ein". Er ist besonders gelegen den Fabrikarbeitern um Schopfheim, Gernsbach, Pforzheim, Karlsruhe, wie an anderen Orten, z. B. in Rauenberg (Wiesloch) der Sonntag, während die dortigen Landwirte an den alten Tagen festhalten. So gelten denn nun z. B. in Öschelbronn (Pforzheim) die drei geraden Tage: Dienstag, Donnerstag und Samstag für die richtigen Hochzeitstage. Neben dem Samstag hat sich aber auch der Mittwoch namentlich um Bühl Bahn gemacht, der doch vielerorts z. B. in Stupferich (Durlach) gemieden wird, schon weil er kein Tag ist; so wird denn auch das alte Paar Dienstag und Donnerstag dort wohl durch das neue Mittwoch und Samstag ersetzt. Aber tiefer im Süden ist der Mittwoch überhaupt ein Unglückstag,

[1]) L. Tobler, Kleine Schriften S. 152.

[2]) v. Düringsfeld a. a. O. 112.

verpönt wie der noch ärgere Freitag. Der Mittwoch ist ein Hochzeitstag der Ehrlosen, der Freitag einer der Lausigen und auf der Baar der „Ungeschickten“. In Thiengen bei Freiburg, wo noch jetzt der Freitag für die Hochzeit nicht gewählt wird, mußten nach dem ältesten Kirchenbuch die Brautleute früher am Freitag Hochzeit halten, wenn die Braut schwanger war. Im J. 1684 kam das z. B. zweimal vor. Im Hotzenwald heißt Einer, der an einem dieser Tage geheiratet hat, zeitlebens Frîtigsmichel oder Frîtigspeter.

Der Hochzeitstag bricht an: die Brautleute zeigen sich in ihrem Schmuck. Im Simonswälder Thal trägt der Bräutigam einen schwarzen haarigen Filzhut, einen schwarzen Anzug und ein Sträußchen an der Brust, die Braut ist in feines braunes Tuch gekleidet und trägt auf dem Kopf den Schäpplekranz. Um ein kreisförmiges Drahtgeflechte bilden zahlreiche gekräuselte Seidenbändchen in allen Farben, sowie dazwischen genähte verschiedenfarbige Perlen, Korallen und runde Goldblättchen ein buntes Gewinde, von dem noch viele Perlen, Kügelchen und Seidenbändchen herabhängen, die fast das Gesicht verhüllen. Auf dem Hinterkopf der Braut prangt ein bunter künstlicher Blumenstrauß, der sogen. Vogel, von dem zwei prächtige goldgestickte Bänder herabhängen. Ihr Haar fällt in zwei Zöpfen, die mit einem breiten und bis zu den Schuhen herabreichenden roten Bande eingeflochten sind, über ihren Rücken, ihre linke Brust schmückt ein weißes „Herzsträußle“, und sie trägt weiße Strümpfe, die aus Wolle und dem Haar der hierfür gezüchteten weißen Seidenhasen gestrickt sind, die die Mädchen und jungen Weiber im Elzthalgebiet bei der 1. Kommunion, einer Kindtaufe, an Fronleichnam und am Hochzeitstage tragen wie den Schäpplekranz. Sie geht in sammeteingefaßten, früher mit Absätzen versehenen Buntschuhen. Schon in Schutterwald (Offenb.) stellt sich die Hochzeitstracht wesentlich anders dar. Der Bräutigam trägt auch hier den runden schwarzen Filzhut, der aber von einem bunten Kranze umgeben, ferner einen schwarzen Glanzstoffrock, der mit weißem Wolltuch (Schwabentuch) gefüttert ist, und an der Brust einen weißen Strauß; die reine Braut auf dem Kopf den „Auffatz“, ein weißes Spitzenhalstuch über einem rotseidenen befransten Tuch, ein ausgeschnittenes Tuchmieder (Jacke), Tuchrock und Seidenschürze von schwarzer Farbe und weiße Strümpfe. Ist sie aber nicht mehr rein, so trägt sie eine

Frauenkappe und kein weißes Halstuch. In Wagshurst (Achern) ist der Bräutigam ähnlich gekleidet wie der Schutterwälder, aber unter dem nur am Hochzeitstage zugeknöpften Glanzstoffrock hat er ein rotes Brusttuch mit funkelnden Messingknöpfen. So wechselt auf dem engen mittelbadischen Gebiet bereits die Hochzeitstracht, aber nicht viel stärker in den weiter von einander gelegenen. Nur ist sie in manchen ganz städtisch geworden; z. B. in Thiengen am Tuniberg, in Oberachern und vielen andern Orten trägt die Braut bereits einen Schleier, in noch weit mehrere ist im Norden wie im Süden der Myrthenkranz eingedrungen.

Die bedeutungsvollste Hochzeitszierde ist der **Kopfschmuck**, besonders der weibliche. Aber nicht nur der Schutterwälder Hochzeiter hat einen Kranz um den Hut, sondern auch der Norsinger bei Freiburg ein rundes Kränzle an der Hutseite. Früher behielt in vielen Dörfern, so in Weilheim (Waldsh.) und in Dillendorf (Bonnd.) der Bräutigam den mit einem Rosmarin geschmückten Hut den ganzen Hochzeitstag auf dem Kopfe. In Wittenthal (Freib.) bleibt er damit während des ganzen Essens bedeckt und in Brötzingen (Pforz.) vereinzelt noch bis Nachts 12 Uhr, sowie dort die Braut ihren Kranz so lange trägt. Dann wurde nach einer alten Melodie „Befiehl du deine Wege" gesungen. Wenn er keinen „Struß" am Hut hat, so trägt er jedenfalls einen an der Brust und in Zarten (Freib.), wenn er ein Jüngling ist, noch darunter ein Kränzle. In einigen evangelischen Gemeinden wird nicht nur für ein gefallenes Brautpaar das Prädikat „ehelich ledig" weggelassen, sondern auch dem gefallenen Mädchen der Kranz, dem gefallenen Mann das Sträußchen verwehrt. Ähnliche Sittenzucht wird auch im Regierungsbezirk Königsberg und in der Provinz Sachsen gehandhabt.[1])

Aber dem Wittmann, der wieder heiratet, sowie der Wittfrau in gleicher Lage wird im Wildthal (Freib.) der Maien nicht mit weißer, sondern mit rother Schleife gebunden, und um Freiburg und weiterhin wird nur den ledigen Hochzeitsgästen ein weißer, den verheirateten aber ein roter Strauß von der Näherin, Gälfrau oder Ehrenjungfer angeheftet. In Oberbühlerthal erscheint der Hochzeiter am Morgen

---

[1]) Die geschlechtlich sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im Deutschen Reich 2, 623 vgl. 1, 2, 101.

des Festtages im schwarzen Anzug im Hause der Braut, und diese, ebenfalls in Schwarz, aber mit einem bunt gewirkten Shawl, steckt ihm an die Brust und den schwarzen Filzhut ein weißes Wachssträußchen. In Oberweier (Rast.) ist der Bräutigam nicht nur wie die Ehrväter mit Rosmarin am Hut geziert, sondern trägt ihn auch gleich der Braut, wie an manchen andern Orten, in der Hand. In Unzhurst (Offenb.) tragen auch alle Gäste Rosmarin in den Händen, wie es früher bei Freiburg Sitte war. In Fußbach (Offenb.) steckt dieser Lieblingsstrauß der Bauern in dem weißen zusammengefalteten Taschentuch, das jeder der beiden Brautleute in den Händen hat. In Eisingen (Pforzh.) wird ein Rosmarinzweig nach der Hochzeit eingepflanzt und dient noch weiterhin bei Hochzeit wie Begräbnis. Die durchweg eintönig schwarze Kleidung des Hochzeiters zeichnet sich im übrigen wenig aus; auf der Baar soll er früher scharlachrote Strümpfe getragen haben.

Die Braut dagegen hat noch eine in vielen Stücken sinnvollere Tracht, namentlich einen sinnvolleren Kopfschmuck. Das Bewußtsein von der Bedeutung des Brautkranzes oder der Brautkrone ist in den meisten Dörfern noch lebendig. So streng straft man zwar die gefallene Braut ja wohl nicht wie z. B. in der Provinz Sachsen, wo man ihr außer dem Kranz auch Orgelspiel, Altarkerzen, Geläute und Gesang verweigert, aber den Kranz oder das Schäpple, den Aufsatz (S. 193, 281), darf sie auch an vielen badischen Orten nicht aufsetzen, sondern muß sich mit der Kappe oder einem Frauenhut oder einer Kapuze begnügen. Wie in Ostpreußen ist ihr in einigen Gemeinden, wie z. B. Neunstetten (Tauberb.), ein nicht ganz geschlossener, hinten offner Kranz, der in Daisendorf (Überl.) außerdem aus roten statt aus weißen Blumen bestehen muß, und oft nur eine kleine künstliche Blume im Haar erlaubt, wie in Hausen (Freib.) Unterlauchringen (Waldsh.) und Blumegg (Bonnd.). In Hornberg darf sie nur „schwarze“, nicht rote „Bollen“ an ihrem Hut tragen, der bei Ärmeren statt des Schäppels Mode ist. Um so stolzer prangt in Wittenthal und Littenweiler (Freib.) die Braut mit einem Kranze auf dem Kopf und zwei Kränzen oder farbigen Sträußen auf der Brust. Überall ist hier, vom Rosmarin und der modernen Myrthe abgesehen, künstlicher Schmuck gemeint, der aber wieder die uralte Kranzform zurückgeführt hat, die wenigstens in vielen badischen, namentlich den alemannischen Landschaften verdrängt war.

Denn der römische und kirchliche Brautkranz aus Blumen wird schon im zehnten Jahrhundert in Deutschland erwähnt, aber in der Blütezeit des Mittelalters zuerst in den höheren Ständen durch den altfranzösischen weiblichen Kopfschmuck „chapel“, einen Blumenkranz oder ein mit Edelsteinen verziertes Haarband oder einen Goldreif, so allgemein ersetzt, daß er nach dem Kulmer Recht zur Gerade der Weiber gehörte und sogar von Männern getragen wurde. In einem großen Teil des deutschen Landvolks wurde er später namentlich ein Schmuck der Braut und der Jungfrauen überhaupt, im Gegensatz zur Frauenhaube. Das Schappel, Schäpple, Tschäpple wird von ihnen vorzugsweise an Hochzeiten getragen, und so sehen wir die oberschwäbische Braut schon 1633 die Schäppele vor der Morgensuppe austeilen.[1]) Aber in Schapbach tragen es die Mädchen auch am „Fäscht“ (Patrocinium), „Lieben-Herrgottstag“ (Fronleichnam), an den „Monatssonntagen“ (den ersten Sonntagen jeden Monats), „den Frauentagen“ (Marienfeiertagen), bei Prozessionen und Jungfernbegräbnissen. Diese Krone aus Perlen und Goldflittern, durch zwei rote Bänder und eine Nadel auf dem Kopfe befestigt, mit fast bis zum Boden herabreicheuden roten Bändern, hat sich hauptsächlich noch im Hohen Schwarzwald und im Kinzigthalgebiet, wo wir ja auch noch den Schäppelhirsche fanden (S. 272), hie und da gehalten, weicht aber immer mehr vor dem Kranz zurück, und die „Schäppelhochzeiten“ werden selbst in Gutach im Kinzigthal selten. Noch immer aber ist in Tennenbronn, wie in Nordstetten (Villingen) der Schäppel der Hauptschmuck einer unbescholtenen Braut, und zu einer „rechten“ Hochzeit kommen oft 20—30 Schäppel tragende Mädchen, was eine große Ehre ist. Und noch heißt es auch in Gutach, ein von einer Braut oder einer G'spiel in Unehren aufgesetztes Schäppel wolle nicht „halten“, und bei der Niederkunft eines solchen Mädchens gehe es hart her. An dem Schäppel hängt meistens ein langes, oft besticktes Band bis zur Erde herab.

Weiße Schleier sind noch selten und werden in Oberachern nur von den Vornehmsten getragen. Ebenso in Thiengen (Freiburg). Zerreißt er hier ohne Absicht, so bedeutet das Glück. Aber alt ist wieder, daß die Gefallene in Hanauer Gemeinden nicht mehr den über das Haupt gelegten Haarzopf tragen darf und daß die Braut vielerorts an ihrem

[1]) Frommann, D. M. 4, 91. 108.

Hochzeitstage zum letzten Male Zöpfe trägt wie in Betberg (Staufen) und daß rote Bänder oder Fäden hineingeflochten werden wie im Prechthal und in Hüfingen. Auf der Baar waren es früher hochrote Stränge türkischen Garns.[1]) Die Kleidung ist fast durchweg schwarz oder doch dunkel, doch liebt man an vielen Orten bunt gewirkte Halstücher und weiße Schürzen. In Uffhausen trug die Braut früher einen roten Rock, wie ihn in Iserlohn der Bräutigam seiner Braut verehrte.[2]) Auffallend ist das schwarzseidene Halstuch, das die Braut in Kiechlinsbergen im Kaiserstuhl um die Lenden trägt, und ihr Goldgürtel in Fußbach (Offenb.). Ist dieser Brautgürtel ein Gemeindegürtel, wie er z. B. im kärntnischen Lesachthal der Braut vom Aufgebot bis zum Entgürten am Hochzeitsabend geliehen wurde und auch in Bayern vorkam?[3]) In Birkendorf (Bonnd.), das mag hier eingefügt werden, trugen die Jungfrauen an Festtagen „Schäppele" auf dem Kopfe und silberne oder messingene Gürtel von 1 1/4 Pfund Gewicht einfach und doppelt um die Hüfte mit Schloß oder „Gürtelfreid", an der kleine Glöcklein hingen, die aber nicht klingelten. Mit diesen Gürteln sollen sich die Jungfrauen auf dem Tanzboden bei Neckereien tapfer gewehrt haben. Wenn an manchen Orten beide Brautleute, ja alle Gäste Rosmarin in den Händen trugen, so hat ihn an andern, wie in Grimmelshofen (Bonnd.), nur die Braut, hütet ihn während des ganzen Hochzeitstages und legt ihn nur beim Mahl aus den Händen. Sie muß ihn in Blumegg (Bonnd.) ein wenig aus ihrem Sacktuch hervorschauen lassen. In Öflingen (Säck.) steckt sie ihrem Bräutigam heimlich ein Rosmarinzweiglein zwischen Hut und Futter, damit er ihr die Treue bewahre. Die Bernauerin (S. 252) trägt ein solches in der rechten Schuhspitze und macht mit dieser, wenn ihr Mann sie vom Hochzeitsmahl ins Haus führt, vor der Hausthüre drei Kreuze. Früher hatte die Braut im Blasianer Gebiet Raute und Dreifaltigkeitssatz im Schuh, denn die Raute, worunter das Volk ein stets wohlriechendes, grünes, vielfach verzweigtes Kräuterblätterwerk von Blumen verschiedener Art versteht,[4]) ist auch in Baden

[1]) Über die rote Farbe der Hals- und Haarbänder bei den Indern, Römern und verschiedenen deutschen Stämmen s. Weber, Ind. Stud. 5, 308.

[2]) Jahrb. d. V. f. niederd. Sprachf. 1877. S. 128.

[3]) v. Düringsfeld, a. a. O. S. 124.

[4]) Zeitschr. des Ver. f. Volksk. 3,445.

eine heilige Pflanze, die zur Teufelsabwehr dient. Darum legte man auch der Braut in Öflingen (Säck.) Wermut und Raute in die Schuhe, denn man meint, die Raute werde „alle hundert Stund vo dr Muettergottis g'segnet“. Ein „Rutenopfle“ wirft man wohl noch in Schönwald (Triberg) in den Brautkelch, der auf der Festtafel vor der Braut steht. Man legt in Leustetten (Überl.) Raute ins Brautbett und nähte früher im Wutachthal in die vier Ecken seiner Bettdecke gesegnete Rauten. Ärgerlich rief der Teufel einer Frau in Riedichen, die er am Sonntag Vormittag beim Jäten erwischte, die Worte zu: „I wott, es wär nit selli Rute; i wott dir au krute (jäten)!“

So ist nun die Braut bis zu den Füßen geschmückt, die sie früher in Bonndorf in möglichst kleine „Stöckleschuh“ mit hohen Absätzen steckte, wie denn auch die Hüfinger Tschappelträgerinnen bei Hochzeiten in besonderen Schuhen, ausgeschnittenen und mit roten Laschen versehenen, einherschreiten.

Am Hochzeitsmorgen sollen die Brautleute in Wagensteig bei Freiburg gleich nach dem Aufstehen vor das Haus gehen und den Herrgott und die Mutter Gottes zur Hochzeit einladen, damit sie Segen und Glück bringen. Auch soll unter die Tische Weihwasser gespritzt oder geweihtes Salz gelegt werden, damit es keinen Streit giebt. Ob es genug beglaubigt ist, daß früher in Wössingen (Bretten) der Hochzeiter am Hochzeitsmorgen seiner Braut die Schuhe binden mußte zum Zeichen der Unterwürfigkeit?

Der erste eigentlich gemeinsame Akt der Brautleute und der Gäste ist die Morgensuppe, die zwar im Markgräfler Lande vielfach abgekommen, aber in den meisten Landschaften Badens, vorzugsweise im Oberlande, noch heute üblich ist. Überhaupt ist sie durch die Schweiz, Tirol, das übrige Süddeutschland und auch in Thüringen und Hessen, wo sie auch „Brautsuppe“ heißt, wohl noch immer Sitte. Schon im 16. Jahrhundert kommt sie in Bayern entartet vor. Ein bayrisches Mandat von 1587 klagt, daß in Folge davon die Gäste toller und voller Weis' wohl erst um 11 oder 12 Uhr mit Poltern und Schreien und anderer Ungebühr in die Kirche kommen. Dieselbe Folge der großen überflüssigen und langwährenden Morgensuppe und das dabei eingerissene ärgerliche Bezechen und „Bewynen“ rügt ein Züricher Mandat von 1650. 1633 erwähnt der Morgen-

suppe ein Oberschwäbisches Gedicht.[1]) Sie wird entweder in einem Wirtshause oder im Hause der Braut oder auch des Bräutigams oder auch beider eingenommen. In Tennenbronn wird bei der Einladung ausdrücklich bemerkt, die Gäste können in das Haus kommen, „wohin sie Lust und Liebe hätten", und in Maisach bei Oppenau gehen zwei Musikanten ins Haus des Bräutigams, ihre zwei „Kollegen" in das der Braut. Die Entwickelungsgeschichte der Suppe ist einigermaßen klar. Den oft von ferne kommenden Gästen gebührte ein Empfangsessen, wobei die Brautleute zugleich zum ersten Male ihre volle Gemeinschaft bekundeten. Die Suppe scheint ursprünglich aus Hirse, der alten Hochzeitsspeise, bestanden zu haben, wie man noch in Rosenberg (Adelsh.) sich erinnert, daß sie ein Hirsebrei gewesen sei (S. 274). Man weiß auch noch in St. Blasianischen Örtern recht gut, daß statt des jetzt üblichen Kaffees und Weines mit Brot eine andere körnerreiche Speise, nämlich eine Gerstensuppe, dargereicht wurde. Schon jünger, aber noch alt wird die Brotsuppe sein, die aus den bei der Einladung von den Brautleuten empfangenen Brotschnitten, dem „Glücksbrot", hergestellt wird, in manchen Orten vom Süden bis zum Norden (S. 267). Ähnliche Entwickelungsstadien verraten die athenischen und die makedonischen Hochzeitsbräuche: in Athen genossen die Brautleute gemeinsam einen Sesamkuchen, oder auch einen Liebesapfel[2]), wiederum besonders körnerreiche Speisen, und in Makedonien zerteilte man bei der Hochzeit mit dem Schwerte ein Brot und ließ es von den Brautleuten essen. Alt ist auch in andern deutschen Landschaften die Hühnersuppe, von der man aber in Baden nichts zu wissen scheint. Beim Eintritt in die Stube reicht die Simonswälder Braut zuerst dem Bräutigam und den Eltern die Hand, dann allen Anwesenden. In einzelnen Orten essen die Brautleute die Suppe aus einem Teller „miteinander zufrieden", in Öflingen (Säck.), Mengen (Freib.), sogar nur mit einem Löffel wie in Helmstadt (Sinsh.). Wer den zuerst „verwischt", hat das Vorrecht in Köndringen bei Freiburg. Bis in die sechziger Jahre las in Höhefeld (Wertheim) den Brautleuten bei diesem gemeinsamen Essen der Pfarrer

---

[1]) Schmeller, Bayr. Wb.[2] 2,318. Staub, Brot S. 14. Frommann, D. M. 4,91.

[2]) Overbeck, Griech. Kunstmythologie 3,172.

die Eheparagraphen des Code Napoléon vor. Die Suppe hat sich nun aber gewöhnlich in einen Trunk von Kaffee, Wein und Bier verwandelt, wozu Küchle oder Brot mit Schinken oder Wurst und Käse, auch wohl ein Kutteleſſen oder ein saures Leberle oder gar, wie z. B. im Acherthal, Rindfleisch und Meerrettig vorgesetzt wird. An manchen Orten genießen davon nur die nächsten Verwandten und die Hauptgäste, an vielen Orten die Schulkinder, in Donaueschingen vor allen die Ministranten und die Armen. Wenn in Ortenberg (Offenb.) der Hochzeitszug zur Kirche geht, machen sich die Nachbarkinder, oft auch alle Dorfkinder, über die Reste von Brot, Fleisch und Wein her, als seien auch sie von den Geladenen. Man hört oft bei der Morgensuppe: „Das lassen wir noch übrig für die Kinder, damit es ihnen auch denkt, wann wir Hochzeit hatten.“ Ähnlich geht's in Höchenschwand her. In Welschensteinach essen nach dem Abzug der Gäste in beiden Häusern Hamberlen (Handwerksburschen) und die Hirtenbuben den ganzen Tag weiter. Mitunter sollen sich an die 50 Stück eingefunden haben. In Buchen wird nach der Trauung „Hochzeitsbrot“ unter die Kinder verteilt. In Oberachern holen sie ein Stück Brot bei der Braut, die ihnen 16—18 Laib zuschneidet. Das Hochzeitsbrotholen ist auch üblich bei Bühl, Offenburg und Breisach. In Schwarzach (Bühl) erhält jeder Gast zum Wein oder Kaffee ein weißes Taschentuch. In Köndringen bei Freiburg bringt der Ehreng'sell vor der kirchlichen Trauung dem Pfarrer und dem Lehrer die Morgensuppe d. h. Brot, Fleisch und Wein, früher auch in Bahlingen. In Efringen erhalten Pfarrer und Lehrer wenigstens vom Gebäck, in Birkendorf Pfarrer, Meßner und Gäste ein Nastuch. In Niklashausen bei Wertheim bekommen alle Gäste einen Rosmarinzweig, allen ledigen Männern wird außerdem ein Strauß am Rock oder auf der Kappe angeheftet. In manchen Orten fehlt es nicht an Schießen und Musik, auch wird z. B. in Owingen (Überl.) bei der Morgensuppe das „Brautfutter“ (S. 276) von den Gästen besichtigt. Aber nach dem Frühstück ist doch die zweite Haupthandlung bei der Morgensuppe das Gebet, das „Segnen“ und Glückwünschen und der Abschied der Braut von den Eltern oder dem elterlichen Hause. An vielen Orten findet die Morgensuppe ein feierliches Ende. Unmittelbar vor dem Austritt aus dem Elternhause bedankt sich z. B.

in Wagensteig die Tochter oder je nachdem der Sohn bei den Eltern für alle von ihnen empfangenen „Gutdade“ und bittet sie und die Paten um Verzeihung. Wie die Gäste wünschen ihnen dann die Eltern Glück und Segen und besprengen sie oder ihn mit Weihwasser meistens unter Thränen und mit den Worten: „Es segne dich Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist. Amen!“ und die Tochter oder der Sohn macht das Kreuz. Hierauf beten alle Anwesenden laut drei oder fünf Vaterunser, auch wohl den Glauben und den englischen Gruß. In Ettlingerweier betet der Pate des Bräutigams den Glauben vor, und auch in Zähringen fängt der Brautführer an. Dagegen um Achern, in Ottenhöfen (S. 247), Waldulm, Kappelrodeck, Maisach, Kirnbach fordert ein Musikant, ein „Ausbeter“, in einer förmlichen Ansprache zum Gebet auf, zum Ausbeten, wie es im Kinzigthale heißt. Betend wird auch in vielen Orten, namentlich in Pfullendorf, Meßkirch und Überlingen, der etwa verstorbenen Eltern gedacht. Auch die Evangelischen beten z. B. in Helmsheim und Heidelsheim (Bruchsal) zuweilen beim Aufbruch in die Kirche oder sprechen einen Bibelspruch. Im protestantischen Gutach schließt sich an die Morgensuppe eine Hausandacht, das „Hinausbeten“ (s. o.). Dann bekommen in Waldprechtsweier (Rast.) die Brautleute vor dem Kirchgang drei Stückchen Brot, damit sie Haus und Heimat nicht vergessen, oder sie trinken in Gr.-Schönach (Pfullend.) vom „Johanniswein“.

Nachdem so im Hausgang und vor der Thüre gebetet worden ist, setzt sich der Zug in Bewegung, gewöhnlich zuerst nach dem Rathause zum Standesamt, wo das nicht etwa schon Tags zuvor geschehen, und dann zur Kirche. Im protestantischen Hanauerland ging nach der bürgerlichen Trauung der Pfarrer mit dem Lehrer ins Hochzeitshaus, um das Paar und den Zug in die Kirche abzuholen. Er erhielt einen Rosmarinzweig und trat mit dem Bräutigam und dem Brautführer in den Hof. Dieser forderte nun die in der Thüre stehende Braut heraus, indem er für das Nachtessen und das jetzige Morgenessen dankte und ein Vaterunser sprach. Das Gespräch zwischen ihm und dem „Anbeginner“ schloß mit dem Versprechen guter Behandlung der Braut in Freud oder Leid seitens des Bräutigams. Nun erst wurde die Braut ausgeliefert. Oben S. 265 ist erwähnt,

daß namentlich im Hauensteinischen die Brautleute oder wenigstens die Braut nach der Verkündigung nach der Betzeit nicht vor die Dachtraufe hinausgehen durften. Viel weiter ist verbreitet, daß sie am Hochzeitstage vor dem Kirchgange nicht aus dem Hause hervortreten dürfen, wegen der Nachstellungen böser Geister, um Emmendingen, Rastatt, Wössingen (Bretten) und Brötzingen (Pforzh.), wie auch in Thüringen. Der Bräutigam schützt sich an einzelnen Orten auch dann noch dadurch, daß er den ganzen Tag seinen Hut auf dem Kopfe behält, die Braut durch Rosmarin, Wermut und Raute im Schuh oder früher durch einen Benediktuspfennig oder ein Stückchen „Würzbürde" im rechten Strumpf oder in Groß-Schönach (Pfullend.) durch etwas Geweihtes im Sack, wie es auch in die Zipfel des Brautbettes genäht wird. Die Braut muß die Kerze auf dem Dreiangel tragen in Rinkenbach (Säck.). Bald wird die Braut vom Bräutigam und seinem Zuge abgeholt, bald vereinigen sich beider Züge erst unterwegs. Schon ist des merkwürdigen „Blaiens" (S. 279) gedacht worden. Erst vor der Kirche treffen sich die beiden Parteien in Hauserbach, erst vor dem Altar in Rickenbach. Daß das Brautpaar mit Fuhrwerken vor die Kirche kommt, ist noch selten. Musikanten ziehen wenigstens bei größeren, „rechten" oder „Tanzhochzeiten" voran, und ihre Instrumente sind wohl noch z. B. in Hausach mit roten Bändern geschmückt; wo jene fehlen, heißen die Hochzeiten „stille". Die Musik ist keineswegs immer feierlich; ja in Stupferich (Durlach) spielte sie früher einen Marsch, dem der rohe Text untergelegt war: „Komm raus, du traurige Braut, der Prügel ist gerichtet auf deine junge Haut". Im Simonswälder Thal spielen sie fünf Stücke in Marsch- oder Tanztempo. Aber unter der Musik hört auch z. B. in Rickenbach das Beten bis vor die Kirchthür hin nicht auf. Früher ging Allen voran der „Vortreter", dessen Dreimaster mit einem mächtigen, farbig bebänderten Strauß verziert war. Hinter der Musik schreitet in Höhefeld und Niklashausen bei Wertheim der Bräutigam mit dem Pfarrer zur Rechten und dem Lehrer zur Linken, die außer dem Rosmarin noch eine Zitrone bekommen haben, dann die Burschen und die Männer. Nun die Braut zwischen zwei Brautführern, die mit roten Bändern verziert sind, dann die beiden Schmollmädle, die Mädchen mit „Schäpplen" auf dem Kopf und die Frauen. Anders in Plittersdorf (Rast.): da ziehen

Kinder voraus, dann der Ladbube und das Ladmädchen, dann das Brautpaar, dann zwei Ehrenväter (Zeugen), zum Schluß die andern Gäste. Ähnlich folgen im Simonswälder Zug hinter einander 10 bis 12 Kranzmädchen, Braut und Brautführer, Bräutigam und Ehrgsell, ledige Burschen, Männer und zuletzt Frauen. An vielen Orten, wie z. B. in Bodersweier bei Kehl, mit Rosmarinstauden in der Hand. In Unter-Lenzkirch geht das Paar mit den beiden Führern und hinterdrein die Gotte der Braut, die Gelbfrau, zusammen. In Blumegg (Bonnd.) schließt den Zug der „Hochzittlader" mit seinem Regenschirm (S. 269).

Charakteristisch sind an der Spitze des Zuges insbesondere die kleinen Mädchen oder Kinder, statt deren in Todtmoos ausnahmsweise kleine Buben vor dem Zuge herspringen, was Glück bedeutet. Diese Kinder, deren Namen schon S. 263 genannt sind, sind mit Kränzle und waren früher auch z. B. in Mettenberg (Bonnd.) mit Schäpple geschmückt, durch alle Teile des Landes vom Bodensee bis in den fränkischen Norden hinein. Vor etwa 10 Jahren trugen in Blumegg (Bonnd.) diese dem Zug vorausgehenden „Schäppelkinder", Mädchen von 14 bis zu 3 Jahren herab, zwar keine Schäppel mehr, sondern nur Kränze. Sie wurden im Wirtshause mit Brot und Wein bis zum Beginn des Hochzeitsmahls bewirtet, und in dieser Zeit von 10½ bis 12½ Uhr wurde sogar Tanzmusik für sie gemacht. Dann wurden sie heimgeschickt. Auch in Höchenschwand bekommen die Kinder die „Morgensuppe", während die Hochzeitsleute in der Kirche sind. Während die Teilnahme der ersten Jugend an diesem Hochfeste der reifen Jugend uns freundlich anmutet, befremdet uns, daß so oft die Mutter, namentlich die Mutter der Braut, hie und da sogar beide Eltern der Hochzeit ihrer Kinder fernbleiben. Aber dieser Zug kehrt in Tirol, wie im oldenburgischen Ammer- und Saterland wieder.[1]) Diese Enthaltung, die auch in Baden an vielen Orten des Landes von Unteralpfen (Waldsh.) bis nach Laudenbach (Weinh.) namentlich von der Mutter geübt wird, kann nicht genügend aus dem wirtschaftlichen Grunde, daß die Mutter an dem Tage für das Essen sorgen müsse, erklärt werden. Denn z. B. gerade in Unteralpfen gehen die Mütter nie zur

[1]) Zingerle, Sitten d. Tiroler Volks² 18. Strackerjan, Sagen a. Oldenburg 2, 125.

Hochzeit, auch nicht, wenn sie im Wirtshause gehalten wird. Und um Bühl gehen beide Eltern meist nicht mit in die Kirche, in Holzen bei Kandern nur bei den sogen. „Kirchgängen“ d. h. den großen Hochzeiten. In Maisach (Oberkirch) werden sie erst nach der Trauung im Wagen zum Hochzeitsmahl im Wirtshause herbeigeholt. Ja nicht nur die Hochzeitsmütter, sondern überhaupt weibliche Verwandte, Frauen wie Jungfrauen, gehen nicht mit in Neunstetten (Tauberbisch.) und Graben. Offenbart sich in der Antwort einer Alten aus Luchle (St. Blasien) auf meine Frage, warum denn die Mutter fehle, „Die Mueter mueß hüle“ (weinen) der Hauptgrund der Erscheinung, nämlich daß die Mutter etwas nicht nur für ihr Herz, sondern auch für Haus und Hof, für ihr ganzes Leben höchst Wertvolles verliert?

Der Weg des Hochzeitszuges ist im Dorf häufig mit Grün und Blumen bestreut. Oft ist er stundenweit. So geht er z. B. in Langenbrand, 6 bis 8 Paare kleine und große weißgekleidete Mädchen voran, erst zum Rathaus und dann durch das schöne Murgthal nach der eine Stunde entfernten Weisenbacher Pfarrkirche, um erst in später Nachmittagsstunde, von Gewehrsalven wie beim Ausmarsch begrüßt, heimzukehren zu Schmaus und Trank und Sang. Einen ähnlichen Marsch macht der Kniebiser Zug nach Rippoldsau hin und zurück! Je länger der Weg, desto größer die Hindernisse und Störungen. Meistens gilt schönes Wetter für glückverheißend, schlechtes Wetter, Wind und Regen für ungünstig, ebenso wie das Zusammentreffen mit einem Leichenzug. „Dem Glücklichen regnets ins Grab, dem Unglücklichen zum Hochzeitstag“ heißt es in Münzesheim (Bretten), in Bodersweier (Kehl) wie anderswo[1]), und insbesondere Regen bedeutet trübe Ehe, Weinen der Frau. Aber in Neukirch (Triberg), Wössingen (Bretten) und in Kirchzarten (Freiburg) regnets Glück und Reichtum, wenn es der Braut in den Kranz regnet. Das gleiche Schwanken zwischen vielleicht mehr christlicher und heidnischer Anschauung begegnet auch z. B. in der Wetterau und in Schwaben.[2]) Wer von den Brautleuten beim Zuge vordrängt, der bekommt die Oberhand in der Ehe in Kürnbach (Bretten), wer zuerst zurückschaut, stirbt zuerst in Zähringen (Freiburg). Überhaupt darf das Brautpaar nicht rückwärts-

[1]) Wolf, Beitr. zur deuschen Mythol. 2,367.

[2]) Wolf a. a. O. 1,211. 2,366.

schauen an vielen Orten des Landes, wie auch in Westfalen, Thüringen, der Oberpfalz und Böhmen,[1]) in Dänemark und Schweden, wie jener biblische Mann am Pfluge nur vorwärts blicken darf. In Mengen (Freiburg) sollen die Brautleute weder zurücksehen, noch zu einer Hinterthüre hinaustreten. Sehr viel wird noch geschossen, aber nur zur Erhöhung der Lust, nicht mehr wie früher zur Abwehr der bösen Geister, die schon die alten Inder auf der Hochzeit durch Pfeilschüsse von der jungen Frau verscheuchten.[2]) Die Schießer oder „Schießborschen", wie sie in Odenheim (Bruchsal) heißen, pflegten sich früher in Kieselbronn (Pforzheim) der Ortspolizei durch Frauenkleider und Larven unkenntlich zu machen. Jedesmal wenn Schüsse knallen, lupfen in Hilpertsau bei Gernsbach der Bräutigam und die Ehrväter den Hut, um dadurch ihren Dank und ihre Beachtung auszudrücken, ebenso um Ettlingen wenigstens der Bräutigam. In Bötzingen am Kaiserstuhl lupft der Hochziter und Ehrengsell dreimal dicht hintereinander den Hut, im benachbarten Bahlingen und in Thiengen am Tuniberg mehrmals vor den Zuschauern. Das Vorspannen (S. 278) wird auch auf dem Wege zur und von der Kirche geübt. Trotz der fröhlichen Musik betet gar mancher Zug vom Hause bis zur Kirche (S. 290), oder er betet doch, wie er beim Aufbruch gebetet, im Hausflur des Festhauses, wiederum vor der Kirche oder in deren Vorhalle, wie z. B. in Oberweier (Rast.) und früher in Rotzel (Säckingen). Auch macht der Zug in Freiolsheim (Rast.) vor der Kirche Halt, wenn Eltern der Brautleute schon verstorben sind; denn dann gehen diese zum Gebet zuvor an deren Grab. Ebenso beten sie im Wolfachthal fünf Vaterunser und „Herr, gieb ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen" für die verstorbenen Angehörigen der Brautleute. So haben auch die ihren Anteil am Fest. In Schwarzach (Bühl) wird darauf gesehen, daß die Braut mit dem rechten Fuße zuerst die Kirche betritt.

Zur Trauung! Und nun beginnt die Herrschaft des katholischen oder des evangelischen Eherituals, das sich aber mancherlei Abänderungen hat gefallen lassen müssen, und in das auch allerhand volkstümliche Bräuchlein und Deutungen eingedrungen sind. Gewöhnlich begleiten oder führen sogar die Götten, der Brautführer und der Ehrgsell die

[1]) Kuhn, Westf. S. 2,43.
[2]) Winternitz, Altindisches Hochzeitsritual S. 60.

Brautleute vor den Altar und stehen hinter ihnen, wenn sie auf dessen Stufen niederknieen. Der Brautführer in Freiolsheim (Rast.) und früher auch in Höhefeld (Wertheim) holt die Braut auch nach der Trauung ab und begleitet sie auch beim Opfergang. Führt der Bräutigam sie zum Altar an seiner rechten Seite, so stellt er sie dort an seine linke, um mit ihr an seiner rechten zurückzukehren. Bei der Einsegnung geben sich die Brautleute gleich den indischen[1]) die rechten Hände selber, die der protestantische Pfarrer mit seiner Rechten, der katholische wohl mit der Stola umfaßt. In dem Augenblicke verschlingen in Hörden (Rast.) zwei Burschen zwei Glockenseile, damit sich die beiden Eingesegneten ewig treu bleiben. Wer zuerst am Altar niederkniet, muß zuerst sterben nach Wössinger Glauben. Gelingt es der Braut, beim Niederknieen vor dem Altar mit einem Knie auf den Zipfel des Rocks des Bräutigams zu kommen, dann werde sie, wie man in Muggensturm (Rast.) meint, sein Meister. Weiter umher heißt es, wer zuerst von den Altarstufen wieder aufstehe, bekomme das Vorrecht, oder wer bei der Handreichung den Daumen oben halte. In Lauda (Tauberb.) und Schönenbach (Villingen) sucht die Braut wie auch in Bayern, Österreich und im Vogtland ihren Fuß auf den linken des Bräutigams zu setzen, der doch umgekehrt schon im 13. Jahrhundert im Meier Helmbrecht V. 1534 seiner Braut bei der Vermählung auf den Fuß tritt. Anderswo, in Rotzel und Birkendorf (Bonnd.), wird Meister im Haus, wer am lautesten auf die Frage des Geistlichen „Ja“ sagt. In der Kirche legt in Wagshurst (Achern) der Bräutigam auf den dargereichten Teller den Ehering der Braut, den der Priester benediciert. Wenn überhaupt, bringen sie nur einen Ring, selten zwei in Pfohren (Donauesch.), und von einem Ringwechsel ist kaum die Rede. Fällt der Ehering am Altar, springt er vom Finger oder ist er gar vergessen worden, so bedeutet das Unglück in Oberweier (Rast.) und in Nenzingen (Stockach). Stehen die Beiden am Altar gegeneinander, so giebts eine gute Ehe und umgekehrt in Achertal und Zell a. Harmersbach, was auch in Niederdeutschland gilt; auch müssen sie dicht, „kaep“ (in St. Blasien), beisammenstehen, so daß niemand zwischen ihnen durchsehen kann, denn sonst kommt der Teufel oder die Hexe dazwischen, und es wird eine zerfahrene Ehe. Das sagt man

[1]) Weber, Ind. Stud. 5,317; vergl. auch die dextrarum conjunctio der Römer.

von Radolfzell bis Rosenberg (Adelsh.), und das bespöttelt schon Christian Weise in seinen drei ärgsten Erznarren 1673, Cap. 26. Gegen solche Hexerei schützte vor 40 Jahren eine alte Frau die Trauung in Hettingen (Buchen) dadurch, daß sie sich mit gekreuzten Beinen vor die Kirchenthüre stellte. Beim Umkehren vom Altar und bei der Begleitung zur Bank darf der Bräutigam der Braut nicht den Rücken wenden, so glaubt man namentlich im Süden. Ähnliche Deutungen knüpfen sich an den Brand der Altarkerzen. Daß dasjenige zuerst sterben müsse, auf dessen Seite eine zuerst abbrennt, führt schon um 400 der Patriarch Chrysostomus in seiner Erklärung der Korintherbriefe als Glauben an, und dieser haftet namentlich noch im Hauensteiner Lande. Hier und um Bonndorf brennen die Braut und die weiblichen Verwandten gern Wachsstöcke in der Kirche. So hat die Wolpadinger Braut in der Kirche zwei aus drei gewundenen Strängen bestehende Kerzen, „Dreiangel", die mit Rauten verflochten sind, brennen, von denen die eine für sie, die andre für den Bräutigam gilt. Wessen Kerze zuerst erlischt, dessen Tod tritt zuerst ein. Die in der Kirche nicht zu Ende gebrannten Stücke aber nimmt die „Gälfrau" in einem Korbe heim, und hier werden sie nochmals angezündet. Heller, ruhiger Brand bedeutet eine glückliche Ehe, matter oder flackernder oder „Butzen und Räuber" am Docht Unglück. Vor oder nach, in Bernau-Innerthal sogar vor und nach der Trauung, wird ein Opfergang in vielen Orten gemacht, der aus dem Opfergange des altchristlichen Hochamts hervorgegangen ist, jetzt aber meistens unterbleibt. Dabei geht die Braut allein um den Altar und opfert eine Kerze und dem Pfarrer ein Taschentuch, oder die Gevattersleute gehen mit ihr. In Grimmelshofen (Bonnd.) ist sogar der Hochzeitlader mit seinem unvermeidlichen Regenschirm dabei. Aber auch der ganze Zug läuft unter Vortritt des Bräutigams um den Altar, um das übliche Opfer darauf zu legen, in Kürnbach (Bretten), wobei die Braut ein Hals- oder Taschentuch auf den Altar für den Pfarrer legt in Mingolsheim (Bruchsal). Die Jungfräulichkeit der Braut wird dadurch ausgezeichnet in Leutstetten (Überl.) und Herdwangen (Pfullendorf), daß die Kinder beim Opfergange voran gehen und die Mädchen Kränze tragen, auch brennt in diesem Falle auf einem Seitenaltar eine bekränzte Kerze in Kuppenheim (Rast.). Vor der Trauung tragen die Brautleute Wein und

Kuchen ins Pfarrhaus zu Oschelbronn (Pforzh.), häufiger bringen oder brachten sie vor oder nach der Trauung, denn auch die Ablösung der Stolgebühren der evangelischen Gemeinden unterdrückte es, eine Citrone, ein Taschentuch und einen Rosmarinzweig, z. B. in Heidelsheim (Bruchs.) und früher auch in Maulburg (Schopfh.), oder doch zwei von diesen Geschenken, einen „Maia“ und ein Sacktuch z. B. in Unteralpfen (Waldsh.) und in Kirchhofen (Staufen). Ein Sacktuch bekommt auch in der Eifel der Priester und der nächste Anverwandte des Bräutigams nach dem ersten Tanz von der Braut. So bekam der altindische Brautwerber ein wollenes Tuch für seine Mühen.[1]) In Hettingen (Buchen) reicht der Geistliche den Brautleuten den Johanniswein, wie auch am Lechrain geschieht.

Am Schluß der Trauung kam ein durch das neue Rituale verdrängter eigentümlicher Brauch vor. Da küßt das Brautpaar das Bild des Gekreuzigten, das im Meßbuch im Anfang des Kanons steht, wenn es der Meßner ihnen darreicht, so früher in Unzhurst (Bühl), Todtmoos (St. Blasien) und Bermatingen (Überl.), noch jetzt (?) in Engen, Pfohren (Donaueschingen), Stadelhofen (Oberk.), Ottenhöfen, Wagshurst und Kappelrodeck (Achern) und gewiß noch an manchen andern Orten. Dieser Brauch gieng aus der Ceremonie des „Pacem dare“ hervor, des Kusses, den der celebrierende Priester nach einer Missa sollennis auf ein mit Christus oder einem Kreuz versehenes Täfelchen drückte. Früher war dieser Kuß auch bei den Agapen und der Eucharistie eingeführt. Im 14. Jahrhundert meldet das schwäbische Gedicht von Metzen und Betzen Hochzeit:

„Die brût hiez man daz „pâz“ enphân,
„Daz buoch bôt ir der meßner.“

Die erste Handlung des Paares ist, wo nicht etwa noch wie in Herrischried (Säck.) ein stilles Gebet in der Vorhalle der Kirche verrichtet wird, in sehr vielen katholischen Orten vom Bodensee bis zum Taubergrunde eine sehr schöne: der Besuch der Gräber etwa verstorbener Eltern, derer an manchen auch schon beim Aufbruch zum Kirchgange im Gebet gedacht worden ist. Ein Witwer zieht sofort nach der Trauung mit seiner zweiten Frau zum Gebet nach dem

[1]) Schmitz, Sitten d. Eifeler Volks S. 58. Weber, Indische Studien 5,215.

Grabe seiner ersten bei Villingen. In Hochdorf bei Freiburg macht man einen Gang mit Gebet um die Kirche, wobei man dreimal stehen bleibt. Auch in protestantischen Orten, wie in Efringen, richtet man wenigstens die Gräber der Angehörigen zum Hochzeitstage sauber her. Das in Deutschland und Rußland weitverbreitete Gebet der jungen Eheleute für die verstorbenen Eltern erinnert an das, in dem das altindische, sowie das altgriechische Hochzeitspaar auf den Gräbern die Pitris oder Tritopatores d. h. seine Ahnen um ihren Segen anflehte.[1])

Dann stößt einmal wieder mit dem tiefem Ernst die heitere Freude zusammen. Mit Musik zieht man ins Wirtshaus zu fröhlichem Empfange und zum Tanze. Häufig gehen bis zum Wirtshaus noch die jungen Eheleute getrennt, und der Zug hat z. B. in Hettingen jetzt die umgekehrte Reihenfolge als vorher. Nun geht der junge Ehemann voran, und zuletzt folgt die Frau, denn jetzt muß — so heißt es — die Frau dem Mann nachlaufen, vorher lief er ihr nach. An einigen Orten um Triberg, z. B. Neukirch, fegt eine ärmere Person mit einem neuen rotbebänderten Besen vor den Brautleuten her, wenn sie zum Wirtshause gehen. Auf dem Heimweg von der Kirche bekommt die Braut in Freiolsheim (Rast.), wenn sie eine auswärtige ist, Reue und entspringt einige Schritte vor dem Hochzeitshaus mit dem Brautführer aus dem Zuge. Sie will fliehen. Die Gäste beginnen zu jammern und suchen den Bräutigam zu trösten. Zwei Nachbarsfrauen eilen der Flüchtigen nach, halten sie fest und führen sie an einem langen blauen Bande dem Hochzeiter wieder zu, von ihm ein Fanggeld verlangend. Hocherfreut verspricht er Alles und ladet sie zum Schluß zur Hochzeit ein. So springt auch in Württemberg die Betzinger Braut nach der Trauung davon,[2]) auch die steirische. Flüchten und Rennen des Bräutigams, wie es z. B. in Westfalen und Siebenbürgen vorkommt, scheint nirgendwo üblich. Wohl warten in Wilfingen (St. Blasien) die Burschen schon mit großer Ungeduld unter der Kirchthüre auf's G'spiel, um sie rasch zum Wirtshaus zu führen und dort durch den ersten Tanz mit ihr den „G'spielmaien“, einen größeren und schöneren Strauß künstlicher Blumen, als die andern Gäste haben, zu erobern. In Zarten bei

[1]) Weber, Ind. Stud. 5, 207, 217, 277, 394. Schömann, Griech. Alterth. 2, 556.
[2]) Meier, Sagen a. Schwaben S. 487.

Freiburg findet nach der Rückkehr aus der Kirche, aber meistens erst nach dem Vortanz, das „Sacktücher ausspringen“ statt. Braut und Ehrenjungfrau halten vor dem Wirtshause ein Nastuch ausgespannt. Auf dieses springen um die Wette zuerst die „Kranzmädli“, dann die Burschen, dann die Männer und endlich die Frauen los. Wem es von jeder Altersklasse gelingt, zuerst das Sacktuch zu durchrennen, der erhält es, oder nach ähnlichen Wettspringen in Sexau (Emmend.) Haarschnüre, Backwerk, Zucker und dgl. Ähnlich in Ebnet, wo aber nur Kinder und Jungfrauen springen. In Ehrenstetten und Kirchhofen (Staufen) werden gleich nach der Begrüßung durch den Wirt Tabaksdosen und Taschentücher, die die Braut spendet, ausgewürfelt. Beides, Wettlauf und Auswürfeln, kommt in Stegen bei Freiburg vor. In Weisweil (Emmend.) kehrt das neue Paar nach der Trauung erst allein in sein Haus ein, um, wie in Eichstetten am Kaiserstuhl, „den Segen hineinzutragen“, dann geht es zum Vortanz, und darauf erst wird vor dem Hochzeitshause von den Burschen um ein Sacktuch in die Wette gelaufen. Auch im Hanauerlande wird oder wurde erst nach dem Vortanz ein Wettrennen auf einer nahen Wiese abgehalten, wie nach einem oberschwäbischen Liede von 1633 die Buben nach der Trauung gar wacker in der Tenne um die Henne tanzten, im schwäbischen Wolfschlugen aber noch in unserem Jahrhundert nach einer Henne ritten. Auch hier erhält der Sieger ein Band, aber außerdem ein Maß Wein und einen Gulden vom Brautpaar.[1]) Bei der Rückkehr von der Kirche finden die Brautleute aber in manchen Orten das Hochzeitshaus verschlossen, und erst nach längerem Klopfen wird Einlaß gewährt, insbesondere in Groß-Sulzbach (Rast.). Jedoch ein Bestreuen mit Hafer oder Weizen, wie im Elsaß, findet bei dieser Gelegenheit nicht mehr statt.[2]). Dort und in Michelbach (Rast.) begeben sich die Gäste nach einem kurzen Trunk heim, während die bestellten Kinder, etwa 30—40, einrücken, um mit dem Brautpaar ein Mahl einzunehmen. Dann aber ziehen sie in Reih und Glied, Musik voran, das Brautpaar hinterdrein, mit Körben und Häfen durch das ganze Dorf, um Nahrungsmittel zu sammeln. Als Gegengabe überreichen die Brautleute ein farbiges Band. Das Sammeln dauert

[1]) Frommann DM. 4,94. 109.

[2]) Jahrb. f. Elsaß-Lothringen 10, 18.

bis 5 oder 6 Uhr, und zum Schlusse werden die Kinder nochmals bewirtet. Inzwischen erfreuen sich die wieder versammelten Gäste von 1 Uhr ab des Mahls. In manchen nördlichen Orten gehen die Gäste nach der Trauung zunächst heim und ziehen leichtere Sonntagskleider an und kommen dann zum Hauptschmause, so in Odenheim (Bruchs.), die Brautleute ziehen aber durchs Dorf, um nochmals einzuladen, „zum Mohl“, so in Wagshurst (Achern) und Öschelbronn (Pforzh.). Das Umkleiden vor dem Essen kommt auch in Blumegg (Bonnd.), im Fränkischen bis nach Iglau und Mittelschlesien und hier und da in Niederbayern vor.[1]) Der Empfang des Paares und der Gäste gestaltet sich sehr verschieden, denn hier ist der Schauplatz der Hochzeit das Wohnhaus, dort das Wirtshaus, dort wieder wechselt er sogar mehrmals zwischen beiden hin und her. Im Kinzigthal feiert man stets da, wo der Hof steht, der zukünftige Wohnsitz der Hochzeitsleute. In Hartheim (Staufen) zieht man von 12 Uhr Mittags bis 12 Uhr Mitternachts sechs mal vom Tanz zum Essen und umgekehrt zwischen Wirtshaus und Wohnhaus hin und her. In Stein (Bretten) kehrt das Paar nach der Einsegnung ins Haus zurück, der Bräutigam ladet nochmals ein, und in der Dämmerung zieht man zum Wirtshause unter dem Sange: „Schön sein's die Jugendjahre, schön sein's die Jugend, sie kommt nicht mehr“. Aber der Schmaus findet im Hause der Braut statt. Wo man die Hochzeit im Wohnhaus feiert, da werden z. B. am Kaiserstuhl die Gäste am Hof- oder Schopfthor empfangen, während das Paar, von den Eltern oder Verwandten auch wohl mit einem Gedicht vor der Hausthüre begrüßt, mit den Ehrgsellen und Gspielen ins Haus tritt. Gewöhnlich empfangen die Brautleute ihre Gäste mit Wein an der Thüre, oft darin unterstützt vom Ehrengsell und den Ehrenjungfern, und die Gäste wünschen Glück oder einer von ihnen thut einen Spruch. Oder sie begrüßen jeden Gast nach den ersten zwei Tänzen oder bei seinem Eintritt in den Eßsaal oder nach der Suppe mit einem Trunke. In Schutterwald (Offenb.) trinken alle Gäste vor dem Mahle aus dem „Hochzeitsbecher“ der Braut, einem von der Ehrenjungfer gekauften Glase, und stoßen mit dem Bräutigam an. Dieses Glas wird hernach in den der Braut entwendeten Schuh gestellt, gefüllt und von der Braut jedem Gaste

[1]) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 179.

zum Trunk angeboten. Wer nur einen Tropfen verschüttet, muß mindestens einen Liter Rotwein bezahlen, den Schuh aber muß der Ehrg'sell mit einigen Litern auslösen. Die Feier im Wirtshaus beginnt mit der Begrüßung durch einen Ehrentrunk in Rotwein, den der Wirt, hie und da auch die Wirtin, vor der bekränzten Hausthüre den Brautleuten entgegenbringt, und häufig werden erst nach dieser Handlung, nicht schon bei der Morgensuppe, die Gäste von der Näherin oder Ehrenjungfer mit Sträußchen „Maien" geziert. Die altertümlichste Empfangsform ist in Gengenbach und Umgegend, z. B. in Reichenbach, bewahrt worden. Der Wirt kredenzt vor der Treppe des Wirtshauses einen Liter Rotwein mit Weißbrot zuerst der Braut, dann dem Bräutigam und den Gespielen, worauf alle anstoßen und „Gesundheit trinken". Das Brot wirft nun die Braut über den Kopf oder neuerdings über die rechte Achsel rückwärts hinter sich. Das soll nach dortiger Auffassung ein Sinnbild der Wohlthätigkeit und Freigebigkeit sein. In Oldenburg und Mitteldeutschland, sowie anderseits in der Vorderschweiz, wirft oder warf die Braut gleichfalls einen Wecken rückwärts über ihren Kopf, auch wohl noch überdies ein Glas.[1]) Das bedeutet wohl die entschiedene Abwendung der jungen Frau von der Vergangenheit, den Bruch mit dieser, wie in Griechenland die Verbrennung eines Rades des Wagens, mit dem die Braut zum Hause des Bräutigams herangefahren war, vor der Thüre desselben. Eine andere altertümliche Form ist noch z. B. in Stegen bei Freiburg üblich: der Wirt empfängt den Zug vor dem Haus mit Wein und Brot, das mit geweihtem Salz bestreut ist. Aber auch der Tanzsaal und die anderen von Gästen besetzten Räume sind damit bestreut.

In vielen Dörfern Badens wie Deutschlands bis nach Jütland hin folgt nun noch vor dem Festmahl der **Vortanz**, **Ehrentanz** oder die **drei ehrlichen Tänze**, der **Brauttanz** oder die **drei Reihen**, wie er in Höhefeld (Werth.) heißt. Im badischen Norden ist dieser Hochzeitstanz seltner geworden als im Süden, doch auch hier ist er namentlich im Markgräflerlande, um Radolfzell, Singen und Stühlingen meist abgekommen. In Rohrbach (Trib.) tanzt der Ehrg'sell mit der „Schwester" (S. 262) den Suppentanz. Schon nach einem ober-

[1]) v. Düringsfeld a. a. O. S. 181. 233. Ztschr. d. Ver. f. Volksk. 5,389.

schwäbischen Flugblatt von 1633 will ein Jeder gern bei der Hochzeit auf dem Tanzwasen den Vortanz haben, und in einem hamburgischen Hochzeitsgedicht von 1656 werden diese „dre Dänze“ auch nur den Ehrengästen vergönnt.[1]) Charakteristisch ist die Dreizahl, sei's daß der Tanz aus drei Runden oder Touren besteht oder wirklich drei Tänze gemacht werden oder an einzelnen Orten sogar dreimal drei. So in Rickenbach (Säck.) und in Schelingen im Kaiserstuhl. Hier tanzt die ersten drei Tänze das junge Paar allein, die drei folgenden der Ehreng'sell und die Ehrenjungfer, die drei letzten die Taufpaten. Außerdem tanzt der Hochzitter mit jeder anwesenden Frauensperson und jeder anverwandte Tänzer mit der Hochziteri. Aber gewöhnlich verteilen die Brautleute, Ehrengesell und Gespiel unter sich nur drei Tänze in einem Teile des Breisgaues, sowie im Kinzigthal und um Rastatt. Anderswo dagegen sind sie ausschließlich den beiden Brautleuten vorbehalten, wie im Prechthal und Suggenthal, auch wohl bei Villingen und Überlingen, und wiederum in Wettelbrunn (Staufen), in den Schweighöfen (Freib.); in Gutach, Reckingen (Waldsh.) und in Bodman (Stock.) kommt es vor, daß sie nur der Brautführer mit der Braut tanzt, und in Steinegg (Pforzh.) diese beiden allein darnach mit einander einen halben Liter Wein trinken. Der Bezirk Meßkirch hat seinen eigenen Brauch: in Langenhart sind die zwei Vorspanner die Brauttänzer, die mit der Braut und deren Gespiel tanzen, in Worndorf zwei von den Burschen des Dorfes dazu bestimmte Vortänzer, in Gutenstein und Altheim die zwei jüngsten zum Militär gehörigen Burschen, die wohl die früher schwert- oder degentragenden Brautführer vertreten.[2]) In Heinstetten (Meßkirch) bezahlen solche Brauttänzer einen Liter Wein und erhalten von der Braut ein weißes Taschentuch. Aber auch um Pforzheim, z. B. in Hamberg, heißt der Vortanz das „Tüchlestanzen“, und in Schellbronn tanzt die Braut die drei Ehrentänze mit dem „Tüchlis-vortänzer“, und am Schluß des dritten erhält er ein seidenes Halstuch mit einem Strauß von einer Gespielin. So erhält auch in Wilfingen und Wittenschwand (St. Blasien) und in Remetschwil (Waldsh.) derjenige Bursche, dem es gelingt, die Gspiel zuerst zum Tanz zu be-

[1]) Frommann, D. M. 4, 95. Laurembergs Scherzgedichte hg. v. Lappenberg S. 112. 225.

[2]) Festprogramm z. 70. Geburtstag des Großherzogs Friedrich. 1896. S. 57.

kommen, den „Gspielmaien". Um Überlingen in Oberhomberg, Deggenhausen und Uhldingen hat auffälliger Weise der Fuhrmann, der den Brautwagen geführt oder das Paar zur Kirche gefahren hat, oder der Hausknecht oder der Wirt die Ehre des ersten Tanzes mit der Braut, die in Überlingen dabei einen silbernen Nuster und ein Sacktuch in der Hand halten muß. Dies erinnert einigermaßen an den westfälischen Koch oder Bäcker, der mit der Braut den „Brûddanz" tanzt, aber noch mehr an den griechischen Parochos, den mit auf dem Wagen sitzenden Freund des Bräutigams, der auch der Brautführer war. In Südwestfalen hieß der Brûdjunge auch Toemer, Zaumhalter, weil die nach alter Sitte zur Kirche reitende Braut hinter ihm auf dem Pferde saß.[1]) Weiter vom gemeinbadischen Brauch weicht der Hotzenwälder Ehrentanz ab, indem er wie bei der oberschwäbischen Hochzeit von 1633 nicht vor, sondern nach dem Mahle aufgeführt wird und den Schluß des Festes bildet. Zwei von den drei Tänzen werden in Görwil (Säck.) mit Rundtrinken und langsamer Musik begleitet, ähnlich in Unteralpfen (Waldsh.). Vor dem zweitletzten Tanz wurde der Braut in Rickenbach (Säck.) der Kranz vom Kopfe gelöst und nahm sie weinend von den Eltern Abschied. Doch bald spielte die Musik wieder zum Tanze auf und die Umstehenden sangen:

„'s Kränzele ab und 's Hübele uf,
„Jetzt sind die schöne Tage us!"

Die Ehrentänze sind jetzt fast überall in Baden alle drei modern geformt, in Thiengen bei Freiburg z. B. folgen Walzer, „Isebahn" d. h. Schottisch und Polka auf einander. Wie diese Ehrentänze früher beschaffen waren, wissen wir nicht, vermutlich bestanden sie aber aus Bewegungen, die einen deutlich erotischen oder hochzeitlichen Charakter trugen, wie der noch oder vor kurzem um Freiburg, im Hotzenwald und im Bauland wie im bayrischen Ochsenfurter Gau namentlich oder nur auf Hochzeiten übliche Dreher oder Driller, der auch Durchschlipf und Hotzentanz genannt wird und wohl mit dem im Wiesenthal und im elsässischen Obersaasheim sogen. Neukatholischen derselbe ist. Die ausführlichste Beschreibung des etwa bis zum Jahre 1870 in der Hotzentracht aufgeführten Hotzentanzes stammt aus dem Hotzendorfe

[1]) Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachforschung 1877. S. 136.

Rickenbach. Der Tänzer faßt seine Tänzerin mit dem rechten Arm um die „Mittle" oder Taille und schreitet mit ihr so zuerst einmal durch den Saal. Darauf hält er sie mit beiden Armen an der Taille, schlägt seine Hände fest in ihren faltigen Rock, ihre „Jüppe", während sie ihm ihre beiden Arme um seinen Hals legt. So tanzen oder vielmehr schieben sie, dicht aneinander gepreßt, dreimal durch den Saal, wobei das Mädchen immer rückwärts geht, während der Bursche nachtrippelt und jedes Mal beim Schlusse eines Musikteiles stark auftritt oder mit den Füßen aufschlägt. Jetzt fassen sich die Tanzenden an den vorgestreckten Händen, so daß die Beiden um die Länge ihrer Arme auseinanderkommen. Bald aber werden die Arme hochgehalten, und er und sie schlüpfen gleichzeitig mehrmals drunter hindurch. Darauf hält der Bursche mit hochgehobener Hand das Mädchen nur noch an einem Finger, und dieses dreht sich rasch öfters herum, ohne daß Finger und Hand auseinander kommen, während der Tänzer auf einer Stelle trippelt. Im nun folgenden Freitanz läßt sich das Paar ganz los. Ruhig und züchtig tanzt das Mädchen rückwärts weiter. Der Bursche aber entfaltet jetzt seine ganze Kraft und Gewandtheit. Er jauchzt, singt, klatscht mit den Händen, schlägt abwechselnd auf die Kniee und in die Hände, macht die verschiedenartigsten Sprünge, schlägt das Rad u. s. w., wobei er immer in der Nähe der Tänzerin zu bleiben sucht. Endlich hält sich das Paar mit seitwärts gestreckten Armen wieder an den Händen, und beide liegen sich gegenseitig in den Armen, aber mehr neben- als voreinander. In dieser Stellung folgt zum Schlusse ein Rundtanz. Noch hochzeitlicheren Charakter hatte dieser Tanz um die Mitte des 19. Jahrhunderts bei Saarlouis. Da holte der Bräutigam die Braut, die weinend heraustrat, von ihrem Hause ab. Er faßte sie bei Hand und drillte sie d. h. er hob seine Rechte und die der Braut hoch und leicht empor und ließ die Braut an seinem Finger sich dreimal herumdrehen. Während dem sprach er zu ihr: „Wo ich Mann bin, da bist du Frau, und wo du Frau bist, da bin ich Mann." So faßte der altindische Bräutigam die Hand der Braut bei ihrer Ankunft im neuen Heim mit den Worten: „Der bin ich, Die bist du; Die bist du, Der bin ich" und die römische Formel bei ihrer Schwellenüberschreitung lautete: „ubi tu Gajus, ibi ego Gaja". Nach dem norwegischen Landesgesetz sagt der Bräutigam

bei der Verlobung: „Du sollst meine Ehefrau und ich dein Ehemann sein, so lange wir leben“. Im hessischen „Brautreigen“, der gleich nach der Kirche im Hause aufgeführt wird, berührt die Braut zuweilen ihren Tänzer mit den Fingerspitzen,[1]) womit wieder jenes Drillen verstanden sein mag, das doch wohl nur ausdrücken soll: „Mein Leben schließt sich um deines herum!“

Eine ähnliche Hingabe der Braut an den Bräutigam bedeutet auch der jetzt noch auf Kilben vorkommende Küsse- oder Kisselestanz, der von England bis nach Österreich bekannt ist. Sie breitet ein Kissen vor dem hin, mit dem sie zu tanzen wünscht, oder ein Bursche überreicht einem Mädchen sorglich ein Tragkissen, in dem eine Puppe eingebunden ist. Nun tanzt sie damit herum und übergiebt sie einem Burschen u. s. w., wie oben S. 232 dargestellt ist. Im Elsaß kniet das Mädchen auf dem Kissen nieder und wird dabei geküßt.[2])

Weitaus der wichtigste Hochzeitstanz ist aber der Siebensprung oder siebente Sprung, der im Unterelsaß noch 1878 auf Hochzeiten und im Oberelsaß bis vor kurzem auf Kilben vorkam. In Baden scheint er aufgegeben zu sein, ist aber nicht ganz vergessen und zwar auch als Hochzeitstanz nicht, so in Messelhausen (Tauberb.), Berolzheim, Gutach, auf der Baar und im Hotzenwald. In Berolzheim wissen noch alte Leute von ihm, daß dabei gezählt und so große Schritte gemacht wurden, daß die Tänzer geradezu flogen. Deswegen nannte man ihn auch „Langaus“. Nach Lucian Reich's Hieronymus führte auf der Baar der Tänzer seine Tänzerin auf den Platz. Bald auf dem einen, bald auf dem andern Absatz klappernd oder in die Hände klatschend umschwärmte sie ihn, und zierlich ihr Gewand haltend näherte sie sich ihm bald, um sich alsbald wieder von ihm zu entfernen. Inzwischen sang er das Verslein:

„Tanz mir nur all siebe siebe,
„Tanz mir nur all siebe,
„Mach mir's, daß ichs tanze kann,
„Tanze, wie ein Edelmann,
„Frei geschwind!“

[1]) Wolf, Zeitschr. f. deutsche Mythol. 1, 397. Weber, Ind. Stud. 5, 216. Lehmann, Verlobung u. Hochzeit nach den nordgerman. Rechten S. 130. v. Düringsfeld a. a. O. S. 152.

[2]) Pfannenschmid Germ. Erntef. S. 558. 581.

Ist diese Beschreibung richtig, so hatte der Tanz hier schon die charakteristischsten Bewegungen verloren, die ihm noch im 19. Jahrhundert im Bergischen, im Harz und in Schwaben anhafteten, auch noch im Schwarzwald in B. Auerbachs Jugendzeit. Hier sang man eine ähnliche Strophe:

„Mach mir nur den Siebensprung
„Mach mirs fein alle siebe! u. s. w."

und schloß mit dem Ausruf: „Es ist einer!" Zugleich kniete der Tänzer nieder und berührte mit dem einen Knie, beim Schluß der folgenden Strophe „'s sind zwei!" mit dem andern die Erde, dann bis zur siebten mit jedem Ellenbogen, mit jeder Hand und schließlich mit der Stirn. Dann wurden unter denselben sieben Bewegungen rückwärts bis eins gezählt.[1]) Diese Bewegungen, die die junge Frau mit angemessenen entsprechenden Bewegungen begleitete, sollten offenbar den Entschluß, in allen Lagen des Lebens zusammenzuhalten, ausdrücken, wie ja auch die Bewegungen des Drillers einen ähnlichen darstellten. Die Zusammenlegung der rechten Hände, der dreimalige Ehrentanz und der Siebensprung, wozu wir auch noch die Erklärung der Zusammengehörigkeit von Mann und Frau in einer festen Formel (S. 303 f.) rechnen dürfen, bilden vereint den innersten Kern der alten indogermanischen, namentlich in Indien, Rom und Deutschland bewahrten Hochzeit, was namentlich dann deutlich wird, wenn der dreimalige Ehrentanz als moderner Ersatz der altertümlicheren dreimaligen Umführung der Braut um den Herd erkannt ist, die z. B. in Westfalen bis vor kurzem an dieser Stelle der Hochzeitsfeier, zwischen der Trauung und dem Siebensprung, noch üblich war. Denn die alten Sammlungen indischer Hausregeln lassen ebenfalls auf die Vereinigung der Rechten die dreimalige Umführung um das Feuer, wie übrigens auch das altrömische Hochzeitsritual, und dann den Siebenschritt der beiden Brautleute folgen, der ausgesprochener Maßen die Freundschaft fürs Leben besiegelt.[2])

[1]) Vgl. Angerstein, Volkstänze im deutschen Mittelalter 1868 in Virchows Sammlung gemeinverständl. Vorträge, Heft 68. Birlinger, Aus Schwaben 2,209 ff. Pfannenschmid, Germanische Erntefeste, S. 557 ff., 580 ff. Meier, Sagen a. Schwaben 444. Hauptsächlich Kuhn, Westf. S. 2,44. 150.

[2]) Kuhn, Westf. Sagen 2, 38. 37. Weber, Indische Stud. 5, 191. 318. 320 ff. 358. 365. 372. 388 f. 396.

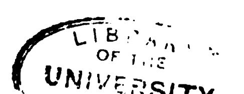
Während des Tanzes oder des Hochzeitsnachmittags segnet in und um Überlingen, z. B. in Herdwangen, der vom Meßner begleitete Pfarrer im Beisein der Eltern das Ehebett ein. Auch wird wohl noch hie und da das Brautgemach ausgeräuchert z. B. in Staufen. In den Bettzipfel näht man einen geweihten Gegenstand in Groß-Schönach (Pfullend.), früher im Wutachthal gesegnete Rauten. Alemannisch scheint der Schabernack zu sein, der aber auch mit dem Brautbette getrieben wird, entweder wenn zwischen den Gängen des Mahles die Gäste die Aussteuer im Hochzeitshause besichtigen, oder häufiger bei dem Kaffee, den die Gäste dort um Bonndorf und St. Blasien um Mitternacht einzunehmen pflegen. Pech oder Harz wird in Hohenbodmann hineingethan, oder unters Leintuch in Gallenweiler (Staufen) eine Bürste gelegt, oder hier und in Schwarzach (Bühl) und im Renchthal, in Horheim und Birkendorf ein Bettladen ausgehängt oder in Littenweiler bei Freiburg das Bettzeug zusammengenäht. In Birkendorf wird auch wohl ein Glöcklein an die untere Matratze gebunden, wie es auch in England und ähnlich in Italien geschah,[1]) und in Fützen und Lenzkirch noch derberer Schabernack von den Spaßvögeln getrieben. In Bonndorf hängt man sogar die Thüren aus und trägt die Betten oft auf die Bäume der Nachbarschaft. Ob Derartiges auch auf fränkischem Gebiete vorkommt?

Das Hochzeitsmahl wird noch an manchen Orten mit lautem Gebet eingeleitet, in St. Peter z. B. mit 3 oder 5 lauten Vaterunsern. Es ist noch immer reichlich und mit selteneren Fleischspeisen ausgestattet, wie etwa das Kilbe- oder Kerwemahl (S. 234), obgleich wohl nicht mehr 12 Trachten, wie vor 50 Jahren in Lenzkirch, aufgesetzt werden. Von der 12., die durch Torten und Dessert ausgezeichnet war, nahmen die Weiber mit nach Haus, um den Kindern etwas zu „krome“. Und das geschieht noch, nicht nur hier. Doch bewirtet man auch noch z. B. in Niklashausen (Werth.) mit Klößles- und Nudelsuppe mit Rindfleisch darin und mit Rindfleisch mit Meerrettich und wiederum Rindfleisch in „Brühle“, brauner Sauce, dazu noch Kalbfleisch mit breiten Nudeln, Zwetschen und Kuchen. Die Bevorzugung des sonst selten genossenen Rindfleisches erinnert daran, daß zur indischen Hochzeit ältester Zeit auch ausnahmsweise eine Kuh ge-

[1]) Germania 24,21 f.

schlachtet wurde.[1]) Namentlich in den südlicheren Gebieten starker Schweinzucht unterbricht der Schinken mit Sauerkraut diese Rindfleischgänge. In Norsingen bei Freiburg besteht das Mahl gewöhnlich aus 3 Essen, dem Mittag-, Abend- und Nachtessen, die das Brautpaar bezahlt. Oft kommt es vor, daß ein Hochzeitsgast, der am Mittag- und Abendessen teilnahm, abgelöst wird: der Mann von der Frau oder umgekehrt, oder die Eltern von den Kindern u. s. w., so daß zum Nachtessen wieder eine frische leistungsfähige Kraft eintritt. Wo das Essen nicht im Wirtshause gegeben wird, bringt in manchen Orten, z. B. in Niklashausen (Werth.), jeder Gast eine Gabel und ein Messer mit. Die Sitze an der oder den Tafeln sind alle, wie es auf der Baar heißt, „gehörig und formularisch" geordnet. In Stahringen (Radolfz.), Hintermenzenschwand und Neukirch (Trib.) sitzen die Geschlechter getrennt an besonderen Tischen, wie bei den Leichenessen, oder an demselben Tische einander gegenüber, und die Burschen springen oft, wenn der Tanz anhebt, über den Tisch zu den Mädchen hinüber. Die Männer sitzen in Burg bei Freiburg bedeckten Hauptes beim Essen. Bei einer größeren Hochzeit sitzt die „Freundschaft" am Doutetisch d. h. Patentisch in Dietenhan (Werth.), am „Zechtisch" oder an der „Zechtafel" in Gutach und Wolfach, oder am „Hürdentisch" im Bernauer Thal, in der „Irden", „Ürden" im Kinzig- und Glotterthal, überhaupt im Süden des Landes. Während die anderen Gäste ihre Zehrung selbst zu bezahlen pflegen, auch häufig, z. B. um Meßkirch und im Klettgau, erst Abends mitessen, ist die Freundschaft in die von den Brautleuten mit dem Wirte verabredete „Ürte" oder Zeche einbegriffen. Anderswo zahlt **jeder** Gast seine Zehrung selbst, und wenn zu einer „rechten" d. h. mit Tanz verbundenen Hochzeit mehr als 100 Gäste eingeladen werden, so hält der Wirt am Titisee und in Neukirch (Trib.) die Brautleute frei. In Lenzkirch sitzen die nächsten Verwandten und Bekannten am Hochzeitstische, die übrigen zur „Irde" zusammen, von der Jeder den gleichen Teil bezahlt. Und so bezahlt auch in Rickenbach jeder Gast seine „Ürte", nur nicht der Ehrengast, der „gabt". Die Brautleute sitzen entweder zusammen im Herrgottswinkel, z. B. in Hildmannsfeld (Bühl), oder nur die Braut sitzt dort zwischen den Ehrenfrauen, während der Bräutigam zwischen den Ehrenvätern, die sich an die

[1]) **Weber**, Ind. Stud. 5, 303 f.



Vorigen anschließen, seinen Platz hat, ohne gleich seiner Braut den Sitz verlassen zu dürfen. Erst nach der Kranzabnahme sitzen sie zusammen in Au (Rastatt). Anderswo, z. B. in Dingelsdorf am Überlinger See, sind Braut und Bräutigam getrennt, in Wagensteig bei Freiburg sitzt er bei den Männern und sie bei den Frauen. In Schelingen im Kaiserstuhl und in Wilfingen (St. Blasien) läßt sie sich vom Ehrengesell bedienen, in Rohrbach bei Triberg von der ersten „Schwester" oder Ehrenjungfer. Dagegen muß in Hettingen (Buchen) der Bräutigam aufwarten.

Die Braut hat in Rohrbach (Triberg) den Hochzeitskelch vor sich, der in Schönwald bei Triberg mit einem aus Mariä Einsiedeln stammenden Muttergottesbild aus Thon und einem Ruteknöpfle versehen ist. Auch in Oberschopfheim (Lahr) hat sie einen Kelch. Ihr „Brutkrüsele" ist in Rickenbach (Säck.) mit zimmtgewürztem Rotwein gefüllt. In Blumegg (Bonnd.) haben die Brautleute während des Mahls die einzige Zeit der Gemütlichkeit. Sobald aber die Nachmittagsgäste anrücken, muß er mit der Weinflasche, sie mit dem Kelchglas sich aufmachen, um jedem Angekommenen eins zuzubringen. Das wiederholt sich bei der Ankunft der Abendgäste Ähnlich in Birkendorf. In Gutach gehen die Brautleute von Zeit zu Zeit mit Wein und einem bekränzten Trinkglas von Tisch zu Tisch, die Gäste zu begrüßen. Hat Jemand getrunken, wird das Glas sofort wieder bis zum Rande gefüllt, ähnlich in Ottenhöfen. Dabei werden sie in Ortenberg von den Kränzlimaidli unterstützt. In Wagensteig bei Freiburg aber darf Niemand als die Braut aus ihrem verzierten Kelchglas, das auf einem Teller in einem Kränzlein steht, trinken, weshalb sie ein anderes Glas zum „Zubringen" benützt. Namentlich den Ehrengesellen und Ehrenjungfern bringen die Überlinger Brautleute den Wein zu. Auffällig ist in vielen Orten, daß die Mutter der Braut sich nicht blicken läßt, in Graben erscheinen überhaupt verheiratete Frauen, weil in der Küche beschäftigt, nicht am Festtisch, sondern halten sich später an den Resten schadlos. Kinder, 20—30, schmausen in einem besonderen Zimmer, jagen dann im Dorfe umher und bringen als Boten den Kranken im Ort Hochzeitsspeisen. Auch in Liedolsheim (Karlsruhe) schickt man Armen und Kranken Essen und sammelt für die Kleinkinderschule. Der protestantische Pfarrer scheint häufiger an Hochzeiten, wenigstens

„großen“, teilzunehmen, als der katholische und frischt oft mit Glück in seiner Tischrede alte Erinnerungen aus der Familienchronik der Beteiligten auf; wobei ihm z. B. in Kieselbronn (Pforzh.) das bis tief ins vorige Jahrhundert zurückreichende Familienbuch gute Dienste leistet.

Das Hauptvergnügen einer „rechten“ Hochzeit ist trotz mancher Verbote und Hindernisse neben dem Schmausen noch immer der Tanz, der das Mahl von Zeit zu Zeit unterbricht. Aber in den Dörfern werden auch zwischendurch die anderen Wirtschaften besucht, um auch diesen etwas zukommen zu lassen, oder man geht heim, um das Vieh zu füttern, und kommt dann wieder. In Niklashausen (Werth.) zieht man nach dem Essen unter Musik mit einem Tisch durchs Dorf, setzt ihn vor den Häusern der Paten und der Brautjungfern hin und umtanzt ihn, bis ein Paar eins von den an den Ecken stehenden, mit Wein gefüllten Gläsern umwirft. Während des Tanzes geht das „Doudeglas“ um, dessen Deckel beim Trinken nicht zugemacht werden darf. In manchen Orten, wie um Überlingen und Freiburg, betrachtet man die Aussteuer oft unter allerhand spaßhaften Anspielungen. Was auch vor dem Essen gleich nach der Trauung geschieht, wird anderswo um Freiburg während desselben vorgenommen, z. B. in Sölden, von den männlichen Gästen eine Tabaksdose oder Cigarrenspitze, von den weiblichen ein Sacktuch ausgewürfelt, in Wagensteig werden die von der Hochzeiterin geschenkten Halstücher von den Ledigen herausgesprungen oder von den Verheirateten „usgebarscht“. In Gersbach (Schopfheim) sprengen auch wohl festlich geschmückte Reiter vor das durch einen Triumphbogen ausgezeichnete Haus, um ihre Glückwünsche darzubringen.

Der Volkshumor läßt sich dann in allerhand Neckereien aus, der fränkische, wie es scheint, mehr als der alemannische. Zwar wird auch in Meßkirch und um Bonndorf Kinderzeug, ein Wickelkind und ein Schlotzer über dem Tisch an einer Schnur aufgehängt. Im Bonndorfer Bezirke wird auch ein „Modell“, eine weiße Zuckertorte, auf den Tisch gesetzt. Das stellt einen Storch mit einem Kinde im Schnabel oder mit einem Kinderwagen dar, und rings herum hangen noch 12—14 andre Wickelkindle. Diese Torte wird mit nach Haus genommen. Auch in Rickenbach (Säck.) traktiert man damit. In Fußbach (Offenb.) werden aus dem Kuchen des Brautpaars zwei Zuckerkindle herausgeschnitten. Im nördlichen und mittleren Baden aber ist das Fest

mit derartigen Neckereien viel vollständiger ausgestattet, vom Schuh- oder Strumpfbandstehlen bis zur Kranzabnahme steigert sich dieses Vergnügen. Das Schuhstehlen (S. 242, 246, 248), das auch im übrigen Deutschland vorzugsweise bei den Franken und Hessen zu Hause ist, wird in Baden bis in den Ettenheimer Bezirk, selten am Kaiserstuhl, vorgenommen. Doch kommt es z. B. noch im Thurgau vor.[1]) Meistens stiehlt ein Bursche den Schuh, zuweilen aber auch, z. B. in Eiersheim (Tauberbisch.), der Bräutigam, was älter zu sein scheint, da der Schuhraub fast denselben Sinn wie die Kranzabnahme (S. 259, 312) hat. In Harmersbach muß die Braut mit einem Schuh mit dem Diebe tanzen, bis der Brautführer sie einkauft. Entweder von diesem oder von den Kränzlijungfern oder den Ehrenvätern oder vom Bräutigam wird der geraubte Schuh ausgelöst und zwar durch Rotwein, den „Schuhwein", in Auenheim (Kehl) auch durch ein Faß Bier. Ein Glas Wein wird in den Schuh gestellt und ein Hoch auf das junge Paar ausgebracht. Statt des Schuhes, aber auch wohl außer dem Schuh wird das Strumpfband der Braut entwendet. Dieses, ein rotes Seidenband, wird z. B. in Auenheim in kleine „Schnippli" zerschnitten und jedem Gaste ein Stückchen auf die Brust geheftet. Ähnlich in Ettenheim und im elsässischen Ernolsheim. Um Bruchsal wird dann ein großes „Päckle" vom Postboten einem Gast übergeben; eine Hülle, eine Adresse nach der anderen kommt zum Vorschein, zuletzt die der jungen Frau. Sie öffnet und findet Strümpfchen, Hemdchen und andre Kindersächelchen. In Feldkirch bei Staufen steckt ein zuckernes Wiegenkind darin. Derselbe Scherz liegt in diesen mittleren und nördlichen Landschaften in der Überreichung einer Puppe oder eines Puppenkorbes oder einer verdeckten Schüssel, unter deren aufgehobenem Deckel Püppchen zappeln oder 12 Schlotzer hervorschnellen. Das ist die Puppentaufe. Die hübscheste Form nimmt der Scherz an, wenn ein mit Bändern und Zuckerwaren verziertes und mit Kindersächelchen behangenes Bäumchen, der „Maien" oder „Christbaum" oder „Adam und Eva-Baum", wie er in Oberbergen im Kaiserstuhl heißt, unter Musik hereingetragen wird. Es ist wie der in Schapbach vom Viehbuben dem Hochzeitszuge vorangetragene Maien

[1]) Z. d. Ver. f. Volksk. 4,168. Wolf, Ztschr. f. deutsche Mythol. 2,78. Ders. Beiträge 1,211. v. Düringsfeld a. a. O. S. 112.

(S. 250) das Bild des Lebens. Dazu wird z. B. in Unzhurst (Bühl) gesprochen:

„Stellet den Maien auf den Tisch,
„Ihr könnt ihn sehen, wie er isch.
„Am Maien hängt auch Zuckerbrot:
„An Essen und Trinken sollt ihr haben keine Not.
„Adam und Eva haben das Lieben erdacht,
„Der N. und die N. habens nachgemacht.“

In Nordrach statten die Freundinnen und weiblichen Verwandten solchen „Majen“ für 50—80 Mark mit Kleidchen, Häubchen u. s. w. aus, unter andern auch mit vielen Lotschbeutelchen mit Drahthäkchen, die den Gästen am Abend zum Spott an Röcke und Kleider unvermerkt eingehakt werden, selbst dem Pfarrer, Lehrer und Bürgermeister. Beim Abholen des Baums trägt eine Freundin eine große buntgekleidete Puppe, und die Braut eignet sich beim Heimgange alle Wertgegenstände des Majens an, während die Lotschbeutel von verschiedenen Gästen bewußt oder häufiger unbewußt nach allen Himmelsrichtungen auseinander getragen werden. Aber dieser Maie hat auch eine ernstere Seite. Wenn in Katzenmoos (Waldkirch) schon an der Tafel der Schäppel mit der Schwarzwälder Kappe vertauscht wird, so ist in Mittelbaden die Kranzabnahme vielerorts mit der späten Einbringung des Maien verbunden. Es wird z. B. in Illingen (Rast.) der „Christbaum“ nachts 12 Uhr von den Kamerädinnen der Braut hereingetragen und der Braut unter Absingen des Liedes: „Wir winden dir den Jungfernkranz“ der Kranz feierlichst vom Haupte gehoben, dafür aber eine in der Regel wertvolle Festtagshaube aufgesetzt. Darnach folgt die Übergabe der verdeckten Schlotzerschüssel. In Hörden (Rast.) schließt die Aufsetzung des Frauenhuts mit dem Choral: „Großer Gott, wir loben dich“. Am feierlichsten gestaltet er sich aber in Au am Rhein (Rast.), wo Schlag 12 Uhr sämtliche Mädchen in weißen Kleidern und Schleiern erscheinen und Kränzchen auf dem Haupt. Nur eine nicht ausgelöschte Lampe verbreitet Dämmerlicht. Das erste bringt einen Christbaum mit brennenden Lichtern unter ähnlichem Adam und Eva-Spruch und dem Liede: „Wir winden“ wie in Unzhurst. Aber nun bringt ein zweites ein Kruzifix mit den Worten:

„Hier bring ich eures Hauses Zier,
„Das Beste, was ich habe.
„Nimm freudenvoll es an von mir,
„Als eine Hochzeitsgabe.
„In Jesu Leben spiegelt euch,
„Denn seine Liebe macht uns reich u. s. w.

bis:

„Jetzt reicht mir eure Hand
„Zum ewigen treuen Freundschaftsband.“

Dann bringen die andern unter passenden Sprüchen Leuchter mit brennenden Kerzen herbei, ein Jungfernkränzchen auf einem Teller, eine Gemüseschüssel, eine Schüssel mit einem Wickelkind. „Übers Jahr ein Prinz, ein Hausgeschrei“ wird gewünscht. Das erste Mädchen nimmt nun der Braut den Kranz vom Kopfe und dem Bräutigam das Bruststräußchen, überhaupt allen Hochzeitsschmuck. Die Mädchen entfernen sich, die Brautleute gehen sich umkleiden; erst darnach dürfen sie zusammensitzen. Ähnlich in Weitenung (Bühl). Wie so viele Hochzeitshandlungen hat auch die Kranzabnahme einen je nach den Orten schwankenden oder gemischten Charakter. In Langenbrand bei Gernsbach weint die Braut dabei heftig, und in Weitenung (Bühl) schaut bei der Überreichung der Schüssel mit den kleinen herzigen Puppen das Paar verschämt „unter sich“, und die Braut kann schon dann die Thränen nicht hemmen. In dem mit Jäckchen u. s. w. behängten Maien bringt man in Hilpertsau bei Gernsbach Kaffeegeschirr, ein heiliges Bild, eine Muttergottesfigur, 2 Leuchter und 2 Engel, womit der sogen. „Herrgottswinkel“ im Wohnzimmer hergestellt wird. Wenn der Braut in Neuburgweier bei Ettlingen um 12 Uhr nicht nur der Kranz, sondern auch Halstuch, Schurz, Kleid und zuletzt die Schuhe abgenommen werden, so singt sie: „Ja, ja, jetzt gehör' ich dein!“ Der Maien bleibt an einigen Orten um Bühl wie in Leiberstung und Oberbruch bis zum Sonntag nach dem Hochzeitstag stehen, dann wird er von den Ehrenvätern und Kränzeljungfern „geschüttelt“ oder „geleert“ und ein kleiner Schmaus gehalten. Der Kranz wird im Süden seltener mit besonderer Feierlichkeit abgenommen, so in Rickenbach (Säck.) und in Wilferdingen (St. Blasien); in Stegen (Freib.) nimmt ihn der Bräutigam selber der Braut ab und setzt ihr die Frauenkappe auf. Auf protestantischen Hochzeiten, bei denen überhaupt gar manches Kirchenlied

erklingt, z. B. in Kieselbronn (Pforzh.), schließt trotz der Päckchen und ähnlicher Scherze die Feier oft würdig mit einem Choralgesang ab. So auch in Huchenfeld (Pforzh.).

In Oberbalbach (Tauberbisch.) wird schon nach dem Ave Marialäuten der uns von Berolzheim und Hettingen (S. 242) bekannte „Pfeffer" gerieben und der Brautkranz abgenommen. So werden in Thüringen bei schwarzem Pfeffer die Kränze abgetrunken.[1]) Das Oberbalbacher Pfefferlied hat zum Refrain:

„Spitzli, Speierli, Rösli drou (dran) —
„Die Braut, die hat einen schönen Mou (Mann)"

und schließt mit:

„Wohlgebauet ist das Haus,
„Lauter Rösli ist die Braut."

Auffallend ist, daß in Oberlauda (Tauberb.) nach dem Abendessen statt der Mädchen einige Knaben mit geschwärzten Gesichtern und Schnurrbärten oder mit Masken der Braut das Pfefferlied singen: „Braut, zieh deine Schühle aus". Dies erinnert an die drei als Frauen verkleideten Männer mit geschwärztem Gesicht, die Maschkers oder Feien, die in der Mark um Mitternacht des ersten Hochzeitstags erschienen, allerhand Possen trieben und zuletzt mit der Braut tanzten.[2]) In Wildthal (Freib.) darf das längere Lied vom Ehestand bei den Hochzeiten nicht vergessen werden, das dort die Mädchen in den Abendpausen singen. In Obersimonswald singen die jungen Leute noch außerdem alte Lieder mit teilweise lateinischem Text z. B. zum Lobe der h. Dreifaltigkeit und selbst aus dem Magnificat. Sehr beliebt ist in den fränkischen Strichen Badens das Auftreten der Köchin am Abend. Sie hat angeblich ihre Schürze oder gar ihre Hand verbrannt und erwartet ein Schmerzensgeld, das ihr dann auch die Gäste ins Trinkglas werfen wie der Hebamme bei der Taufe (S. 30). Diese komische Figur hat in andern Gegenden Deutschlands eine tiefere Bedeutung. Die Köchin führt in Bayern vor oder nach dem Mahl die Braut in die Küche, also zur alten Herdstätte, die alte Mutter übergab im Saterland der Braut nach deren Umführung um den Herd den Kochlöffel, in der Eifel hängte man dieser nach der Umführung um

[1]) v. Düringsfeld a. a. O. S. 158.
[2]) Kuhn und Schwarz, Nordd. Sagen S. 433.

den Herdhaken den Kochlöffel an. In Mecklenburg ist daraus ein Köchinnentanz, in Siebenbürgen der dritte Hochzeitstag zum Festtag der Köchinnen gemacht worden.[1])

Eine wichtige Abendhandlung ist das „Gaben" oder „Goben", wie schon im Mittelalter die Schenkung der Gäste von Hausgeräte, Lebensmitteln, Geld an die Braut genannt wurde, die noch überall bis nach Siebenbürgen hin üblich ist. Um 6 Uhr abends holen in Dertingen (Werth.) die Ledigen und die Taufpaten unter Musik die Geschenke ab und stellen sie in der Scheuer des Hochzeitshauses auf, wohin nun auch die anderen Gäste ihre Geschenke bringen. In Steinbach (Bühl) tragen an diesem Abend die Brautführer und die Kränzeljungfern einen verzierten Korb mit Geschirr herein. In Liedolsheim (Karlsruhe) bringen beim Nachtläuten die „Schenkleute", befreundete Frauen der Braut, Frucht, Geräte oder Geld ins Hochzeitshaus. Wie schon bemerkt, werden diese Abendgaben oft zusammen mit dem Maien oder an dem Maien beschert. Sehr unfein dünkt uns das Goben in Form der Zechbezahlung. Da stecken die Geladenen z. B. in Wettelbrunn (Staufen) für den ganzen Hochzeitsschmaus 10 Mark, für den Abend- und Nachtschmaus 5—6 Mark der Braut zu, die das Geld mit großer Fingerfertigkeit in eine besonders angebrachte Tasche des Kleides gleiten läßt. Oder die Gäste in Niederrimsingen legen ihre Geldgabe reihenweise in eine vor die Braut gesetzte Suppenschüssel. In Gengenbach setzt sich Mitternachts die Braut frei auf einen Stuhl, breitet ihre Schürze über den Schoß und läßt die ihr beim Abschied von den Gästen in die Hand gedrückten Geldstücke hineinfallen. Im Simonswälder Thal bringt der junge Ehemann, mit seiner Frau von Gast zu Gast gehend, es jedem zu, die Verwandten legen ihr dann Geld in die Schürze. Ähnliche Sitten herrschen im Kaiserstuhl, in Harmersbach und bei Pforzheim. Daher ladet man z. B. zu einer Steinegger Hochzeit aus den andern 7 Ortschaften des ganzen Steinegger „Bietes" d. h. Gebietes ein. Das Gaben findet auch später statt. In Stühlingen bringen alle Gäste am Tage nach der Hochzeit die „Gobet" ins Haus der jungen Eheleute und werden mit Kaffee be-

[1]) v. Düringsfeld a. a. O. S. 124 f. 143. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 67 f. Bartsch, Sagen aus Mecklenburg 2,68 f. Wittstock, Volkstüml. a. Siebenbürgen S. 97.

wirtet, wobei es zuweilen toll zugeht. Um Rastatt trifft die sogen. Morgengabe am zweiten oder an einem späteren Hochzeitstage ein. In Aue (Durlach) kommen die Ehrengesellen und Ehrenjungfern nach 8 Tagen mit ihren Aussteuergeschenken, und dann bringen auch im Kinzigthal die geladenen Bäuerinnen Geld, Tuch, Flachs und Riste (spinnfertigen Flachs) der jungen Frau, die sie dafür mit Kuchen, Schinken, Most und Kirschwasser bewirtet. In Hörden (Gernsb.) wird nach 9 Tagen geschenkt und bewirtet. In Odenheim (Bruchs.) sollen die Hochzeitsgeschenke oft erst Monate später anlangen. Früher fand in Laudenbach (Weinheim) 8 oder 14 Tage nach der Hochzeit das sogen. „Tischrücken" statt, bei dem man das junge Paar beschenkte, denn nun erst zog die Ehefrau zum Ehemann ein. Auf bekränzten Bogenwagen fährt das Paar in Weinheim zum Tischrücken.

Der Schluß der Hochzeit findet in St. Peter schon etwa um 9 Uhr statt. Dann begleiten die Musikanten die Brautleute hinaus und spielen so lange, als sie diese noch sehen können. Ähnlich in Herdwangen (Pfullend.), nur etwas später. Sie werden „fortgespielt" oder, wie man in Rohrbach (Triberg) sagt, „usigiget", hinausgegeigt. In der Baar spielten die abziehenden Spielleute durch die Nacht die Melodie:

„Wie fröhlich wollt' ich sein,
„Wenn's dir und mir wohl geht,
„Wenn unser jung frisch Leben
„In Freud' aufgeht!"

In Bernau-Außerthal zieht das Paar um 11 Uhr unter Vorantritt der Musik heim. Bevor aber die junge Frau ihr neues Heim betritt, macht sie mit der rechten Schuhspitze, in der ein Rosmarinsträußlein steckt, drei Kreuze vor die Hausthür. In Lauda (Tauberbisch.) sucht sie die Thüre zu öffnen, um den Mann in ihre Botmäßigkeit zu bekommen. Um St. Blasien, Bonndorf und Lenzkirch wird ebenfalls das Paar um Mitternacht heimgeführt, um dann, oft nachdem es sich erst die Öffnung der verschlossenen Thür erkauft hat, die Gäste im eigenen Hause mit Kaffee zu bewirten. Das eigentliche schwäbische „Niedersingen" d. h. das oft derbe zu Bett Singen des Paars durch die Burschen und Mädchen scheint abgekommen zu sein, es wurde um Freiburg schon 1810 verboten.[1]) Aber beim Kaffee treiben die Gäste

[1]) Frommann, Deutsche Mundarten 4, 112.

mancherlei Schabernack, doch wird dieser letzte Akt auch vereinzelt ernst genommen (S. 306). Wer von den beiden Eheleuten zuerst ins Bett steigt, führt nach Oberbalbacher Glauben das Regiment, muß dagegen in Suggenthal (Freib.), wo der Bräutigam nach dem Eintritt ins Haus der Braut den Schäppelkranz abnimmt, zuerst sterben. Auch dann läßt man das junge Paar nicht überall in Ruhe. So wird im Unterprechthal eine Stunde nach dem Bettgehn mit Melkkübeln, Sensen u. s. w. „Scharewares“ (Charivari) gemacht. In neuerer Zeit geht in einigen Ortschaften das Paar sofort vom Festmahl auf die Reise, in der Waldshuter Gegend wallfahrtet es wohl nach Mariä Einsiedeln, aber mit der Eisenbahn.

Die Hochzeit dauert namentlich im Unterlande oft mehrere Tage, z. B. in Liedolsheim (Karlsruhe) und Muggensturm (Rast.). Eine echte alte Hanauer Hochzeit dauerte mit ihrer Vorfeier eine ganze Woche. Der dreitägigen Hochzeit in Iffezheim bei Baden-Baden geht am Vorabend das Umherziehen singender Burschen voraus. Am Abend des ersten Tages beginnt schon das Überreichen von Geschenken. Dann wird ein Kranz an eine mit Lichtern versehene Schnur gehängt unter dem Sange: „Wir winden dir den Jungfernkranz“, wobei der Brautführer sorgen muß, daß sich der Kranz immerfort dreht. Am zweiten Tage ziehen die ledigen Gäste mit Handorgel und Gesang zum Hafner und kaufen das nötige Häfnergeschirr für das junge Paar. Vor dem Hochzeitshaus wirft dann Einer einen Hafen auf die Staffel, und wieder bringen die Gäste Geschenke, namentlich Getreide jeder Art. Im Wirtshaus tanzen Abends die Ledigen, um dann im Hochzeitshaus ein Nachtessen einzunehmen. Der dritte Tag wird der Aufzehrung der Reste und der Reinigung und Zurückgabe der entlehnten Geschirre gewidmet, und die jungen Leute sind nochmals lustig.

Der zweite Tag, der „Schlîfdi“ Schleiftag, wie er um Kehl heißt, dient in manchen Landschaften der Lust, wenigstens der Jugend, in andern dem Ernst, in wieder andern ist er zwischen Lust und Ernst geteilt. Weitverbreitet ist die Sitte, daß das Paar an diesem Tage in die Kirche zur Messe, zum Seelenamt, geht und darnach, z. B. in Reichenbach bei Gengenbach, auf die Gräber der verstorbenen Angehörigen. Aber man hält dann, z. B. in Ehrenstetten bei Frei-

burg, auch Abrechnung mit dem Wirte, der dann gewöhnlich ein Essen spendiert. In Kuppenheim (Rast.) wird der Erlös der Brautschuhversteigerung verzehrt. Doch auch eigentümlichere Bräuche kommen vor. Bis etwa 1885 ordneten sich in Weitenung (Bühl) am Nachmittag des zweiten Tages die Ledigen im Freien in eine Reihe hinter einander, die Burschen voran, die Mädchen hinter ihnen, manchmal auch bunt gemischt, alle durch Strohseile so zusammengebunden, daß sie sich frei bewegen konnten. Der gewandteste Bursche kam an die Spitze, ein anderer flinker, nicht eingereihter suchte nun ein Mädchen in der Reihe zu erhaschen, was durch schlangenartige Bewegungen des Zuges und durch geschicktes Eingreifen des vordersten verhindert werden sollte. Gelang aber der Fang, so durfte der Bursche eine Gunst von der Gefangenen verlangen. Nach dem Takt einer Ziehharmonika und dem Jubel der Schuljugend bewegte sich der Zug durch das ganze Dorf. Ein Burschenzug kriecht in Bötzingen wohl unter einen Stuhl, wird dabei vom zuerst durchgekrochenen Musikanten mit der „Wide" geschlagen, auch wohl auf den Rand des Hofbrunnens gezwungen und ins Wasser hineingerissen. Das ist der „Hexentanz", das „Hexenspiel" in Sexau, der „Groschen- oder Geisitanz" in Marzell bei Kandern. Die Teilnehmer erscheinen vom Markgräfler Land hinab bis zum Murggebiet oft in Masken. Auch im Hanauerland endete die Nachfeier mit einer Vermummung, und in Langenbrand bei Gernsbach maskieren sich die Burschen und Mädchen beim Grauen des zweiten Tages vollständig, die Mädchen schön und originell, ziehen singend und musizierend durch das Dorf und unternehmen auch wohl einen Ausflug ins Nachbardorf. In spaßhaftem Aufzug bringt man in Siegelsbach bei Mosbach die Aussteuersachen und in Linkenheim (Karlsruhe) gesammelte Eier, Frucht und Besen ins neue Heim. Eiersammeln am Tage nach der Hochzeit wurde schon 1484 in Freiburg verboten.[1]) Solcher Mummenschanz gehört nun wieder zu den alten Bräuchen der hochzeitlichen Nachfeier. In Hessen macht man da „Schampotasch" d. i. Jean Potage oder Hanswurst: ein Zug von jungen Burschen mit geschwärzten Gesichtern zieht früh durch das Dorf, jeder Schläfer wird geweckt und mit Strohseilen gebunden verkehrt auf ein Pferd gesetzt. Dann folgt das „Schenken"

[1]) H. Schreiber, Zur Sittengeschichte der Stadt Freiburg S. 5.

von Schiff und Geschirr. Ähnlich in Thüringen. Am zweiten oder dritten Hochzeitstage erschienen auch in der Mark verkleidete Männer, die Possen trieben und mit der Braut tanzten.[1]) Auf der Nachhochzeit wurden natürlich gern die Reste des Festmahls verzehrt, früher in Unzhurst das „Abschrötele" genannt.[2]) In Ettenheim nimmt man ein „Süreſſen", wonach die „Hochzitt usgspitzt" wird, d. h. man geht zu den Eltern des Hochzeiters, die auftischen müssen, was verlangt wird. Aber die eigentlich charakteristische Speise wurde und wird noch aus jenen gesammelten Eiern hergestellt, den Sinnbildern der Fruchtbarkeit, die man wohl dem jungen Paare an diesem Tage nochmals wünschen mochte. Nach dem Soester Daniel im 16. Jahrhundert wurde dem aus dem Bette aufgestandenen jungen Paare ein Hahn und Rheinwein dargebracht und eine Eierbrühe: „dat Eisupen well wi tosamen eten". Nach einer Polizeiordnung von 1573 wurde in Tirol am Tage nach der Hochzeit das „Ayrnschmalz" genossen, daher dort noch derjenige, der eine Nachfeier hält, der Eierschmalzer heißt. Auch in Nürnberg wurde schon im Mittelalter an diesem Tage ein Eierkuchen verzehrt. So wird noch in Sexau von dem possenhaften Zuge vor dem Wirtshause eine Eierspeise zurecht gerührt, und in Thüringen findet das Spiel um das „Eierschiet", ein Gebäck, statt. Auch die Römer hatten an diesem Tage ein Mahl, die sog. repotia, d. i. ein Nachtrinkgelage, die Griechen die Anakalypterien, an denen die entschleierte junge Frau begrüßt wurde.[3]) In andern Gegenden, namentlich wo die Höfe weit auseinander liegen, wird die Zeche erst am Sonntag, am „Zechsuntig" in Lehningen, berichtigt und damit ein vom Wirt spendiertes Mahl verbunden, das „Abletzen", wie es in Reichenbach (Gengenb.) heißt. An diesem Tag geht es noch oft sehr lustig mit Geschenken und Gedichten zu in den Bezirken Säckingen, St. Blasien und Todtmoos. Manchmal geht eine volle Woche oder einige Wochen darüber hin wie im Pfullendorfer und Überlinger Bezirk und in Oberschwaben, bis das Tanzvergnügen der „Schenke" oder

---

[1]) v. Düringsfeld a. a. O. S. 158. 159. Witzschel, Sagen a. Thüringen 2,240. Ztschr. d. V. f. Volksk. 5,129.

[2]) Vgl. Abschrot Schmeller B.W.[2] 2, 613. Grimm D.W. 1,210.

[3]) Jahrb. f. ndd. Sprachf. 1877 S. 128. Frommann, D.M. 4, 60. Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter N.F. 252. v. Düringsfeld a. a. O. S. 115. 160. Roßbach, Untersuch. S. 371.

„Zusammenkunft“ stattfindet. In Weinheim fahren die jungen Eheleute am Sonntag nach der Hochzeit mit ihren Geschenken auf bekränzten Bogenwagen zum „Tischrücken“, im protestantischen Heidelsheim bei Bruchsal besuchen sie am Sonntag nach der Hochzeit das Gotteshaus und feiern das nächste Abendmahl gemeinsam. An diesem Tage erscheinen sie in Tennenbronn (Trib.) zum ersten Mal in der Tracht der Männer und Frauen und nehmen in der Kirche die Plätze der Verheirateten ein, während die alten Jungfern und gefallenen Mädchen den letzten Stuhl der Ledigen innehaben. Eigenartig holt der junge Mann in Balzhofen (Bühl) seine Frau erst am Sonntag nach der Hochzeit im elterlichen Hause ab und führt sie ins neue Heim, nachdem sie von ihrer Mutter mit allerlei Lebensmitteln, auch Kaffee, ausgestattet worden, damit sie am Sonntag früh gleich „den Hausfrieden kochen“ kann. Dann zieht das Paar in die Kirche.

Im fränkischen Norden vom Taubergrund bis in den Bühler Bezirk und anderseits nach Oberhessen hinein bleibt die Braut noch 8 oder 14 Tage oder gar 4 Wochen zu Hause und zieht dann festlich, z. B. in Berolzheim und Hettingen, oder unbemerkt ins neue Heim, wie in Kappelwindeck (Bühl). Hier und in Neunstetten (Tauberbisch.) gilt es für unschicklich oder doch nicht vornehm, wenn die junge Frau sofort ihrem Manne folgt, sofort „zieht“. Auch das ist schon mittelalterliche Sitte[1]), die zusammenhängen mag mit der seit dem 5. Jahrhundert vorkommenden, nach Tobias 6,19 bestimmten Sitte der Enthaltung in den ersten drei Nächten, und vielleicht mittelbar mit der entsprechenden altindischen Enthaltungsregel. Aber die Beobachtung der Dreizahl, die im Böhmerwald, in der Oberpfalz und in Schwaben vorkommt[2]), findet sich in Baden, wie es scheint, jetzt nicht mehr, soll aber früher z. B. in Überlingen üblich gewesen sein.

Im südlichen Baden: im Klettgau, Bonndorfer und St. Blasier Bezirk wird weniger der möglichst lange Zusammenhang der jungen Frau mit dem alten Heim, als ihre möglichst frühe Eingewöhnung in das neue Heim betont. Vor Ablauf von 4 Wochen soll kein Eheteil

---

[1]) Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter N. F. S. 238.

[2]) v. Düringsfeld a. a. O. S. 146. Wuttke, Deutscher Volksaberglaube § 569. Winternitz, Altind. Hochzeitsrituell S. 87; vgl. L. v. Schröder, Hochzeitsbräuche der Esten S. 192 f. Oldenberg, Die Religion d. Veda S. 271.

zu den Eltern kommen; bezwingt die junge Frau so lange ihr Heimweh, die „Langezît“, so bekommt sie von diesen ein Leintuch, in Staufen (Bonndorf) sogar zwei. Kommt sie aber eher heim, nichts. Doch auch in Oberbalbach (Tauberbisch.) giebt man den Heiratenden ein „Gewöhnbrot“ mit, vor 6 Wochen dürfen sie die alte Heimat nicht betreten. Sind jene 4 Wochen aber verflossen, dann wurde auf der Baar ursprünglich von beiden zu Roß der Heimritt zu den Eltern genommen, und noch heißt dieser jetzt zu Wagen abgestattete Besuch die „Heirîte“, „Hoarîti“ um Donaueschingen und Bonndorf. Den ersten Besuch bei ihren neuvermählten Kindern machen die Eltern in Gersbach bei Schopfheim schon am folgenden Sonntag, in Griesbach erst nach vier Wochen. Wenn in Einbach bei Hausach die Eltern nach einigen Tagen mit der Aussteuer zum jungen Paare kommen, so kommen sie in Fußbach (Offenb.) erst nach vier Wochen auf Beschau. In Mühlenbach (Wolfach) machen die Eltern und die Geschwister zur jungen Bäuerin nach einigen Wochen den „Stubengang“.

Die badische Hochzeit besteht aus einer langen Reihe sinnvoller, in sich zusammenhängender Gebräuche, die der Mehrzahl nach altgermanisch, zum Teil sogar indogermanisch sind, zum geringeren Teile dem engeren deutschen oder süddeutschen Volkstume angehören, zum allergeringsten aber rein christlich oder kirchlich sind, wenn auch die Ehe jetzt den Katholiken für ein Sakrament und die kirchliche Trauung beiden Konfessionen für das Zentrum der ganzen ausgedehnten Festlichkeit gilt. Kein Brauch oder Fest zeigt die Mischung unserer Volkssitte aus den verschiedensten Bestandteilen deutlicher als die Hochzeit. Schon die Art der Anfrage bei der Werbung wird uralt sein, während die Art der Zustimmung oder Abweisung deutsch (S. 255), die B'schau aus der Siedelungsform der Einzelhöfe entstanden zu sein scheint (S. 256). Die Verlobung mit dem Handschlag und den eigenartigen Geschenken (S. 257) ist wieder ganz altdeutsch, wie auch sicher die Wahl der Trauzeugen, der Brautführer und Brautjungfern (S. 260), ja die Gälefrau finden wir auch bei den Römern und Indern wieder. In der Scham vor der Anwesenheit bei der Verkündigung mag zugleich noch ein Rest der Scheu vor einem ursprünglich fremden, erst späteren, kirchlichen Akt stecken (S. 263). Die Einladung (S. 265), jedenfalls auch altdeutsch, hat ihre süd-

deutschen oder badischen Sonderzüge, die Vorfeier (S. 270) bewahrt im Schäplehirsch (S. 272) wiederum höchst altertümliche Züge, die im Altertume auch bei anderen indogermanischen Völkern sich zeigen. Die Brautwagenfahrt (S. 275) kennen auch die Inder und Römer, dagegen das Vorspannen, die Hemmung derselben, nur die Südgermanen und ihre Nachbarn, in seiner ältesten Form namentlich die südlichen Alemannen. Die Tagwahl weist auf Ziu und Donar als die Schutzgötter der Hochzeit zurück (S. 280), der Gemeindecharakter der Hochzeit (S. 266, 268, 288) auf die altgermanische Gemeindeverfassung. Im Brautschmuck (284, 290) ist die rote Farbe indogermanisch, der Schmuck des Kopfes vielleicht von Italien eingeführt, das frei hangende Haar dagegen altdeutsch. Alt ist auch der Schuh und seine Ausstattung mit Abwehrmitteln und seine sonstigen Schicksale (S. 285, 310). Der Morgensuppe (S. 287) entsprechen wieder griechische und römische Gebräuche, das Schießen auf dem Wege des Brautpaars (S. 293) kennen auch die Inder, selbst das Besprengen desselben mit Wasser, beides als Schutzmittel. An alte Hirtensitte gemahnt das Vorantragen des Maien durch den Viehbuben (S. 250). Bis zum 12. Jahrhundert galt das alte Volksrecht der Verlobung unverkümmert, im 14. die priesterliche Trauung auch eines bäuerlichen Ehepaares schon als rechtlich besser, erst im 15. wurde der Schluß der Ehe als eines Sakramentes ganz der Geistlichkeit überlassen.[1]) Aber auch inmitten dieser kirchlichen Form ist die Vereinigung der beiden rechten Hände des Paares (S. 294) wieder indogermanisch, dagegen der Ringwechsel (S. 294) in Deutschland modern und fremd. Der vielfach mit diesen Handlungen verknüpfte Aberglaube ist größtenteils alt, namentlich die Dämonenfurcht. Schon im 14. Jahrhundert küßt die Braut das Meßbuch (S. 296). Das folgende Gebet für die Eltern scheint aus dem indogermanischen Gebet zu den Ahnen entstanden (S. 297). Der Wettlauf nach der Trauung oder dem Verlöbnis (S. 298) ist altgermanisch, wahrscheinlich auch der Glas- oder Weckenwurf der Braut (S. 300). Am merkwürdigsten thun sich als indogermanisch die drei Ehrentänze mit dem Siebensprung hervor (S. 300—305). Dazu gehört auch wohl das festliche Mahl, wobei der Brautkelch altgermanisch, das Schuhstehlen (S. 310) und das

[1]) Zeitschr. f. deutsch. Altert. 2, 552. 554.

Maieneinbringen (S. 310) vorzugsweise altfränkisch ist, das letzte hie und da stark verchristlicht. Zur Kranzabnahme, zur Heimführung der Braut, gehört ein Ehestandslied (S. 311, vgl. S. 242), der altdeutsche Hîleich, der griechische Hymenaeus. Die Erscheinung der Köchin und das Gaben (S. 313) haben einen tieferen Hintergrund. Der Nachfeier am 2. Tage (S. 318) entsprechen die griechischen Anakalypterien und die römischen Repotia.

IV. Das häusliche Leben.

Die Hochzeit ist vorüber, die jungen Eheleute haben ihr Heim bezogen. Dieses bedeutet in der Regel für sie auf dem Lande viel mehr als in der Stadt. Denn sie wechseln ihr Heim gewöhnlich nicht; nicht nur begründen sie darin ein neues Leben, sondern sie leben es auch darin aus. Nicht nur vom gegenseitigen Verhältnis der Beiden und vom eigenen Charakter, sondern auch vom Charakter des Hauses, seiner Lage, Gestalt und seinen früheren Schicksalen ist die ganze Zukunft der neuen Familie abhängig. Schon ein vergleichender Blick vom mächtigen Bauernhause hinüber zur engen, hüttenartigen Häuslerwohnung lehrt, wie fühlbar sich auch auf dem Lande der Rang- und Vermögensunterschied macht. Und auch davon abgesehen, — das eine Paar schaltet auf seinem Hofe oder Häusle oder in einem aus wenigen zerstreuten Höfen bestehenden „Zinken" weitab von der Heerstraße, das andere nistet in einer lebhaften Dorfgasse; dem einen verrinnt ein Jahr nach dem anderen oben im Schwarz- oder Odenwalde mit seinen rauhen Mühsalen und Reizen, dem andern in der fruchtquellenden milden Rheinebene. Aber noch manchen eigentümlicheren Einflüssen unterliegt das badische Hauswesen auf dem Lande, denn hier hat es sich in die mehr alemannische, dort in die mehr fränkische Bauart zu schicken. Am allertiefsten greift aber die ganze Wirtschaftsweise in das häusliche Leben ein. Denn wenn in der Kindheit die Pflege, in der Jugend das Spiel und die Schule, im erwachsenen Alter die Einzelarbeit und die Liebe die Grundtöne anschlagen, nun, während der vollen Reife des Lebens, geht Alles in die Elternpflicht und in die Wirtschaft mit all ihren Freuden und Sorgen auf.

In Baden stehen zwei Hauptordnungen der Wirtschaft einander gegenüber, die kleinen teilbaren Güter der oberrheinischen Tiefebene,

die aber auch in den beiden Hügelländern und im Odenwalde und im südlichen Schwarzwalde vorkommen, und die gesetzlich unteilbaren geschlossenen Hofgüter des größten Teils des Schwarzwalds, denen sich aber in den beiden Hügelländern und den alten Markgrafschaften der Rheinebene zahlreiche bloß nach dem Herkommen geschlossene Hofgüter anschließen. Dort herrscht das badische Landrecht, das das nachgelassene Gut unter alle Erben verteilt, hier das Anerbenrecht, das, in 15 Amtsbezirken des Schwarzwalds 1898 von Neuem zum Gesetz erhoben, den Hof dem jüngsten Sohne, bez. der ältesten Tochter zuweist[1]). In anderen Ortschaften wie um Tauberbischofsheim, z. B. in Messelhausen, und um Bonndorf, z. B. in Weizen, pflegt der älteste Sohn den Hof zu bekommen. Bei der Übergabe des ungeteilten Hofes an Einen, den jüngsten oder ältesten Sohn, werden die Geschwister mit Geld abgefunden und pflegen das Wohnungsrecht auf dem Hofe zu behalten. Diese beiden einander entgegengesetzten Erbrechte sind für die Wirtschaft und das häusliche Leben in ihren Gebieten entscheidend geworden. Das eine hat im Ganzen viele kleine, aber darum um so fleißiger bearbeitete, ausgiebigere Güter geschaffen, sie aber auch oft maßlos zerstückelt, so daß das Gesetz Halt gebieten mußte mit der Bestimmung, Acker- und Wiesenland dürfe nur bis auf ein viertel Morgen, Rebland und Handelsgewächsboden nur bis auf ein achtel zerteilt werden. Das andere Erbrecht erzielte zwar die Zusammenhaltung der Hofgüter, konnte aber häufig nicht deren Verschuldung verhindern, weil der Hoferbe, das sogen. „Vortelskind", oder, wie er in Schapbach heißt, der „Hofengel", nicht nur die Geschwister abzufinden und zu beherbergen, sondern auch für das oft drückende „Leibgedinge" der Altenteiler zu sorgen hatte. Die neuen Gesetze suchen zwar die Gefahr der Zwangsverschuldung zu schwächen. Aber auch die „Vorteilsgerechtigkeit" d. h. das Recht, zu verlangen, daß dem Erben das Nachlaßgut durch „Kindskauf", zu einem „kindlichen Anschlag" d. h. unter Abzug von $^1/_{10}$—$^1/_4$ der gewöhnlichen Taxe überlassen werde, auf daß „der Stammen sein Fortkommen habe und erhalten bleibe", bewahrte gar viele Geschlechter nicht vor dem Untergang oder dem Verlust des Hofes. Dieses eigen-

[1]) Dieses Jüngstgeburtsrecht ist in Deutschland viel weiter verbreitet, als J. Grimm in seinen Rechtsaltertümern S. 475 ahnen läßt.

tümliche Anerbenrecht wurde für urdeutsch gehalten, aber wir finden in den meisten älteren Stammesrechten keine Spur davon. Im Gegenteil, um 1300 ist das bäuerliche Grundeigentum in vielen Landschaften in Viertelhufen zersplittert. Erst seit dem Ende des Mittelalters wird bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts das Anerbenrecht in Deutschland immer mehr herrschend. In der Ortenau blieben im 14. Jahrhundert die Erben, ohne zu teilen, im Besitz zu gesamter Hand auf dem Erbgut sitzen, in einer Hausgenossenschaft, die aber im 15. Jahrhundert zum Verderben der Wirtschaft zerfiel. Auf dem entlegensten Zinken, den Schottenhöfen im Harmersbacher Gebiet, hören wir 1450 zuerst von einem Rückschlag, von einer Abfindung der Geschwister, damit der Hof nicht geteilt zu werden brauche. Im Thalbuch von 1563 gelangte man im Hauptthal, in Harmersbach, zu der gleichen Ordnung, daß der jüngste Sohn oder anderenfalls die älteste Tochter den Hof erben solle.[1])

In beiden Rechtsgebieten findet wie in vielen deutschen Ländern die Übergabe seitens des Bauern an die Erben oder den Anerben schon zu Lebzeiten des Erblassers statt, meist bei der Heirat des oder eines Erben. Beliebt sind im Schwarzwald wie in der bayrischen Rheinpfalz die sogen. „Kreuzheiraten" zwischen wohlhabenden Familien, um durch die Mitgift einer Hoftochter dem Anerben die Erfüllung seiner eben erwähnten Pflichten zu erleichtern. Dabei kommt es in manchen Dörfern zu einer höchst schädlichen Inzucht. Auch hat es sich z. B. im Kinziggebiet nicht als Wohlthat erwiesen, wenn Bauern so große Höfe haben, daß sie die Bauern- oder Waldfürsten spielen können, wie Hansjakob sie in seinen Erzbauern schildert. Zwar hatten die Revolutionsjahre 1848 und 1849 und die ersten fünfziger Jahre mit ihren kalten Wintern und nassen Sommern vielen Bauern Verderben gebracht, aber ihr üppiges Leben noch mehr. Da hielt sich der Vogtsbur im Kaltbrunn eine schön uniformierte Bürgergarde mit einem Musikkorps von 25 Mann und ließ sich von einem Stuttgarter Hofmaler als Major auf einem prächtigen Fuchsen darstellen, führte ein kostbares Badeleben in Rippoldsau und verkehrte am liebsten mit Fürstlichkeiten. Noch vornehmer trieb es in Wildbad der Bauer am

[1]) Vgl. Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds 1, 298. Buchenberger, Grundzüge der deutschen Agrarpolitik S. 16.

Wildsee, dessen Hof jetzt verschwunden ist. Von den zwölf Waldhöfen aber, die der Kaltbrunn umfaßte, bestehen nur noch vier, alle andern sind im Lauf der letzten fünfzig Jahre in den Besitz der Fürsten von Fürstenberg gekommen, viele Höfe rings umher in Kapitalistenhände. Denn der Bauer verkauft lieber an einen Juden als an seinen Nachbar, dem er eine Besitzvergrößerung durch den Verkauf des eigenen nicht gern gönnt.

Bei jenen Heiratsverträgen wird mit den Eltern ein Leibgedings- oder Übergabevertrag abgeschlossen und ins Grundbuch des Dorfes eingetragen, und den Geschwistern steht im Anerbenrechtsgebiet das Wohnungsrecht und manchmal auch eine Art Leibgedinge zu. Man erkennt daraus, wie das häusliche Leben des jungen Paares in seinem Heim auf die mannigfachste Weise beeinflußt ist.

Mit „Schiff und Geschirr“, Vieh, Feld und Wald tritt der alte Bauer dem jungen seinen Hof ab und geht mit seiner Frau um Überlingen und Meßkirch auf die „Pfrund“, „Pfrond“, in die „Pfründnerei“, wie sie auch auf der schwäbischen Alb und am bayrischen Lechrain sagen. Sie beziehen also eine Pfründe, gewisse Abgaben an Lebensmitteln und auch an Geld, und bewohnen ein Nebenhaus, einen Spicher, ein Pfründnerhaus, „eine Pfründnerei“. Die „Pfrähnder“, heißt es in Heimstetten (Meßk.), haben „lebtägiges“ Wohnungsrecht, das sich aber bei bescheideneren Verhältnissen, namentlich bei Zerteilung des Gutes unter verschiedene Erben, nur auf ein Nebenstüble und etwa noch einen guten Platz am Ofen in der Wohnstube erstreckt. In Unterlenzkirch kommen alle drei Formen, auch die des einfachen Zusammenwohnens vor. Weiter verbreitet in Süd- und Mittelbaden ist die Bezeichnung Leibgeding, Lîbdi(n)g, um Säckingen, auch Lîbniß Nutznießung, und die Alten sitzen im Spicher, wie auch das Haus niederdeutscher Altenteiler heißt, im Hüsle, im Stöckle, wie es nach Schweizer Art um Freiburg genannt wird, einem besonderen Häuschen, oder auch im zweiten Stock, wie z. B. in Weilheim (Waldsh.) und in Schwarzach (Bühl), oder wiederum im Hinterstüble z. B. in Nordrach (Offenb.) und Moos (Bühl). In Ortenberg (Gengenb.) besetzen sie den „Erker“, ein auf dem Kellereingang oder Waschhaus aufgebautes Zimmer. Auf der Baar saßen sie früher im „Hinterofen“ oder „Tempel“, wo sie noch Lucian Reich auf einem Bilde zu seinem Hieronymus zeigt. Weiter

nördlich von Oberkirch und Oppenau heißt das Leibgedinge Auszug, und z. B. in Lautenbach weist man den Eltern eine Stube oder ein „Uszugshus" an. In Waldulm (Achern) spricht man vom Austrag und noch weiter um Rastatt und Karlsruhe von „Vorbehalt" oder „Aushalt". Aber von hier bis zur Nordgrenze, bis Laudenbach (Weinh.), gebraucht man auch den in Deutschland verbreitetsten Ausdruck „Altenteil".

Der alte Bauer geht oft mit Widerwillen an diese Übergabe, denn wie er im holländischen Drenthe meint: „Men moet sik niet uitkleeden, voor (bevor) men to Bedde gaat", so denkt er genau ebenso in Thüringen und in Gengenbach: „Man soll sich nicht eher ausziehen, als bis man ins Bett liegt." Und in der That hat das Leibgeding sich weder in wirtschaftlicher, noch in sozialer und moralischer Hinsicht voll bewährt, es wird mit Recht ein „bös Ding" genannt, böse für die Alten wie für die Jungen. Wenn etwa ein günstiger „kindlicher Anschlag" dem Sohn die Übernahme erleichtert, so pflegt der Leibgedingsvorbehalt um so übermäßiger zu sein und, da der Übergeber oft noch in kräftigem Alter steht, noch nicht 60 Jahre alt ist, drückt jener oft lange. Wenn Manche sogar in diesem Verhältnis einen wirtschaftlichen Krebsschaden der Hofgüter erkennen, so ist das begreiflich. Man lese nur folgenden beliebig herausgegriffenen Vertrag.

Nach dem Grundbuch der Gemeinde Burg bei Freiburg muß ein mittlerer Hof dem Leibgedinger außer der Wohnung 1. jährlich 40 Sester Roggen, 10 Sester Hafer, 10 Sester Weizen leisten, mit dem Rechte, alles zu mahlen in der zum Hofe gehörigen Mühle. 2. Der Leibgedinger hat das Recht, die zweitbeste Kuh im Stall zu melken oder eine eigene Kuh zu halten, die der Übernehmer gut füttern und melken muß und, wenn sie keine Milch giebt, so muß dieser täglich 2 Liter süße Milch liefern, 3. ein Immenhaus nach Wahl, 4. das Recht, ein Schaf nebst zwei Jungen zu halten, 5. genügend Holz und Wellen zum Feuern und Kochen, 6. jährlich 10 Pfund Reisten (S. 268), 7. beim jedesmaligen Schlachten ein Hohrückenstück, ein Rippchen, eine Kuttel und zwei Würste, 8. die Streu für eine Kuh, ein Schwein und die Hühner, sowie das Weid- und Hüterrecht für sie. 9. Der Übernehmer hat den Übergebern das Holz heimzuführen, klein zu machen und aufzubeugen, ihr Brot zu backen, ihr Tuch zu bleichen und über-

haupt Alles zu thun, wozu sie selbst nicht fähig sind, auch das Fuhrwerk für das Feld und für auswärts nach Bedarf zu stellen. 10. Die Übergeber sind in alten und kranken Tagen zu verpflegen und haben das Recht, sich in der unteren Stube aufzuhalten. 11. Sollten sie wegen großer Zerwürfnisse das Wohnungsrecht aufgeben, so hat ihnen der Sohn auf zwei Stunden Weges das Leibgeding in eine andere Wohnung nachzuführen. 12. Statt des Schweinestalls können die Übergeber auch sofort ein Mastschwein fordern. Anderswo, z. B. in Reichenbach (Gengenb.), ist noch ein Hektoliter Wein, 5—6 Liter Kirschwasser und Obst ausbedungen. In Untermutschelbach (Durl.) ist auch ein Sester Mohnsamen nicht vergessen. In Oberglashütten wird wohl außer den Lebensmitteln ein „Notpfennig“ von 800—1000 Mark und das sogenannte „Fronfastengeld“ zur Befriedigung anderweitiger täglicher Bedürfnisse festgestellt. In Neusatzeck besteht der „Auszug“ in etwa einem Viertel des Hoferträgnisses, wie auf der oldenburgischen „Geest“. Anderswo wird ein mittleres Leibgeding auf jährlich 400—600 Mark berechnet wie in Ostpreußen. Auch geht es meistens nach Ableben eines Gatten, wie auch um Freiburg, fast ungeschmälert auf den überlebenden Eheteil über, was hier und dort häufig Unfrieden verursacht. In Kollnau (Waldk.) wird auch die Zeit des Aufenthalts der Alten in der Wohnstube und der Platz auf der Ofenbank genau bedungen, und in welchen Teil des Waschzubers die Wäsche gebracht und in welchem Teile des Backofens das Brot gebacken werden muß. Haben die Alten ihr eigenes Leibgedinghaus, so wird viel Streit vermieden, der gewöhnlich im gemeinsamen „Holzwinkel“, in der Küche, ausbricht. Auch wird z. B. in Waldulm (Achern) der „Austrag“ von den jungen Leuten oft nicht gehalten und führt dann ebenfalls zu bittrer Feindschaft.

Zum wirtschaftlichen Schaden gesellt sich also auch ein sittlicher. Es ist doch traurig, daß die Pfründner z. B. um Meßkirch allgemein für „unwert d. h. lästig gelten“, man sogar scherzen hört: „Pfründnerhirte sein ist die leichteste Arbeit, denn wenn man auch am Abend einen verloren, Niemand wird ihm nachfragen“. Auch um Radolfzell gilt das Los der Alten für beklagenswert. Es soll nach Hansjakob vorkommen, daß der Sohn um ein baldiges, seliges Ende für den Vater, den Leibgedinger, betet, und in der Bedrängnis mag wohl

einmal auch eine Gewaltthat aus diesem drückenden Verhältnis aufwachsen.

Aber das Leibgedinge hat auch freundlichere Seiten. Da geben z. B. in Schutterwald sich die Eltern gern zufrieden, wenn ihnen die Jungen später vielleicht notgedrungen etwas abziehen, und helfen ihnen mit fleißiger Arbeit. Oder den Eltern wird, wie z. B. in Reichenbach (Gengenb.), statt der Naturalien eine Geldsumme geleistet, oder die Eltern geben z. B. in Betberg (Staufen) den verheirateten Kindern nur etwas Land „zu Nutze“, dürfen aber vor dem 65. Jahre nicht austeilen. In Mingolsheim (Bruchs.) teilen die Eltern noch bei Lebzeiten zwar alles Übrige aus, behalten sich aber einige Äcker, die „Aushaltäcker“, zum Unterhalt vor. Überhaupt wickelt sich in den Gegenden, wo das Gut geteilt wird, das Leibgedingwesen durchweg glatter ab als im Anerbenrechtsgebiet, wie auch z. B. im Regierungsbezirk Kassel, wo dieselben Verschiedenheiten herrschen, beobachtet worden ist.[1]) Günstig greift namentlich im Unterlande die Almende ein; z. B. in Hemsbach an der Bergstraße, wo die Almend fast ein Drittel der ganzen Gemarkung einnimmt, bietet diese den Ortsbürgern den „Bürgergenuß“, der mit dem Alter zunimmt. Im 60. Jahre wird in der Regel der Almendgenuß der obersten Klasse angetreten, die Almendberechtigten pflegen dann ihren eignen Besitz an ihre Kinder abzugeben, nehmen Wohnsitz und Unterhalt bei diesen, „werden um die Almend gehalten“ und beteiligen sich an den leichteren Feldarbeiten. So hat denn auch mancher Leibgedinger und manche Leibgedingerin von ihren Kindern mehr als die vertragsmäßige Wohnungs- und Unterhaltsgewährung, sie genießen aufmerksame Pflege und treue Liebe. Da ist ihr Heim behaglich ausgestattet, und jedenfalls hat der Großvater den besten Sitz auf der Ofenbank oder gar einen eigenen Großvatersessel, und der Großmutter ist die erfreuliche Zucht der bunten Blumen im kleinen Hausgarten überlassen. In den meisten Orten um Durlach, Bruchsal, im Kaiserstuhl hat das Leibgedingwesen völlig oder fast völlig aufgehört, und mit ihm mancher Segen, aber in mehr Familien mancher Unsegen für Eltern, Kinder und Kindeskinder.

Das Anerbenrecht bringt manches junge Bauernpaar nicht nur zu den Eltern, sondern auch zu den Geschwistern in eine schwierige

[1]) Bäuerl. Zustände in Deutschland. Schriften d. Ver. f. Socialpolitik 1,1883, 117.

Stellung. Denn die ledigen Geschwister des Hoferben pflegen auf dem Hofe das Wohnungsrecht zu behalten. In Linach (Villingen) scheint „z'Herwet sî" d. h. zur Herberge sein das Leibgeding zu bedeuten, wofür man im Egerland sagt: „in der Herbing oder Herwet sein". Häufiger aber wird jenes Wohnungsrecht der ledigen Geschwister, das ebenfalls im Ehevertrag „verschrieben" steht, das „Herbetsrecht" genannt, so um Freiburg und Waldkirch. In Gutach (Waldk.) ist damit auch manchmal ein kleines Leibgedingsrecht verknüpft, indem die Herbetsleute gewisse Abgaben von Frucht, Eiern, Speck und Milch beziehen. Nach dem badischen Anerbenrecht werden nun die älteren Geschwister gewöhnlich zeitlebens Knechte oder Mägde auf dem Hofe des Jüngsten, von denen der älteste ledig gebliebene Sohn oberhalb Freiburg im Gegensatz zum Buur der „Leibsitzer" heißt. Wie wunderbar! Der Jüngste wird als „Buur" gleichsam zum Patriarchen des Hofes, und gerade dieser patriarchalische Charakter mildert das Dienstverhältnis der Art, daß daraus wieder thatsächlich eine alte Hausgenossenschaft wird, fast als ob die Geschwister zu gesamter Hand auf dem Erbgut säßen. Am Oberrhein um Säckingen und Basel hält man gern diese ledigen Geschwister an seinen Tisch und hindert sie möglichst am Heiraten, um sie, wie man sich grob ausdrückt, „ins Hus z' metzge". Aber viele ziehen doch vor, das Haus zu verlassen, zu heiraten und als Tagelöhner in einem „Berghüsle" sich niederzulassen. Namentlich auf dem Hohen Schwarzwald zwischen dem Feldberg und dem Kinzigthal sind, inmitten des herrlichen Waldreichtums, aus solchen selbständig gewordenen Brüdern des Hofbauern Meister der verschiedenartigsten Holzindustrie erstanden und mit ihren Werken weit in die Welt hinausgekommen.

Das Verhältnis des Bauernpaares zu den dienenden Geschwistern scheint sich trotz seiner Jugend durchweg besser zu gestalten, als zu den Eltern. Da wirkt alte Freundschaft und Bekanntschaft freundlich ein, sowie auch der Umstand, daß auf dem Lande in der Regel alle, auch die nicht verwandten Dienstboten trotz mancher neueren Lockerung des Dienstverhältnisses noch immer viel enger mit der Familie verknüpft sind, als in der Stadt, beim Essen, bei der Andacht und Lustbarkeit, beim Tanze, beim Kirchgang, und vor allem bei der Arbeit. Der Herr heißt Buur, und mit Stolz erinnert er an den Tag, wo er

„Buur wore isch“, und man fragt nach ihm: „wo isch der Buur?“ Er heißt aber anderswo auch der Meister oder der Wirt, die Herrin Büri(n) oder Wirtin. In Graben (Karlsruhe) und Dertingen (Wertheim) heißen beide Vetter und Bas, wie Baas in Saarwerden, Bäsi in Baselland und Bäsel im Württembergischen. „Wo isch Er“ fragt man in Ettenheim die Frau im Hause. „Sie isch nit derheim“ sagt der Mann dem Besuch. Im Odenwald sagen die Eheleute zu einem Dritten nicht „mein Mann“ oder „meine Frau“, sondern nur „Meiner“, „Mein“ oder auch nur „Er“ und „Sie“. Der Bauer übernimmt auf den geschlossenen Höfen z. B. des Kinzigthals das Gut meist jung, im Alter von 21—25 Jahren, seine Lebensgefährtin ist selten viel jünger als er, ja oft ist sie älter und nicht selten mit 40 Jahren alt, denn meistens hat sie viel Kinder und, wenn sie in Feld und Wald nicht so schwer schafft, wie der Bauer, so hat's der doch bequemer als sie, denn sie schafft unablässig, in der Stube, der Küche, im Kuh- und Schweinstall, im Garten und wohl auch noch im Felde. In den Kleinbetrieben der Industriebezirke sowohl des Waldes wie der Ebene übernimmt sie sogar das Pflügen und Mähen.

Wie die Beiden zum eigentlichen Gesinde: den Ehehalten (Ealten), den Völkern, dem Volk und Völkle (S. 131) stehen, ist zum Teil schon beim Bündelis- oder Wandertag (S. 197) bemerkt, bei der Antrittszeit der Dienstboten, die gewöhnlich auf und zwischen Martini und Lichtmeß, meistens um Weihnachten fällt. Das Dingen geschieht oft 5, 6 Monate vor dem Ziel, z. B. um Tauberbischofsheim. Auch oberhalb Freiburgs z. B. werden sie schon im Sommer, meist in der Ernte gefragt, ob sie bleiben wollen. Geschieht die Frage nicht, so wissen sie, daß sie nicht von neuem gedungen werden. Die Herrschaft schaut sich dann bereits nach Anderen um. In Maisach (Oppenau) werden die Völker wohl schon zu Pfingsten gedungen, eine Unsitte, die häufig zum Vertragsbruch führt. Um den zu hindern, zahlt der Bauer beim Dingen etwa 3 Mark als „Hand-, Haftgeld“ oder „Hafting“ (im Südosten), dessen bauländischer Name „Weingoff, Weiguff“ noch an den alten Weinkauf oder Bekräftigungstrunk erinnert, wie denn auch der Handschlag dabei nicht zu fehlen pflegt. Bricht der Gedungene den Vertrag, so muß er doppeltes Reugeld zahlen. In Berolzheim werden die Gedungenen, auch wenn sie noch nicht den

Dienst angetreten haben, schon so sehr als Hausgenossen betrachtet, daß sie zu Weihnachten oder Neujahr ein Geschenk erhalten. Das Verdingen geschieht wohl noch in weit bekannten Wirtshäusern, wie in Kirchhofen (Staufen), und geschah früher auf dem Kathreinmärkt in Hornberg und dem Kuchenmärkt von Wolfach. Hier traktierte der Bauer im Hirschen die bei ihm bleibenden wie die frischen Völker um so reichlicher, als um die Zeit des Kuchenmärkts der „Sautod" umging, d. h. die meisten Schweine von Privatleuten geschlachtet wurden. Zuweilen wird ausgemacht, wie viel Trinkgeld der Dienstbote beim Verkauf eines Stückes Vieh zu erhalten hat. Im Markgräfler Land wird vielfach auf 14tägigen oder gar auf Wochenlohn gemietet, aber auf den größern Gütern meist auf ein Jahr. Früher traten die Dienstboten im Bauland ins Haus ein mit dem Spruch: „Glück ins Haus, Unglück naus," und noch schließen sie in Wagensteig (Freib.) beim Antritt die Thür rückwärts, um beim neuen Meister kein Heimweh zu bekommen. Wie den Abtretenden, spendet den Ankommenden der Bauer in Aschdorf und Weizen (Bonnd.) einen Laib Brot, das Weihnachtsbrot. Die Löhne sind sehr verschieden nach Höhe, wie Art. Die Geldlöhnung dringt in der Ebene rascher vor als im Gebirge, namentlich die der Knechte. Aber noch immer erhält z. B. in Siegelau (Waldk.) der Oberknecht für ein Jahr zu seinen 300 Mark 2 Paar Zwilchhosen, 2 Hemden, 1 Paar Stiefel, 1 Paar Sohlen und eine Werktagsjoppe, außerdem das Recht, ein Schaf auf des Bauern Weide zu treiben, die Obermagd zu 200 Mark 1 Sonntags- und 1 Werktagsrock, 2 Paar Schuhe und 1 Paar Sohlen. Die andern Dienstboten müssen sich mit einer niedrigeren Summe und einer „einfachen Zubehör" begnügen. In Zarten (Freib.) wird die Löhnung für Knecht und Magd auf nur 200, bez. 100 Mark angegeben. Auf größern Höfen besteht das Gesinde, z. B. in Zarten, aus dem Knecht, dem Rosser, dem Futterer, der Magd und der Untermagd; sie heißen auch wohl Ober-, Unter-, und Drittknecht, Ober- und Untermagd und haben noch unter sich einen Hirtenbuben und ein Hirtenmädle. Jedes hat seine bestimmte Arbeit und bei gemeinsamem Werk, z. B. beim Mähen, seinen bestimmten Platz und Anteil. Mit dem Knecht bespricht sich in Zarten der Bur, der sonst nicht regelmäßig mitarbeitet, über die vorzunehmende Arbeit. Der Knecht führt die anderen Dienstboten bei der

Arbeit an und beschließt das Tagewerk. Er eröffnet auch das Tischgebet, sitzt am Tisch zu oberst und nimmt von allen Speisen zuerst. Legt er seinen Löffel nieder, so hören auch die andern auf. Die Magd steht morgens zuerst auf, trägt das Essen auf und besorgt das Backen, steht überhaupt der Bäuerin in den Hausarbeiten zunächst. Die Untermagd trägt das Essen wieder ab, führt die Kühe zum Stier und die Schweine zum Eber. Der Stall wird von den Mägden gereinigt und der Misthaufen regelrecht angelegt, bei der Feldarbeit steht die Magd am andern Ende der Dienstbotenreihe. Es wird behauptet, was wohl nicht allgemein giltig ist, daß der Kinzigthaler Bauer die wichtigsten Arbeiten allein verrichte: das Säen und Viehfüttern und bei den schwersten: dem Mähen, Rüttibrennen und z'Ackerfahren vornan stehe. Anderseits scheint manche Wirtschaft, obgleich sich die einzelnen Familienmitglieder mit einer gewissen Geschäftigkeit darin bewegen, mit Arbeitskräften übersetzt.

Fünfmal am Tage wird gegessen, — denn „dreimal warm und zweimal kalt" hat unser Herrgott eingesetzt, meinte eine Alte bei Pforzheim, die über einen Geizhals räsonnirte, — in der Frühe eine Suppe; „z'Nüne" um Neun ein Frühstück etwa von Brot und nicht überall Speck, der je fetter, desto begehrter ist; Mittags Kartoffeln und Gemüse, namentlich saure Weißrüben oder saures Weißkraut und Salat oder ein Mehlbrei; „z'Obed" um 4 Uhr ein Kaffee mit Brot, das „Zunneressen" im Odenwald, und „z'Nacht" Kartoffeln oder dergleichen. In besseren Häusern kommt nur Dienstag, Donnerstag und Sonntag Fleisch oder Speck, an den sog. Fleisch- oder Specktagen, in ärmeren vielleicht nur an den vier Hauptfeiertagen auf den Tisch. In Müllheim unterscheidet man Sonntag und Donnerstag als Fleischtage von den Mehltagen Mittwoch und Samstag.

Der Bauer kauft Rindfleisch fast nur, wenn er krank ist oder wenn eine Notschlachtung im Dorfe stattfindet oder der Speck ausgeht. Aber das Schweinschlachten etwa im Dezember, in großen Haushaltungen auf Kirchweih, Weihnacht, Fastnacht und Ostern ist ein jährlich wiederkehrendes Hausfest. In Wolfach geht der „Sautod" um die Zeit des Kuchenmarktes um, und wenn der Metzger den Speck aufschneidet, wird da und dort den umstehenden Nachbarn ein Glas Kirschenwasser gereicht und darauf von ihnen „Glück zum Speck

gewunschen". Am Dienstag oder Donnerstag oder auch am Donnerstag oder Samstag schlachtet man, jedenfalls beim „über sich", nie „beim unter sich gehenden" Mond, damit der Speck nicht auslaufe. Wenn der Metzger in Hettingen den Schwartenmagen füllt, schickt er wohl einen Knaben oder gar einen einfältigen Erwachsenen in ein Nachbarhaus, um den „Zweck" zu holen. Dieser erhält dort ein zugespitztes Stäbchen und wird, wenn er damit zurückkommt, von allen ausgelacht. In Münchingen (Bonnd.) wurde noch vor 20 Jahren beim Sieden des Brühwassers ein alter Besen verbrannt, um Hexen zu verscheuchen.

Der Bauer aber schickt den Nachbarn und Freunden die „Metzgete", die Metzelsuppe, die aus kleinen Kochwürsten besteht, in Berolzheim „en Milchhofe Gretelsuppe un e Bäärle (Paar) Wörscht", wogegen er im Kinzigthal[1]) die „Brotwürst" für sich oder Stadtbesuche behält, oder er ladet diese zur Metzelsuppe ein. Diejenigen, die nicht geladen sind und doch erscheinen, heißen in Menningen „Metzgerludi". Die „Metzgada" besteht in Lienheim (Waldsh.) aus Brotsuppe (Dünkele) oder Wurstsuppe, Blut- und Leberwürsten mit Bratkartoffeln, Kopfstücken und Hohrücken mit Sauerkraut und zuletzt Braten mit Salat oder Äpfelstückle; dazu Wein und Most. Gewöhnlicher ist es ein einfaches Würstle- und Kessel- oder Quellfleischmahl, das aber vom „Würstlisingen" verklärt wird. Junge Leute oder gewöhnlicher die Nachbarskinder dringen verkleidet z. B. als Scheerenschleifer oder Pfannenflicker ins Haus, z. B. in Büchenbronn (Pforzh.) oder um Bruchsal, hier mit dem Spruch: „Würstle raus, Würstle raus, 's isch e brave Frau im Haus." Nach einigen Späßen erhalten sie Würste und Most. Wenn nicht, so wird die geizige Frau ausgeschimpft. In Waldprechtsweier (Rast.) lautet ihr Lied:

„Es stehen drei Schette hinter dem Herd,
„Die Frau im Haus ist aller Ehren wert.
„Dem Hausherrn (N),
„Er trinkt keinen Wein, er ist gut (?),
„Es ist ein seidner Faden ums Haus
„N. gieb's Würstel raus.
„Ich stehe auf einem kalten Stein,
„Gebt mir ein Würstel, dann geh' ich heim."

---

[1]) Hansjakob, Bauernblut S. 62.

In Mettenberg (Bonnd.) wird ein Lied gesungen, das in der Schilderung des gemetzgeten Schweines einigermaßen mit dem Schweizerischen Würstleinsingen[1]) übereinstimmt:

„Wa (was) esset er z'Obet, wa esset er z'Nacht?
„Wa hänt er mit euem Süli (Schweinchen) g'macht?
„De Metzger hät e Zipfelkappe,
„J hanen g'seh ums Eck umegnappe.
„De Metzger hätt en g'schliffne Stahl,
„Leer isch wore de Süstall.
„'s Süli hät en hoche Burscht,
„Gönnt is (gebt uns) au e Leberwurscht.
„Aber nur ka kleine,
„Lieber zwo für eine.
„'s Süli hätt e Schnörre,
„Dönt is doch au g'höre.
„'s Süli hätt au krumme Bai(n),
„Gömmer au, so chumm i hai(m).
„Nu kaini sure Räbe,
„Suscht duni dra verderbe.
„'s Süli hätt e Niere,
„Lömmi (laßt mich) nit verfriere.
„s' Süli hätt e Rigeli,
„Bloset mir is (ins) Füdeli."

Im Wolfacher und Harmersbacher Thal und auch in Siensbach (Waldk.) ist das „Säckle- oder Häfelestrecken" beliebt. Ein Nachbar befestigt ein Säcklein, Korb oder Gefäß an eine lange Stange, legt einen Zettel hinein und streckt im Dunkeln die Stange zum Fenster des Hauses hinein, in dem geschlachtet wurde. Auf dem Zettel steht etwa:

„Guten Abend, ihr Metzgersuppenleut,
„Ich hab' erfahren, daß ihr habt geschlachtet heut
„Ein oder zwei Schwein',
„Da möcht ich auch dabei sein.
„Ein Stück Rippach,
„Daß ich kann klettern über Dach,
„Eine Bratwurst, die um den Stubenofen herumgeht,
„Ein Stück Speck
„Zwischen Kopf und Wedel weg,

[1]) Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 5, 388.

„Ein Stück Schunken,
„Damit ich kann nach Hause klunken,
„Eine Wurst von Schweineblut
„Schmeckt auch gut.
„Aber jetzt langt es, Hurrah!“

Gewöhnlich werden dann Würste und Fleisch ins Säcklein gesteckt, das der aus der Verborgenheit hervorspringende Säcklestrecker vergnügt heimträgt. In Langenbach (Wolfach) werden der Bitte auf dem Zettel auch Neckereien, ja Beleidigungen beigefügt. Wird ein solcher Säcklestrecker bei seiner Thätigkeit ertappt, so wird er nicht nur ausgelacht, sondern erhält auch Prügel. In Siensbach ist das Dichten, nicht aber das Strecken abgekommen. Vom obersten Hof im Glotterthal bei Freiburg wird der unverständliche Brauch berichtet: so lange Speck im Salz war, durfte im Hof kein Schuh geschmiert werden, sondern nur über der Grenze des Gutes, in diesem Falle also alltäglich im Winter auf einer Brücke, die die Grenze bildete. Doch zurück zur Hauskost! Nach solchem Schlachten hängen nun bald von der Decke der Küche Schinken, Speckseiten und Schwarzwürste zum Räuchern herab. Aber doch nur in den wohlhabenderen Höfen, und selbst hier reicht das nicht zur Herstellung eines abwechslungsreichen Speisezettels aus. Wie schlecht es in manchen Bezirken damit aussieht, dafür nur aus drei verschiedenen Landschaften einige Belege. In dem Landstädtchen Stühlingen speist man in den ärmeren Häusern Fleisch höchstens an den 4 oder 5 Hauptfeiertagen des Jahrs, Teller giebts da nicht, sondern alle essen aus einer Schüssel z. B. mit Butter- oder gestockter Milch angemachten grünen Salat. Die Kipfel, halbmondförmige Butterwecken, heißen „Stühlinger Cigarren“, weil der stets hungrige Stühlinger eher lieber nach einem Wecken, als nach einer Cigarre greift. In Maisach (Oberk.) liefern die „Erdäpfel“ jeden Morgen die Suppe, sie fehlen Mittags unter keinem Gemüse und werden Abends zur Milch oder zum grünen Salat gegessen. Nach dem Nachtessen wird der Bedarf für den folgenden Tag geschält. Aber auf den Höfen giebts dreimal in der Woche Speck, auch Hülsenfrüchte und Mehlspeisen, jedoch Rindfleisch nur bei Notschlachtungen und vollends Kalbsbraten nur bei besonderen Anlässen. In Laudenbach (Weinheim) bilden Kaffee, Kartoffeln, Kuchen und Halblein d. i. Kartoffeln und Mehlbrei die Hauptspeise, Brot und Fleisch mit Gemüse die Sonntags-

nahrung. Franz Drake, der „Kartoffelmann", wie ihn die Marktbauern nennen, ist in Baden viel besungen worden, und das Kartoffellied im Rastatter Kalender für 1812: „Herbei, herbei zu meinem Sang", war in der furchtbaren Napoleonischen Zeit, wie Hansjakob sagt, die Marseillaise des deutschen Michels. Drake hat in Offenburg ein Standbild, aber was man im badischen Unterland von den Kartoffeln hört, gerade wie im Meininger Oberlande:

„Kartoffeln in der Früh,
„Zu Mittag in der Brüh,
„Z'Nacht mitsamt dem Kleid,
„Kartoffeln in alle Ewigkeit!"

gereicht ihm nur zu zweifelhaftem Ruhme. Bei der Kost wird überhaupt mehr auf die Masse, als auf die Schmackhaftigkeit gesehen; auch fehlen der Bäurin oft die erforderlichen Zuthaten und die Kochkenntnisse. Sie verwendet gar kein Gewürz oder auch wohl zu scharfes, unpassendes. Saure Speisen sind, auch abgesehen vom Salat, recht beliebt z. B. Ochsenmaul und Leberle in Essig, Fisch dagegen nicht, selbst der Häring nicht. Daß sich das Gesinde früher dagegen verwahrte, öfter als zweimal in der Woche mit Salm beköstigt zu werden, erzählt man an allen deutschen Lachsflüssen und so auch am badischen Oberrhein. Der Reis wird viel weniger gegessen als in Nord- und Mitteldeutschland. Kuchen werden massenhaft namentlich zu Fastnacht und zur Kirchweih genossen. Die Alemannin ist oft Meisterin in Schmalzgebäck: in Küchlen, Strübelen, Pfiddelen und gewalten Küechlen, dazu auch in Apfelküechlen. Aber die Frankin ist ihr in Obstkuchen, wie Zwetschgen-, Heidelbeer-, Kirschenkuchen, weit überlegen. Dazu stellt sie Zimmet-, Käs-, Salz- und Rahmkuchen, Kränze und Kaffeebrot her, und in manchen Häusern, z. B. in Flehingen (Bretten), fehlen kaum dicke oder dünne Kuchen bei einem Imbiß. Küechle, Nudeln und Knöpfle d. h. Mehlklöße sind wohl beiden Stämmen gemeinsam. Küechle backt für die Festtage nicht nur die Mutter, sondern auch die Liebste, und sie werden im Liede oft gefeiert. So singt der Lenzkircher Bube:

„Wenn man uns sagt von de Küechlepfanne,
„Bin ich der Erst', ders Maul thut drüberspanne."

Das ist wohl noch Regel, daß der Herr ißt wie der Knecht, und im Hotzen-, wie im Markgräfler Land und im Unterland essen

noch manche Dienstboten mit dem Meister aus einer Schüssel. Vornehmer speisen z. B. in Owingen (Überl.) Bauer und Bäuerin meistens allein im Stübchen, während das Gesinde mit den Kindern in der großen Wohnstube ißt. Meist liegt kein Tischtuch auf, oder wo es doch geschieht, werden die wohl noch hölzernen Löffel daran gereinigt und dann nebst der Gabel hinter einen Lederriemen an die Wand oder z. B. in Welschensteinach hinter den sogen. „Sollbaum", den Querbalken der Zimmerdecke, gesteckt. Darüber hängen im Schapbachthale im trauten Verein die Strähltaschen, worin die Haarkämme aufbewahrt werden.

Während des anstrengenden Heuets und der Ernte wird die Verpflegung an vielen Orten verstärkt und ein außergewöhnlicher Lohn gegeben. So erhalten in Achdorf (Bonnd.) die Mägde eine Schürze und in Rohrdorf (Meßk.) das sogen. Heubet und Erntegeld, 2—5 Mark. Doch wenn die Arbeit leichter wird, vermindert sich wieder die Verpflegung, im Süden heißts: „Vrei (der Verenentag) am Rhei(n) breit's Obedbrot hei(m)" und ähnlich übrigens in einem großen Teil Deutschlands. Auf dem Jahrmarkt kauft die Frau den Leuten ein Kleidungsstück. Die Dienstboten genießen auch noch manche Freiheit. In Wagensteig bei Freiburg haben sie im Winter bis Fasnacht jeden Donnerstagnachmittag frei, „die Stubete", und dürfen die Zeit für sich verwenden. Alle „Völker" haben um Freiburg außerdem frei an der Kilbi, am Fasnetmontag, an beiden Meßsamstagen und „zwische de Johre" von Weihnacht bis Neujahr. Da brauchen sie nur das Vieh zu füttern, können im Übrigen sich belustigen oder ihre Kleider machen, oder sie gehen gar fort zu den Eltern oder andern Verwandten und helfen den Taglöhnern ihre kleine „Habe" dreschen. Um Freiburg und Waldkirch kommen auch noch zu den freien Tagen oft mancherorts der Blasius- und der Agathatag, auch wohl noch andere Fastnachtstage und Prozessionstage. Aber die Hauptfreude der Dienstboten ist doch durch das ganze Land die Kirchweih (S. 227).

Ein wunder Punkt ist die oft mangelhafte Unterkunft namentlich des männlichen Gesindes in der Mußezeit. Die Mägde machen sich in der Küche und Wohnstube zu schaffen, aber die Knechte treiben sich im Stall herum oder legen sich in der engen kalten dunklen Kammer, die außer dem Bett meist nur einen Stuhl hat, vor der Zeit schlafen. Sie waschen sich oft noch am Brunnentrog und trocknen sich mit der

Schürze oder dem Rückenstück der Weste ab. Ist eine eigene Gesindestube da, ein „Völkergadem“, so kümmert sich mancher Bauer nicht im Geringsten um das Treiben darin. So gut wie in den dreißiger Jahren beim Buur Simon im Holdersbach bei Kaltbrunn haben es die Knechte jetzt wohl selten. Da ging an den Sonntagen keiner ins Wirtshaus; jeder hatte Unterhaltung genug, wenn der Pfiferjörgle, des Bauern Sänger, in der großen Stube spielte oder seine Schnurren losließ.[1]) Dennoch hat sich zumal im Gebirge, aber doch auch in der Ebene Manches von dem alten patriarchalischen Verhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde erhalten. Um Meßkirch, wie im Elz- und Kinzigthale, hat auf manchem Hofe ein Knecht mehr als 30 Jahre gedient, und in Graben (Karlsruhe) essen Knechte und Mägde mit der Herrschaft am Tisch, halten sich mit ihnen im gemeinsamen Wohnzimmer auf und rechnen sich zur Familie. Sie nennen die Herrschaft „Vetter“ und „Baas“ und reden sie mit „Ihr“ an, wie die Kinder ihre Eltern. Die Kinder der Herrschaft, auch die erwachsenen, werden von dem Dienstboten gedutzt; es besteht ein fast geschwisterliches Verhältnis zwischen Beiden. Aber vielerwärts sind die Beziehungen zwischen Herrn und Knecht nur sehr lockere und oft feindselige.

Die Genußmittel, die außer den fünf Mahlzeiten sich darbieten, sind der Kaffee, der Tabak und alkoholische Getränke. Eine merkwürdige Leidenschaft für Kaffee hat im Laufe der letzten 50 Jahre die Bauernfrauen ergriffen, wie es scheint, in ganz Deutschland und bis nach Norwegen hinein, wo die Hausfrauen nun gar ihres Mannes Vermögen durch Kaffeetrinken auftraktieren, wie die Dienstboten ihren Lohn. So schlimm stehts nun in Baden nicht. Aber ein guter Trost ist er auch hier, und der Bube spottet im hintern Odenwald:

„Wenn ma Vader im Wirtshaus sitzt,
„Macht ma Modder e Mäule,
„Wenn sie aber Kaffi trinkt,
„Hüpft sie wie e Dischelfink.“

und um Rastatt singt man:

„Kaffeegretl, Kaffeesatz,
„Bisch du nit mei liewer Schatz,
„Hab dich ja schon lang geliebt,
„Hab noch gar kai(n) Kaffee kriegt!“

[1]) Hansjakob, Erzbauern S. 298.

Der große Kaffeehafen steht in Harpolingen (Säckingen) in der „Kunst", dem Ofenanbau, und wird wochenlang nicht kalt. Und doch wird der Kaffee in Unterlenzkirch Kirchhofwasser genannt.

Viel früher brachten die Holländer und Engländer im 30jährigen Krieg das Tabaktrinken, wie man das Rauchen nannte, zu den deutschen Soldaten, und sofort lernte es auch die Landbevölkerung. Ebenso stammt das übrigens zurückgegangene Tabakschnupfen und das fast abgekommene Tabakkauen aus Holland, wie noch das pfälzische Preeml, eine Mundvoll Tabak, und Tuus, die Schnupftabakdose, vom holländischen Pruimpje und Doos abkünftig, verraten. Der Renchener Amtmann Grimmelshausen erzählt in seinem Satyrischen Pilgram II, daß am Ende dieses Kriegs in jedem Bauernhause eine Pfeife zu finden war und von 10 Taglöhnern je 9 während der Arbeit rauchten. Seitdem ist es auch in Baden der allgemeinste, behaglichste Volksgenuß, an dem aber das weibliche Geschlecht nicht, etwa wie im vorarlbergischen Walserthal, teilnimmt.

Weit wichtiger aber ist die Stellung zu den Spirituosen. Unter diesen ist glücklicherweise der Wein noch immer sehr beliebt und teilt in den Wirtschaften mit dem Bier das Reich. Um 1850 mag in den Reborten des Markgräflerlandes [1]) mehr Wein als Wasser getrunken sein. Er war der eigentliche Haustrunk, den in vielen Bauernhäusern schon die jüngsten Kinder bei Tisch bekamen, in vollen Weingläsern von abgestufter Größe. Einzelne Leute tranken täglich 5 und mehr Flaschen, Schnitter in der Ernte bis zu 16 Schoppen. Dennoch waren Säufer nicht häufig, ab und zu ein „Rüschli" galt für nicht tadelnswert. Das „Schimmelireiten" bestand darin, daß man einen allzeit auf dem Anrichtetisch bereitstehenden, weißen, bauchigen Thonkrug in den Keller zum Fasse trug, um einen Trunk heraufzuschaffen. Er galt für ein Familienheiligtum, auf das der Name der Stifter und deren Hochzeitstag eingetragen war, umkränzt von einem Rosenzweig oder Vergißmeinnicht. In Mengen bei Freiburg steht auf einem „Wikrügle" von 1829, Schwarzwälder Majolika, der Spruch:

„Der Birlikircher Wi soll unser Labsal si,
„Bis das man unsfätt (uns) usa tragd
„Zur Rueh und ewige Seligkait." [2])

[1]) Kußmaul, Jugenderinnungen S. 458.
[2]) Schauinsland 13,69.

So leben denn auch noch manche Hebel'sche Weinsprüche voll milder Lebensweisheit auf diesen Krügen fort und geben dem frohen launigen Markgräfler Leben ihr Gepräge. Aber auch weiter abwärts um Gengenbach trifft man in den meisten Häusern das „Wikrügele", versehen mit einer Inschrift wie: „Guter Wein, schenk ein" oder „Rebensaft giebt Mut und Kraft," „Der Wein erfreut des Menschen Herz," „Ohne Wein und Liebe ist das Leben trübe." Es wird in hohen Ehren gehalten, und oft ist bei dem fast 100jährigen Alter die Glasur fast ganz verschwunden. Das Gersbacher „Schimmelistechen" hat doch schon einen anderen Charakter als jenes „Schimmelireiten". Während nämlich der Gastgeber draußen ist, leeren die Gäste rasch die Flasche und stecken unter Jauchzen ein Messer hinein und legen sie um. Jener aber, wieder eingetreten, sucht sie rasch wieder zu füllen. Übrigens ist der Weingenuß keineswegs auf die Reborte und deren Nachbarschaft beschränkt, man findet Wein in den höchsten Waldorten, und noch heute handeln Häuser in Freiburg mit zwei so verschiedenartigen Artikeln wie Wein und Holz, den beiden wichtigsten alten Tauschartikeln zwischen „Wald und Land".

Bier, gutes, leichtes, dringt immer weiter vor und um so weiter, je öfter die Weinberge Mißernten erleben; aber man hat kaum noch ein Hausbier, man holt es in oder aus der Wirtschaft. Leider giebts daneben auch viel „Brenz" d. h. Branntwein, den die größeren Höfe in eigenen Brennhäusern herstellen. Aber mindestens übertrieben scheint mir die ja übrigens schon ein halbes Jahrhundert alte Bemerkung Riehls: „Das Gebirgsvolk des Schwarzwaldes oder des Kinzigthales zeigt nicht das fröhliche Wesen, das andern Gebirgsbewohnern mit Recht zugelegt wird", und noch übertriebener der Zusatz von Schupp: „vielleicht weil es zu viel Branntwein trinkt, Groß und Klein, Männer und Frauen".[1]) Leider trinken die Bewohner des oberen Hotzenwaldes immer mehr und häufiger „Brenz". Den edelsten Branntwein liefert das Renchthal in seinem Kirschenwasser, wonach ein Franzose sein dem Schwarzwald gewidmetes Buch „le pays du Kirschwasser" betitelt hat.

Zwischen den Bauern und den Dienstboten stehen die Taglöhner oder Tauner und bilden den für Südwestdeutschland

[1]) Riehl, Land u. Leute S. 62. Schupp, Hofgüterwesen i. Amte Wolfach S. 64.

charakteristischen Stand grundangesessener ländlicher Arbeiter, wie ihn Norddeutschland nur zwischen Elbe und Weser und Westfalen annähernd in seinem Heuerling kennt, während der Nordosten nur den eigentumslosen Instmann hat. Namentlich auf dem Wald ist er wichtig, denn dort ist der Bauer wirtschaftlich genötigt, Mietsleute in kleine Häuser in der Nähe seines Hofes aufzunehmen. Es kommen im Amte Offenburg dreierlei Verhältnisse der Taglöhner zu den Bauern vor. Entweder übernimmt jener von diesem ein Gütle unentgeltlich auf Lebensdauer und muß dafür mit den Seinigen jederzeit dem Eigentümer beim Betriebe helfen. Dafür kann er des Bauern Gespann zu Zeiten auch für seine Äcker benutzen, muß ihm aber etwa ein Drittel an Früchten überlassen. Oder er zahlt einen gewissen Pacht, erhält aber das ganze Erträgnis und darf zu Zeiten, wo der Bauer dringende Arbeit hat, keinem andern als ihm dabei Hülfe leisten, wofür er aber bezahlt wird. Oder er übernimmt ein Gütle unter den obigen Bedingungen, unkündbar auf etwa zwei Menschenalter, um zugleich seinen direkten Nachkommen eine Heimat zu sichern. So leben auch auf dem Lande verschiedene Stände, auch abgesehen vom Gesinde. In Maisach (Oberkirch) z. B. kommen auf 12 Bauern- und 8 Halbbauern- 32 Taglöhnergüter. Jene werden „Platz“, diese „Plätzli“ genannt. Vertragsmäßig erhält jeder Bauer 3½, jeder Halbbauer 3 und jeder Tagelöhner 2½ Klafter Holz aus dem Gemeindewald. Dieser „Nutzen“ haftet am Hause und wird mit diesem verkauft. In der Alme (Almend) von Föhrenthal bei Freiburg sind die Bewohner der vier Berghüsle Taglöhner, sie zahlen meist keinen Hauszins, müssen aber im Sommer 3—5 Stück Rinder, im Winter Schafe und Schweine hüten, helfen einige Tage in der Heu- und Getreideernte und beim Dreschen, im Winter gegen eine bestimmte Geldsumme. Sie pflanzen sich Roggen, Hafer, Kartoffeln und Hanf, und der Bauer pflügt ihnen ihr Land. Sie halten sich auch wohl selber Schweine und Schafe und sogar Kühe. Die gemeinsame Heerde hüten des Hüslemanns Kinder, der Hüslebaschi oder die Hüslerosa, entweder allein oder in Gesellschaft mit den Kindern des Hofbauern. Und gar viele Rechte oder Freiheiten werden dieser ärmeren Volksklasse eingeräumt z. B. in Siegelau (Waldk.).[1] Das FF, das der von den Grundbesitzern besoldete Flurschütz auf seinem Beile führt, wird von ihr scherzweise

[1]) Götz in der Alemannia 25,47.

als „furt isch furt“ gedeutet. Alles dürre Reisholz, vom Wind abgerissene Äste und abgestandene Bäume kann man sich holen, auch grünes Laub als Ziegenfutter, obgleich der Wald kein Gemeindewald ist, sondern Waldgut der „besseren“ Bauern. Schafheerden können den ganzen Winter, wenn kein Schnee fällt, die Frucht- und Kleeäcker abweiden, Ziegen naschen am jungen Gebüsche und steigen auch wohl ungestraft über die Gartenmauer, die Schweine laufen frei im Thale umher oder suchen sich in den Wäldern Eicheln und Bucheln; auch die Gänse wandern bis zu den Berggipfeln hinauf, freilich nicht selten zur Beute des Fuchses oder eines Raubvogels. Diese freizügige Zeit dauert von Kirchweih (Ende Oktober) bis in den April, von da an wird das Vieh auf der Weide von Hirten gehütet. Außer jenem Waldrecht hat der Tagelöhner noch im Harmersbacher Thal die Erlaubnis, die Mahl- und Sägemühle des Bauern zu benutzen und manchmal täglich einige Körbe Sägemehl zu holen, und früher wurde der Tauner in Reckingen (Waldsh.) am Fastnachtsdienstag festlich vom Bauer bewirtet und aß bei ihm. Im Kinzigthal nehmen die Tauner an der Huskilbe und an den Schlachtfesten, wie auch an den Hochzeiten und Begräbnissen kräftigen Anteil. Aber nicht immer handeln die Bauern gegen ihre Tauner recht und billig. In Elsaß nennt man „Taglöhnerloch“ das hinterste Loch im Grendel des Pfluges, in das der Bauer, wenn er für einen Taglöhner pflügt, den Hammer steckt, um sein Zugvieh möglichst zu schonen. Aber dann ritzt die Pflugschar nur den Boden des armen Mannes, und dann bringt der nicht viel. Da nun auch den Klettgauer Taunern in Lauchringen ihr Acker von den Bauern unrichtig und zu teuer bestellt wurde, schafften sich mehrere zusammen einen Pflug und Wagen an und spannten auch wohl zwei mitsammt ihre Kühe ein und bebauten ihr Feld selber, das sind die „Kühbauern[1]) oder Gemarren“ (s. u.) Abseits von der Straße bei Maisach (Oberk.) leben in einem Taglöhnerhäusle drei alte ledige Brüder, der eine trägt Holz und Lebensmittel herbei, der andere kocht und melkt die Kuh, der dritte flickt und wäscht. Aber nicht viel. „Die fulli Kaiwe verstické no im Dreck!“ Scheu halten sie sich von ihren Nachbarn zurück, aber sehen sich um so neugieriger auf ihrem Kirchgange nach Oppenau um, den sie in

[1]) Z. f. d. Gesch. d. Oberrheins 22, 329.

Abständen von 30—40 Metern hintereinander machen. Diese Gebrüder „Wunderfitz“ nennen ihren Kalender noch „Prattik“.

Auf den Bauernhöfen, seltener in den Dorfhäusern, stellen sich zu Zeiten, namentlich im Herbst, verschiedene Handwerker ein, um dort „auf der Stör“ zu arbeiten: Kleider, Stiefel und Pferdegeschirr. Ihre Tischwerkstatt ist den ganzen Tag umringt von neugierigen Erwachsenen und Kindern. Die Jugend ahmt unter der geheimnisvollen Lichtkugel auf den dreifüßigen Schusterstühlen ihre Arbeiten nach, und man geht am liebsten z'Liecht, wo gerade der Schneider, der Schuemacher und die „Najere“ auf der Stör sind. Denn Meister und Gesellen sind unerschöpflich in Schnacken, und auch die Alten lauschen gern dieser lebendigen Chronik. Vor 80 Jahren bekam die Nähterin in Reckingen (Waldsh.) einen Batzen = 4 Kreuzer Tageslohn, ein Schneider 3 Batzen. Er mußte in einem Tag einen Mann „kleiden“ d. h. Zwillichrock, Zwillichhose und -strümpfe, letztere an die Hose angenäht, schaffen. Aber so nützlich diese Handwerker nun auch den Bauern sind, fast immer werden sie als fremde Elemente empfunden und gern geringgeschätzt und verspottet. Die über dem Attenthal bei Freiburg gelegene Schlangenkapelle (S. 79) heißt bei den Bauern auch Flohkapelle, weil in deren Vorraum wohl wandernde Handwerksburschen ein billiges Nachtlager suchen. Allerhand Spitznamen müssen sie sich gefallen lassen: der Schneider heißt Geißbock, der Schuster Pechis, Pechknipper oder Pechvogel, der Barbier, weil er früher auch Chirurg war, kurzweg Schurk, der Schreiner Leimsieder und der Wagner Krummholz. Von den Müllern und Bäckern hat man eine besonders schlimme Meinung: „alle Müller sind Schelme, aber nicht alle Schelme sind Müller“ und „der Bäcker stiehlt's nicht, man bringt es ihm“. Spöttische Reime und Schwänke laufen von den meisten Handwerkern, die meisten wohl vom Schneider und Schuster um. Da läßt sich der dünne Schneider jetzt bei der Arbeit vorsichtig oben auf dem Tisch nieder, seitdem die Magd ihn einmal unversehens mit dem Besen vom Stuhl gefegt hat. Der Schuster schnitt einmal, wie er auf der Stör allein in der Stube war, von einem großen Stück Sohlleder für sich ein Paar Sohlen herunter und nähte sie auf seinen „Liblirucken“, auf die innere Rückenseite seiner Weste. Da nun rasch Jemand in die Stube kam, zog er in der Geschwindigkeit das Libli

verkehrt an, so daß die Sohlen sichtbar waren. Als man ihn fragte, warum er die Sohlen auf den Buckel nähe, antwortete er, damit sie besser trocknen könnten.

In der Ebene sind die Unterschiede zwischen Handwerkern und Bauern zum größten Teile verwischt, im Gebirge dauern sie länger fort, wenn auch nicht mehr in der Schärfe, wie einst im Harmersbacher Reichsthal, wo sich die großen Bauern von den Schneidern, Schustern und Webern der Stadt Zell den Hof machen ließen und noch der Bauer von ihnen fordert, daß sie zu seinen Hochzeiten, jedoch erst zum Schluß, kommen, um ihm ihre Aufwartung zu machen uud den Überschuß an Speise und Trank in Empfang zu nehmen.[1])

Das Hausierertum lebt trotz aller Hindernisse und Nachstellungen fort, das schlechte, wie das gute. Ein rechter Hausierer darf nicht „verschrocken", aber auch nicht frech, muß höflich, aber nicht kriechend sein. Er muß seine Sachen bescheiden antragen, sich den Leuten nicht aufdrängen und stets bedenken, daß in den meisten Häusern die Weiber das Regiment führen, und deshalb diesen ein wenig schmeicheln. Er darf nicht ungehalten werden, wenn er nichts verkauft, und muß in diesen Fällen stets von dannen gehen mit den Worten: „Bhüet euch Gott! Bleibt gesund beisammen, bis ich wieder komme. Vielleicht kauft ihr mir dann was ab." Mit diesen Worten schildert Hansjakob den Hausierer aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts,[2]) aber auch heute ist er noch nicht ausgestorben. „Buckelkrämer" (Kranitzer) und Söhne Israels finden auf den Höfen noch jetzt oft Kost und Nachtherberge um Gotteslohn. Und man lernt allerlei von ihnen. So zeigte eine Bäurin in Schlatt (Staufen) ihrem Buben durch die Thürspalte einen Juden, der seine Andacht verrichtete, mit den mahnenden Worten: „Schau, wie der Jud betet!" Der hohenzollerische Krämer aus dem Killerthal, der im Frühjahr mit Sensen, Wetzsteinen und Peitschen, im Sommer mit Baumwollwaren, im Herbst mit warmen Wollartikeln durch den Schwarzwald zieht, ist dem von allem Verkehr abgeschnittenen Bauer ein Hausfreund, dessen regelmäßigen Besuch dieser gern sieht. Denn er bringt Neues mit über den Stand der Feldfrüchte in anderen Gegenden, über Frucht-

[1]) Vgl. Gothein, Wirtschaftsgeschichte d. Schwarzwalds 1,296.
[2]) Hansjakob, Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin S. 95.

und Viehpreise, über Zustände auf den Nachbarhöfen, über hohe und niedere Politik. Und abends beim matten Schein der Erdöllampe rückt Alt und Jung in der großen Wohnstube näher zusammen um den weitgereisten, geheimnisvollen Mann. Sind die kurzen Pfeifen angezündet, läßt sich der auch nicht lange mehr bitten, eine seiner grausigen Dorfgeschichten zum Besten zu geben. Bald erzählt er Schnurren und lustige Begebenheiten, bald macht er unerklärliche Kartenkunststücke, bald singt er ein ansprechendes Volkslied oder er stellt neckische Scherzfragen. Darum gewährt ihm der Bauer gern Kost und Nachtquartier und hält es für vollständig überflüssig, wenn anderen Morgens der scheidende Krämer seinem jüngsten Töchterlein ein farbiges Tüchlein als Gegenleistung um die Schultern schlägt. Unverdrossen schleppt dieser seine Bürde weiter von Hof zu Hof über Berg und Thal. Früher hatten die Hausierer ihre bestimmten Provinzen und auch ihre eigne Sprache. Auch jetzt noch, wenn der Killerthaler Krämer auf einen Kollegen stößt, so „pleisnet“ er, d. h. unterhält er sich mit ihm in einer mit zahlreichen, zum Teil dunkeln technischen Ausdrücken gemischten Sprache,[1]) die auch der nichteingeweihte Schwabe nicht versteht. Es kommen aber auch freche Gesellen an den einsamen Hof, vor denen selbst der bissige Hofhund nicht schützt. Sie haben noch vielerorts ihre Zeichensprache, durch deren an der Kirche, dem Wirtshause oder einer Straßenecke angemalte Zeichen „Zinken“ sie sich Kenntnis voneinander geben. Ob auch noch in Baden?

Arme und Bettler werden im Ganzen milde behandelt. Üppig war vor 100 Jahren in der ewigen Not die Bettelei entwickelt. Der Thalvogt in Kirchzarten bei Freiburg behauptete 1801, jeder mittelmäßige Bewohner brauche mehr Brot für Bettler als für seine ganze Haushaltung, und ihn selber, weil er auf dem sogen. „Schloß“ wohnte, kosteten sie jährlich ein paar hundert Gulden.[2]) Es verstößt noch z. B. in Ettenheim wider Recht und Sitte, einen reisenden Handwerksburschen unbeschenkt fortzuschicken, und die nächst wohnenden Armen vollends läßt der Bauer der Wolfacher Gemeinden nicht ungesättigt und hilft ihnen namentlich mit Milch unentgeltlich oder gegen gelegentlichen Abverdienst aus. Um 1870 war dort noch das „Umätzen“

[1]) Schriften des Vereins f. Sozialpolitik 80,257. 263.

[2]) Nach den Akten des städtischen Archivs in Freiburg.

üblich, wodurch die Armen bei den Bauern und Taglöhnern nach dem Steuerkapital umgehalten, beköstigt und beherbergt wurden. Dies zwischen dem Hochplateau und der Thalsohle hinundherziehende Zigeunerleben zogen manche dem Stillleben einer Spitalverpflegung vor. Ein „Vergelt's Gott" ist der Dank der Armen, ihrem Gebet wird eine eigentümliche Kraft beigemessen. Ein Totkranker in Eichstetten am Kaiserstuhl schickt ein dreifaches Almosen: Brot, Wein und Geld an eine Arme, damit sie unter freiem Himmel für seine Genesung bete.

Der **Fremde** wird freundlich aufgenommen, namentlich an Kilbe- und Hochzeitstagen. Die Grüße „Grüeß Gott" und „Bhüet Gott" gehen bei der Ankunft und beim Abschied hin und her. Man giebt im Süden wie in der Schweiz das Geleite mit dem Zusatz: „Zürnet nüt" oder „Kummet au zun üs" oder „en anders mol wieder," worauf der Scheidende antwortet: „'s ka scho si." Kommt ein Anderer zum Gespräch heran, so fragt man: „Hent ir e guete Rat?" Ältere Leute begrüßen auch den Eintretenden mit dem alten „Gottwilche" d. h. Gottwillkommen und sagen selber, z. B. in Neusatzeck (Bühl), wenn sie eintreten: „Gelobt sei Jesus, Maria!" Auch „lebet wohl" oder „gaumet (hütet) guet" kommen im Süden vor. „Bleib gesund" heißt es bei Wertheim. Aber es bleibt oft nicht bei Worten. Im Oberland, insbesondere im Markgräflerland, wird das „Schimmele geritten" (S. 340); in den Kinzigthäler Bauerhäusern steht nur **ein** Glas auf dem Tisch. Die Bäuerin schenkt es voll, trinkt dann zuerst davon auf des Gastes Gesundheit und reicht es darnach diesem. Hat er getrunken, so füllt der Bauer das Glas wieder, trinkt dem Gast ebenfalls zu und giebt es ihm dann wieder hin zum Trunk. Das widerspricht norddeutschem Brauche, nach dem Derjenige, der sich zu halbvollem Glase zuschenken läßt, die Gicht bekommt.[1]) Beim Abschied wird der Fremde mit Weihwasser aus dem an der Stubenthür hängenden Napf besprengt, und in Schapbach ruft die Bäurin ihm, wie dem weggehenden Bauer nach: „Bhüeti Gott" und „Schaffets guet!" Die **Nachbarschaft** wird im 7. Kapitel besprochen werden.

Diese ganze kleine Welt von Herrschaft und Gesinde, Alten und Jungen, Taglöhnern und Handwerkern, Armen und Fremden, dazu allerlei Vieh nebst Hund und Katze und große Vorräte von Heu und

[1]) Müllenhoff, Natur im Volksmund S. 32.

Frucht finden ihre Unterkunft in einem einzigen Hause oder in mehreren zu einem Hof vereinigten Bauten. Die verschiedene Anlage und Bauart des Hofes zwingen dem jungen bäuerlichen Haushalt ebenso unwiderstehlich ein eigentümliches Gepräge auf wie all die eben besprochenen gesellschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse des Erbrechts, des Leibgedings, des Wohnungsrechtes der Geschwister, des Dienstes u. s. w. Man kann etwa drei nach Form und Einrichtung verschiedene Hauptarten des badischen Bauerhauses erkennen.

Die erste ist das alemannische Haus, das vom alemannischen Gebiet Badens bis hinauf ins Berner Oberland überwiegt, in Baden allerdings hauptsächlich in den Bezirken der geschlossenen Hofgüter, im Gebirge, und das daher auch Schwarzwaldhaus genannt wird. Wo etwa auf dem Walde, z. B. im Hauensteinischen, statt des einen Anerben mehrere Hoferben gelten, da stellen sich zu den durch das Klima hervorgerufenen Abänderungen der Hauptform auch andere ein. So wird im rauhen Hotzenwalde das wärmende Strohdach an der Windseite tiefer, fast bis zur Erde, herabgezogen, und vor der Wohnstube liegt zu ebner Erde schützend „die Laube“ oder „der Schild“, vergleichbar der Vorhalle des ebenfalls wärmebedürftigen nordostdeutschen Hauses in Hinterpommern, Westpreußen, Posen und Polen. Um aber den mehreren Erben gerecht zu werden, ist dieses Haus oft in zwei oder gar mehrere Wohnungen geteilt. Im Oberrieder und auch im Schapbachthal springt ein Teil der Front etwa um einen Meter vor dem übrigen Teil derselben hervor und läßt in dem dadurch zwischen beiden Teilen entstandenen Winkel wenigstens in Oberried einer schmalen Thüre Raum, die nicht etwa die an der Seite befindliche Hauptthüre ersetzen soll, sondern als „Feld- oder Notthüre“ dient, wenn bei einer Feuersbrunst das brennend herabgeglittene Strohdach die Hauptthüre versperrt hat. Vielfach umgürten das Haus malerische Galerien und „Trippeln“, Balkone. Aber trotz all dieser Verschiedenheiten bleibt der Haupttypus der gleiche, nämlich der Einhausbau, der unter einem weit vorspringenden, mächtigen Rohr-, Stroh- oder Schindel-, seltener Ziegeldach die Wohnung und die gesamte Wirtschaft aufnimmt. Er ruht auf Block- oder Bohlenwänden oder auch wenigstens teilweise auf Steinmauern, birgt vorn die Wohnung mit ihren zwei oder drei fensterreichen Stuben, darunter einen niederen Keller, dahinter der

Mitte zu den „Gang, Arn, Husärn“ d. h. den Flur und die Küche, die oft einen Ausgang hinter das Haus hat, und in der größeren Hälfte den durch eine Querwand vom Flur getrennten Wirtschaftsraum, der aus einem Futtergang mit Ställen an beiden Seiten und einer Scheuer mit „einem Tenn“ besteht. Zu diesem führt von hinten die Ifahrt oder Einfahrt durch ein großes Thor. Links vom Tenn die Oberte zur Aufbewahrung der Frucht, rechts etwas tiefer der Heuboden, über dem das Öbertle und darüber der Hochrechen. Häufig liegen an beiden Seiten des Flurs Stuben oder ist ein niedriger Stock dicht unter dem Dach für den Völkergadem, die Gesindestube, Schlafstuben und Vorratsräume bestimmt.

Namentlich im Kinziggebiete wird mit bedeutenderer Abweichung die oft aus Holz hergestellte Wohnung einem mit Stall, Keller und Scheuer ausgefüllten, meist steinernen Erdgeschosse aufgesetzt. So entsteht ein erhöhtes, aber verkürztes, ein zweistöckiges Einhaus. Der in dieser Weise erbaute Heinersbauernhof im Schapbachthal stammt schon aus dem 16. Jahrhundert. Auch diese Hausform umgiebt sich häufig mit „Lauben“. Wenn nun auch alle Hauptlebenszwecke durch das alemannische Einhaus erfüllt scheinen, so bildet es auf größeren Höfen doch nur den Mittelpunkt einer Gruppe von allerhand Baulichkeiten. Dicht vor dem Haus dient ein laufender Brunnen zur Viehtränke und kühlt ein darüber errichtetes Milchhäuschen. In der Nähe birgt das Spicherhüsle Frucht und Speck und Wertsachen, oder nimmt auch die Alten auf (S. 326). In einem Kapellchen besorgt z. B. im Simonswälder Thal täglich dreimal die „Huserin“, die älteste Magd, das Läuten, das auch ertönt, wenn ein Wetter aufzieht; Sonntags wird darin von den Hausbewohnern ein Rosenkranz gebetet und, wenn die Kirchwege verschneit sind, eine Sonntagsandacht gehalten. Dazu kommt ein Wasch- und Backhaus und auch wohl noch ein Brennhaus und endlich eine, meistens in der Hausmatte gelegene Hofmühle, die ein künstlicher Weiher speist.

Von diesem alemannischen Haus und Hof unterscheidet sich wesentlich der fränkische Bauernhof. Denn das durchweg kleinere Haupthaus ist lediglich zum Wohnen bestimmt, und nicht nur für die Scheuer, sondern auch für die Stallung werden bedeutendere, getrennt liegende Nebengebäude verwendet. Die Scheuer hat in ihrem Mittel-

raum eine Tenne, an deren beiden Seiten die Fruchtvorräte vom Erdboden aufsteigen. Diese Nebengebäude sind entweder ziemlich planlos nahe dem Wohnhause angebracht oder bilden mit diesem einen viereckigen Hof, der auch wohl von der Straße durch einen Thorweg und ein Nebenthor abgeschlossen ist. Der Hauptunterschied der fränkischen Hausform von der alemannischen beruht darin, daß die Lebenszwecke nicht mehr durch ein Einhaus, sondern durch verschiedene Häuser erreicht werden. Zwischen diesen Formen giebt es allerhand Mischformen, und eine feste Stilart läßt sich vollends nicht mehr aus dem Tagelöhnerhaus erkennen. Unter dem Druck der Armut sucht es die verschiedenen Lebensbedürfnisse auf möglichst engem Raume zu befriedigen. Mehrere Stuben werden in eine einzige zusammengezogen, ja es fallen wohl Stube und Hausflur zusammen, auch Flur und Stallung.

Bei einer Vergleichung der durch die Bauart bedingten häuslichen Lebensformen sind zu unterscheiden die Wohnweise und die Wirtschaftsweise. In die Augen springt, daß die Verteilung der Wohnräume im alemannischen und im fränkischen Hause ziemlich dieselbe ist und daß man nicht in der Dreiteilung des Wohnhauses in Vorder-Stuben, Flur und Binnen-Stuben eine blos fränkische Neuerung sehen darf. Namentlich ist auch die Einrichtung der eigentlichen Wohnstube in beiden Häusern wesentlich die gleiche. In der meist niedrigen, oft noch getäfelten Stube des Schwarzwaldhauses, deren Decke ein starker Querbalken trägt, bilden der Ofen und der ihm schräg gegenüber im Eck stehende Eßtisch die beiden Sammelpunkte. Jener ist gewöhnlich ein mächtiger Kachelofen, der von behaglichen Ofenbänken umgeben und im Schwarzwald noch durch die „Kunst", einen von der Küche in die Stube hineinragenden wärmenden Anbau, erweitert ist. Von der Außenseite werden in den Ofen ganze Holzscheite hineingeworfen. Zumal Winterabends ist die Ofenbank der Lieblingsaufenthalt der Familie, und man gönnt hier auch dem Leibgedinger einen Platz, wenn er kein eigenes heizbares Stüble hat. Oben trägt der Ofen hie und da noch eine Schlafstätte oder doch zum Trocknen aufgehängte Wäsche, unter ihm ist wohl selten noch ein Hühnerstall angebracht, wenn hier nicht Hund oder Katze ihr Lager aufgeschlagen haben. Seine Wärme dringt häufig auch noch in die Nebenkammer, da die Scheidewand nicht immer bis zur Decke reicht und mancherorts nur etwa aus einem „Schaft" d. h.

Schrank besteht, oder sie steigt auch durch eine in der Zimmerdecke geöffnete Fallthüre, zu der eine über dem Ofen angebrachte Stiege führt, in die obere Schlafstube. In den kleineren Wohnstuben mancher fränkischen Häuser der Ebene sind die riesigen thönernen Öfen durch eiserne verdrängt, die ums Jahr 1500 bereits in südwestdeutschen Klöstern und Rathäusern aufkamen.[1]) Der andere Sammelpunkt ist der Eßtisch in der anderen Ecke des Zimmers, der den verschiedenen Mahlzeiten des Tages dient, sowie der Stör, der Arbeit der Haushandwerker. Der Tisch gilt als eine Art Heiligtum und als Vertreter der Häuslichkeit. Er steht im feierlichsten Raume, dem Braut- oder Herrgottswinkel, so genannt, weil in manchen Orten in diesem Eck das junge Paar bei der Hochzeit seinen Sitz hat (S. 307), oder weil hier der Herrgott am Kreuz hängt, und hier habe ich das katholische Haus im Auge, überschattet von geweihten Palmzweigen und dem Laube, das man am Fronleichnams- oder Herrgottstage von den Straßenaltären heimgebracht hat. Am Fuße des Kreuzstammes oder dahinter leuchten auch wohl bunte Gartenblumen oder prangt dankbar der erste oder letzte Ährenbüschel der Ernte, das Glückshampfli, (s. u.). Im Winter helfen künstliche Blumen aus. Darunter ist ein kleines Eckbrett angebracht, der Hausaltar oder das Herrgottsschäftle, das von Maria und Johannes oder einigen andern Heiligenbildchen, „Helgen", flankiert ist. In reicheren Häusern hängt wohl ein Altartüchle, eine schön mit einem Spruch bestickte Borte, von dem Brettchen herab, in einfacheren eine gold- oder buntpapierne Verzierung, die, von einem armen kunstfertigen Mütterchen zu Ostern ausgeschnitzt und auf den Höfen feilgeboten, freundlich in die braungetäfelte Stube hineinschimmert. In Oberglashütte (Meßk.) dürfen Tisch und Christusbild nicht aus dem Hause getragen werden, sowie Tisch und Bibel in einigen thüringischen Dörfern bei Verkauf eines Hauses als Inventar darin bleiben mußten. Schöne Sitte ist noch in manchem badischen Bauernhaus, daß der Meister und sein Hausgesinde bei den drei täglichen Gebeten ihren Blick auf den Gekreuzigten richten. Im Schapbachthal ist auch der schmale Raum zwischen den Fenstern und der Decke mit Heiligenbildern, „Tafeln", behängt. Diese Bilder, mit

[1]) Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 11,256. 17,266. Heyne, das deutsche Wohnungswesen S. 242.

denen man zu Fronleichnam, am „Herrgottstag“, auch auswendig die Häuser verziert, bringt man in Pfohren (Donauesch.) zur Weihung dem Priester. Dazu kommen noch Bilder des Kaisers und seiner Familie, des Landesfürsten, auch wohl des Papstes, und dazwischen hangen etwa noch Schul- oder Dienstentlassungszeugnisse und Preisdiplome. Eine feste Holzbank läuft an den Wänden um die Stube, auch unter den niedrigen, aber oft dicht aneinander gereihten Schiebefenstern, durch die man gern in der Muße oder beim „Gaumen“ d. h. Haushüten hinausschaut. Auf dem Stubengebälk liegen ein Kamm, ein Kalender, Karten und etwa noch ein Brief, am Thürpfosten hängt ein Weihwassernapf oft in der Form eines nach unten gerichteten Porzellanpantoffels. Daneben steht die Schwarzwälder Uhr mit hohem hölzernen Gehäuse. Hansjakob meint zwar, keinem Bauer falle es ein, in seiner Stube einen Vogel zu halten, denn er höre sie singen ums Haus herum und in Feld und Wald bei der Arbeit. Aber mancher Kanarienvogel, Fink oder Kreuzschnabel singt im Käfig. In alten Häusern wenigstens des Kinzigthals ist der Boden der geräumigen Stube nur halb gedielt, besteht aber halb aus festgestampftem Lehmboden. In der Mitte stand früher und steht vereinzelt noch heute der eiserne Spanstock, in den Einer von Zeit zu Zeit einen langen, dünnen Kienspan steckt, der oft mächtig aufflammt, oft tüchtig qualmt.

Das Haus des Hügellands und der Ebene, das häufiger im fränkischen als alemannischen Stil, meist ziegelgedeckt und aus Stein oder Fachwerk gebaut ist, hat lichte, getünchte Stuben, in denen schon um 1850 die Öllampe brannte, während auf dem Wald noch der stark rußende Lichtspan flackerte, der kaum zum Lesen ausreichte. Im Wohnzimmer im protestantischen Hardtorte Graben steht ebenfalls ein viereckiger Tisch in der Ecke mit einer an der Wand befestigten Bank, außerdem ein großer Schrank, oft eine Kommode, ein Glasschrank oder ein Schreibpult, selten ein Sopha, dagegen meist neben den hölzernen Stühlen der „Großvatersessel“ hinter dem Ofen. Auch noch oft die Truhe oder eine Art Holzsopha, dessen Sitz als Deckel einer Kiste dient, worin verschiedener Hausrat aufbewahrt wird oder auch im Winter die Milch den Tag über „gesteht“. Früher ein Bestandteil jeder Aussteuer, ist sie jetzt meistens durch einen Schrank oder eine Kommode ersetzt. Auch im kleinsten Hause sind die Wände des Wohn-

zimmers mit Bildern, die das Abendmahl von Leonardo da Vinci, eine Reformatorengruppe, Luther und Melanchthon und das Lutherdenkmal von Worms darstellen, mit Gedenkblättern aus dem letzten Krieg und Jagdscenen geschmückt. Neuerdings drängen sich Photographieen von Schüler- und Soldatengruppen, Verwandten und Freunden ein, aus Graben oder etwa Nebraska, auch vom ehrwürdigen Pfarrpaar, meist hoch oben und oft sehr unsymmetrisch aufgehängt. Gestickte „Haussegen“ und Bibelsprüche und eingerahmte Konfirmationssprüche oft von Eltern und Kindern zieren außerdem die Wände, dazu auch ein Eckbrettchen, Uhr und Spiegel. Blumen stehen auf der Fensterbank. Es hat alles einen moderneren, mehr städtischen Charakter, der in den reichen Tabaksorten, wie z. B. Altenheim und Ichenheim, beinahe salonartig ausgebildet ist. Das Schlafzimmer ist gewöhnlich sehr einfach ausgestattet, das Himmelbett ist nur noch selten; doch wird z. B. in Schapbach die Kommode darin als eine Art Hausaltar benutzt.

Das Maß der Reinlichkeit ist im Ganzen erfreulich, wenn man die Unsauberkeit so vieler bäuerlicher Geschäfte bedenkt, aber es ist je nach der Landschaft, dem Wohlstand und der Persönlichkeit der Besitzer sehr verschieden. Oft fallen die Unterschiede benachbarter Gegenden grell ins Auge. Wie viel nachlässiger schauen selbst die großen Schwarzwaldhöfe des Kinzigthals aus, verglichen mit den saubern Häusern drunten im Hanauer Land! Vielleicht steht es am schlimmsten in den enggebauten Landstädtchen, wo eine dumpfe Dungstätte die andere drängt. Die Unsauberkeit und Unordnung erstreckt sich noch vielfach über alle Teile des Hofes und des Leibes. Zum Schaden der Gesundheit und Wirtschaftlichkeit wird das Baden meistens gemieden, und man behauptet, daß das erste Kindsbad für die Mehrzahl auch das letzte Bad ihres Lebens sei, da doch vor dem dreißigjährigen Krieg dem Bauernhof nicht leicht ein kleines Badehaus fehlte, und schon die alten Germanen häufig warme Morgenbäder nahmen.[1]) Auf die Lüftung der Stuben verwendet man in der deutschen Schweiz weit mehr Sorgfalt als in Baden. Die offenen Lauben werden dort viel ausgiebiger benützt und in diesen die Betten früh gesonnt, die in den Kammern des badischen Hauses oft lange ungemacht liegen.

---

[1]) G. Freytag, Bilder aus d. deutschen Vergangenheit⁷ 3,193. Tacitus, Germania c. 22.

So gestaltet sich das Wohnen und Wirten im Hause, das ganze Hausleben, sehr verschieden, stark beeinflußt von dem Unterschiede der alemannischen und der fränkischen Bauart. Die Bewirtschaftung ist im alemannischen Einhaus doch wohl nur scheinbar zusammengefaßter und einheitlicher, denn das gesonderte fränkische Wohnhaus pflegt von seiner Wohnstube aus einen leichteren Überblick über die Hofraite und ihre Wirtschaftsgebäude zu gewähren. Aus dem soeben betrachteten Schmuckwerk lernt man außerdem die Ideale der Bauern und die Höhepunkte ihres Lebens kennen, ferner aber auch aus der Wahl seiner Lektüre, sowie aus dem Vertrauen zu den höheren Mächten, in deren Schutz er gern sein Haus stellt.

Nur selten hat das Bauernhaus für seine Bibliothek einen eigenen „Schaft“. Das Hauptbuch, das noch immer der Kalender ist, liegt auf einem Stubenbalken oder hängt sichtbar an einem Nagel. Baden ist das klassische Land der Kalenderlitteratur: hier hat schon im 17. Jahrhundert v. Grimmelshausen seinen „Ewigwährenden Kalender“ herausgegeben, 1808—1811 Hebel seinen Rheinländischen Hausfreund oder Neuen Kalender mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen, und noch stapft der Hinkende Bote seit Jahrzehnten von Lahr aus weit durch das Land. Aber eine dichte Schar andrer Kalender begleitet ihn jetzt, alle ausgestattet mit einer musterhaft eingerichteten Kalendertafel, die allerhand Wetter- und andre Bauernregeln, landwirtschaftliche Notizen, Denksprüche bei sich einquartiert und ein genaues Messen- und Marktverzeichnis mit sich führt. Berichte über die Weltbegebenheiten des Jahrs wechseln mit lustigen Geschichten und auch wohl mit ernsten, religiösen Betrachtungen ab, und immer besser und reicher illustriert gewährt das billige Heft dem Bauern ein kleines Bild von der ewig bleibenden, wie ewig sich wandelnden Welt. Der Kalender hat noch manchmal bedenkliche Kameraden bei sich, das „Traumbüchle“ und das „Zauberbüchle“, die namentlich von Reutlingen aus vertrieben und, obgleich von der Geistlichkeit als böse Bücher verfolgt, noch immer von Krämern auf dem Jahrmarkt, z. B. in Meßkirch, oder auch verstohlen an der Thüre verkauft werden. Man hält in Hörden (Rast.) weniger auf Hexen und Wahrsagerinnen, als auf Träume und läßt sich diese nicht durch eigentliche Traumdeuter, sondern durch Traumbüchlein auslegen. Für ein so wichtiges Ereignis

wird der Traum vom Bauer gehalten. Er soll nicht gerade häufig träumen, aber die außerordentliche Lebendigkeit und Heftigkeit seiner Träume bezeugt doch sein unausrottbarer Glaube an das Schrättele, jene Traumerscheinung, mit der das Alpdrücken verknüpft ist. Daran hält man wohl auch in Baden fest, daß das, was man zuerst in einem neuem Hause träumt, wahr ist, und in Wolpadingen (St. Blasien) auch das, was man in der Samstagsnacht träumt. In Arlen (Konst.), wie in Gözingen (Buchen) gilt der Tote, der in schöner, lichter Gestalt im Traume erscheint, für erlöst, für einen Himmelsbewohner; erscheint er häßlich und dunkel, so muß er noch im Fegfeuer leiden. — Viel schlimmer als die Traum- sind die Zauberbücher, deren fromme Formeln und Heiligenbilder noch solche Ehrfurcht einflößen, daß vor kurzem Leute den Geistlichen Schild und die 7 Himmelsriegel zum Pfarrer in Philippsburg brachten, mit der Bitte, sie zu weihen, was die Folge hatte, daß dieser das Zeug dem Feuer übergab. Ob die Enttäuschten hofften, daß die Büchlein unversehrt aus den Flammen herausfliegen und zum Besitzer zurückkehren würden, was man solchen Zauberbüchern nachrühmt? Ein Taglöhner soll verarmt sein, weil er all sein Geld dahingab, um den „richtigen" Geistlichen Schild zu bekommen. Das beliebteste Zauberbuch ist wohl eben dieser „Geistliche Schild"; aber auch die „7 Himmelsriegel" (s. u.), die „Egyptischen Geheimnisse von Albertus Magnus", das „Romanusbüchlein" und das „6. und 7. Buch Mose" sind weit verbreitet. Sie enthalten ein wüstes Gemisch von christlichen und heidnischen Rezepten, von neueren Gebeten zu den Heiligen und alten, fast tausendjährigen Segen, Beschwörungen und Bannformeln. Daraus holt der Bauer noch oft seinen Trost und Rat bei Krankheiten von Mensch und Vieh, bei Unwetter und Feuersgefahr, um sich gegen Diebstahl und Feindschaft und Verwundung zu verwahren. Eltern geben den Geistlichen Schild ihren Kindern, Rekruten, Dienstboten, sogar noch Studenten mit in die Fremde als besten Schutz für Leib und Seele. Mit ihm versehen sind noch 1870 badische Soldaten aus der Rastatter Gegend in den Krieg gezogen.

Noch immer aber ist bei den Evangelischen die **Bibel** das eigentliche Familienbuch, die von der Gemeinde dem jungen Paar geschenkte Traubibel, die der junge Ehemann nach Haus trägt. Sie nimmt wie noch manche alte Erbbibel eine kurze Familienchronik auf und dazu

einen Spruch. So steht in einer Elsenzthaler von 1719 der altdeutsche Bücherfluch:

„Das buch ist mir lip,
„Wer mirs stilt, der ist ein Dip:
„Es sey ryter oder knecht,
„So ist (h)er an den galgen gerecht“[1])

in der milderen Fassung:

„Soli Deo Gloria, Gott allein die Ehr!
„Dies Buch ist mir gar lieb,
„Wers nimmt, der ist ein Dieb.
„Ich sprich: Laß mich liegen in guter Ruh,
„Ich gehöre dem Johann Philipp Scholl in Zuzenhausen zu!“

Oder von 1729:

„Die heiligen Männer Gottes,
„Sie reden in diesem Buch.
„Ihr Wort seind mir ein Segen
„Und nit ein böser Fluch!“

Die Evangelien werden höher geschätzt als die Episteln. Daneben sind Erbauungsbücher sehr beliebt, wie in Graben (Karlsruhe) z. B. Luthers Postillen und die Predigtbücher von Henhöfer und Käß, die zur Zeit der geistlichen Erweckung in Baden 1823—40 dort als Prediger wirkten und noch bei der älteren Generation in gesegnetem Andenken stehen. Noch immer wird gelesen das alte Predigtbuch von Striegenitz in Orlamünde vom J. 1591, und weit verbreitet ist das „Starckenbuch“ d. h. Starcks Tägliches Handbuch von 1728, das in der Neubearbeitung von R. Krone 1898 eine fröhliche Urständ erlebt hat. Dazu kommen z. B. in Graben die sogen. „Schatzkästlein“ von Hiller, Goßner, Bogozky und die Losungen der Brüdergemeinde, in Eisingen (Pforzh.) werden noch die Gebetbücher von Hahn und Tersteegen gebraucht. Aus dem Gesangbuch werden gern die kraftvollen und innigen Lieder von Luther, Alberti und Paul Gerhardt gelesen und die da Trost bieten bei Gewitter, in Krankheit und sonstiger Trübsal.

Die Katholiken lesen gern Legenden, wie sie z. B. in Alban Stolz' Legende oder Christlichem Sternhimmel vorgetragen werden. Ihre Haupterbauungsbücher aber stammen aus dem 17. Jahrhundert, nämlich

[1]) Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter[3] S. 447.

vor allem Goffine's christkatholisches Unterrichtungsbuch, Martins von Cochem Erklärung des hl. Meßopfers und desselben Großes Leben und Leiden Jesu Christi und seiner glorwürdigen Mutter Maria, und zwar in der oft ergreifenden, oft aber auch überschwenglich bald weichen, bald drastischen Darstellungsweise des Originals, nur sprachlich von Aug. Maier erneuert. Wenn auch in Baden nicht wie in den österreichischen Ländern ganze Schauspiele aus einzelnen Kapiteln dieses Buches herausgearbeitet worden sind, so verdankt ihm doch auch die kleine Aufführung am Weißen Sonntag in Oppenau (S. 115) ohne Zweifel die Anregung. In Dilsberg und sicher in vielen andern Ortschaften liest man ein „Lourdes" betiteltes Buch.

Mit den Sonntags- und Missionsblättern ringen an manchen Orten um die Herrschaft die Zeitungen, von denen 1871 der Hofbauer Helmle in Steig sagte: „Nirgends hat unter der katholischen Bevölkerung die regierungsfeindliche Partei so wenig Anhang gefunden, wie im Hochschwarzwald, wo es dem Bauern nicht darauf ankommt, Geld für Zeitungen auszugeben, aus denen er sich ein eigenes politisches Urteil bilden kann." Ob das noch giltig ist? Obgleich der Bauer gegenwärtig gewiß noch stärker von politischen und sozialen Bewegungen ergriffen ist als damals, so pflegt er doch auch jetzt noch zumeist von den mancherlei Anzeigen und den Nachrichten über Wetter und Ernte, Naturereignisse, Mordthaten und Kriege und allenfalls über hervorragende Personen gefesselt zu werden. Hat sein Dorf eine Volksbibliothek, die übrigens in den meisten Orten noch fehlt, in anderen größeren, wie z. B. Graben, schon über ein Menschenalter besteht, so entleiht er vor allem gern Geschichtenbücher, nicht immer gerade die modernsten, sondern z. B. die altfränkischen warmen Erzählungen, wie die Ostereier, Rosa v. Tannenburg u. a. von Christoph v. Schmid. Auch holt er sich gern eine Reisebeschreibung. In Birkendorf (Bonnd.) traf ich einen Bauer, der sich sogar mit einem dicken Folianten des 16. Jahrhunderts, Sebastian Münsters Cosmographia, herumschlug. Ein Buch vom Kriege 1870/71, an dem die Badener einen so ruhmvollen Anteil gehabt, nimmt man auch gern dazu und vertieft sich in die Lebensläufe frommer Männer und Helden, und wenn nun noch etwa ein landwirtschaftliches Buch studiert wird, so ist auch der weiteste Kreis der bäuerlichen Hauslektüre geschlossen. Doch

trifft man im Wiesenthal auch wohl Hebels Schriften, selbst Schiller an. In manchem Bauernhause z. B. des Hanauerlandes findet man ein altes geschriebenes Heft, das sich namentlich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ein Mädle zusammengeschrieben hat, voll von einem bunten Gemisch geistlicher und weltlicher, sentimentaler und heiterer, echter und halbechter Volkslieder.

Noch eine andre geistige Macht waltet in und über dem Bauernhause, die sein Bewohner in mannigfacher Weise anerkennt.

Eigentliche Hausinschriften oder Haussprüche über der Thüre sind selten, viel seltener, als in Norddeutschland. In Maisach (Oberk.) hat ein einziges Haus eine Gallerie und den Spruch über der Hausthüre:

„Diese Thüre geht auf und zu,
„Im Himmel ist die ewige Ruh'. 1815."

Über einer Stallung in Linach (Vill.) steht an einem Balken:

„Das Haus steht in Gottes Hand,
„Behüt es Gott vor Feier und Brand."

Der Pfälzer weist in seinen Haussprüchen nicht leicht auf das Jenseits. In Birkendorf (Bonnd.) wird die Plage des Bauens hervorgehoben:

„Ach Gott! ich mußte bauen
„Ohne menschlich Zuvertrauen.
„Der Beutel ist bald leer,
„Drum geht das Bauen schwer,"

oder:

„Ich bau das Haus nach meinem Kopf,
„Was gehts dich an, du alter Tropf!
„Das Haus ist nicht mein
„Und auch nicht dein,
„Und kommt ein Anderer darein,
„So ist es auch nicht sein."

Fast klingt es wie eine Vertauschung der Schutzpatrone in der Lenzkircher Hausinschrift:

„Dies Haus war mein in Gotteshand
„Und dennoch ist es abgebrannt,
„Jetzt hab ichs wieder aufgebaut
„Und dem h. Florian anvertraut."

Häufiger als Hausinſchriften ſind die auf beſonderen Blättern angehefteten „Hausſegen“ in katholiſchen, wie in proteſtantiſchen Häuſern, z. B. in denen der Hardt. In Oberglotterthal (Waldk.) lautet einer:

„O heiliger Joſeph, halt du uns Haus
„Und gieß des Himmels Segen aus
„Hier über unſern kleinen Herd,
„Daß Lieb und Eintracht ſtets ſich mehrt,
„Daß Fried und Freude uns begleit'
„Und Gottesfurcht uns ſtets zur Seit'
„Und unſer Weg zum Himmel führ'
„Und unſer Thun die Tugend zier'.
„Das iſt heut meines Herzens Bitt':
„O ſei und bleib in unſerer Mitt'.
„Dir gab ich heut mit frohem Blick
„Den Schlüſſel zu des Hauſes Glück.
„O ſchließe du doch alles aus,
„Was ſchaden könnte unſerm Haus.
„Schließ all die Meinen und auch mich
„In Jeſu Herz, das bitt ich dich,
„Daß hier uns jeder Tag vergeht,
„Wie dir im Haus zu Nazareth.“

Gegen Feuersgefahr wird an die Thüre ein Agathazettel geheftet: „St. Agatha, ein heiliges und lenkſames Gemüt erbitt uns! Gott ſei Ehre! Dem Vaterlande Rettung! Von Feuersgefahr errette uns, heilige Agatha † † †“. So in Gutach bei Waldkirch. Den ſcherzhaften Feuerſegen

„H. Florian,
„Verſchon mein Haus und zünd' andre an“

kennt man auch in Elchesheim (Raſt.). An Zimmer- oder Kammerthüren hangen der „göttliche Hausſegen“, der „Jakobsſegen“, der „Johannisſegen“. In Ehrenſtetten (Staufen) iſt folgender Hausſegen gebräuchlich:

„Hoch über den Wolken ſteht geſchrieben,
„Die Menſchen ſollen glauben, hoffen, lieben.
„Herr Gott, weil alles liegt allein
„An deinem Segen dein (sic!),
„So bitt ich deine Barmherzigkeit,
„Segne mich heut und allezeit!
„† Pirmine † Wendeline
„Orate pro nobis.“

Fest wurzelt noch der Brauch, mit Kreide, die in das am heiligen Dreikönigstag geweihte Salz gesteckt wird, die Anfangsbuchstaben der Namen der h. drei Könige: Caspar, Melchior, Balthasar: C † M † B † an die Stallthüre zu schreiben, wodurch das Vieh gegen die Hexen geschützt wird. In Bonndorf legten die sogen. Heidenbuben von Roggenbach einen mit unverständlichen Zeichen versehenen Zettel in einen ausgestemmten Balken und schlossen ihn wieder zum Schutz vor Brand.

Marienbilder sind an der Außenwand mancher Häuser oft in schützenden Nischen angebracht, z. B. bei Freiburg in Attenthal und Glotterthal und in Wagshurst (Achern) und werden zu Fronleichnam mit Blumenkränzen verziert. In Odenheim (Bruchs.) wird vor solchen Muttergottes- oder Christusbildern an einzelnen Häusern eine Laterne an besonderen Gedenktagen und am Samstag angezündet. Der Freiburger Professor Lorichius meinte zwar schon im 16. Jahrhundert: „Es ist der Ehren Gottes etwas verkleinerlich, wenn die H. Bildnisse außen an die Häuser gemalt werden, da niemand dieselben ehren kann". Aber mancher katholische Bauer mag dieser Bilder in oder an seinem Hause nicht gern entbehren, und es thut ihm wohl, zu wissen, daß auch in der näheren und weiteren Umgebung desselben, an den Wegen, in den Kirchen und in den Kapellchen eine Schar von Heiligen über ihn und sein Hausgesinde, seine Pferde, Rinder und Schweine wacht. Lieblingsheilige des Hauses sind in Neusatzeck (Bühl): der Welterlöser, Johannes der Täufer, Herz Jesus, Herz Maria, die heilige Familie. Manche Höfe haben, z. B. in Niederwinden (Waldk.), ihre besonderen Schutzheiligen, wie Antonius, Blasius, Agatha, Gallus, Wendelinus und feiern die ihnen gewidmeten Tage mit besonderer Andacht.

Außer dem durch Opfergaben verstärkten Gebet zu ihnen wendet der Bauer in der Not noch zahlreiche andre Mittel an, zumal bei Unwetter. Vor keinem Naturereignis hat er, gleich den Vögeln und dem Hochwild, solche Angst, wie vor dem herangrollenden Gewitter, das namentlich das hölzerne Schwarzwaldhaus mit seinem Stroh- oder Schindeldach mit wilder Feuersbrunst und seine Felder mit Güssen und Hagelschauern bedroht. Das hat Gotthelf in Uli dem Knecht meisterhaft geschildert. In Oberschwörstadt (Säck.) und an vielen andern Orten werden „Palmen" und „Gewürzgrännten", auch halb-

verkohlte Holzstücke vom Osterfeuer und das vom Fronleichnamsaltar genommene Laub bei schwerem Gewitter „angezunden“ (S. 96, 98, 106). Auch andre Pflanzen verscheuchen es, in Mosbach die Donnerdistel, in Sexau das Johanniskraut (Sedum Telephium, Fetthenne), und die verwandte Donnerwurz (Barba Jovis) wird noch wie zu Karls des Gr. und Albertus Magnus' Zeit am Kaiserstuhl auf das Dach gepflanzt, in Bahlingen auf die Ziegel eines kaum noch fertigen Hauses, um als Blitzableiter zu dienen oder auch Ohren- und Zahnschmerzen zu heilen. Wird dagegen das purpurne Donnerwetternägele (Dianthus deltoides) in Neukirch (Triberg) ins Haus gebracht, so schlägt es ein. In Mosbach schützt auch wie in Schlesien eine Doppelähre gegen den Blitz. Leute in Neuhausen (Pforzh.) schneiden einen Splitter von einem Balken oder Stamm, an dem sich jemand erhängt oder in den ein Blitz eingeschlagen hat, und verwahren ihn im Hause; so ziehen die schrecklichsten Gewitter daran vorüber.

In Helmstadt (Sinsh.) steckt man eine versteinerte Muschel, wie man sie hie und da auf dem Felde findet, unter einen Dachsparren wider den Blitz; ich weiß nicht, ob die in Betzenhausen bei Freiburg eingemauerten Ammonshörner denselben Zweck haben. In Wittlekofen (Bonnd.) leitet ein unter einen Sparren gehenkter Kreuzvogel den Blitz ab, wie er am Harz vor Gewitter schützt, wahrscheinlich wegen seines kreuzförmigen Schnabels. Ein Storchnest auf dem Haus bewahrt in Denzlingen davor.[1] Denselben Dienst leistet in Wilfingen (St. Blasien) eine Ofenkruke, mit der man den Brotteig einschießt, und ein Ofenbesen, kreuzweis unter den Dachtrauf gelegt. So warf die Bäuerin im Traunviertel die „Ofenschüssel“ beim Hagel in den Hof, im fränkischen Heidenheim die „Brotschüssel“ vor das Haus. Aber es giebt noch einen andern Vogel, der das Haus, in dem er nistet, gegen den Blitz schützt. Im Kinzigthal, um Gutach und in Orten zwischen Zell am Harmersbach und Gengenbach ist in manchen Häusern oben am Giebel, wo Walmen und First zusammenstoßen und das Strohdach eine Öffnung läßt, ein alter Bienenkorb „Rumpf“ angebracht, damit der Mäusebussard darin niste. Dieser heißt hier „Wannenweber“, „Wanneuwicker“, schwäbisch richtiger Wannenwäher, Wannenweihe, althochdeutsch

[1] Vgl. Birlinger, A. Schwaben 1,411.

wannoweho, wannunwuchel,[1]) weil ihm statt des Korbes auch wohl eine Wanne ans Haus ausgehängt war.[2]) Auch dieser auffallende Brauch wie manches andere im Kinziggebiete (S. 5) erinnert an römisches Wesen. Denn der römische Landmann ließ auch gern eine kleine Sperberart, den tinunculus, in seinem Hause nisten und hängte für dessen Junge im Taubenschlag Thongefäße (tinae? daher tinunculus) zum Aufenthalt auf. Dadurch gewannen diese Raubvögel den Schlag und seine Tauben lieb und schützten sie gegen den Habicht.[3]) Noch vertraut man auch in Fußbach (Offenb.) dem Wannenweber den Schutz des Hofgeflügels an. Man legt ihm manchmal Hühnereier zu den seinigen und läßt sie durch ihn ausbrüten. Wie anderen menschenfreundlichen Hausvögeln, die bei Gewitter ins Haus flüchten, wurde ihm dann auch die Eigenschaft, dasselbe vor Blitz zu schützen, zugeschrieben. So bewahren um Freiburg und in Nordschwaben (Schopfh.) nistende Schwalben das Haus vor Blitz und Brand, bringen ihn aber herbei, wenn sie vertrieben werden. Und wenn man das Rötele, das Rotschwänzchen, plagt, verbrennt im Hotzenwald das Haus, und die Kühe geben rote Milch. Hirschhornkäfer tragen glühende Kohlen ins Haus in Riedichen (Schopfh.) und locken den Blitz an, sie heißen wie auch anderswo Donnergugen und Feuerschröter. In Stall und Scheuer läßt man in Gutach die Spinnweben hängen, damit der Blitz nicht einschlage. Zieht ein Gewitter auf, so löscht man in Zell a. Andelsbach das Herdfeuer aus. Beim Blitzen soll man keinen Schlüssel auf den Tisch legen, wohl aber einen Laib Brot in Dürrenbüchig (Bretten). Hier darf man auch auf den Blitz nicht deuten oder, in Wiesloch (Heidelberg), nicht den Finger erheben, sonst wird er abgeschlagen, nicht gen Himmel gucken, nicht sagen: „es blitzt“, nicht essen, aber beten. Auch heißt es in Buchen (Hettingen): „Wer beim Gewitter schläft, soll schlafen; wer wacht, soll beten, aber nicht essen“, und gerade wie im Braunschweigischen, darf man auf der Hohen Möhr Kinder, namentlich das jüngste, nicht wecken, damit es nicht einschlage.

Aber nun giebt es auch allerhand wirksame Handlungen. Wenn der Protestant bei Gewitter aus dem Gesangbuch ein Gebet spricht,

---

[1]) Landau, Gesch. d. Jagd S. 278. Schmeller B. Wb.[2] 2,921.

[2]) Mone, Anzeiger 7,429.

[3]) Grimm, Geschichte der Deutschen Sprache S. 50.

das im Wesentlichen aus Versen der mächtigen Psalmen 91 und 104 zusammengesetzt ist, so macht der Katholik ein Kreuz, so oft der Blitz zuckt, und betet in Unzhurst (Bühl) die 10 Gebote, das Johannesevangelium d. h. die ersten 14 Verse, die schon früh als sehr wirksam gegen den bösen Feind und Zauberkünste galten, auch vor einem Gottesurteil gesprochen wurden.[1]) Sie waren aus dem Schlußgebet der Messe allgemein bekannt. Man ruft in Bahlingen am Kaiserstuhl bei heftigem Blitz: „Helf is (uns) Gott un verzeih is Gott", wobei man die Hände faltet oder die Fenster schließt. Man betet in Wildthal bei Freiburg auch den Melksegen (s. u.). Bei Gewitter wird er sehr laut gebetet, denn soweit man den Schall hört, schlägt der Blitz nicht ein, während er beim Melken in singendem Tone gesprochen wird. Nachts versammelt sich bei Gewitter das ganze Hausgesinde, katholisch oder protestantisch, und betet z. B. in Schweinberg (Buchen) und in Eubigheim (Mannh.). In Eschbach (Staufen) spritzt man Weihwasser ins Zimmer und zum Fenster hinaus, in Münchingen (Bonnd.) streut man auch geweihtes Salz. Auch zündet man zu Lichtmeß geweihte Kerzen oder Wachsstöcke an. In einigen Häusern von Oberrimsingen (Breis.) schellt man bei jedem Donner und Blitz mit einer Schelle, die man sonst wohl Lorettoglöcklein nennt.[2]) Das Wetterläuten, das noch in vielen Orten nicht verboten ist, ist in der alten katholischen Glockentaufe begründet, bei der zum Herrn gebetet wird, daß ihr Schlag und Klang die Gläubigen zur Kirche lade, alle Nachstellungen des Feindes, Hagel und Unwetter verscheuche und den Donner mildere.[3]) Die „Wetterläuter" bekamen zu Konstanz früher einen Jahrgehalt. Der Meßner in Haslach hatte zur Betzeit und beim Gewitter fleißig zu läuten und erhielt dafür alljährlich von jedem Bürger einen Vierling (5 Liter) Korn und einen Laib Brot,[4]) und vom früheren Wetterläuten stammt noch die für 43 Pfennig abgelöste, sogen. „Meßnergarbe" in Ötigheim (Rast.), die auch in Wellendingen (Bonnd.) üblich war. In Achdorf (Bonnd.) dient gegen Unwetter

---

[1]) Mitteil. d. antiquar. Gesellschaft zu Zürich 12,189, vgl. E. Meyer, Aberglauben S. 109. 155.

[2]) Schmeller, Bayer. Wörterb.[2] 1,972.

[3]) Martene, de antiquis ecclesiae ritibus 3,170. 2,371.

[4]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 14,256. Hansjakob, Schneeballen N. F. S. 212.

der Wettersegen, der vom 3. Mai bis 14. September unter dem Geläut einer Glocke gebetet wird. Der Säckinger schreibt sich aus dem Königreich Portugal her. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war in vielen mittelbadischen Orten das gewitternächtliche Mailäuten gegen die Maifröste üblich, den ganzen Monat hindurch. Da es die ledigen Buben zu Nachtschwärmereien veranlaßte, wurde es gleich hinter das abendliche Angelus verlegt und besteht noch in einigen Pfarreien z. B. in Iffezheim (Baden). Die Wirkung des Läutens hängt mit von dem Ton der Glocke ab, der z. B. in Rickenbach „miserabel" scharf ist und die Gewitter den Nachbarn zutreibt. Vor 50 Jahren vertrieb auch das Glockengeläute in Hänner (Säck.) den Hagel, worüber sich die benachbarten Orte beschwerten, so daß es verboten wurde. So waren noch vor ein paar Jahren die Bauern am Titisee darüber entrüstet, daß ihrer einer mit seiner auf dem Dache angebrachten Hausglocke den andern den Hagel zugetrieben hatte. So weit man das Glöcklein von Maria-Linden bei Ottersweier (Bühl) hört, wird die Flur vom Hagel nicht betroffen. Darum werden die im Bereich der Wallfahrtskirche liegenden Güter beim Ankauf immer höher taxiert als die entlegneren, und die Wallfahrer singen:

„Überall, so weit ertönet
„Deines Glöckleins Silberklang,
„Schmelzen alle Schloßen, stöhnet
„Kein bedrängtes Herz zu lang." [1])

Die Wirkung hängt aber auch vom Geistlichen ab; so hagelte es in Birkingen (Waldsh.) nur einmal, als der Geistliche auswärts war. „Der het öbbis könna derfür" sagt man, in Tirol hält man gewisse Vikare für „wettergerecht".

Den „Wetterglöckle" mögen die Wetterhörner voraufgegangen sein. Vor 50 Jahren blies man in Buchholz (Waldk.) mit dem Wetterhorn die Gewitter von der Gemarkung weg, und auf einzelnen Höfen von und um St. Märgen (Freib.) soll ein richtiges, besonders hiezu geweihtes Wetterhorn noch immer geblasen werden. So auch in der Oberpfalz und Böhmen.[2]) Altertümlich mutet die Wettermuschel im Kinzigthale an, bei deren Blasen sich das Wetter sichtlich verteilt. Wird doch dadurch aufgeklärt der 22. Titel des Indiculus superstitionum des

[1]) Freiburger Diöcesanarchiv 18,16. [2]) Wuttke a. a. O. § 449.

Verzeichnisses abergläubischer Gebräuche vom J. 743 de tempestatibus et cornibus et conchis d. h. über Unwetter, Hörner und Muscheln.[1]) Offenbar sind unsere Wetterhörner und Wettermuscheln gemeint.

Um den Schutz zu vollenden, werden seltener auf dem Hause selber, häufiger in dessen Nähe, namentlich bei einem entlegenen Hofe, und draußen auf dem Felde Kreuze, „Wetterkreuze", angebracht, um Unheil und böse Geister abzuwehren. Auf einem Hause der Säckinger Vorstadt stand ein kleines hölzernes Kreuzchen, das schon öfters entfernt wurde. Aber sobald dies geschehen, spukte es im Hause, so daß es immer wieder hinaufgestellt wurde. Weißangestrichene Kreuze werden um Ortenberg in den Acker gesteckt, meist bei frischer Saat, um Vögel und Wild abzuhalten.

Die hohen Wetterkreuze sieht man im Süden, im Seekreis, in der Baar und im Hotzenwalde durchweg häufiger als im Norden. Jeder Todtmooser Bauer errichtet in sein „Gut", sei's im Walde oder auf dem Felde, ein Kreuz. In der Pfarrei Birndorf stehen etwa hundert im Felde herum, wogegen z. B. die Gemarkung von Elchesheim (Rast.) nur fünf, die Dilsberger außer einem Bildstock nur zwei, die Siegelsbacher außer einem vor der protestantischen Kirche, aber der katholischen Gemeinde zugehörigen kein einziges zählt. Um Wolfach wurde auf drei Bergen je ein Kreuz gegen Hagel und Blitz aufgerichtet. Der Geistliche pflegt die Kreuze einzuweihen, und Prozessionen in der Bittwoche machen vor ihnen Halt und hören die Evangelien. In besonderen Anliegen geht man in Kirchen (Engen) zum Gebet vor sieben Weg= oder Feldkreuze.

Erst wenn es donnert, gedenkt gar mancher Mensch seiner Ohnmacht und Sünde, an des Herrn Wort und Macht. Darum sagte die alte Bäuerin, die in strömendem Regen an mir vorüberschritt, beim Gewitter: „Nu merkt man doch, wer Meister ist". Aber der Bauer faßt es auch humoristischer auf: „Sie kegle wieder obe" oder „der Peter und der Paul" oder „der liebe Gott und die Engle kegle". In Ottenhöfen „balgt", in Villingen „schmält der Herrgott". Donnerts das erste Mal im Jahr, so muß man sich auf dem Boden wälzen, dann bekommt man das ganze Jahr kein Rückenweh auf der

[1]) Vgl. Grimm. Deutsche Mythol. 3,403. Wasserschleben, Die Bußordnungen der abendländ. Kirche S. 58.

Hohen Möhr, wie in Riedichen nach deutschem, schwedischem und slavischem Glauben.[1]) Die der Erde im Gewitterregen mitgeteilte frische Frühlingskraft muß sich der Mensch zu eigen machen.

Wie Donner und Blitz wird auch der Hagel gefürchtet. Die verschiedenen Gegenden haben ihre verschiedenen „Hagelfirtige" mit Amt und Prozession oder Wallfahrt nach einer benachbarten Kapelle. Sie gelten für halbe Feiertage. Um Freiburg hält man die Mittwoche nach Ostern und nach Pfingsten für Hagelfirtig und Unglückstage, in Neukirch (Trib.) den Katharinentag, den 25. November. Häufig werden aber Hagelprozessionen im Sommeranfang vor der Ernte gehalten, zwei z. B. in Rast (Meßk.), am 24. Juni eine bei Engen. Am Hagelfreitag, dem Tag nach Christi Himmelfahrt, wird in Katzenthal (Mosb.) nicht in der Erde gearbeitet. Am Hagelfreitag wallfahrtet man am Kaiserstuhl nach Waltershofen und Umkirch, hier wird zwischen der Kreuzerfindung und der Kreuzerhöhung am Freitag während der Messe ein Rosenkranz gegen Feldschaden gebetet und am Eingang des Dorfes ein Hagel- oder Wetterkreuz erstellt. Noch allgemein legt man drei Hagelkörner, Hagelsteine, Kitzlbohnen ins Weihwasserkesselchen; sind sie darin geschmolzen, so hört das Hageln auf. In Häusern (St. Blasien) wirft man auch eine Handvoll am Dreifaltigkeitssonntag geweihten Salzes gegen das Wetter. Früher mußten in Kirchhofen (Staufen) gegen den von Hexen herrührenden Hagel während des Zwischenläutens sieben Frauen unter freiem Himmel sieben (?) Vaterunser beten.

Schon im 16. Jahrhundert kämpften nicht nur die Reformatoren gegen viele dieser Bräuche, sondern auch der katholische Professor Lorichius in Freiburg gegen den Mißbrauch des St. Johannesevangeliums, der geweihten Kerzen und Wasser, und der Landwirt Sebizius empfahl zwar, den Acker gegen Schauer oder Hagel an seinen vier Ecken mit Beifuß und andern Kräutern zu verwahren, verwarf aber das abergläubische Wetterläuten, Büchsenschießen und das Beten des St. Johannisevangeliums.[2])

Auch der Sturm bedroht oft das nicht immer allzu feste Haus,

---

[1]) Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1, 482.

[2]) Lorichius, Aberglauben [2]1593 S. 264. 114. Sebizius, vom Feldbau 1598 S. 10.

der scharfe Frühlingswind ist ein Feind des Viehs und der Blüte, der milde befruchtet die Saaten, in die der Wirbelwind wieder arg zerstörend hineinfährt. Diesen verschiedenen Winden gegenüber verhält sich denn auch der Bauer sehr verschieden, häufig wird der Wind noch wie ein persönliches Wesen behandelt und bezeichnet. Als Hauptwinde unterscheidet man wie in Württemberg und Bayern den Nieder- oder Unterwind, der aus Süden und Westen, und den Oberwind, der aus Norden und Osten weht. Im Frühjahr fürchtet man den „beißenden“ Nordost, der Roß- oder Gaißenschinder, Gaißentöter und -mörder heißt, wie im weimarischen Blankenheim der Ost der Heppenschinder. Schon Sebizius um 1600 nennt den Nordwind „Schind den Hengst“ und ein paar Jahrtausende früher der Boeotier den thrakischen Boreas im Februar den Rinderschinder.[1]) In Meßkirch gilt er für einen Hennen- und Futterschinder und, da er der Birnblüte so zusetzt, in Gutenstein a. d. Donau für einen Birafresser. Es ist gut, daß der kalte Januar ruhiger zu sein pflegt. Es heißt von ihm in Ottenhöfen (Achern):

„Jänner, du Pflänner,
„Wenn i Gwalt hät wie du,
„Dät (Thäte) i winde und wehe,
„Daß im (dem) Ochs 's Horn im Kopf loddere dät.“

Ein schnell aufspringender Föhn heißt „Blost“ bei Konstanz. Wogt das Kornfeld im Winde, so gehn Schäfle hindurch, „jetzt rannt (rennt) d' Schofherd“ in Mengen bei Freiburg, oder schöner in andern Orten „der Herrgott treibt seine Schafe durchs Feld“. Stürmt es heftig, so hat sich Jemand erhängt. Dann wird der Atem gewaltsam zum Sturm zusammengepreßt, während beim natürlichen Verscheiden eines Menschen die Luft im Sterbezimmer mit leisem Wehen sich bewegt.[2]) In Balzhofen (Bühl) heißt daher jener Sturm „Henkerswind“. Mit dem Strick, mit dem sich Jemand erhängt hat, kann man in Dietenbach bei Freiburg die unbändigsten Rosse bändigen. Um das Haus vor dem Wind zu schützen, streuten und streuen noch heute alte Leute um St. Blasien, in Uhldingen (Überl.), in Rickenbach (Säck.) Mehl, Brot und Salz in den Wind, hier mit den Worten: „Do hest 'n

[1]) Sebizius, vom Feldbau S. 81,344. Hesiodus, Opera V. 504 ff.
[2]) Rochholz, Deutscher Glaube 1,214.

drifach Almosen in den höchsten Namen“, oder sie stellen dieses an einen dem Wind möglichst ausgesetzten Ort, wie in Bernau-Außerthal. Man beschränkte sich auf der Baar auch wohl auf ein Hampfle (Handvoll) Mehl, in Oppenau mit den Worten: „Jetzt hast was zu fresse“. Hier backt man sogar am Sebastianstag Küechle, damit der Wind das Dach nicht verreiße. So muß der märkische Bauer den Hunden der Frau Frick seine Mehlsäcke zum Fraß ausschütten, um glücklich davon zu kommen, und in einem norwegischen Märchen nimmt der Nordwind einem Kerl dreimal „das Mehl“ weg.[1]) In Todtnau gab eine Frau dem Winde drei Hände voll Dreikönigssalz, in Leustetten (Überl.) besänftigt man ihn mit dreierlei Weihwasser, das am h. Dreikönig, Ostern und Pfingsten, und in Unterglotterthal mit Asche, die am Aschermittwoch geweiht ist. Die athenischen Frauen murmeln noch heute beim entstehenden Wirbelwind: „Honig und Milch auf euren Weg!“[2]) Wie nah berührt sich eine andere Windvorstellung mit der altmythischen vom Windgott Wuotan, dem Breithut! Ein Vers in Ottenhöfen (Achern) sagt vom Wind:

„Der Wind isch e altes Männle
„Und het e schlappigs Hüetle uf.“

Noch persönlicher erscheint der Wirbelwind, der weniger dem Hause, als der Heu- und Fruchternte zu schaffen macht. Denn am Sommertage ist er plötzlich da, um die Heuschober weit weg zu zerführen, oder er wühlt sich im Getreide ein verderbliches Bett. Dieses sich drehende, tanzende Wesen erscheint fast ausnahmslos als ein Weib, als „Windsbrut“ oder Hexe; seltener heißt es Hexenwirbel, Hexenwind, Säudreck, noch seltener in Unzhurst Eber- und Jagerwind. Die Windsbraut überrascht den Mäher meist unangenehm beim Heuet, denn sie bringt andres, schlechtes Wetter, nur in Leiselheim (Breisach) verschafft sie der Kirschenblüte ein reiches Erträgnis. Sie kann in Dangstetten (Waldsh.) an keinem Kreuze vorbeifahren. Man erblickt die Hexe im Wirbelwind, wenn man den linken Schuh mitten hineinwirft in Riedichen (Säck.); sie muß nackt herausspringen, wenn man in Feldkirch (Staufen) ein offenes Messer, dessen Klinge mit drei Kreuzen bezeichnet ist, gerade in die Mitte schleudert. In Welchensteinach bindet man beim Anblick

[1]) Zeitschr d. Ver. f. Volksk. 9, 130.

[2]) B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen S. 123 f.

des „Schreckli“, das als hohe Staubsäule bei Wirbelwinden erscheint, ein Messer, in dessen Klinge drei Kreuze eingeritzt sind, in ein rotes Taschentuch, so daß es leicht herausfallen kann, und wirft es in die Staubsäule, worauf sie gefahrlos entweicht. Der Wurf mit einem solchen Messer ist überhaupt im ganzen Lande das beliebteste Mittel, die Hexe sichtbar oder unschädlich zu machen oder gar zu töten. Statt des Dreikreuzleinmessers gebraucht man in Zell am Andelsbach ein Messer mit drei offenen Klingen. Merkwürdig stimmt dazu das Verfahren des ägyptischen Fellah's, der dem im Wirbelwinde sitzenden Geiste zuruft: „Eisen, o Unseliger!“[1]) In Hettingen (Buchen) spuckt man auch hinein oder wirft Brosamen hinein, in Tiefenbach (Eppingen) ein Kleidungsstück, eine Kappe oder Schürze, wie alte Frauen am Kaiserstuhl mit dem Taschentuch nach ihm schlagen, um die Hexe zu vertreiben. Trifft man in Tiefenbach den Wirbelwind inmitten, so sieht man die Hex; wo nicht, so nimmt er den „Werfer“ in die Höhe und läßt ihn hoch aus der Luft herabfallen, daß er tot ist. In Eigeltingen (Stockach) wird Jeder, der in einen Wirbelwind hinein gerät, verhext. In die Luft steigt die tanzende Hexe in Blumegg (Bonnd.) mit herrlicher Musik. In Göbrichen (Pforzh.) bewegen sich im Wirbelwind mehrere böse Geister, deren Zahl in Wagensteig bei Freiburg auf 7 festgesetzt ist.

Gegen die Elemente und die bösen Geister verwendet der Bauer noch andre heidnische Mittel zum Schutz seines Hauses, wie Stierschädel, die noch in alten Häusern hangen, in alemannischen häufiger als Pferdeschädel, die man mehr bei den Franken und Sachsen findet.[2]) Im obersten Dachraum, Huurt, des etwa 300 Jahre alten Seppenhofes zu Langenbach (Vöhrenb.) ist ein Stierkopf zur Bannung böser Geister aufgehängt. Ein altes „Rauchhaus“ in Birkendorf (Bonnd.) hat noch einen mehrere 100 Jahre alten Ochsenkopf unter dem Firstbalken befestigt. Und wie in einem Hause des katholischen Schwarzwalds von 1674 sind auch noch in einem protestantischen Hause von 1704 in Gutach (Wolfach) im Dachraum, im ersten Falle unmittelbar über der Küche, die Schädel von Zugtieren angenagelt, die laut der

[1]) Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1,130.

[2]) Vgl. U. Jahn, Deutsche Opferbräuche S. 19ff. 24. Rochholz, Naturmythen S. 78.

Überlieferung das Baumaterial vom Hause herbeigezogen haben. Dagegen wurde in einem andern alten Schwarzwaldhofe der Kopf eines krepirten Rosses in „Kuch oder Schirr" aufgehängt, damit das andere Vieh bewahrt werde.[1]) Dort in Gutach schützen auch Pferdeköpfe unter dem Firstbalken gegen Gewitter. Und daß hier ein alter in der Viehseuche üblicher Opferbrauch zu Grunde liegt,[2]) bezeugt auch die badische Gegenwart. Denn Kuhschädel werden noch im First gegen Seuchen aufgehängt in mehreren Orten um Staufen und Freiburg. Muß ein Bauer sein Rind schlachten, so befestigt er den Kopf an einer rauchigen Stelle im Hause oder in der innern Giebelspitze z. B. in Herdwangen (Pfullend.) gegen den Düppel oder Drümmler, eine Krankheit. In Fröhnd (St. Blasien) hängte man auch einen Farrenschädel gegen eine Seuche auf. Gegen die Lungenseuche hängte man einen Kalbskopf in einem Tuch unter das Dach in Fützen (Stühl.), und noch zeigt man einen andern in einer Scheuer in Wellendingen (Bonnd.). Stirbt ein Schaf am Drümmel, an der Drehkrankheit, so bringt man dessen Kopf in Oberhomberg (Überl.) unter dem Dachfirst unter. Ursprünglich ein abwehrendes Sühnopfer bei Viehseuchen, wurde der Kopf später auch als Abwehr böser Geister aller Art gedacht. In Fußbach (Offenb.) erkennt ein Sympathiedoktor aus den leisen Schwankungen eines in seinem Speicher hangenden Ochsenschädels den Sitz der Hexe (s. u.). Ein solcher Schädel hält in Reich über dem kleinen Wiesenthal Gewitter, in dem schwäbischen Nachbarorte Baiersbronn im Murgthale das Mutesheer, das wilde Heer, ab. In Oberhomberg (Überl.) trifft man hin und wieder über der Stallthüre Hörner von Böcken und an Thüren von Pferdeställen ein Hufeisen.

Fast überall weiß man von dem Brauche, einen schwarzen Geißbock im Pferdestall, seltner im Rinderstall, zu halten, und an vielen Orten vom Bodensee z. B. von Hohenbodman (Überl.) her bis ins Bauland z. B. in Hettingen (Buchen) ist er noch nicht aufgegeben. Das Tier darf kein einziges weißes Haar haben, wenn es die Hexen, bösen Geister und bösen Leute abhalten soll. Er gilt in Hohenbodman und auch anderswo für einen Sündenbock, weil man annimmt, die Hexe gebe sich zuerst mit ihm ab, oder wie in Zuzenhausen (Sinsh.),

[1]) Roßmann, Zeitschr. f. Bauwesen 44, 1894, 43. Alemania 19, 134.
[2]) U. Jahn, Deutsche Opferbräuche S. 19ff.

sie müsse ihn zuerst schinden. Ihm wird in Oberbalbach (Tauberbisch.) die Hexe, die das Pferdezöpfen verursacht, „aufgeladen", und so stand er denn früher in Leiselheim (Breisach) an jedem Morgen schweißtriefend im Stall. Denn seine Hauptaufgabe ist, das Schrättele, die Hexe, abzuwehren, die nachts die Pferde drückt und abmattet und ihnen den Schwanz und die „Kranzhaare" d. h. die Mähne „zöpft", so daß sie morgens „Schum und Wasser" sind, wie nach einem tollen Hetzritte. Er hindert auch in Bonndorf die Hexen, wenn die Tiere ausgetrieben werden, am Mitlaufen. In Oberöwisheim (Bruchs.) bringt man ihn vor der Geburt eines Füllens in den Stall einer Stute. Statt des schwarzen Bocks wird auch wohl ein anderes schwarzes Tier, eine Katze oder ein Hahn, z. B. in Lehningen (Pforzh.) und Luchle (St. Blasien), zum Schutzgeist des Stalles gemacht. Um so auffälliger ist, daß in Gutach (Wolfach) schon seit alter Zeit im Stall des Müllerjörgenbauern ein schwarzer, aber in dem des Jungbauern ein weißer Geißbock steht. Wird ein Bock von anderer Farbe in den Stall dieser beiden Bauern gebracht, so erkrankt das Vieh. Bemerkenswert ist, daß der schwarze Geißbock auch mitten in Rußland im Pferdestall gehalten wird, ein Affe aber in China, um die Pferde vor Krankheit zu bewahren.[1])

Ein ganz besonders wirksames, fast heilig gehaltenes Schutzmittel ist das graue Schwarz-, Heim- oder Hausbrot, das „heilig täglich Brot", wie man wohl in der Schweiz hört. Das Weißbrot gilt noch in vielen Orten als ein Leckerbissen, den die Mutter aus der Stadt den Kindern mitbringt; und nun gar den Bühler Bollweck mit seinem mürben Teig verehrt der Bauer seiner Frau, wenn er vom „Bühler Märkt" heimkehrt. Doch traut man im Ganzen dem Hausbrot mehr kernige Kraft und geheimnisvolle Wirkung zu und sagt sogar z. B. in Hettingen (Buchen):

„Beckebroud meicht (macht) Backe doud,
„Bauernbroud meicht Backe roud."

Das ist das Brot, von dem man wie in Norddeutschland einen Laib zuerst in seine neue Wohnung schaffen muß, z. B. in Elchesheim (Rast.), bei Gewitter einen Laib auf den Tisch legt in Dürrenbüchig

[1]) Zoologischer Garten 39, 1898, 23.

(Bretten), und von dem man in Zuzenhausen (Sinsh.) im Fluche sagt: „Das Stück Brot soll mir den Tod bringen, wenn ich die Unwahrheit gesagt.“ Dem Brot kann man nichts „anthun“ oder „erben“, alles Brot ist seit der Speisung der 5000 durch den Heiland nach Ottenhöfer Glauben geweiht. Darum fehlen Salz und Brot auf der reichhaltigen Hexentafel, die auf dem Kandel bei Waldkirch aufgeschlagen ist.[1])

Viele Züge des badischen Brotglaubens hat schon Staub in seinem reichen Büchlein über das Brot vermerkt, aber keineswegs alle. Im Hausbrot vor allem steckt der Hausgeist, der den Bewohner des Hauses draußen in der Fremde behütet, ja die Fremde zur neuen Heimat macht. So schützt das Brot den Bauern, der über Feld zum Viehmarkt geht, gegen den Bösen, gegen Hexen und Gespenster, namentlich zur Nachtzeit, und schon einige Brosamen davon, in die Luft geworfen, genügen, bei Bollschweil den Ribachgeist und um Berolzheim das wilde Heer zurückzuhalten Ein Fremder, der abends ein Haus verläßt, nimmt vom Weihwasser und vom Hausbrot mit, so z. B. in Einbach (Wolfach) und Ottenhöfen (Achern), daß nichts Böses über ihn Gewalt habe, daß er „gesegnet“ sei, wie man im Wildthal bei Freiburg sagt. Hier bekommen auch die Taglöhner auf den Höfen abends ein Stück Brot mit heim. Ungetauften Kindern wird in Gutach (Wolfach) Brotrinde, den Knaben von der oberen und den Mädchen von der unteren Seite des Laibes, zugesteckt, damit ihnen niemand Böses anthun könne. Kindern giebt man es in Thiengen bei Freiburg mit der Weisung mit, „wenn e böser Hund kommt, so gisch (gieb es) ihm“ oder in Urnau (Ueberl.): „nimm au a Brot mit, im Fall d'r an Hund verkummt (begegnet).“ Ähnlich in Gondelsheim (Bretten). Auch gegen Jähhunger dients unterwegs in Katzenmoos (Waldkirch) und Messelhausen (Tauberbisch.). In Berolzheim soll das auf das Feld oder in den Wald mitgenommene und wieder heimgebrachte Brot „Hoschebroud“ d. i. Hasenbrot heißen, aber in Hettingen (Buchen) versteht man darunter das Brot, das größere Kinder in einem fremden Hause bekommen und das ihnen besser als das altgewohnte zu schmecken pflegt.

Aber die wichtigste Bestimmung des Hausbrotes ist, das scheidende Familienmitglied vor dem Heimweh, der „Langeweile“ oder „Lange-

[1]) Schreiber, Hexenprozesse zu Freiburg S. 66ff.

zit" und in Siegelau (Waldkirch) vor „Uhgoh", zu bewahren. Man nimmt es mit in die Fremde, läßt es dort in seinem Koffer oder legt es in einen Schrank. Salz und Brot näht die Mutter „unbeschraue" der Tochter, die auswärts in den Dienst geht, in Diedelsheim (Bretten) in das „Rockpreis", den Saum, ja die Eltern geben ihr in Helmstadt (Sinsh.) nicht nur einen Laib Brot mit zum Angewöhnen, sondern sie schicken wohl der Herrschaft ein wenig Staub vom Stubenboden, den dann die Frau ungesehen dem Mädchen in den Kaffee schütten muß. Den Rekruten stecken die Mütter heimlich nicht nur ein Stück Hausbrot, sondern auch den Geistlichen Schild ein in Krenkingen (Bonnd.), wie auch in Büchenbronn (Pforzh.) und Birkendorf (Bonnd.) ein Reisesegen oder auch ein in die Kleidernaht eingenähtes Kräutlein in Tennenbronn (Triberg) beigefügt wird. Solch ein Brot heißt auch namentlich im fränkischen Bauland und um Pforzheim und Rastatt, aber auch in Achdorf (Bonnd.) G'wene-, Wähnbrot, aber „Heimwehbrot" in Neckarzimmern. Ist das letzte wirklich volkstümlich? Auch das Vieh beruhigt es. In Messelhausen (Tauberbisch.) wurde Pferden, die über Land gingen, ein mit geweihtem Salz bestreutes Stück Brot gereicht. Aber viel häufiger wird noch z. B. in Marzell bei Kandern wie in Waldulm (Achern) verkauftem Vieh ein Stück Hausbrot mitgegeben. Im Simonswälder Thal verzehrt es dann der Käufer daheim mit den Seinigen, damit es dem Vieh Glück bringe. Darum heißt es auch „Glücksbrot".

Zu den schon angeführten Beigaben des Brotes kommen noch andere, am häufigsten wohl ein Löffel im Norden um Bretten und Pforzheim, im Süden um Meßkirch, Bonndorf und Waldshut. In Stein (Bretten) nimmt der Scheidende einen Eßlöffel mit, damit „es ihm nicht ahne thut". Schön ist, wenn der mit dem Agathabrot Ausgerüstete auf seinem Wege von Oberschwörstadt in die Fremde beim nächsten Brunnen, noch einmal nach der Heimat schauend, einen Trunk schöpft, um kein Heimweh zu bekommen. Noch altertümlicher wirft der von Gutach (Wolfach) Scheidende, ehe er das erste Wasser überschreitet, dreimal mit einer hohlen Hand das Wasser „unbeschraue" rückwärts über den Kopf und zieht dann mit seinem Schwarzbrot weiter, vor allem Heimweh sicher. Am sorgfältigsten verwahrt die Mutter das abziehende Kind in Kappelwindeck (Bühl), denn außer

dem Brot bereitet sie ihm eine Eierspeise, in die sie ohne dessen Wissen Stubenkehricht gemischt hat. Auch läßt sie es das Hemd verkehrt anziehen, so daß die Brustseite auf dem Rücken liegt. Das letzte thut man auch in Brehmen (Tauberbisch.), um sich gegen Heimweh zu schützen. In der Pfalz mischt man einer Kuh, die gekalbt hat, in die Tränke etwas Schmutz aus jeder Ecke der Wohnstube.[1]) Der Stubenkehricht „Stubenkutter“ spielt nun eine unappetitliche Rolle als Beigabe zum Brot, in das er z. B. in Büchenau (Bruchs.) und Öschelbronn (Pforzh.) hineingebacken wird, oder auch zu einem Kuchen oder Kaffee oder einer Suppe in den genannten fränkischen Amtsbezirken, sowie in Wiesloch und den gemischten Amtsbezirken Bühl und Achern. Noch in Hauserbach (Wolf.) wird er dem Scheidenden ins Kleid genäht. Wenn man im ebenfalls fränkischen Mittelschlesien und Voigtland einem unruhigen Kinde in der ersten Nacht seines Lebens ein Päckchen mit Staub, der aus allen vier Ecken der Stube zusammengekehrt ist, unter das Bettchen steckt, so wirkt auch hier der Heimatsstaub beruhigend und schützend,[2]) und man denkt an die altfränkische Chrenecruda, das reine Kraut, den Hausstaub des salischen Gesetzes, den der Landflüchtige aus den vier Ecken seiner Hütte zusammenraffte und auf seine Verwandten warf, um sie dadurch zu Hausbesitzern zu machen.[3]) Wie dieser Stubenstaub bedeutet auch das Abschabsel vom Haustisch die innerste Heimlichkeit des Hauses. So wird in Ettenheim die „Abkratzete“ vom Tisch den Scheidenden in die Suppe gethan, in Neukirch (Triberg) sogar das von den vier Tischecken geschabte Holz der Kuh gegen ihr Heimweh gegeben, wie in der Oberpfalz.[4]) Derselbe Gedanke liegt dem Berolzheimer Brauche zu Grunde, daß man gegen das Heimweh unbeschrieen einen Stein an der Gemarkung mit in die Fremde nimmt. Um Lörrach aber giebt die Mutter ihrem Kinde auf die Wanderschaft das „Näbeli“, einen Teil der Nabelschnur des Säuglings, mit. Es soll sich aber nicht beim Abzuge umsehen und, an Ort und Stelle angekommen, die Stuben-

---

[1]) Wuttke, a. O. § 697.

[2]) Wuttke, a. O. § 587.

[3]) J. Grimm, D. Rechtsaltertümer S. 111. Gesch. d. deutschen Sprache S. 555. Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 105 f.

[4]) Wuttke, a. O. § 683.

thüre nicht mit der Hand, sondern mit dem „Füedle", dem Hintern, zumachen (S. 332).

Das Agathebrot, von dem wir noch hören werden, hat eine besondre Kraft. Auch vom Hochzeitsbrot wurde früher in Thiengen bei Freiburg ein Stück aufgehoben, das Glück brachte, wenn es nicht schimmelte, und am Hochzeitstag nimmt man in Waldprechtsweier (Rast.) vor dem Kirchgang drei Brotstücklein mit, um Haus und Heim nicht zu vergessen.

Um all dieser Tugenden willen wird nun auch das Backen und Anschneiden des Brotes noch mit besonderem Ernste ausgeführt. So schlägt man in Ettenheim über dem Teig ein Kreuz. Beim zweiten Kneten, das auf das „Heble", das erste Kneten, folgt, wird in Ewatingen (Bonnd.) ein Kreuz in den Teig gemacht; ebenso in Huchenfeld (Pforzh.), wenn er über Nacht stehen soll. Vor dem Anschnitt wird der Laib mit einem oder drei Kreuzen an vielen Orten bezeichnet.

Über eine ganze Welt von Schutzmitteln verfügt das badische Bauernhaus — und doch? Selbst von der furchtbarsten Gefahr, der Feuersbrunst, bleibt es oft nicht verschont. Bricht diese aus, so ist der fränkische, meist steinerne und mehr verteilte Hof eher zu retten als das durchweg hölzerne alemannische Einhaus, das in wenigen Minuten in vollen Flammen steht. Das brennende Stroh fällt haufenweise vom Dach zu beiden Seiten herab und versperrt den Zutritt und Austritt. Ein Glück, wenn alle Bewohner gerettet werden, Vieh und Fahrnisse sind meistens verloren. Da fleht man wohl noch zur h. Agatha, die in Glashütten die „Feuermagd" heißt, und zum h. Florian angesichts der lodernden Glut, und man wirft um St. Blasien Agathabrot in die Flamme, damit sie gerade in die Höhe steige, und meint auch in Impfingen (Tauberbisch.) wie in einem großen Teile Deutschlands, geweihtes Brot (ja jedes Brot) lösche das Feuer, während man in Hettingen (Buchen) nur der Milch diese Kraft zuschreibt. Man spricht aber auch einen Feuersegen darüber: z. B. in Rickenbach (Säck.): „St. Lorenz sitzt auf dem Rost und brennt. Unser Herr Jesus Christ streck aus seine schneeweiße Hand, daß der Brand nicht weiter fahren kann", und einen ähnlichen auch anderswo in Hotzenwald, aber auch in Leustetten (Überl.). Dieser hier sehr entstellte Segen wurde in Schwaben und im 17. Jahrhundert im Rheingau gegen die Krankheit

des kalten Brandes gebraucht.[1]) In protestantischen Örtern umrennt man dreimal das brennende Haus, in Reich mit dem Vaterunser, in Gersbach (Schopfh.) ruft man die drei höchsten Namen an und spricht:

„Feuer, du starke Flamm,
„Dir gebeut Jesus Christ, der starke Mann,
„Du sollst stille stehn und nicht weiter gehn."

Dagegen stellen die Katholiken des südlichen Schwarzwaldes einen Tisch des Nachbarhauses, auf dem ein Kreuz steht oder schon einmal das Hochwürdigste gestanden ist, auf die Straße oder an ein Fenster, um den Brand zu hemmen oder nach der entgegengesetzten Seite zu wenden. Das erinnert daran, daß der Pfarrer in Rastatt um 1750 mit der Monstranz in beiden Händen hinauszog und mit dem Allerheiligsten die Flammen beschwor; vergebens.[2]) Älter als dieser geweihte Tisch ist wohl der Backtrog, den man in Sachsen, Schlesien, Böhmen und in der Oberpfalz auf die Windseite des brennenden Gebäudes setzt und dreimal herumdreht, um den Wind zu wenden.[3]) Aber das eigentümlichste Mittel ist doch der Tellerwurf, der offenbar das Feuer concentrieren, auf einen möglichst engen nur tellergroßen Raum beschränken sollte, weshalb der Teller auch in fließendes Wasser geworfen wird, um den Ort, wo ein Ertrunkener liegt, festzustellen. So sehr war man in Weimar von der Wirkung des Tellerwurfes ins Feuer überzeugt, daß der Herzog Ernst August 1743 befahl, daß hölzerne Teller, mit einem Feuerpfeil versehen, in allen Städten und Dörfern als Löschmittel angeschafft werden sollten. Sie müßten aber schon zum Essen benutzt worden, mit einer bestimmten Figur und Buchstaben des Freitags bei abnehmenden Monde Mittags zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Tinte und einer neuen Feder beschrieben, vorrätig sein.[4]) Die Buchstaben werden dieselben weit bekannten gewesen sein, die auch der Geistliche Schild und das Romanusbüchlein auf beide Seiten eines solchen Tellers zu schreiben empfehlen:

---

[1]) Lammert, Volksmedicin S. 211. Steinhausen, Ztschr. f. Kulturgeschichte 2, 189.

[2]) Birlinger, Aus Schwaben 2, 179.

[3]) Wuttke, Deutscher Volksaberglaube § 443. Mittheilungen der Schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde 1, 10.

[4]) Witzschel, Sagen a. Thüringen 2, 338.

S A T O R
A R E P O
T E N E T
O P E R A
R O T A S.

Im Egerland werden dieselben 25 Buchstaben in einen Laib Brot eingeritzt, dann wird dieser dreimal um das brennende Haus getragen und ins Feuer geworfen. Der Werfer muß aber sofort weglaufen, sonst ereilt ihn das Feuer.[1]) An mehreren Orten des Markgräfler Landes, z. B. in Auggen, wirft oder warf man vor Kurzem noch einen Zinnteller ins Feuer, in Bonndorf einen Speckteller, in Schwarzach (Bühl) einen Zinnteller unter Hersagen eines unverständlichen Spruchs. Noch vor 50 Jahren umritt im Braunschweigischen der „Feuerreiter" dreimal das Feuer, warf unter einer Besprechung einen Teller mit Salz hinein und ritt spornstreichs davon, um der nachschlagenden Flamme zu entrinnen.[2]) Dem Brandstifter ergeht es schlecht. Bevor er das Haus anzündet, erblickt er nach Rickenbacher Glauben das höllische Feuer und sich darin, und nach der Ansicht der Zeller am Harmersbach soll er, auf der That ertappt, gleich ins Feuer geworfen werden.

Nach einer Feuersbrunst zeigt sich da, wo die Not am größten ist, eine schöne Nächstenliebe. Die Strohdachhäuser in Mühlenbach (Wolfach) z. B. nehmen manche Versicherungsgesellschaften überhaupt nicht auf oder verlangen Prämien, die neben all den übrigen Steuern, Beiträgen und Löhnen unerschwinglich sind. Ist nun ein Haus dort vom Feuer vernichtet, so übernehmen die Mitbürger einen großen Teil des Baues. Sie besorgen das Abräumen der Brandstätte, graben das Fundament zum Neubau, führen Holz, Steine, Kalk, Sand u. s. w. „frohndsweise" d. h. in diesem Falle unentgeltlich herbei und hauen dem Betroffenen einige Baumstämme aus ihrem Walde. Die Bäuerinnen aber geben her, was sie an Getüch, Kleidern, Schuhwerk, Speck und Eiern entbehren können, manchmal sogar Betten, Schränke und Tische. Das gerettete Vieh verpflegen sie in ihren Ställen. So auch anderswo im Kinzig-, Simonswälder- und Dreisamthal. Ist das Fundament

[1]) Unser Egerland II. 1,10 vgl. Wolf, Beiträge 2,375.
[2]) Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 9,439.

herausgemauert, so bekommen die Maurer in Gutach (Wolfach) einen Trunk, den „Ebewi" Ebenwein, die Zimmerleute aber nach dem „Uffschlaines" dem Aufschlagen des Hauses den „Werksatz"=trunk. Man ist mit beiden Handwerkern nicht immer zufrieden, wie der Lenzkircher Spruch verrät:

„Bhüet uns Gott vor schlechter Zeit,
„Vor Maurern und vor Zimmerleut."

Dem Bauherrn werden aber auch, wenn er nicht abgebrannt ist, in Hettingen (Buchen) manche Fuhren unentgeltlich geleistet, der Bauplatz wird ein beliebter Kinderspielplatz, und bald hängt von den beschlagenen Balken eine „Hosse" Schaukel herab. Bei der Deckung des Hauses reichen die Kinder, auf den Sprossen der Leiter und auf den Dachsparren übereinander sitzend, die Ziegel hinauf, und dann trippeln sie unten die Tenne fest. Wird ein gewölbter Keller gebaut, so muß der Bauherr den Schlußstein selber setzen und zwar mit einem Hammer, dessen Stiel mit einem roten Bande umwunden ist. Alle Arbeiter umstehen ihn und zählen gewissenhaft alle Schläge nach, denn für jeden Schlag muß er eine Maß bezahlen. Sie wissen sich auch noch auf andere Weise einen Trunk zu sichern: betritt Jemand unbefugt den Bauplatz, so wird er „gesenkelt" d. h. die Meßschnur wird ihm um den Leib geworfen, und er muß sich mit einem Trinkgeld lösen. In Lenzkirch spricht ein Gesell mit dem Winkeleisen zu dem umschnürten Eindringling:

„Mit der Schnur und mit dem Winkeleisen
„Wollen wir dem Herrn die Ehr erweisen u. s. w.
„Wenn Alles steht im Senkel und Blei,
„Steht es dem Herrn frei:
„Sei's für ein Glas Bier oder Wein
„Werden wir dem Herrn stets dankbar sein."

Das Schnüren der Bauleute aber ist aus dem älteren Binden der Hirten, Schnitter und Schnitterinnen und der Flachs= oder Hanfbrecherinnen entstanden.[1])

Der eigentlichen Aufrichtung des Daches geht aber noch eine feierliche Aufrichtung des Herrgottspfostens (S. 351) im Kinzigthale vorauf. Aus der größten Eiche, die der Bauer bekommen kann, wird

[1]) E. H. Meyer, der badische Hochzeitsbrauch des Vorspannens S. 47.

dieser herausgehauen. Um ihn zu heben, sind 30—40 Männer erforderlich, und zuvor kommandiert der Zimmermeister: „Hut ab und drei Vaterunser gebetet!“ Dann geht er auf die Höhe des Baues und erwartet den langsam aufgerichteten Pfosten, um diesen, wenn er bei dem übrigen Gebälke angelangt ist, mit hölzernen Nägeln zu befestigen. Sobald er den ersten Nagel geschlagen hat, rufen die Untenstehenden: „Verbrennt's oder fault's?“ Kracht es nämlich recht, so wird das Haus verbrennen, treibt aber der Nagel noch Wasser aus dem Holz des Pfostens, so wird es faulen d. h. an Alter sterben. Auch in Schelingen im Kaiserstuhl wird das neue Haus in Flammen aufgehen, wenn beim ersten Nagelschlag Funken fliegen. Ähnlichen Glauben hat man im Erzgebirge, Ansbachischen und in der Schweiz.[1]) Früher schlug in Unzhurst (Bühl) der Jüngste des Hauses den ersten hölzernen Nagel ein und erhielt darauf zum ewigen Andenken vom Zimmermann eine Ohrfeige. Diese wird auch in Söllingen (Rast.) dabei ausgeteilt.

Die Ufrichti, die Aufrichtung ist nicht nur in den zerstreuten Dörfern des Schwarzwalds, sondern auch in vielen geschlossenen der Ebene ein Gemeindefest, eine Handlung von hier mehr ernstem, dort mehr heiterem Charakter. Der Bauherr und seine Angehörigen gehen an vielen Orten mit den Werkleuten am Morgen in die „Ufrichtimeß“, an einigen knieen sie auf dem schon auf das Haus aufgesetzten Gebälk und beten 5 Vaterunser, so um Bonndorf und St. Blasien. Dann spricht der Baumeister: „In Gottes Namen fanget mer jetzt an!“ Im Simonswälder Thal, sowie auf der Hardt strömen nun die Nachbarn, ja Jung und Alt der ganzen Gemeinde herbei, dort manche Männer mit Schinken, manche Frauen mit Küechli, als Beisteuer zum „Ufrichtimahl“. Aber zuvor wird z. B. in Buch (Waldsh.) das erste Gebälk gelegt, dann ein Vaterunser gesprochen, und nach Legung des letzten Balkens von einem ledigen Zimmergesellen ein Spruch gethan und Gottes Segen auf das Haus herabgefleht. Dann trinkt er einen halben Liter Wein in drei Zügen, von denen der erste dem Bauhern, der zweite dessen Familie, der dritte den Jungfrauen der Gemeinde gilt. Zuletzt wirft er das leere Glas auf die Erde; zerbricht es nicht, so bedeutet

[1]) Grimm, Deutsche Mythologie 3,451 (no. 500). 457 (no. 700). Rochholz, Deutscher Glaube 2,164. Schweizer. Arch. f. Volksk. 2,221. Wuttke a. a. O. § 290.

das Glück. An vielen Orten ist aber der einleitende Gottesdienst abgekommen, dafür wird dann häufig, z. B. am Bodensee, das neue Haus beim Einzug vom Pfarrer eingesegnet, oder es werden auch um Bretten und Pforzheim nach dem Glas- oder Flaschenwurf Choräle gesungen: „Nun danket alle Gott“, „Großer Gott, dich loben wir“, „Ich bete an die Macht der Liebe“. In den Zimmersprüchen entfaltet sich ein ähnlicher Humor wie in den Vorspannsprüchen, oft genau in denselben Formeln und Scherzen. Mehr ausnahmsweise wie z. B. in Helmsheim (Bruchs.) sind sie gewürzt mit starken Anspielungen auf die Bewohner des Orts. Im ernsteren Achdorfer (Bonnd.) Zimmerspruch merkt man den Einfluß von Schillers Lied von der Glocke, z. B. an der Stelle:

„Wenn Elemente losgelassen
„Sich stürzen auf die Menschen ein,
„Wenn Hilferuf in allen Gassen,
„Wenn Hunderte nach Beistand schrein,
„Wenn Flammen züngeln Feuerglut,
„Verliert der Mensch gar oft den Mut.
„Voll Schmerz sieht er die Habe brennen u. s. w.“

Hier in Achdorf, Ebnet und Neuershausen (Freib.) sind sie zu erstaunlicher Länge ausgewachsen, ein kürzerer aus Mettenberg (Bonnd.) mag die ganze Gattung hier vertreten:

„Ein Zimmergesell bin ich genannt,
„Ich reis' mit Herren und Fürsten durchs Land.
„Wenn ich hätte aller Jungfern Gunst
„Und allen Meistern ihre Kunst,
„Allen Künstlern ihren Witz,
„Könnt' ich ein Haus bauen auf einer Nadel Spitz'!
„Weil ich aber dasselbe nicht kann,
„Muß ich bauen nach einem guten Plan.
„Dieser Bau ist gemacht von Riegel und Pfosten,
„Es wird unserm Bauherrn ein gutes Trinkgeld kosten.
„Ein Dutzend Thaler wäre nicht zu viel,
„Zwei Dutzend wär das rechte Ziel.
„Wenn er uns aber thut fleißig bitten,
„So sind wir mit drei Dutzend zufrieden.
„Kann aber dasselbe nicht sein,
„So fall dieser Bau bald wieder ein,
„Aber erst wenn ich werde herunter sein.

„Nun wünsch ich unserem Bauherrn ein fett Rind,
„Der liebwerten Hausfrau ein Kind,
„Der Tochter zwei und der Magd drei,
„Dann giebts ein ganzes Hausgeschrei!“

Meistens leert er mitten in seinem Spruch oder am Ende desselben ein oder ein paarmal sein Glas und wirft es schließlich zur Erde hinab. Zerspringt es, so wird das verschieden gedeutet, bald auf Glück, bald auf Unglück. Ursprünglich wird das Zerbrechen Glück verheißen haben, denn es handelt sich beim Bau eines neuen Hauses um einen mit der Vergangenheit zu vollziehenden Bruch, wie beim Eintritt der jungen Frau in ihr neues Heim (S. 300). Im Kaiserstuhl werden nach dem Spruch und der Aufpflanzung des Maienbaums auf dem Dach Nüsse, Schnitze und Wecken von oben unter die versammelte Dorfjugend geworfen, die sich johlend in dichten Knäueln darüber stürzt. Der „Maien“, ein Tannenbäumchen, aber steht oben auf dem First mit seinen flatternden Bändern und Taschentüchern, eins für jeden Arbeiter, während man sich unten an Schinken und Küechli, Wein oder Bier und hie und da auch wohl an einem Tänzchen gütlich thut.

In manchen katholischen Dörfern weiht der Geistliche das neue Haus, Wohnung und Stall nach dem Rituale ein, gewöhnlich in aller Stille. Doch im evangelischen Gutach (Wolfach) begeben sich der Geistliche und der Lehrer mit den Schülern in das Haus, in dem schon eine Menge Leute versammelt sind. Nach einem Choral spricht der Geistliche die Weiherede, das Gebet und den Segen. Sämtliche Räume werden besichtigt und der Geistliche, der Lehrer und die Schüler bewirtet. In einzelnen Dörfern hört man noch von der Scheu, ein neues Haus zu betreten. In Bruchsal heißt es unbestimmter: „Baut Einer ein neues Haus, muß Jemand aus seiner Familie sterben“, aber in Brehmen (Tauberbisch.) sagt man nicht nur: „Ein neues Haus fordert einen Toten heraus“, sondern jagt auch beim Einziehen nach verbreiteter deutscher Sitte eine Katze durch alle Räume desselben. Die geht dann zu Grunde. In Elchesheim (Rast.) trägt man zuerst einen Laib Brot, in Herrischried Salz und Brot und in Neusatzeck (Bühl) das Christusbild hinein. In Berolzheim sagt man beim Einzug: „Glück ins Haus, Unglück 'naus“, während in Neusatzeck

ältere Leute überhaupt bei dem Eintritt in jedes Haus sagen: „Gelobt sei Jesus, Maria!" In Burg (Freib.) ißt und trinkt der Geistliche nach der Einsegnung etwas in dem neuen Hause und wird als dessen erster Gast angesehen. Ein fröhlicher alemannischer Einzugsbrauch ist die Husräuchi, Husrüche, Hausräugi, Husreige. „Die, die Hausräuchin hant" d. h. einen eigenen Herd haben, kommen schon in den alten Weistümern vor. Im Pfaffenbrief der schweizerischen Waldstädte von 1376 heißt die Familie, die einen eigenen Rauch oder Herd hat, Husröuke, und jetzt nennt man so das Festessen, das man nach dem Einzug ins neue Haus den Nachbarn giebt, eine weltliche Hausweihe. Johannes Rothe, der thüringische Chronist, der um 1400 lebte, schrieb den Hausrauch oder die Hauswarmung, Hauswarmede, die noch in Schlesien Hauswermet heißt, schon dem 11. Jahrhundert zu.[1]) Es ist eine Art Tischrücken. Alle ins Haus Eintretenden, besonders Kinder, bekommen in Göbrichen (Pforzh.) ein Stück vom ersten Kuchen, den die Hausfrau darin gebacken, die Andern aber einen Trunk oder auch einen Schmaus.

Zum Hause im weiteren Sinne gehören die nächsten Büsche und Bäume, die Blumen und Gemüse des Gartens. Wie in ganz Deutschland wird auch hier der Hollunder, der Thee und Kissenkräuter und leckeres Mus spendet, wie ein Hausfreund geehrt und geschont. Hat doch in Brunnadern (Waldsh.) die Mutter Gottes nicht an der Heckenrose, sondern am Hollunder die Windelein ihres Kindleins getrocknet. Schön wölbt er sich auf alten Höfen über dem Milchhüsle am Brunnen oder über einem Speicher. Eine ehrwürdige Linde oder ein Lindenpaar ragen hie und da über das alte Dach; ob auch in Baden wie z. B. im Elsaß Sommerhäuschen, in denen man schmauste und trank, darin angebracht waren? Häufiger sind Hausnachbarn die malerischen Nußbäume, die schon 1341 in vielen Breisgauer Ortschaften, 1387 namentlich um Istein viel gepflanzt waren. Beide Baumarten, die auch schon früh an Straßen, Feldwegen und in Weinbergen standen,[2]) sieht man häufiger auch mitten im wogenden Ährenfelde, wo sie der norddeutsche Bauer nicht duldet. Manche Dörfer

---

[1]) Vgl. Grimm, Deutsche Weistümer 1,256. D. Rechtsaltert. 375. Rochholz, Deutscher Glaube 2,65. 104. Witzschel, Sagen aus Thüringen 2,VII.

[2]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 13,259. 263. 19,219.

haben ihre Linde, Kirchhofen sogar drei, die älteste, „Walt“ genannt, auf dem Kirchplatz. Unter ihr wurden bis 1847 die Gemeindeversammlungen gehalten und der Felddieb, nachdem er, mit den gestohlenen Früchten behangen, Sonntags nach dem Gottesdienst vor der Kirchenthüre ausgestellt war, oft mit Stockhieben, „Schillig“, gestraft.

Der Garten besteht aus ein paar Gemüse- und Blumenbeeten, die oft mit stark duftendem Buchsbaum eingefaßt sind, und etwa noch aus einigen Obstbäumchen, oder er zerfällt auf größeren Höfen in einen kleineren, umzäunten eigentlichen Garten und einen weiteren offenen Baumhof. Oft prangt mitten unter Salat- und Kohlköpfen ein bunter dichter Blumenbusch oder sprießt gar manche Zier-, Würz- und Heilpflanze. So klein er ist, liefert er daher, wo die Gartenzucht entwickelt ist, nicht nur Speise und Würze den Gesunden, sondern auch Linderung den Kranken. Seinen Sonntags- und Hochzeitsschmuck holt man sich heraus und verziert mit seinen Blumen die Heiligenbilder und hie und da auch die Toten im Sarge. Noch immer sind in vielen badischen Dörfern die Hausgärten mit ihren zum Teil nur hier wachsenden Zier-, Heil- und Nutzpflanzen die Abbilder der Klostergärten, wie sie die Benediktiner vor mehr als einem Jahrtausend hegten,[1]) und oft nur wenig modernisiert. Von Blumen stehen im Ettenheimer Garten etwa: gäl Nägeli, Pfingst- und Boschnägeli, Grasblumen (Lychnis) und Aschtere. Dazu Dreifaltigkeitsli (Viola tricolor), Vergißmeinnicht, Schwertlilje, Aloysius- oder Josephslilje, Wasserblümli (das rot und weiß gefüllte Gänseblümchen), Sternblume, Botzemine (Balsamine), Kapuzinerli, Tulipane, Ringlisblume, Goldähre, Roter Wedel, Wernet (Wermut), Rute (Raute), Österliverzeihmerskrutt und Gretli hinter de Heck. In der Seegegend um Überlingen und im Hanauerlande ist ein schöner Blumengarten der Stolz des Hauses. In Ichenheim (Lahr) sah ich englischen Rasen, Bananen und Springbrunnen darin, und als ein Bauer die Spitzen seines Gartengitters versilbern ließ, leuchtete bald darauf das seines Nachbarn mit vergoldeten Spitzen.

Obstgärten werden schon im 8. und 9. Jahrhundert am Neckar bei Durlach und Bretten häufig erwähnt, im Hegau und in der Baar erst ein paar Jahrhunderte später. Nach dem Zollprivileg, das Kaiser

[1]) v. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora 1894.

Friedrich III. dem Breisgauer Städtchen Neuenburg 1442 bewilligte, wurden die gedörrten Birnen fuderweise auf dem Rhein verschifft, und als ob man im Süden wäre, die „Kesten" (Kastanien) in Fuderfässern und die Mandeln in Säcken. Die Nüsse aber blieben zum Ölschlagen im Land. Am Bodensee wurde der Eimer Obstwein 1465 für 16 Kreuzer verkauft. Im Schwarzwald, wie z. B. im Kloster Wittichen im Kinzigthal, brannte man schon im 17. Jahrhundert Kirschenwasser.[1]) Der Obst- und Weinbau ist jetzt so bedeutend, daß von den 236 Millionen Mark einer durchschnittlichen Gesamternte in den 80er Jahren etwa 25 Millionen, also mehr als 10 Prozent, auf Obst und Wein fallen. Die reichsten Obstbezirke sind die Seegegend und die Gegenden um Achern und Bühl. Aber der Ertrag könnte in mehreren Landschaften noch sehr gesteigert und verbessert werden, wenn man den Bäumen sorgsamere Pflege widmete und dafür die einst sinnigen, jetzt sinnlos gewordenen Bräuche vollends aufgäbe. Der Böhme Alßo bezeugt bereits um das J. 1400, daß man zu Weihnachten die Bäume mit Strohbändern umwand, um sie fruchtbar zu machen. Und noch umwickelt man in manchen Gärten des badischen Ober- wie Unterlandes in der Nacht vor dem ersten Christtag die Obstbäume in derselben Absicht mit einem Strohband. Die Hausväter lauern schon in der Thüre auf den Beginn des sogen. „Schreckenläutens", das mit allen Glocken nach Mitternacht in drei Absätzen zur Frühmette ruft, mit bereitgehaltenen Strohseilen, um bei dem ersten Schlag rasch hinauszuspringen. Denn nach dem Schreckenläuten hat das Umbinden keine Wirkung mehr. Die Seile läßt man an den Stämmen, bis sie abfallen; in Eschbach (Staufen) löst man sie während des Karsamstagsläutens ab. Als eine Frau in Vögisheim bei Müllheim einem Baum am Christabend ein Strohband umlegte, sagte sie zu ihm: „Jez bring ich dir's Winechchindli, 's andr Johr bringsch du mir's". So hieß es in Kaltennordheim in der Rhön; „Do breng ich e Neujahr, doß de me Frücht brengst os ganz Joar". Statt die Bäume zu umbinden, schüttelt, „weckt", man sie auch um Emmendingen, Ettenheim und Ettlingen.

Damit das Obst gut gerate, ißt man in Schellbronn (Pforzh.) am Weihnachtstage „Schnitze" mit in Öl gebackenen Küechlen. In

[1]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 13,260 ff.

wenigen Dörfern geschieht dies Umbinden am Fastnachtsdienstag, wieder in mehreren unter dem Glorialäuten am Karsamstag, so in Kippenheim, Haueneberstein, Sulzbach, Rauenberg, und geschüttelt werden die Bäume an selbigem Tage in Wellendingen (Bonnd.). Früher wurden in Neusatzeck (Bühl) Kreuzli, gefertigt aus Holz, das am Karsamstag geweiht war, zu den Bäumen gesteckt. Im Taubergrunde werden sogar erst zu Johanni Bäume umbunden.[1]) An einigen Orten werden sie zu Weihnacht umwickelt, aber am Karfreitag verschüttelt oder geklopft, wie in Hartheim (Meßk.) und Illingen (Rast.). In Menzenschwand beschneidet man sie meistens am Karfreitag. In Stupferich (Durlach) gießt man Ostertaufwasser, in Birkendorf (Bonnd.) am Ostermontag geweihtes Wasser an die Obstbäume. In Neusatzeck, Waldprechtsweier und Unzhurst besprengt man sie am 1. Mai mit Weihwasser, wie früher auch in Altschweier (Bühl). In Schwarzach und Waldprechtsweier gehen manche Leute in der Dämmerung des ersten Maitages um ihr ganzes Haus herum und besprengen die Wände mit Weihwasser.

Duften die Bäume vor Weihnachten, d. h. sind sie mit Reif behangen, so giebts in Krumbach (Meßk.) und Oberharmersbach ein gutes Obstjahr, wie in Thüringen.[2]) Man bricht am Barbaratage, den 4. Dezember, beim Vesperläuten von irgend einem Obstbaum gute, gesunde Zweige, keine Wasserschosse, ab und stellt sie in Wasser, das jeden Tag zu erneuern ist. Brechen Blüten hervor, so ist ein reiches Obstjahr zu erwarten, so bei Mosbach. Nach der Fülle der Kirschenblüte oder auch der Epheublüte richte sich die der Rebe, sagt man in Kiechlingsbergen im Kaiserstuhl und in Altschweier (Bühl). Wurde Einem mutwillig ein Baum beschädigt, so schnitt man in Gottmadingen (Konstanz) einen oberen Zweig, die Dolde, ab und hängte sie ins Kamin. Da verdorrte sie, und der Thäter wurde von einer zehrenden Krankheit befallen.

An Fronfasten soll kein Obst abgenommen, auch nicht gesäet werden in Achdorf (Bonnd.). An einen Baum, der nicht mehr tragen will, hängt man, um ihn zu neuer Fruchtbarkeit zu bringen, einen Stein, in dem ein Loch ist. Die ersten Früchte eines Baumes soll

---

[1]) Alemannia 22,74.

[2]) Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 6,183.

man auf der Hohen Möhr den Armen, in Vögisheim (Müllh.) einer Schwangeren geben, dann trägt er stets reichlich. Schüttelt eine Schwangere im Schwarzwald und um Schopfheim ein junges Bäumchen, so trägt es jedes Jahr.[1]) Beim Obstpflücken hört man noch in Reckingen (Waldsh.) sagen: „Ma mue au no ein hange lo", wie man auch in Lahr den letzten Apfel am Baume läßt, sonst trägt er nicht. Das in Birkendorf (Bonnd.) nach der Kirchweih auf den Bäumen gebliebene Obst gehört den Roßbuben. In Breitenbronn (Mosb.) läßt man etwas Obst auf den Bäumen, damit die Stupfler, die armen Ährenleser, auch etwas haben.

Hie und da sieht man wohl noch nach oben gekehrte Sensenschneiden in die Krone eines Gartenbaumes gebunden, welche böse Geister abwehren sollen. Um die Tauben gegen Habicht zu schützen, bindet man in Nordschwaben (Schopfh.) eine Sense an eine hohe Stange über dem Schlage.

Viele Freuden und Leiden, Mühen und Sorgen umschließt das Haus und seine Umgebung, aber noch ist des einen wichtigsten Ereignisses eines jungen Ehestandes nicht gedacht worden, der ersten Mutterschaft der Frau. Der Kreis der häuslichen Pflichten erweitert sich und vertieft sich noch mit der Geburt von Kindern. Die schwangere Frau heißt die „Große" in Rickenbach, das schwangere Mädchen aber „Hops" z. B. in Ettenheim. Hier sagt man zu einer Schwangeren: „Hesch Kirbse gsteckt?" (Kürbisse gepflanzt), oder „Des isch aber e guet Herdöpfeljohr gsi!" oder „Der Bachofe wird bal i keie" (bald einfallen). Hübscher wird die junge Frau, die zum ersten Male einem Taufschmaus beiwohnt, mit einer Fruchtähre und einem Blumenstock gehänselt (S. 29). Die Frau genießt in gesegnetem Zustand allerlei Vorrechte. Sie darf sich ungestraft einen Apfel oder eine Traube oder Zwetschen in fremdem Garten brechen, und der Baum, von dem sie die erste Frucht gebrochen, verheißt reiche Ernte. Doch meint man in Hemsbach (Adelsh.), sie dürfe nirgends etwas nehmen, weil sonst die Kinder Diebe würden. Wenn sie in Neusatzeck (Bühl) in ein andres Haus geht, giebt man ihr ein Stück Kuchen, Brot, schöne Äpfel, die ersten Kirschen, die ersten reifen Trauben. Sie darf in Aichen (Waldsh.) beim Essen zuerst und das beste Stück

[1]) Vgl. Birlinger, Aus Schwaben 1,390.

nehmen. Früher hatten die Schwangeren in Wittenschwand (St. Blasien) das alleinige Recht auf das Fischwasser, um ihr Fischgelüste zu befriedigen. Besteht das nicht noch jenseits der Grenze, im württembergischen Alpirsbach? Man trägt Bedenken, ihr einen Wunsch zu versagen, selbst nicht den nach unreifem Obst, denn da ihr einmal in Todtmoos ihr „G'luſt" nach Rettich nicht befriedigt wurde, bekam ihr Kind am Bauch eine Geschwulst in Rettichform. Bei Nacht darf sie in Tiefenhäusern (St. Blasien) nicht aus dem Haus, sie darf nicht unter einer Schnur hindurchgehen, denn sonst wird das Neugeborene mehrfach mit der Nabelschnur umwickelt sein in Brehmen (Tauberbisch.) wie in Köndringen (Emmend.). Dagegen wird ihr in Stühlingen empfohlen, den Besen täglich zwanzigmal die Stiege hinabzuwerfen und wieder zu holen. In Gutach (Wolfach) darf sie keinen Toten besehen. Namentlich aber muß sie sich vor dem sich „Versehe", „Vergucke", dem „Abluege, Abgucke, Abschaue" hüten. Denn sieht sie plötzlich z. B. ein Feuer, eine Maus, einen Hasen und greift sich im Schrecken darüber an eine Stelle des Körpers, so wird an dieser ihr Kind einen Mal oder Maas haben, ein Muttermal, und zwar je nachdem, ein Feuer- oder Brandmal oder eine dunkle „Muus" oder einen Hasenmund. Darum soll sie sich an den Hintern greifen, wo das Mal nicht sichtbar sein wird, oder noch besser Hände und Arme möglichst weit vom Leibe ausstrecken. So in Grießheim (Staufen) und Gutach (Wolfach), wo ihr außerdem empfohlen wird, beim Schrecken sofort an das Wogen des Korns im Winde zu denken. So auch in Gersbach (Schopfh.). Das gemahnt an Th. Storms schöne Verse:

„Klingt im Wind ein Wiegenlied,
„Sonne warm herniedersieht,
„Seine Ähren senkt das Korn,
„Rote Beere schwillt am Dorn,
„Schwer von Segen ist die Flur —
„Junge Frau, was sinnst du nur?"

Oder sie muß die Sache oder Person, an der sie sich versehen könnte, fest ansehen, so in Stegen (Freib.) wie in Siebenbürgen. Oder sie ruft in Neusatzeck (Bühl) die drei höchsten Namen an.

Die Schwangere hatte früher in manchen Orten ihren eigenen Platz in der Kirche, in Eiersheim (Tauberbisch.) steht sie nicht weit

von der Thüre. Sie geht gern vor der Niederkunft zur Kommunion, im evangelischen Bödigheim (Buchen) mit ihrem Mann zum Abendmahl. Sie verspricht oder macht eine Wallfahrt oder läßt sie durch ihren Mann machen z. B. im südlichen Schwarzwald nach Todtmoos oder nach Mariä Einsiedeln, um Staufen nach der Kapelle des hl. Gotthard, der auch in andern Ländern den Schwangeren hilft,[1]) in Unzhurst (Bühl) nach Maria Linden (S. 12). In Eschbach (Waldsh.) berührt sie am St. Pankratiustag das dortige Steinbild. Frauen aber, die nicht „empfangen" haben, pilgern nach dem Liebfrauenbrünnlein im Gewann Moosig (Tauberbisch.).

Bedenklich sind viele von den zahlreichen Mitteln, die die Geburt erleichtern sollen, namentlich der Schnaps, der Wein und das Kirschenwasser, das die Schwangere noch immer in vielen Dörfern eine Zeit lang täglich in dem Maße zu sich nimmt, daß sie sich wohl einen halben Rausch antrinkt in Hartheim (Staufen), Blumegg (Bonnd.), Niederrimsingen (Breisach). Die Niederkunft soll nicht nur dadurch erleichtert werden, sondern auch das Kind, wie in der Pfalz, eine glatte weiße Haut bekommen. Genuß von Kirschenwasser bringt in Bechtersbohl ein schönes Kind. Damit verbunden wird gern das Einreiben des Leibes mit heißem, auch wohl mit Hefenschnaps vermischtem Schweinefett z. B. in Häusern (St. Blasien). In Rickenbach (Säck.) wird die Schwangere außerdem „zueg'wärmt" durch einen „Glüethafe". In Achdorf (Bonnd.) nimmt sie geweihtes Olivenöl im Namen Jesu ein. In Ahausen (Überl.) giebt man einer schwer Gebärenden die Milch von einer andern Frau zu trinken oder bindet ihr klein zerstoßene Weißwurzel auf den Leib. Auch Kimmig- (Kümmel) geruch erleichtert die Geburt in Katzenmoos (Waldk.), sowie unter das Kissen gelegter Dill in Neustadt und an andern Orten. In Hornberg legen sie sich auch wohl eine Schlangenhaut um den Leib, wie im östreichischen Ennsthal einen Natter- oder Hasenbalg oder die Haut eines zwischen den Frauentagen geschossenen Hirsches. Man legt in Unterlauchringen (Waldsh.) und Dietenbach bei Freiburg auch Säckchen, die mit den Resten vom Palmen und Kräuterbüscheln gefüllt sind, unters Kissen oder näht sie hinein, in Krumbach (Meßkirch) ein mit unbekannten Kräutern ausgestopftes und mit Heiligennamen bezeichnetes

[1]) Lammert, Volksmedicin S. 164.

viereckiges „Schapelier“, das bei einer Wallfahrt im 3 Stunden entfernten Kloster Beuron gekauft und geweiht worden ist. In Krenkingen thut man ihr ohne ihr Wissen Dreifaltigkeitssalz in die Speisen. Die Unterhosen des Mannes werden ihr in Hemsbach (Adelsh.) zum Schutz gegen „böse Leute“ (Hexen) unters Kopfkissen gelegt; man nahm in Sulzbach (Ettl.) aus der Holzaxt den Stiel heraus und legte dann beides unter die Bettstatt. In Rohrbach (Triberg) muß der Ehemann in den höchsten Namen 3 Eier sieden und die Frau das Wasser davon trinken. Sie trägt ein geweihtes „Nuster“ (Rosenkranz) oder wenigstens dessen „Anhänger“ bei sich in Aichen (Waldsh.). Während ihrer Wehen knieen der Mann und die Mutter der Frau in Rickenbach (Säck.) vor der Stallthüre; in Kirchhofen steckt die Schwiegermutter ihren Ring der schwer Gebärenden an, um Bühl stecken die Frauen bei Herannahen der Entbindung ihren Ehring an den Finger.

Am weitesten verbreitet ist die Unter- oder Auflegung von Büchern und Schriften: der Bibel in Helmstadt (Sinsh.), von Brieflein mit besondern Sprüchlein in Gundelfingen (Freib.), von Gebeten in Ehrenstetten und St. Wilhelm (Freib.) und in Gengenbach, und von geschriebenen Haussegen in Büchenbronn (Pforzh.). Aber auf den Leib oder unters Kissen gelegt werden am häufigsten namentlich im alemannischen Süden Zauberbücher: das Romanusbüchlein, der Geistliche Schild und die sieben „Schloß“ oder die sieben heiligen Himmelsriegel (S. 355). Wer diese bei sich trägt, von dem müssen alle bösen Geister, Teufel und Gespenster abweichen, bei Tag und Nacht, und wo sie liegen, schlägt kein Donnerwetter ein u. s. w. In Kindsnöten sind sie auf die Brust oder das Haupt zu legen. Und noch wird aus Leustetten (Überl.) berichtet: „Eine Frau hatte sechsmal tote Frucht geboren, nach Auflegung der sieben Himmelsriegel aber gebar sie ein lebendes“.

Haselwurz aber, früher als Brechmittel eingenommen, verhindert Schwangerschaft in Ebnet (Freib.). Genießen Oberbalbacher Frauen von einem veredelten Weißdorn Obst, so können sie nicht gebären.

An vielen Orten werden beim Herannahen der Entscheidungsstunde die Fenster verhängt und häufig Gebete verrichtet, um Rastatt auch ein Besen umgekehrt hinter die Thüre gestellt, daß keine Hexe hereinkomme. Früher stellte in Zuzenhausen (Sinsh.) die Gemeinde das zur Geburtshilfe nötige Geräte, insbesondere die (2) Geburtsstühle, die

auf dem Rathause bewahrt und von den Familienangehörigen vor der Entbindung abgeholt wurden. Da sich mancher Familienvater genierte, den Stuhl am hellen Tage über die Straße zu tragen, wurde im Jahre der großen Revolution, 1789, ein großes Tuch aus der Gemeindekasse angeschafft, um ihn „schicklich zu verdecken“.[1]

Die Kindsbetterin genießt allerlei Vorrechte, wird geehrt und geschützt, muß sich aber auch manche Verbote gefallen lassen und sich noch vielerorts einer förmlichen Aussegnung unterziehen. Milde waltete schon im Altertum gegen Frauen in dieser Lage. Der Arme oder Leibeigene brauchte im 15. Jahrhundert nicht zum Kappler Bauerngericht zu kommen, wenn er eine Kindsbetterin hatte oder einen Teig backen wollte. Der Mann einer Wöchnerin ist auch zweier Frontage ledig in der Heu- und Kornernte nach dem Rechtsbuch von Ettenheim-Münster, und im 18. Jahrhundert wird ihm im Badischen das Rauchhuhn erlassen.[2]) Noch vor einiger Zeit durfte der Mann einer Kindsbetterin im Frauenwald bei Todtmoos (St. Blasien) sich eine Tanne fällen. Nur für die Kindsbetterin wird im Hohen Schwarzwald weißes Mehl gekauft. Man streut in ihre Suppe geweihtes Salz in Riedichen (Schopfheim) und Groß-Schönach (Vill.), gegen Hexen schützte man sie früher auch in Hettingen (Buchen), indem man kreuzweis gebundene Sträußchen von Johanniskraut, das man aus der „Würzbürdi“ (S. 107) nahm, an ihrem Bette aufhängte. In den ersten Tagen oder gar in den ersten 4 Wochen darf nichts von ihr ausgeliehen, auch von ihr und ihrem Kinde keine Wäsche ausgehängt werden, weil sonst die Hexe die Meisterschaft über sie bekommt; sie darf nicht zum Fenster hinausschauen in Lautenbach (Oberk.) und in Berolzheim (Tauberb.) und Schwarzach (Bühl) einem draußen Rufenden nicht antworten, weil sonst ihr Kind unglücklich oder gar gegen einen Wechselbalg vertauscht werden könnte. Und sie thut gut, in den ersten drei oder neun Tagen oder überhaupt vor der Taufe Besuch nicht anzunehmen, besonders nicht von berufenen, ja überhaupt von alten Weibern, damit sie nicht „veruntreut“ d. h. verhext wird. Die neun Tage der Wöchnerin gelten noch heute bei den

---

[1]) Glock, Zuzenhausen S. 38.

[2]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 23,430. 30,466. Ludwig, der badische Bauer im 18. Jahrh. S. 26.

Deutschen, wie sie bei den Römern und alten Indern galten, für unrein.[1]) Die Hebamme besprengt daher in Oberwihl (Waldsh.) die Wöchnerin und deren Lager und Stube in den drei höchsten Namen mit Weihwasser, und auch in Meßkirch bedenkt sie dieselbe damit, wenn sie kommt und geht. Ungern zeigt man das noch ungetaufte Kind und nötigt den Besuch zum Sitzen, damit er ihm nicht die Ruhe nehme in Baierthal (Wiesl.). Die bemittelte Kindsbetterin darf noch in manchen Orten die erste Zeit oder gar bis zur Aussegnung nicht „unter dem Dachtrauf vor“ und die Hofrait nicht verlassen; geht sie trotzdem in den Garten, so muß sie in Wolpadingen (St. Blasien) zum Schutz ein Sieb auf den Kopf legen. Da sie für „unrein“ gilt, darf sie namentlich nicht ans Essig- oder Rotweinfaß oder an den Brunnen. Jenes verdirbt, dieser vertrocknet auch nach fränkischem, bayrischem, thüringischem und schlesischem Glauben.[2])

Ein paar Wochen nach der Taufe am Sonntag machen die Nachbarinnen, in einigen Dörfern um Bonndorf fast alle Frauen des Orts, der Kindsbetterin ihren Glückwunschbesuch. Der gestaltet sich oft zu einem Feste, das der Mutter nun einen Ersatz bietet für den Taufschmaus, dem sie nicht beiwohnen konnte. Namentlich die Paten, die sie in Kieselbronn (Pforzh.) in verabredeter Reihenfolge sogar wochenlang mit Speis und Trank versorgen, zeigen sich dann freigebig. In Oberhomberg (Überl.) schenken sie 30—40 Eierwecken, in Siensbach (Waldk.) Weißbrot zur Bereitung der Kindbettsuppe. Am ersten Sonntag nach der Taufe schickt der „Götti“ in Einbach- Hauserbach- und Fischerbach- Weiler (Wolfach) das „Gevatterstück“ oder die „Schiede“ d. h. einen mit Wein, Fleisch, Eiern u. s. w. gefüllten Korb und erhält als Gegengeschenk in demselben Korbe Zucker, Kaffee und eine große Bretzel. Am nächsten Sonntag, „Wibersunntig“, wiederholt sich dies Schenken zwischen der „Gotti“ und den Eltern des Täuflings. Schon am 4. Sonntag kommen die Paten persönlich zum Glückwunsch und zu abermaliger Beschenkung, jedes Kind erhält aus der Schiede einen Bretzel oder Kipfel. In Furtwangen schenkten sie den „Gevatterschwanz“: 16—18 Gevatterwecken und 2 Pfund Rindfleisch,[3]) in

[1]) Weinhold, die mystische Neunzahl bei den Deutschen S. 47. 48.
[2]) Weinhold, die Verehrung der Quellen in Deutschland S. 33.
[3]) Birlinger, Aus Schwaben 2,236.

Gutach (Wolfach) ebenfalls ein „Schiedle“, in Tennenbronn (Triberg) große mürbe Spitzwecken zum „Stubengang“ oder zur „Weiberkilwi“, wobei auch die Hebamme nicht leer ausgeht, aber auch listige junge Leute nicht. Denn beim Schmaus im Hause der Wöchnerin, wie sonst beim Schweinschlachten (S. 335), strecken sie ein an einen Stecken befestigtes Säckchen unbemerkt zum Fenster hinein, das dann mit Küchle und Eßwaren gefüllt werden muß. Wird aber der Säcklestrecker beim Abholen erwischt, so wird er zu seiner Beschämung in die Stube gezerrt und ausgelacht. Der Vater des Kindes muß die „Schenki“, den Taufschmaus, in Wittenthal bei Freiburg zahlen, dagegen die Paten „tragen den Korb“ d. h. bringen 8—14 Tage einen Korb voll Kaffee, Zucker, Brot, Eier u. s. w. den Eltern. In Ettlingen heißt diese Gabe das „Kindbettgeschenk“, in Balzhofen (Bühl) das „Geburtstagsgeschenk“, das die Schwiegermutter zu machen pflegt. In Hettingen (Buchen) bringt die Patin die „Gevattersuppe“. Aber auch andre Frauen tragen der Wöchnerin zu, folgsam der Meßkircher Lehre: „zu einer Wöchnerin soll man nie leer gehen und wenn man nur einen Stein im Sack hat“, und werden dafür mit Kaffee und Wecken und in der Seegegend sogar mit Kalbsbraten und Schinken bewirtet und sind alle gar lustig. Das Verbot des St. Blasianischen Oberamtes von 1778, fernerhin „Westerlegen“ d. h. Kindbettfeste abzuhalten, scheint innerhalb seines Bezirks doch gewirkt zu haben, denn hier wird weniger Aufhebens davon gemacht. Dieses fröhliche Fest der Frauengemeinde heißt auch altertümlich „Weisen“. Im Amtsbezirk Meßkirch hört man: „I gang ge weisa“. Weisen und Weisete gebraucht man hier gerade so wie in der Oberpfalz und in Tirol und wie im Mittelalter Wîsen und Wîsete, was das sich Einfinden bei Jemand mit Geschenken zur Geburt, Taufe und Hochzeit bedeutet. In Hartheim (Meßk.) wie in Nesselwangen (Überl.) nennt man es Heimsuchen „Homsuacha, Homsuacheta“. Weil die Frauen dabei Körbe tragen, so sagt man um Freiburg auch: „z' Gvatter, z' Kindbetti tragen“. Scherzhaft heißt es im Prechthal „den Bettzipfel schüttle“. In St. Peter bei Freiburg verrät der Name „Strausackkilbe“ wie die Tennenbronner „Weiberkilbe“ und der bayrische „Stroukirbe“ (Strohkirchtag) die lustige Kirchweihlaune dieses Festes.

Ein anderer ernsterer Akt schließt die Kindbettzeit ab, die Aus-



segnung, die oberhalb Freiburg noch nach alter, kirchlicher Satzung 40 Tage nach der Niederkunft stattfindet, gewöhnlich aber schon drei bis vier Wochen darauf. Seltsam, daß die Mutter in Oberhomberg (Überl.) nach der Geburt eines Knaben schon nach 14 Tagen, nach der eines Mädchens aber unbedingt erst nach 4 Wochen ausgehen darf. In unsrer schneller lebenden Zeit kommt die Aussegnung übrigens an an vielen Orten ab, z. B. selbst in dem abgelegenen Katzenmoos (Waldk.). In Reichenbach (Offenb.) machte die Kindbetterin ihren ersten Kirchenbesuch nach 6 Wochen meist mit der Göttel oder der Hebamme. Der Priester sprach vor dem Gottesdienst zuerst hinten in der Kirche über die Mutter ein Gebet und gab ihr das Weihwasser, weitere Weihungen und Gebete verrichtete er vor dem Hochaltar, und schließlich küßte die Mutter im dargereichten Meßbuch das Christusbild und legte ein Opfer hinein. Heutzutage geht dort die Mutter schon nach 4 Wochen in die Kirche, aber meistens nicht zur Aussegnung. Aber das ist noch ziemlich allgemeiner Brauch bei den Katholiken, wie den Evangelischen, daß die Wöchnerin ihren ersten Ausgang in die Kirche macht, und auch über die evangelische spricht wohl noch z. B. in Rosenberg (Adelsh.) der Pfarrer ein Aussegnungsgebet. Früher ging auch sie in Büchenbronn (Pforzh.) beim ersten Kirchenbesuch um den Altar, und noch heute wird sie dort vom lutherischen Geistlichen vor ihrem ersten Ausgang eingesegnet. Die Katholikin geht häufig mit dem Kinde in die Kirche, meistens von der Gote oder der Hebamme begleitet, schon damit sie nicht auf Grüße oder Fragen zu antworten braucht, was wiederum durch den geöffneten Mund (?) Verhexung in sie bringen könnte. Auch wird ihr in Büchig (Karlsr.) Salz und Berufskraut in den Schuh gelegt, damit ihr nichts Böses zustoße. „Viel Glück in d' Sunn" ruft man ihr in Grimmelshofen (Bonnd.) wie in Schwaben zu. Um sich vom Priester aussegnen zu lassen, kniet sie vor dem Muttergottesaltar, auf dem sie meistens eine kleine Geldgabe, in Wettelbrunn (Staufen) drei Eier, in Bonndorf (Überl.) einen Ricken Garn legt. Dieses letzte Opfer wurde in andern Ländern schon im 16. Jahrhundert verboten.[1]) In Engen hält sie drei zu einem „Dreiangel" zusammengeklebte brennende Kerzchen in der Hand und

---

[1]) Ploß, das Kind im Brauch der Völker² 1, 83. 251.

opfert sie zusamt der Geldgabe, ähnlich in Bermatingen (Überl.). In Siegelsbach (Neckarbischofsh.) geht sie vor dem Opfer und Gebet mit dem Kind um den Hauptaltar. Oft giebt sie nach der Aussegnung ihrem Kinde Weihwasser. Die ledige Mutter wird nicht ausgesegnet; ein alter Pfarrer meinte einmal dazu, die Kühe ließen sich ja auch nicht aussegnen. In Siegelau (Waldk.) stellt sie sich in eine der hintersten Bänke, wohnt der Messe an und begiebt sich still wieder heim. Stirbt die Mutter im Kindbett, so giebt man ihr noch in manchen Orten „Schlappen" mit in den Sarg, damit sie, wie man in Schopfheim sagt, nach ihrem Kinde „luegen" könne. In Grünwettersbach (Durlach) legt man ihr auch Schere, Nadel, Faden und ein Stück Leinwand mit ein; im Hanauerland umsteckte man ihr Grab mit Garn, damit sie nicht wiederkäme. Man läßt auch im bayrischen Schwaben den „Garnschneller", den die Tote bei ihrer Aussegnung kirchlich zu opfern gehabt haben würde, auf ihrem Grabe verfaulen.[1])

Nun wächst ein Kind nach dem andern im Hause auf, und der Kinderreichtum gilt im Allgemeinen für einen Segen, der nicht beschränkt werden darf. Doch ist die Wirkung der Juniperus Sabina, des Sevenbaums, der in den norddeutschen Bauergärten fehlt, an manchen Orten wohl leider auch schon bei der Jugend bekannt und wird auch wohl erprobt als Abtreibemittel. Welche Freuden und Sorgen aber die Kinder bereiten, ist in den vorhergehenden Kapiteln dargestellt worden. Nur ein paar Züge mögen hier noch nachgetragen werden. Die älteste Tochter hat, so lange sie lebt, den Ehrentitel „üse Kind" in Eschach (Bonnd.), auch noch wenn sie verheiratet ist, und die einzige Tochter heißt im Kinzigthal kurzweg „'s Maidli".

[1]) Bavaria, II 2, 832.

V. Bei der Arbeit.

Erst außerhalb des Wohnhauses, im Stall, auf dem Hof, in Feld und Wald, entfaltet sich die eigentliche Thätigkeit des Bauern in zwei Hauptzweigen, der Viehzucht und dem Ackerbau. In den meisten Landschaften ergänzen sich beide, doch überwiegt die Viehzucht im Gebirge, der Ackerbau in der Ebene, in den Hügelländern halten sie sich die Wage.

Die Viehzucht kann in Zeiten der Not die einzige Nahrungsquelle des Landmanns werden, und oft hat sich der Bauer durch sie wieder aus tiefem Elend und Mißwachs erholt, so in der Baar und im Schwarzwald nach dem 30jährigen Kriege.[1] Welche Bedeutung der Viehzucht zukommt, erhellt aus folgenden Zahlen: Der Pferdebestand belief sich im J. 1898 auf fast 73000 Stück gegenüber fast 69000 im J. 1895, die Zahl der Rinder ist in den letzten 10 Jahren von 593000 auf über 659000 gestiegen, die der Schweine von 340700 auf 454000, dagegen die der Schafe in dieser Zeit von 115800 auf 75800 gesunken, wogegen wieder die der Ziegen von 95600 auf 112600 stieg. Neuerdings ist man darauf bedacht, das Weidegebiet durch Anlage von Fohlen- und Jungviehweiden zu vergrößern, um den Tieren mehr Gesundheit und Formenschönheit zu verleihen, als sie der niedere, oft feuchte, dunkle und dumpfe Stall zu bieten vermag (S. 126).

In dem Stall nistet überdies hartnäckig noch mancher Aberglaube. Wer ihn betritt, hat „Glück in Stall" zu sprechen und das Vieh nicht zu loben, nicht zu „beraffle", wie man in Neusatzeck (Bühl) sagt. Thut er es doch, muß er ein „Bhüets Gott" hinzusetzen. Beim Ausgang aus seinem Stall murmelt der Bauer auch wohl noch ein

[1] Quellen-Sammlung der Badischen Landesgeschichte 2,223. 225. 241. 258. 276.

„Des walte Gott!“ Die Hauptfeinde des Stalls sind die Hexen, die die Pferde „zöpfe“ und den Kühen rote Milch geben. Gegen sie wird, wie schon bemerkt (S. 370), noch hie und da ein Geißbock gehalten, ein Besen verkehrt vor die Stallthüre gestellt, ein Hufeisen angenagelt und Palmen und Kräuterbüschel darin angebracht. Unter den Stallpfosten schrieb man die Buchstaben C M B, in drei Papierle gewickelt, oder schreibt sie mit Kreide an die Stallthüre. Der Agathezettel hängt auch wohl im Stalle, häufiger namentlich im Rinderstalle ein Viehsegen mit dem Bilde des H. Wendelin, seltener ein solcher mit dem des H. Antonius. So in Mühlhausen (Pforzh.). Auffälliger ist, daß früher in Todtmoos des Vaters Löffel unter die Hausthüre gesteckt wurde; weiter verbreitet war und ist teilweise noch bei Mosbach, Ettlingen, Sinsheim das Aufhängen von Steinöl im Stall oder seltener eines lebendigen Maulwurfs in Littenweiler (Freib.). Auch spießt man in St. Wilhelm (Freib.) an einem Tage zwischen Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt eine Kröte an, läßt sie am Spieße absterben und legt sie während der Nacht im Stall an einen etwas geschützten Ort. Ein Pächter bei Mosbach legt jeweils einen Strohkranz an die Stallthüre gegen die Hexen, wenn ein fremdes Stück Vieh eingestellt wird. Man hängt sogar ein Pflugrad in die Raufe gegen sie in Helmstadt (Sinsh.) und verjagt sie in Liedolsheim (Karlsr.), indem man mit einer Kuhkette auf die Stallschwelle schlägt. Wird ein Totenvogel in Donaueschingen erwischt, so nagelt man ihn ans Scheunenthor, wie man es in Schwaben mit erlegten Stoßvögeln machte.[1]) Unter die Schwelle eines neuen Stalles verbringt man in Muggensturm (Rast.) ein Benediktusmedaillon gegen die Hexen, und um das Böse davon abzuhalten, schlachtet man darin zuvor in Leibenstadt (Adelsh.) unter Anrufung der drei höchsten Namen einen Stallhasen. In den Adventsnächten wurde in Schlatt (Staufen) der Stall ausgeräuchert.

Durch einen großen Teil Deutschlands hält der Kleinbauer lieber Pferde als Kühe und Ochsen, oft zu seinem Schaden, aber zur Befriedigung seines Stolzes; man sollte fast denken, seines höchsten Stolzes. Denn „Weibersterben kein Verderben, Gaulverrecken großer Schrecken“ sagt man von Heidelberg bis ins Egerland. Wie in der bayrischen

[1]) Birlinger, A. Schwaben 2,378.

Rheinpfalz und in Niederelsaß geniert er sich auch in einigen badischen Gegenden beinah, sich um Ochsen herumzuzerren. In manchen Gebirgsdörfern fehlen aber Rosse ganz oder fast ganz.

Außer dem Geißbock schützen in Schlatt bei Staufen auch drei rostige Schuhnägel aus dem linken Schuh, die mit den Haaren der Mähne an die Stallthüre genagelt sind, gegen die „Verhaxung" der Flechten,[1]) oder in Bohlingen ein rostiger Nagel, den ein „Kundiger" in einen Balken geschlagen. Um aber den Bruch eines Pferdes zu beseitigen, schlägt man in Eigeltingen (Stockach) einen gefundenen Eggenzahn unter die Stallschwelle, die ersten drei Schläge in den drei höchsten Namen. In Hettingen (Buchen) kann man ein Pferd töten, wenn man dessen Tritt aus dem Rasen schneidet und im Kamin zum Ausdörren aufhängt. Das weitestverbreitete und ein wahrscheinlich uraltes Mittel gegen Hexen und böse Leute ist das Dachsfell, seltener ein Iltis- oder Fuchsfell, das die rechte auswendige Seite des Kummets des rechtsgehenden oder vonderhändigen Pferdes bedeckt. Zwar im Hanauerland oder doch um Offenburg gehen die zum Zug verwendeten Pferde von guter Rasse ohne Kummet, in Sielen. Auch im Kaiserstuhl und im Markgräfler Lande ist das Kummet abgängig. Aber im größten Teile des Landes, wenigstens des Südens, hält man noch daran fest. Im Meßkircher Amtsbezirk verwendet man bei leichten Arbeiten das Spitzkummet ohne Holzeinfassung, bei schweren, namentlich bei der Holzfuhr, das Wagenkummet, das stärker und von einem Holzrahmen umgeben ist. Kummetschmuck ist in Achdorf (Bonnd.) das „Meß" (Messing), blankgescheuerte Messingscheiben, in Unzhurst (Bühl) und Forbach (Rast.) Rosen genannt, ferner ein Messingkamm, ein Schwamm, Ohrenkappen und Schellen. Neben dem Kamm, dem „Strähle" oder „Haarrichtere", der, nie gebraucht, zuweilen auf rotem Leder befestigt oder mit rotem Tuch durchflochten ist, hängt auch wohl noch eine Fettbüchse. Ans Kummet steckt man, um Thiengen und Waldshut, Zyland d. i. Seidelbast, der an Mariä Himmelfahrt geweiht wird, dann können Hexen das Fuhrwerk nicht „bestellen" (festbannen). Aber ausgezeichnet durch einen roten Flanelllappen, einen roten Schlips oder Kreditfetzen ist das vonderhändige Pferd, sowie auch durch jenes Dachsfell, dessen Kopf oft noch mit erhaltenem Gebiß an

[1]) Vgl. Zeitschr. f. deutsche Mythologie 4,112.

der Spitze des Kummets drohend emporbleckt. Wie Rotfarbiges so oft, soll auch wohl das rote Tuch Böses abwehren, gleich dem Dachs. Darum sind beide auch nur an der rechten Seite des rechts gehenden Pferdes angebracht, denn das links gehende, das Sattelpferd, schützt der links schreitende Fuhrmann mit seiner Peitsche genügend. Mit der Peitsche schlägt der Fuhrmann auch wohl noch vor der Abfahrt vor seinem Gespann dreimal das Kreuzeszeichen in die Luft zu gleichem Zwecke. Diese eigentümlichen Schutzmittel werden noch beide oder wenigstens ihrer eines von den Alpen bis nach Thüringen für das Gespann schwererer Fuhrwerke verwendet. „Ein Kummet mit Dachsfell ‚hebt' (hält) länger", ist moderne Ausrede, man hat auch nicht seinen Zweck der Hexenabwehr, z. B. am Kaiserstuhl, vergessen. Dämonenabwehrender Kummetschmuck dieser Art ist sehr alt. In dänischen Gräbern der Wikingerzeit, die etwa 1000 Jahre alt sind, hat man mit reich ornamentierter vergoldeter Bronze beschlagene Kummete gefunden, die über dem Nacken des Pferdes angebracht wurden. Sie laufen aus in furchtbar wilde Tierköpfe mit großen Augen und gefletschten Zähnen. Einer trägt sogar einen Mann schon halb verschluckt in seinem Rachen.[1])

Beim Kauf eines Rosses werden hie und da noch besondere Vorsichtsmaßregeln beobachtet. Vor einigen Jahren mußte Einer ein gekauftes Roß nachts unbeschrieen ohne Licht an seinem alten Halfter wegführen, indem er dem früheren Besitzer ans Fenster klopfte, damit es nicht verhext würde.

Mit weit mehr Bräuchen ist noch die wichtigere Rinderzucht umgeben. Die Begriffe Vieh und Vermögen decken sich oft noch, wie in alten Zeiten das Wort Vieh beides bedeutete. In einigen schwäbisch-alemannischen Landschaften, so auch um Meßkirch, heißt das Vieh kurzweg die Ware oder Habe, wie es der Tiroler auch „Lebware", der Niedersachse früher auch „blodige Have" nannte.[2]) „Eine gute Kuh deckt viel Armut zu" hört man im Badischen oder volkstümlicher in Ettenheim: „A bravi Kueh isch a Känsterli (Kasten), wo allewil öppis (etwas) drin isch". Der Bauer bekreuzt die Tränke, die er ihr hineinträgt, dreimal oder sagt in Ettenheim beim Füttern oder Tränken:

[1]) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde 2,257. 270. 282 vgl. 1,282.
[2]) Grimm, Deutsche Rechtsaltert. 565.

„So, in Gotts Name, friß jetz' oder suff!“ Man bemüht sich darum, daß sie sich in ihrem Stalle wohl fühle, daß ihr nicht „ahnd“ d. h. nicht weh, namentlich, wenn sie kürzlich gekauft ist, nicht heimweh werde. Um sie an Haus und Stall zu gewöhnen, breitet man in Neukirch (Triberg) einen Schurz auf der Stallschwelle aus, führt sie darüber hin und giebt ihr, wie oben (S. 374) dem scheidenden Menschen, Abschabsel von den 4 Tischecken; den Schweinen aber legt man das Stroh, mit dem sie gekommen sind, in den Stall. Das Schurzbreiten wendet man auch in Kirchzarten (Freib.) und Gutach (Wolfach) an und weiterhin z. B. in der Wetterau.[1]) In Hettingen (Buchen) ließ man früher ein Stück Vieh, wenn man es einstellte, mit dem rechten Fuß voran über einen auf die Stallschwelle gelegten Besen oder Groschen schreiten, den man dann den Armen gab. Verkauftem Vieh giebt man vielerwärts, wie schon bemerkt, Brot oder Brot und Salz, besonders Dreifaltigkeitssalz, mit, und der Käufer reicht ihm das vor seinem Stall. In St. Wilhelm (Freib.) verzehrt der Käufer dieses „Glücksbrot“ daheim mit den Seinigen (S. 373). Den Stecken, mit dem er ein gekauftes Tier hergetrieben, legt er in Littenweiler (Freib.) vor die Stallthüre, macht auch drei Kreuze vor demselben und läßt es darüber schreiten, wobei die Zuschauer sagen: „Ich wünsch Glück in Stall“. Frischgekauftes Vieh wird in Herrischried auch rückwärts in den Stall geführt mit dem Ausruf: „Hex isch fort“. Ähnlich in Kappelwindeck (Bühl) und Ubstadt (Bruchs.). Mittwoch oder Freitag wird kein Vieh aus dem Stall gegeben in Hornberg. Vor der Überführung auf den Markt erhält es in Achdorf (Bonnd.) den „Chalbersegen“, damit es gut laufe: es werden 3 Vaterunser gebetet, und bei jedem erhält es ein Stückchen Brot mit Salz.

Die Kuh wird in Ettenheim am „Drittagneu“ d. h. am dritten Neumondstage zum Farren geführt, dann trägt sie gleich, und zwar in einigen Dörfern von der Tochter des Hauses. In Rüstenbach (Mosbach) führt man vereinzelt noch die Kuh während des Läutens zum Fassel. Eine weibliche Person muß sie zurückbringen, wenn es ein Kuhkalb geben soll. Noch immer halten Viele eine Kuh, die keine Milch oder rote giebt, für verhext, in Harpolingen (Säck.) für „verrächet“. In Milch, die gelb oder blau wird, gießt man täglich einen

[1]) Wolf, Beitr. z. deutschen Mythologie 1,219.

Löffel vom Nachbarn geholter gestockter Milch, die aber nichts kosten darf, in Weizen (Bonnd.). Man heilt die Milchverhexung in Schwaningen (Bonnd.) durch einen eingepflöckten Zettel, der die Hexe, die in Folge dessen ihr Wasser nicht lassen kann, zum Geständnis zwingt, daß sie gemolken hat. In Radolfzell löste man den Bann ähnlich dadurch, daß man den Harn einer Kuh in ein Schloß laufen ließ und jede Ritze desselben so versiegelte, daß die Flüssigkeit nicht heraus konnte. Auch betet in Achdorf (Bonnd.) der „Hexendokter" im Stall und sprengt Weihwasser, sowie der Eigentümer einige Tage lang gewisse Gebete zu verrichten hat in den drei heiligen Namen. Denn feindliche Mächte müssen der Kuh „ebbas ato" haben. Ähnlich in Böhmen.[1]) Die „Durchfäule", eine eitrige Anschwellung zwischen den Klauen, zu heilen, stellt man in Bonndorf und Burg (Freib.) das Rind auf Rasen, schneidet das Stück, auf dem der kranke Fuß gestanden, aus und hängt es an einer Weide in den Kamin. Wie der Rasen abdorrt, dementsprechend heilt der Fuß. So auch in Ostfriesland.[1]) Im Unterglotterthal (Freib.) bringt man bei Klauenseuche drei nasse Zwiebeln in den Stall. Vielerorts thut man geweihtes Salz in die Tränke und mischt vom Palmen oder Kräuterbüschel ein Stücklein dem Futter bei oder hängt es an die Stalldecke. Bei Erkältung, dem sogen. Flug, fährt man in Kirchzarten dem Tiere mit der Hand über den Rücken, indem man spricht: „Flug, fahre hin, wo du hergekommen bist in den drei heiligen Namen: Jesus, Maria, Joseph". Bei hartnäckiger Krankheit führt man es in Katzenthal (Mosbach) mitternachts auf den Gottesacker und befragt das zuletzt Verstorbene über die Krankheit. Falls man dann aus Furcht oder wegen der Dunkelheit den Ausweg nicht mehr findet, zieht man seinen Kittel aus, legt ihn mit der Innenseite auf den Boden und steht darauf, damit man sein Eigentum unter den Füßen habe, und man wird sich zurecht finden. Wie die Heilformen hin und her schwanken, zeigen die zwei folgenden Mittel: Vor vielen Jahren ließen Leute in Randegg (Konstanz) für krankes Vieh eine h. Messe lesen und stifteten eine noch das ganze Jahr am Josephsaltar brennende Kerze. In Eigeltingen (Stockach) aber wurde bei jeder Krankheit die Formel gebraucht:

---

[1]) Wuttke a. a. O. § 700.

„Hocus, Bocus, Lirum, Larum, Löffelstiel,
„Wer das nicht kann, kann nicht viel“,

und eine bestimmte Zeit für die Dauer der Krankheit angesetzt. In Mengen (Freib.) hängt man krankem Vieh eine Schnur mit Knöpfen um den Hals, Hexenkraut in den Stall und macht ein weißes Kreuz ins Kamin. Legt man in Berolzheim Heu zu Weihnachten oder Ostern auf das offene Feld und füttert damit die Kühe, mit dem Spruch: „Freß wie e Wolf, bis d'satt bischt“, so laufen sie sich das Jahr hindurch nicht auf, so auch nicht in Muggensturm, wenn sie in der Christnacht unter die Dachtraufe gelegtes Heu bekommen. In Moos (Bühl) wäscht man sich am Ostersonntagmorgen mit Tau, um die Kühe vor Blähung zu bewahren (?). Nach einer Freiburger Handschrift des 16. Jahrh. macht man einem Vieh, das sich „verfacht“, ein Kreuz an die Stirn, eins auf den Rücken, eins auf den Schwanz. Bei der ersten Ausfahrt auf die Weide macht man in Häg im Wiesenthal mit einer aus dem Palmen gebundenen Rute das Kreuzeszeichen auf den Rücken der Rinder. „Kälbert“ die Kuh, hat sie „gemacht“, so heißt sie „neubrüstig“ im Glotterthal. Man giebt ihr in Mingolsheim (Bruchs.) geweihte Kräuter unter das Futter. Sie erhielt in Steinbach (Bühl) als ersten Trank einen Teil ihrer eigenen Milch, Brotschnitte und Weihwasser. Das Kalb wurde mit geweihtem Salz und Kleien bestreut, was die Kuh ablecken soll. Im Glotterthal giebt man ihre erste Milch den Armen, wie im österreichischen Schlesien.[1]) Wie der Kuh, die gekälbert, giebt man dem Vieh, das erstmals auf die Weide getrieben wird, geweihtes Salz an vielen Orten. In Durbach mischt man ihr auch Pfingstwasser in die erste Tränke, in Schwarzach (Bühl) drei Tropfen Wasser oder drei Bröckchen Brot im Namen der h. Dreifaltigkeit. Kalbt eine Kuh lange nicht, so scherzt man von ihr in Unzhurst (Bühl): „die macht noch den Endechrist (Antichrist)“. Tieren, die nicht tragend werden wollen, giebt man in Liedolsheim (Karlsr.) Schlangenhaut mit Brot oder Flammenkuchen. Will die Kuh sich nicht „versiefere“ d. h. die Nachgeburt nicht abstoßen, so giebt man ihr in Ettenheim sieben Nußsättel, die zwischen den Kernen liegenden harten Scheidewände, ganz zwischen zwei Stückchen Brot zu fressen. In Neubürg (Bruchs.) bekommt sie

[1]) Jahn, Deutsche Opferbräuche S. 304.

in diesem Falle geweihtes Salz in die Tränke. Hat die Kuh gekalbt, darf man um Bretten (Pforzh.) und anderswo nichts ausleihen, wie wenn die Frau niedergekommen ist. So auch in Thüringen.[1]) In Schellbronn (Pforzh.) bestreicht die Frau das kranke Euter einer Kuh in den drei höchsten Namen unbeschrieen mit dem Rockbesatz ihres Kleides. In Hettingen (Buchen) bestreicht man es mit dem Skelett eines Hundekopfs, das früher in vielen Ställen aufbewahrt wurde. Mit dem Donnerkeil oder „Blitzstein“, der 7 Klafter tief in die Erde dringt und nach 7 Jahren wieder auf die Oberfläche kommt, bestreicht man geschwollene Euter in Allemühle (Eberbach) und Hettingen (Buchen). Eine Familie in Hettingen besitzt einen solchen, er ist schwarz und ganz schlüpfrig. Will das Kalb nicht „saufen“ d. h. an der Kuh trinken, so schlägt man drei Sicheln in einen Balken der Stalldecke in Mühlhausen (Pforzh.). Bei zunehmendem Monde oder auch Sonntags wird das Kalb von der Mutter entwöhnt oder „weggebunden“ in Oberweier (Rast.) und in Ettenheim, damit es recht zunehme; in Denzlingen (Freib.) wird es „abgetränkt“. Am besten bindet man es Sonntagmittag an den Stand mit den Worten: „I bind di on zum Deie (Gedeihen) un net zum Schreie“. In Graben bindet der Hausvater im Kirchenanzug während des Zusammenläutens das Kalb mit demselben Spruche an. Man hängt in Wössingen (Bretten) der Kuh den Kälberriem an die Raufe, um sie über ihr weggenommenes Kälbchen zu trösten. Beim ersten Einspannen eines Zugtiers im Frühjahr wird ihm Brot und geweihtes Salz in Suggenthal und Meßkirch gegeben. Das „Wetten“, das Auflegen des Jochs, das am besten aus Nußholz und mancherwärts ein Doppeljoch und in Neusatzeck (Bühl) sogar ohne Fulgen d. h. Kopfkissen ist, wird im Süden häufig am Fridolinstag, den 6. März, vorgenommen. Jungen Tieren, die man in Hettingen (Buchen) „Studenten“ nennt, legt man den Strumpf eines unmündigen Kindes unter das Joch und spricht: „Ich lege dir das Joch auf wie unserm Heiland das Kreuz. Trag es geduldig wie er“. Ähnlich legt man ihnen in Mosbach einen Strohhalm unter das Joch und spricht: „Wie Jesus sein Kreuz getragen, so trage auch du dein Joch“. Ähnliche Sprüche verwendet man auch um Bonndorf. Dazu werden die Tiere in Mosbach gleich

[1]) Witzschel, Sagen a. Thüringen 2,278.

am ersten Tage über drei Grenzen der Gemarkung geführt. Das Melken und das Buttern, das beides in der Regel den Frauen zufällt, ist mit allerlei Vorsichtsmaßregeln umgeben. Die Magd macht in Schwarzach (Bühl) das Kreuzeszeichen über den Melkkübel. Um viel „Nutzen" d. h. Rahm auf die Milch zu bekommen, stürzt man in Liedolsheim (Karlsr.) den Melkkübel über den Kopf und geht zuerst in den Stall. Bis ein Rosenkranz gebetet ist, muß in Ettenheim eine Kuh gemolken sein und ein rechter Schaum auf der Milch stehen. Im 16. Jahrhundert sprach nach Lorichius' Aberglauben die Magd vor dem Melken: „Unser Vieh und Kühe behüte Gott und S. Brye (S. Marie?)". Dann schlugen sie nicht hintenaus und stießen nicht den Milchkübel um. In diesem Jahrhundert wird in Kappel bei Freiburg während des Melkens der Stallsegen gesprochen. Früher beteten in Neusatzeck die Melkerinnen den englischen Gruß (S. 126).

Am Buttern haftet noch allerhand Aberglaube. Wenn die Butter nicht zusammengehen will, so soll man eine Kupfermünze hineinlegen. Kommt eine Fremde in die Stube und stößt mit, so geht die Butter nach Hettinger Glauben rasch zusammen. Wer am Bartholomäustag, am 24. August, „ausrührt" d. h. Butter macht, behält diesen auf Jahre hinaus haltenden, heilkräftigen Anken. Als der Apostel geschunden war, verlangte er zur Salbung seiner Wunden Butter, aber nirgends konnte man sie finden. In Waldprechtsweier (Rast.) darf eine frischgekaufte Kuh nicht vor Ablauf dreier Tage aus dem Stall, man darf auch vor dieser Zeit keine Milch von ihr verkaufen, auch nicht vor dem ersten Buttern.

Nach dem Betzeitläuten, meint man an vielen Orten, dürfe man keine Milch abgeben, müsse jedenfalls Weihwasser hineinsprengen und das Geschirr mit einem Deckel verschließen, sonst werde sie verhext. Auch im protestantischen Gallenweiler giebt man einige Körner Salz in solche Milch. Das geht bis nach Jütland.

In einzelnen Orten des Oberlands, z. B. Buchholz (Waldk.), kommt „Poppili", ein neckischer Hausgeist, nachts in die Scheuern, um Heu zu „liechen" d. h. herauszuziehen für das Vieh. Dann muß man ihn mahnen: „Poppili, nit z'viel und nit z'wenig," sonst wirft er den ganzen Heustock herab.

Auf den größeren Höfen wird die „Gülle", Jauche, sorgsam

aufgefangen und oft der Düngerhaufen gepflegt und aufgeputzt, indem die äußeren Lagen des Strohmistes zopfweise aufgeschichtet werden. Ob man auch in Baden an der Fertigkeit, die Mistzöpfe zierlich herzustellen, die Heiratsfähigkeit der Bauerntöchter erkennt, wie man in Mittelelsaß scherzhaft von den Sundgauern behauptet?[1]) Mist und „Gülle" fährt man in Mengen bei Freiburg nur bei wachsendem Mond aufs Feld, an Mittwoch und Freitag wird das Misten in Weisweil (Emmendingen) unterlassen.

Schweinefleisch und Sauerkraut werden schon im 13. Jahrhundert gepriesen[2]) und bilden noch heute die Lieblingsspeise der Bauern. Die Schweinezucht blühte in Baden schon im Mittelalter: im Walde Lußhart zwischen Bruchsal und Philippsburg gingen 1437 etwa 50000 Schweine in die Eichelmast. Sie nimmt gegenwärtig stärker zu als irgend eine andere, auch in den kleinsten Haushaltungen, sie wird von der Hausfrau besorgt, die einen großen Teil der Milch zur Aufzucht der Kälber und Ferkel, der „Specksamen", wie man im Alemannischen sagt, verwendet und, wenn es nötig ist, bei ihren Pfleglingen über Nacht im Schweinestall bleibt. Die Schweine werden in manchen Dörfern, z. B. in Durmersheim (Rast.), das ganze Jahr auf die Weide getrieben, im Schwarzwald hält man sie in den sogenannten Kremmen (S. 231). Den Austrieb vermeidet man in Ettlingenweier und in Freiolsheim (Rast.) Mittwochs und Freitags, wo man sie auch nicht kauft, weil man dann kein Glück mit ihnen hat. Das hat auch in Niefern (Pforzh.) der mit Milchschweinen vom Markt heimkehrende Bauer nicht, den man nach dem Preise gefragt, und in Kappelrodeck derjenige nicht, der bei ihrem Kauf kein Trinkgeld gegeben hat. Gekauften Schweinen nimmt man Streu von ihrem Lager mit und zieht sie rückwärts in den neuen Stall im Norden wie im Süden. Auch giebt in Hardheim und Walldürn (Buchen) der Verkäufer dem Käufer ein Stück Brot mit, von dem man einige Brosamen in die erste Tränke wirft, um sie zu gewöhnen. Junge Schweine gewöhnt man in Kirchzarten (Freib.) dadurch an Reinlichkeit, daß man in eine Ecke des Stalls frischen Dung legt oder diese mit Wasser begießt. Bevor ihre Ferkel drei Tage alt sind, leihen in Mühlhausen (Pforzh.) die Frauen aus Furcht

[1]) Herzog, Die bäuerlichen Verhältnisse in Elsaß S. 11.
[2]) Lammert, Volksmedicin in Bayern S. 41.

vor Verhexung nichts aus. Für verhext gelten namentlich nicht fressende Schweine in Auggen. Dann schlägt man in Niederrimsingen (Breis.) in den Boden des Stalles viele Nägel, die der Hexe ebensoviele Wunden am eigenen Leib versetzen. Am Freitag soll man in Sexau (Waldk.) und Krummbach (Meßk.) den Schweinstall nicht ausmisten. Zu Weihnacht wird dem Grunzen der Tiere in ihrem Stall eine weissagende Kraft zugeschrieben (S. 200).[1] Das erinnert an Thorleifr, den Ratgeber des norwegischen Königs Halfdan des Schwarzen im 9. Jahrhundert, der sich in den Schweinstall schlafen legt, in dem dann ein Traum nie ausbleibt und ihm die Zukunft eröffnet.[2])

Das Schicksal der Schafzucht ist dem der Schweinezucht entgegengesetzt, „das Schaf weicht der Kultur", die weite Brachfluren nicht duldet. Nur im nördlichen Hügelland hat die Schafzucht noch einige Bedeutung. Mit ihr verschwindet immer mehr der Schäfer, der wie in Norddeutschland mit einem Mantel, einem Ranzen oder einer Ledertasche und einem an der Spitze mit Schaufel und Haken versehenen Lanze ausgestattet ist oder war. Mit der Schaufel wirft er Erde nach den abirrenden Schafen und zieht sie mit dem Haken an ihren Beinen zu sich heran. Hat er auch noch eine Schöpfkelle, ein Trinkhorn und ein Salbenbüchschen bei sich? Noch sieht man an den Halden hie und da die Hürde und den altertümlichen Schlafkarren, und noch umkreist der Hund die Heerde. Bald wird auch dieses anmutende Bild dahin sein!

Die Ziegen, den Armen als genügsame Milchtiere teuer, sind von den Bauern und den Behörden öfter bedrängt worden; sie sind zwar nicht selten, spielen aber im ländlichen Gesamthaushalte keine Rolle. Welchen bedeutsamen Beruf der schwarze Geißbock namentlich im Pferdestall und hie und da auch als Geleittier der Heerde auf der Weide hat, ist S. 370 bemerkt.

Alle diese Haustiere, die man im Schwarzwald im Worte „Gfiegel" zusammenfaßt, stehen nach der Anschauung der meisten katholischen Bauern unter dem Schutze von Heiligen, wenn man auch von einzelnen hört: „Der beste Patron ist der Tierarzt". Viehfeiertage giebt es in Andelshofen (Überl.) im Jahre drei, zu Weih-

[1]) Vgl. Bartsch, Sagen aus Meklenburg 2,490.

[2]) Heimskringla, Saga Halfdan. Sv. C. 7.

nacht, Ostern und Pfingsten, an denen in vielen Häusern kein Fleisch gegessen wird, sondern nur Küchle, um Unglück im Stall zu verhüten. Außerdem haben aber auch die einzelnen Viehheiligen ihren Festtag. Unter diesen ist aber der angesehenste und mächtigste Viehheilige St. Wendelin. Denn er waltet im Norden und Süden und beschützt alle diese Tiere z. B. in Oberbalbach (Tauberbisch.) oder doch Pferde und Rinder in Hohenbodmann am Überlinger See. In manchem Schapbacher Hause ist sein Bild, und er hat, wie überhaupt westlich der schwäbischen Alb, aber auch am Lechrain, in vielen Kirchen einen Altar,[1]) auch in Baden eine Statue in mancher Kirche, wie in Elchesheim (Rast.) und Kiechlinsbergen am Kaiserstuhl. Er ist der Kirchenpatron vieler Gemeinden, und manche Kapellen sind ihm erbaut z. B. bei Langenbrücken (Bruchs.) im „Lußhardwalde", in Ötigheim (Rast.), in Nußbach (Oberk.), auf dem Ramsberg bei Groß Schönach (Pfullend.) und andern Orten, zu denen namentlich am 20. Oktober gewallfahrtet wird, nach dem Ramsberg am Kirchweihdienstag, nach Ötigheim auch am Markustag. Der Wendelinstag ist an vielen Orten ein ganzer oder halber Feiertag, in Sölden bei Freiburg ein „Vähfirdig" Viehfeiertag, an dem zu seinen Ehren eine Messe gelesen wird. Da darf kein Vieh zu einer Arbeit angespannt oder ins Feld geführt werden, zum Gedächtnis, wie man sagt, an eine vor 2—300 Jahre wütende Viehseuche. In Schweinberg (Buchen) legen am 29. September und am Wendelinstag Viele ihre Bitten zum Heiligen ein, daß er Gesundheit für ihr Vieh beim Herrn erflehen möge. Auch in Katzenthal (Mosbach) wird am Wendelinstag kein Tier angespannt, dagegen werden die Weiden geschnitten. In Bietigheim (Rast.) wird am Karfreitag, Dreifaltigkeitssamstag, Mariä Heimsuchung und am Wendelinstag kein Boden gebrochen. Die „Hab" vor Schaden zu bewahren, betet man in Meßkirch zur heiligen Kunigunde oder wallfahrtet ins benachbarte Thalheim zum Kirchenpatron Wendelinus. Und wenn das Bäuerlein im Häg im Wiesenthal verhindert ist, schenkt es wohl einem Andern einen Hammen, daß er für das Vieh zum Heiligen bete. Engere Gebiete beherrschen die Viehheiligen Fridolin und Cyriak. Fridolin, der irische Missionar des 6. Jahrhunderts, waltet in den südlichen Nachbarlandschaften Säckingens, wo seine Reliquien ruhen und er „gnädig ist",

[1]) Leoprechting, Aus dem Lechrain S. 197.

wie eine Frau aus Luchle sagte, namentlich als Rinderheiliger. Doch wurden früher am Fridolinstag (6. März) in Ewatingen (Bonnd.) auch Rosse vom Pfarrer gesegnet. An diesem Tage wallfahrtet man in großen Scharen z. B. von Klein Laufenburg, aus jedem Hause eine Person von Wilfingen (St. Blasien), zum „Friedlesfest" nach Säckingen. In Oberambringen (Staufen) wird an seinem Tage feierlicher Gottesdienst ihm zu Ehren gehalten. Noch in Altschweier und Neusatzeck (Bühl) teilt er seine Gewalt mit Wendelin. Wird er noch weiter nördlich verehrt? An seinem Tage wird nicht nur den jungen Tieren zuerst das Joch aufgelegt (S. 402), sondern in Oberschwörstadt (Säck.), in Ehrenstetten und Kirchhofen (Staufen) werden auch alle jungen Kälber zuerst durch den Ort oder an den Brunnen geführt. Denn Fridolin hatte einst mit zwei Saugkälbern eine Tanne bei Säckingen in den Rhein geführt und diesen dadurch zum Schutz der Stadt von der einen Seite derselben auf die andre geleitet, wie eins der Fridolinsbilder in der Säckinger Pfarrkirche aus dem 15. Jahrhundert es darstellt.[1]) Der Volksglaube aber versetzte unter die Sterne „'s Wienecht-Chindli's Esel und 's heilige Friedeli's Chalble", wie Hebel in seinem Geisterbesuch auf dem Feldberg singt.

Im Süden tritt auch St. Cyriak für Wendelin oder Fridolin ein, so in dem früheren Adelhausen und in Lehen bei Freiburg, in Bietingen bei Meßkirch. Am bekanntesten ist wohl der Cyriak von Dürrenbühl (Bonnd.), zu dessen „Käppele" an seinem Festtage, dem 8. August, stark aus der Umgegend gewallfahrtet wird. Doch wenn das Vieh „hirschig" wird, so daß es „verlocht" werden muß, wallfahrtet man von Schluchsee auch zum „Käppele" nach Lenzkirch, namentlich am „Hirschmontag".

Gegen Seuche und Pest des Viehs hilft vor Allen St. Sebastian. Früher mußten am Sebastianstag, den 20. Januar, Mensch und Vieh in Gottmadingen (Konstanz) fasten, das Vieh wurde um die Kirche geführt, vom Geistlichen gesegnet und dadurch vor ansteckenden Krankheiten bewahrt. In Berolzheim (Tauberbisch.) wird Sebastian verehrt, seitdem, wie man erzählt, nach dem dreißigjährigen Kriege eine Pest alles Vieh bis auf eine Kuh vernichtete. In Achdorf (Bonnd.) wallfahrtet man an jedem Freitag in die Pfarrkirche und sonst auch zur

[1]) Vgl. Schauinsland 14,41 f.

Bruderkapelle bei Ewatingen und am Dreifaltigkeitsfest nach Riedböhringen, und auch in Degernau (Waldsh.) ist am Sebastianstage eine Betstunde für ansteckende Krankheiten. Auch über die kranke Menschheit erstreckt sich sein Schutz. Hilpertsau bei Gernsbach besitzt eine Sebastianskapelle, in der alle Woche an einem Werktage ein Geistlicher Gottesdienst hält. Den 20. Januar aber feiert seit 1863, als ein Nervenfieber in kurzer Zeit 60 Personen dahinraffte, die ganze Gemeinde. Eine Sebastiansbruderschaft besteht in Hödingen (Überl.), für deren lebende und tote Mitglieder allmonatlich eine Messe gehalten wird, denn Sebastian ist der Fürbitter für Lebende und Tote.

Zum heiligen Pantaleon, der eine Kapelle in Niederrothweil am Kaiserstuhl hat, wallfahrtet man aus der ganzen Umgegend am „Bandlifäscht“ und auch bei Unglücksfällen des Viehs. Hie und da z. B. in Kohlenbach bei Waldkirch wird auch St. Blasius als Schutzpatron der Haustiere verehrt, oder St. Rochus in Häusern (St. Blasien) und in Reichenthal bei Au a. d. Murg.

Die Pferde haben als Schutzpatron außer dem h. Sebastian den h. Georg oder Jörg in manchen Örtern um Freiburg, oder den h. Wolfgang in Oberbalbach (Tauberb.) wie in Bayern[1]), oder, den h. Leonhard im Oberbühlerthal und Neusatzereck, oder den h. Michael. Bei ihrem ersten Ausritt auf jungen Pferden pflegen die Krotzinger und Bienger Burschen die St. Michaelskapelle in Dollingen bei Staufen zu umreiten, wie früher 4—500 am Pfingstmontag dreimal um die Kolmannskapelle bei Böhmenkirch in Schwaben sprengten.[2]) Aber der angesehenste Roßpatron ist St. Eulogius, der an der Hödinger Kapelle bei Überlingen dargestellt ist, wie er das einem kranken Pferde abgenommene Bein beschlägt. Sein Hauptheiligtum ist in Astholderberg bei Pfullendorf. Dorthin kommen am 25. Juni oder am folgenden Sonntag viele beschärpte Reiter, 1895 über 200, aus den Bezirken Pfullendorf, Überlingen und Meßkirch mit Fahnen und Musik. Die Geistlichkeit leitet sie von ihrem Sammelpunkt auf den Festplatz, eine Wiese. Hier bleiben sie während der im Freien gehaltenen Predigt und der folgenden Benediktion zu

[1]) Birlinger, Aus Schwaben, 368. Panzer, Beitr. zur deutschen Mythologie 2,24 ff.

[2]) Meier, Sagen aus Schwaben S. 419.

Pferde und gehen dann in die Kirche zum Hochamt. Am Schlusse halten sie Parade. Am Hirschmontag wird aber auch in der Gottesackerkapelle bei Lenzkirch ein stark besuchter Gottesdienst gehalten, bei dem man drei Rosenkränze betet (S. 407). In Rinschheim (Buchen) reiten am Patrociniumsfeste der Prozession durch den Ort und um die Kirche 6—10 Reiter voraus, über deren Pferde nach dem Gottesdienste vor der Kirche ein Gebet gesprochen und Weihwasser gesprengt wird.

Die Schweine beschützt vor Allen der h. Antonius, der zum Unterschied von dem anderen h. Antonius auch Winterantoni oder Suantoni (Sauantonius) heißt. Er hat auch Gewalt über andere Haustiere. Alle Freitag ist Wallfahrt zu ihm nach Horheim (Waldsh.), besonders wenn eine Kuh glücklich gekalbt und ein Pferd gefohlt hat. Auch wird er angefleht, wenn man etwas verloren hat, namentlich wegen verlaufener Gänse und Hühner. Aber sein Hauptschutzgebiet ist doch die Schweinewelt. Man bittet ihn, daß beim Auskochen der Speck nicht auslaufe und an seinem Tage, dem 17. Januar, tragen die Bäuerinnen Schinken zum Kapellen- oder Waldbruder auf den Giersberg bei Kirchzarten (Freib.), damit der Heilige Gottes Segen für die Mutterschweine herabflehe. In derselben Absicht ziehen die Frauen von Gutenstein a. d. Donau Sonntags zu seinem Bildnis, sowie auch zu seinem Seitenaltar in der Kirche zu Ballrechten (Staufen) gewallfahrtet wird. Als ein anderes Beispiel des vertraulichen Verhältnisses zum Heiligen, insbesondere zum Kirchenpatron, der vom Volk noch vielfach als Eigentümer der Kirchengüter aufgefaßt wird, sei hier die Äußerung eines zinsschuldigen Bauern aus der Überlinger Gegend eingeflochten: „Der Holg (Heilige) brucht's nit, der Holg ka warte.“ In Staufen wurden vom Jahre 1699 bis etwa 1770 die Benediktionen des Viehs durch Kapuziner auf Kosten der Gemeinde vorgenommen.

Von den Hunden ist nicht viel Besonderes zu sagen. Die Hofhunde haben oft eine lange Kette, deren Schlußring an einer wagerechten Stange läuft, so daß sie von ihrer Hütte aus längs des Hauses bis zu dessen Eingang springen können. Ihre gewöhnlichen Namen sind nicht sehr eigenartig, nur erinnern Melac, Tiras (S. 135) und Moreau hie und da noch heute an die französischen Mordbrenner, und Schäferhunde im Taubergrund heißen Wasser, Rhein und Donau. Wasser kommt schon im 16. Jahrhundert bei

Burkart Waldis vor, Rîn ebenda im Reineke Vos, und Donau ist auch in Bayern als Hundename bekannt. Jener Waldis kennt auch Strom als solchen und das Baselland den Namen Birs. Hunde mit Wassernamen sind in Mecklenburg gegen Hexereien oder in Westfalen und Oldenburg gegen Wasserscheu geschützt.[1]) Wunderliche Heilmittel hat man auch für den Hund: so dreht man in Gutach (Wolfach) eine gelbe Weide mit der linken Hand und legt sie um den Hals des jungen Hundes, um ihn vor der „Sucht“ zu schützen. Die Katze ist namentlich beim weiblichen Geschlecht beliebt, eine schwarze gilt aber auch wohl für eine Hexe. Hund und Katze werden wie das Huhn dreimal um den Tisch- oder Stuhlfuß geführt, um sie ans Haus zu gewöhnen in Mosbach, die Katze in Helmsheim (Bruchs.) mit einem unverständlichen Spruch. Oder man legt in Hettingen (Buchen) ein paar ihrer Haare unter einen Tischfuß oder läßt sie in einen Spiegel sehen, wie auch in Waldprechtsweier (Rast.).

Vom Geflügel ist das Hühnervolk das wichtigste, Gänse und Enten kommen weniger in Betracht. Mehrere Bräuche beziehen sich auf alle drei Vogelgeschlechter. So werden ihnen nur die kleinsten Eier in Oberbergen im Kaiserstuhl zur Brut untergelegt, um weibliche Tiere zu gewinnen, und in Rüstenbach (Mosbach) vor Mittag, etwa um 10, 11, 12 Uhr, um möglichst viele zu gewinnen, wie man auch in diesen Stunden dort die Bohnen steckt. Hat sich ein Huhn oder eine Gans verlaufen, so hilft in der Bruchsaler Gegend ein Gebet zum h. Antonius, und man steckt eine Scheere mit den Spitzen ausgespannt ins Fenstergesims, damit das Tierlein wieder heimkehre. Die Hühnerzucht wurde seit vielen Jahrhunderten eifrig betrieben, wie die alten Weistümer beweisen, steht aber jetzt z. B. hinter der elsässischen zurück. In vielen markgräflich badischen Dörfern wurden im 18. Jahrhundert von allen Häusern dem Gerichtsherrn Hühner gereicht; gewöhnlich zwei Hühner auf zwei Termine: Rauch-, Fastnachts-, Ernte-, Martins-, Jakobshühner. Nur wo eine Wöchnerin im Hause liegt, wurde das Huhn stets erlassen.[2]) Auf den Eiergewinn ist man

[1]) Heilig, Beiträge zu einem Wörterbuch der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes S. 16. Vgl. Kluge in der Zeitschrift für deutsche Philologie 31, 501. Andresen, Deutsche Volksetymologie S. 28. Wuttke a. a. O. § 680.

[2]) Ludwig, der badische Bauer im 18. Jahrhundert S. 26.

vorzugsweise bedacht. In Ettenheim heißt's: „von Waiße (Waizen) lege se ungeheiße, von Gärscht lege se wie närrscht und von Korn lege se erscht morn (morgen).“ Sie legen fleißig in Steinbach (Bühl), wenn man sie am h. Agnestag, und in Diedelsheim (Bretten), wenn man sie an Fastnacht mit den ersten Küchlein, die aus der Pfanne kommen, füttert. In Tennenbronn (Trib.) läßt man sie zu diesem Zwecke am Karfreitagmorgen durch einen hölzernen Reif laufen, dann geht auch der Weih nicht an sie; in Waldwimmersbach (Heidelberg) geschieht das zu Fastnacht, in Sexau (Waldk.) unter dem Dachtrauf, um die Hühnerverlegete, wie J. Gotthelf das Auswärtslegen der Eier nennt, zu verhindern. Auch wird in Helmstadt (Sinsh.) den Hühnern die dritte Feder aus dem Flügel gerupft und ins Nest gelegt, damit sie nicht auslegen. Ganz kleine Eier sind Unglückseier, die man in Mosbach, Rosenberg (Adelsh.) und Berolzheim (Tauberbischofsh.) über das Dach wirft. Die ersten Eier eines erstmals legenden Huhns gibt man, wie die erste Kuhmilch (S. 401), im Glotterthal bei Freiburg den Armen; mit dem ersten noch warmen Ei der jungen Hühner muß man in Tennenbronn (Triberg) die Augen reiben. Karfreitagseier faulen nicht, „heben“ (halten) das ganze Jahr in Hornberg wie um Donaueschingen, sie werden dort mit Kreuzen gekennzeichnet. Namentlich, wenn Männer sie am Ostersonntag verzehren, geben sie ungewöhnliche Kraft und schützen gegen Bruchschaden. Die Eier der drei letzten Tage der Karwoche muß in Steinbach (Bühl) die ganze Familie essen. Gründonnerstags- und Karfreitagseier gehören in Neusatzeck (Bühl) den Dienstboten, als den schwersten Arbeitern. Anderswo z. B. um Freiburg und Achern sollen die Augsteier oder Fraueneier, die in den Drißigsten, den 30 Tagen vom 15. August, Mariä Himmelfahrt, angelegt sind, nicht verderben. Umgekehrt darf man die Blusteier, die Eier der Blütezeit, in Kandern nicht zum Einmachen und in Moos (Bühl) nicht zum Brüten gebrauchen, während sie in Bonndorf für die besten Bruteier gelten. Sieht man in Neusatzeck (Bühl) in der Christnacht viele Sterne am Himmel, so giebt es im nächsten Jahre viel Eier. Hühner, die man in Wössingen (Bretten) mit dem, was bei der Frühlingssaat im Sack geblieben, füttert, brüten leicht. An vielen Orten legt man gern der Henne Gründonnerstags- oder Karfreitagseier unter, denn sie geben

[illegible] oder bei jeder Mauserung die Farbe [illegible] (Tauberb.) und Ober-[illegible] dagegen in Eichstetten der Sonn-[illegible]läutens, wenn die Leute [illegible], und hier sagt man [illegible] Weiber in die Kirche [illegible] und nur ein Hahn [illegible]. Dürrenbüchig (Bretten), [illegible] einen Männerhut auf [illegible], wo die Eier in [illegible] liegen. Um Bretten [illegible] in d'Kerch, senn [illegible] Buchen) wird [illegible]. Man spricht [illegible] Roienberg (Adelsh.) [illegible] gerichtet ist. [illegible] Hähne, so muß man [illegible] Strohsacks einer [illegible] machen. Dagegen [illegible] dem Bette der Haus-[illegible] schüttet man die Eier [illegible], aus einer Schlaf-[illegible] In Mosbach legt man [illegible] 13 Eier ins Nest. Dann [illegible] andern Orten wählt [illegible] und nimmt, wie fast [illegible] Eier, 13 oder 15, die [illegible] andern Hof holt. Wenn [illegible] gleiten läßt, spricht [illegible] Biple (Hennen) un kei [illegible], nimmt man zur Brut [illegible], die runden in Sulz-[illegible] d. h. jungen Hühnern [illegible] legt man ein Stück Eisen oder [illegible] in Forbach (Rast.) einen rostigen [illegible] (Staufen) darauf, daß das Aus-

schlüpfen nicht bei abnehmendem Mond stattfinde. Um gekaufte Hühner zu gewöhnen, läßt man sie wie die Katzen in den Spiegel sehen und wie die gekaufte Kuh über einen (blauen) Schurz gehen in Bahlingen am Kaiserstuhl, Ubstadt (Bruchs.) und Wössingen (Bretten), gern auch um ein Tischbein laufen, so in Laufen bei Müllheim, Neusatzeck (Bühl). Läßt man eine gekaufte junge Henne zum ersten Male aus dem Stall, so zerbeißt die Frau in Unterglotterthal (Freib.) und Würm (Pforzh.) einen Bissen Brot und wirft ihn dem Huhne nach in den drei höchsten Namen, und wollen die Hühner nicht bleiben, so stellt man das rechte Bein dreimal auf die Hühnerstallschwelle und schiebt das Huhn dreimal darunter mit dem Spruch: „Huh(n), blib uff'm Hof wie de Dod uff'm Kirchhof." In Würm (Pforzh.) läßt man sie auch über die Thürschwelle laufen, nachdem der Hausschlüssel darauf gelegt ist. Bei diesen und ähnlichen Handlungen bedient man sich wohl noch dazu des Spruches: „Ich laß euch 'naus in Abrahams (auch Adams) großen Garten, heut Abend um Sechse will ich euch erwarten. Im Namen † † †." So in Brehmen (Tauberb.), Laufen bei Müllheim und vielen andern Orten. Schon beim Hühnerkauf sagt man in Dürrenbüchig (Bretten): „Geh 'naus in Abrahams Rain, am (um) 6 kumm da widda haim", indem „die eine Huhn" (Henne) eine „Hafte" und die andere einen „Haken" bekommt, um sie zusammenzuhalten. Laufen sie dennoch weit vom Hause weg, so ist das nächste Jahr in Ottenhöfen (Achern) ein schlechtes. Um sie gegen Läuse zu schützen, soll man zu Fastnacht oder am Aschermittag den Hühnerstall misten in Berolzheim (Tauberb.) und Waldwimmersbach (Heidelb.), oder Asche hineinstreuen in Dürrenbüchig (Bretten) und Eichelberg (Eppingen). In Tennenbronn, wie bemerkt, läßt man sie am Karfreitag durch einen hölzernen Reif laufen, auch um sie vor dem Weih, dem Hennevogel, wie er an der Kinzig heißt, zu behüten. In Sexau bei Emmendingen schützt man sie vor diesem, indem man ihnen unter Anruf der höchsten Namen den Rest Teig aus der Backmulde giebt. Wie die Kinder von Eschach (Bonnd.) den Hühnerweih bedrohen, ist schon S. 56 gesagt.

Tauben sollen „hinter sich" in den Schlag gebracht werden in Mosbach wie in der Oberpfalz und müssen einen Tag angebunden ein, um sie schnell anzugewöhnen. Läßt man sie aus einem Toten-

schädel trinken in Tiefenbronn (Pforzh.) wie in der Oberpfalz, so bleiben sie im neuen Schlage. Wo in Andelshofen (Überl.) Turteltauben gehalten werden und eine Schwalbe nistet, schlägt der Blitz nicht ein.[1]) In Nordschwaben (Schopfh.) bringt man neben dem Taubenschlag an hoher Stange eine Sense an, um den Habicht abzuwehren.

Die Bienenzucht blüht in Baden, namentlich unter der Leitung der Lehrer auf dem Lande fröhlich auf, so daß man in Baden 1894 rund 80,000 Völker hatte. Seitdem aber Dzierzon die Kastenwohnungen, die geöffnet werden können und in denen der Bau an beweglichen Wabenträgern hängt, eingeführt hat, sind viele alte Bräuche eingeschlafen. Aber noch immer zeigt schon der noch bewahrte Name des Bienenzüchters „Bienen- oder Immenvater" an, daß die Immeli nicht nur zum Hause, sondern zur Familie gehören, wie menschliche Wesen sind. Daher darf man von ihnen nicht sagen, „sie fressen und gehen kaput", sondern „sie essen und sterben ab, fallen ab, gehen ein". Thut man es doch, so hat man z. B. im Föhrenthal bei Freiburg kein Glück. Die Biene duldet in Hettingen (Buchen) kein Unrecht, namentlich Schwören und Fluchen kann sie auf den Schweighöfen bei St. Märgen wie in der Schweiz nicht vertragen und vor Allem nicht Zank und Zwietracht im Hause durch das ganze Land; sie gehen ein in ihrem „Immehüsli" oder fliegen fort. Entsteht wegen der Bienen, etwa bei der Erbteilung, ein Streit, so „fallen sie ab" in Hettingen. Man darf sie in Herrischried nicht aus einem zweifelhaften Hause kaufen, in Hettingen auch nicht beim Einkauf handeln, sonst bleiben sie nicht beim neuen Besitzer. So empfindlich sind sie auf dem hohen Schwarzwald, daß der Immenvater einem sterbenden Nachbar den Honig verweigerte, aus Furcht, sie möchten sonst absterben. Will man Glück haben, muß man ihnen in Oberglashütten (Meßk.) sämmtliche Familienereignisse mitteilen, in Horheim (Waldsh.) und Neuershausen (Freib.) den Sterbefall im Hause. In Grunern (Staufen) und Hettingen (Buchen) sagt man ihnen den Tod des Herrn oder Meisters an, dort mit den Worten: „Der Meister isch gstorbe", hier: „Euer Herr isch tot, jetzt bin ich N. N. Euer Herr". In Rickenbach sagt man dabei: „Imb, hus (spare, arbeite), wie du g'huset hast, der Meister (oder die Meisterin) isch us dem Hus". Auch in Schwaningen

[1]) Vgl. Wuttke, Deutscher Volksaberglaube² § 678. Wolf, Beiträge 1,250.

(Bonnd.) „sollen sie nur weiter schaffen". Dabei klopft oder rückt man etwas die Körbe, wie es in Unteribenthal bei Freiburg geschieht, wenn der Meister zur Kirche getragen wird, in Gutach (Wolfach), wenn die Leiche über die Dachtraufe kommt. Jeder Stock, aus dem „ein Bien" schwärmt, wird in Neuershausen (Freib.) mit einem Kränzlein aus Feldblumen geschmückt, in Wössingen (Bretten) heißt es, jeder Bienenschwarm. Man muß auf die Richtung seines Fluges achten, um ihn, wie es im obern Kinzigthal heißt, „schöpfen" zu können. Ein zugeflogener Schwarm heißt in Horheim (Waldsh.) „Glücksschwarm", ein gefundener Schwarm gedeiht in Hettingen nicht, wenn man den Besitzer kennt und ihn diesem nicht zurückgiebt. Gehen die Bienen beim Schwärmen durch und fliegen von Oberbühlerthal der Rheinebene zu, das bedeutet ein schlechtes Honigjahr. Die aber an Fronleichnam schwärmen, sind in Oberachern die vorzüglichsten. Auf der Eifel[1]) baute ein am Fronleichnam schwärmender „Bien" eine Monstranz, einer am Johannistag einen Kelch. An Lichtmeß (2. Februar), wo ja die Wachsweihe gefeiert wird, klopft man in Birkendorf, Bonndorf und Horheim an die Körbe, in Schluchsee mit dem Spruche: „Bineli, freued ich (Euch), Lichtmeß isch do".

Auffallend heißt in Unterprechthal (Waldk.) die Bienenkönigin „der Meister" nach der irrigen seit Aristoteles herrschenden Gelehrtenmeinung, die im Weisel ein Männchen, einen König sah, während sie schon lange vor dem wissenschaftlichen Nachweis ihres weiblichen Geschlechts durch Swammerdam 1672 im St. Galler Bienensegen des 8. Jahrhunderts und bei den Angelsachsen Bienenmutter hieß. So heißt sie noch in westfälischen und neumärkischen Bienensegen.[2])

Ein gemütliches Verhältnis, wie der Bauer es zu seinen Tieren, am innigsten zu seinen Bienen pflegt, verbindet ihn nun auch mit seinem Acker. Auch der Boden und wenigstens dessen Gewächs sieht er fast wie ein vernünftiges persönliches Wesen an, das sich durch Beispiel gewinnen oder abschrecken läßt. Man achte namentlich auf die Erziehung des Hanfs oder Flachses. Außerdem verlangt die Feldarbeit das stete Eingreifen der göttlichen Macht, die der Bauer deshalb auf die verschiedenste Weise herbeizuführen sucht.

---

[1]) Schmitz, Sitten des Eifler Volks 1,40.43.

[2]) Vgl. Glock, Symbolik der Bienen. 1891. Müllenhoff, in d. Zeitschr. f. Volkskunde 10, 16.

Die Verwandlung des Bodens in Ackerland durchläuft in Baden, im Gebirge, noch an manchen Stellen mehrere Stufen. Die „Schwendi" ist den Alemannen des Schwarzwalds ein abgeholztes und ausgestocktes Waldstück, das zu dauerndem Wiesen- oder Ackerbau hergerichtet ist, und davon führten dann ganze Ortschaften ihre Namen wie Menzenschwand, Höchenschwand, Herrischschwand. Eine „Rüti" dagegen entsteht, wenn man die Bäume und Büsche niederhaut und auf dem Boden zu Dung verbrennt. So bereitet man das Erdreich zwei bis drei Jahre zur Besämung, läßt es dann wieder als Weide einige Jahre still liegen, bis wieder genug junge Buchen, Erlen und Birken zum Rütibrennen darauf gewachsen sind. In Oberharmersbach singt man an Winterabenden an Sonntagen auf Gängen ins Freie und an Hochzeiten in den Wirtschaften, und — so wichtig ist diese Arbeit — wenn das Rütibrennen beendet ist. Oft muß der Pflug dreimal den Boden brechen, ihn „brochen, rauhfelgen und zackern", das dann die Saat vorbereitet, so z. B. in Breitenbronn (Mosbach). In Forbach (Rast.) ist weder Pflug, noch Egge bekannt, nur die Hacke (Haue); und allen Dung und Brühe verbringt man auf Kopf und Rücken auf die steilen Felder, sowie man auch die Frucht im Trag- oder Tischtuch auf dem Kopf oder im Rückkorb herabträgt. Ach! es sind oft nur 20—25 Garben in Neusatzeck (Bühl), wo auch wohl noch statt der Heugabeln armselige gabelförmige Äste verwendet werden. In manchen Fabrikbezirken wie um Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Pforzheim, Neustadt, Lenzkirch, Vöhrenbach besorgen Frauen statt ihrer über den Tag abwesenden Männer sogar die schweren Arbeiten des Mähens und Pflügens. Wo der Bauer nur ein einzelnes Zugtier besitzt, spannt er dieses mit dem eines andern zu einem schweren Zug zusammen, so in Lenzkirch. Das heißt in Kiechlingsbergen im Kaiserstuhl, Bonndorf und Berolzheim „gmarn" oder „gmorn", in Reckingen (Waldsh.) aber „mare" und in Göbrichen (Pforzh.) „spahne".

Bilden die Schneegänse bei ihrem Flug einen gleichschenkligen Winkel, eine „Schlefe" d. h. ein Gestell, auf dem der Bauer seinen Pflug schleift, so wird es bald warm in Hettingen (Buchen), und der Bauer kann bald aufs Feld. Bilden sie aber einen „Heurupfer" d. h. einen ungleichschenkligen Winkel, so wird es sehr kalt und der Bauer muß sich noch an seinen Heuvorrat halten. Am Josephstag, den

19. März, soll auch der faulste Bauer den Pflug im Felde haben, im kälteren Ostpreußen muß an Mariä Verkündigung, den 25. März, die erste Furche gezogen werden.[1]) In manchen entlegeneren Ortschaften ist das erste Pflügen, das erste Zackerfahren, noch immer eine feierliche Handlung. Es geht noch zuvor morgens Mancher in die Kirche, giebt seinen Zugtieren vor dem Anspannen ein mit geweihtem Salz bestreutes Brot, das er segnet, und besprengt sie mit Weihwasser z. B. in Singen und ähnlich in Neidingen (Donauesch.). In Bohlingen (Radolfz.) bleibt der angespannte Zug bei der ersten Ackerfahrt vor dem Hause stehen, und stehend betet der Hausherr samt seinem Hausgesinde fünf Vaterunser und den Glauben für den Viehstand und Glück im Feld. Darauf erhält jedes Stück Vieh einen Brocken Agathebrot, das nach einer älteren schwäbischen Schrift auf die Äcker gelegt wurde,[2]) mit geweihtem Salz. Erst dann bricht man auf. In Oberglashütte (Meßk.) wird zu derselben Handlung eine geweihte Kerze gebrannt, die der Zugtreiber ausblasen muß. In Billafingen (Überl.) wird ebenfalls eine Wachskerze, in der Stube, angezündet und das ganze Gesinde betet knieend fünf Vaterunser. Auch wird dabei das „Mennebrot“ gesammelt von den Armen, die von Haus zu Haus Glück zum Ackern wünschen, bewirtet und mit Brot beschenkt werden. In Hausen im Thal betteln es arme Kinder, indem sie bei der ersten Ackerfahrt einige Vaterunser beten. Auf die ursprüngliche Bedeutung des Mennebrots führt das in Heinstetten (Meßk.) bekannte Rätsel vom Pflug und Mennebue (S. 119).

Früher kamen in Eigeltingen (Stock.) die Kinder der Nachbarn, wenn man vor der ersten Ackerfahrt dem Vieh geweihtes Brot gab und vor dem Hause fünf Vaterunser vor dem Zuge betete, und erhielten das „Glücksbrot“, das man in Remetschwil (Waldsh.) „Ackerbrot“ nennt. Sobald der dritte Pflug im Felde war, fand in Bonndorf das „Frühlinganbeten“ statt: die Kinder beteten vor den Häusern, deren Bewohner Feldbau trieben, den Rosenkranz und wurden dann mit Brot und Süßigkeiten beschenkt. Selten nachweisbar ist der eigentümliche Brauch in Birkendorf (Bonnd.), daß beim ersten Ackern der Pflüger eine Jungfrau küßt. Vor etwa 20 Jahren war das auch

[1]) Wuttke, Deutscher Volksaberglaube § 99.

[2]) Birlinger, Aus Schwaben 1,421.

noch außer dem Gebet in andern Bonndorfer Ortschaften, wie Münchingen und Ewatingen, üblich. Dieser gewiß alte Brauch ist im übrigen Deutschland m. W. bisher nicht nachgewiesen. Das Küssen des oder der „Alten" d. h. der letzten Garbe durch die Binderin oder Harkerin in der Danziger Gegend[1]) erinnert doch nur leise daran. Mit „Hüh in Gottes Namen" und ähnlichen Rufen und auch wohl mit Hutlupfen gehts ins Feld. Der Mittwoch wird zur ersten Fahrt z. B. in Wittlekofen (Bonnd.) nicht gern gebraucht, dagegen sind in Dietenbach (Freib.) besonders günstig der Dienstag, der Donnerstag und der Samstag. An einigen Tagen darf in Bietigheim (Rast.) der Boden durchaus nicht gebrochen werden, am Karfreitag, Dreifaltigkeitssamstag, an Mariä Heimsuchung und am Wendelinstag. Der Norden scheint ärmer an alten Pflügegebräuchen als der Süden, namentlich als der Bonndorfer Amtsbezirk. Reicher sind die Aussaatbräuche. Weizen und Roggen werden im Herbst, Gerste und Hafer samt Flachs und Hanf im Frühjahr gesäet. Der rechte Bauer säet das Getreide selber oder geht wenigstens mit dem Säemann über das Saatfeld in Berolzheim (Tauberbisch.). Der Säemann darf um Bruchsal während seiner Arbeit nicht reden und nicht rauchen. Früher nahm er in Renchen drei Samenkörner dabei in den Mund, so wurde die Frucht nicht brandig. Und wenn er unangeredet die Saat ausstreute, so gingen die Spatzen nicht an den Weizen. In Berolzheim und Neusatzeck (Bühl) nahm man 2 (?), 3 Körner in den Mund, um Spatzen oder Ungeziefer fernzuhalten. Das erreicht man in Rosenberg (Adelsh.) dadurch, daß man die Gerste in der Nähe des Dorfes vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang säet. Vor dem Säen wurde früher in Mittelschefflenz (Mosb.) der „Sodel, Sootel",[2]) d. h. ein Raum von 5—6 Schritten am Saatbeet in Breitenbronn mit Zielern von Stroh abgesteckt und dann mit dem Samen überworfen. Ob noch? Die Frucht wird in Bohlingen (Radolfzell) aus dem Sack in ein weißes Tuch geschüttet, das geknotet und um den linken Arm gewunden wird, und namentlich der Weizen muß um

---

[1]) Mannhardt, Mythol. Forschungen S. 339.

[2]) Bei Verden, und in alten Wetterauer und Nassauer Urkunden ein Ackermaß, in Baden jetzt ein Viertelsmorgen vgl. Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 10, 10. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 227.

Ettlingen aus einem weißen Tuch gesäet werden. Das Säetuch hat in Schapbach wie in Krenkingen (Bonnd.) die Bäuerin gesponnen. Aus dem Säesack soll in Berolzheim das Vieh nicht fressen. In Seebach (Achern) soll man drei Stücke vom Palmen in den Säesack stecken. Um den Samen keimfähig zu machen, wird er in Ettenheim mit Osterwasser befeuchtet, das man zu Ostern für ein Ei oder 5 Pfennig in einem Krug vom Meßner geholt hat. Wie in manchen Orten jedes Thun und jede Arbeit, z. B. in Gersbach (Schopfh.) das Fahren über Land und das Lichtauslöschen beim Schlafengehen, mit einem „'s walt Gott, der Herr", so beginnt auch das Säen mit diesem Spruch. Oder es wird in Gottes Namen angefangen, damit „Alles guet us gät". In Görwihl sagt man auch: „Gott geb den Segen, dann ist die Arbeit nicht vergeben", in Auggen (Müllh.) mußten alle zusammen sagen: „Es segne uns Gott der Herr, bis daß wir mit Schneiden fertig wär'". In Merdingen (Breis.) wird bei jeder Aussaat die erste Handvoll Saatfrucht in drei Würfen geworfen, beim ersten wird gesprochen: „Es walte Gott", beim zweiten: „Zur Ehre Gottes und zum Seelenheil", beim dritten: „Im Namen der h. Dreifaltigkeit". Aber in Baden ist auch der bestimmtere gemeindeutsche Saatsegen bekannt, der z. B. in Leiselheim (Breis.) lautete:

„Hier stehe ich auf Gottes Land,
„Ich säe aus meiner Hand,
„Der Herr behüte dich vor Putz und Brand." (Rußbrand, Uredo segetum).

Dabei entblößt der Bauer sein Haupt und streut drei Handvoll gegen Osten unter Anrufung der drei höchsten Namen. Ähnlich in Büchenbronn (Pforzh.) und noch an manchen Orten. Abweichend spricht man in Busenbach (Ettl.): „Ich nehme die Gerste (Dinkel, Waizen) in die Hand Und säe kei Miltau und kei Brand" und spricht noch in Neuburgweier (Ettl.):

„Brand (oder Unkraut) nimm ab,
„Wie der Tot' im Grab."

So flehte der Römer an den Robigalien, am 25. April, den Mars und die Robigo um Abwehr des Kornbrandes an.[1]) Grimmels-

[1]) Preller, Röm. Myth.[3] 1,341. 2,44.

Burkart Waldis vor, Rîn ebenda im Reineke Vos, und Donau ist auch in Bayern als Hundename bekannt. Jener Waldis kennt auch Strom als solchen und das Baselland den Namen Birs. Hunde mit Wassernamen sind in Mecklenburg gegen Hexereien oder in Westfalen und Oldenburg gegen Wasserscheu geschützt.[1]) Wunderliche Heilmittel hat man auch für den Hund: so dreht man in Gutach (Wolfach) eine gelbe Weide mit der linken Hand und legt sie um den Hals des jungen Hundes, um ihn vor der „Sucht“ zu schützen. Die Katze ist namentlich beim weiblichen Geschlecht beliebt, eine schwarze gilt aber auch wohl für eine Hexe. Hund und Katze werden wie das Huhn dreimal um den Tisch- oder Stuhlfuß geführt, um sie ans Haus zu gewöhnen in Mosbach, die Katze in Helmsheim (Bruchs.) mit einem unverständlichen Spruch. Oder man legt in Hettingen (Buchen) ein paar ihrer Haare unter einen Tischfuß oder läßt sie in einen Spiegel sehen, wie auch in Waldprechtsweier (Rast.).

Vom Geflügel ist das Hühnervolk das wichtigste, Gänse und Enten kommen weniger in Betracht. Mehrere Bräuche beziehen sich auf alle drei Vogelgeschlechter. So werden ihnen nur die kleinsten Eier in Oberbergen im Kaiserstuhl zur Brut untergelegt, um weibliche Tiere zu gewinnen, und in Rüstenbach (Mosbach) vor Mittag, etwa um 10, 11, 12 Uhr, um möglichst viele zu gewinnen, wie man auch in diesen Stunden dort die Bohnen steckt. Hat sich ein Huhn oder eine Gans verlaufen, so hilft in der Bruchsaler Gegend ein Gebet zum h. Antonius, und man steckt eine Scheere mit den Spitzen ausgespannt ins Fenstergesims, damit das Tierlein wieder heimkehre. Die Hühnerzucht wurde seit vielen Jahrhunderten eifrig betrieben, wie die alten Weistümer beweisen, steht aber jetzt z. B. hinter der elsässischen zurück. In vielen markgräflich badischen Dörfern wurden im 18. Jahrhundert von allen Häusern dem Gerichtsherrn Hühner gereicht; gewöhnlich zwei Hühner auf zwei Termine: Rauch-, Fastnachts-, Ernte-, Martins-, Jakobshühner. Nur wo eine Wöchnerin im Hause liegt, wurde das Huhn stets erlassen.[2]) Auf den Eiergewinn ist man

---

[1]) Heilig, Beiträge zu einem Wörterbuch der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes S. 16. Vgl. Kluge in der Zeitschrift für deutsche Philologie 31, 501. Andresen, Deutsche Volksetymologie S. 28. Wuttke a. a. O. § 680.

[2]) Ludwig, der badische Bauer im 18. Jahrhundert S. 26.

vorzugsweise bedacht. In Ettenheim heißt's: „von Waiße (Waizen) lege se ungeheiße, von Gärscht lege se wie närrscht und von Korn lege se erscht morn (morgen).“ Sie legen fleißig in Steinbach (Bühl), wenn man sie am h. Agnestag, und in Diedelsheim (Bretten), wenn man sie an Fastnacht mit den ersten Küchlein, die aus der Pfanne kommen, füttert. In Tennenbronn (Trib.) läßt man sie zu diesem Zwecke am Karfreitagmorgen durch einen hölzernen Reif laufen, dann geht auch der Weih nicht an sie; in Waldwimmersbach (Heidelberg) geschieht das zu Fastnacht, in Sexau (Waldk.) unter dem Dachtrauf, um die Hühnerverlegete, wie J. Gotthelf das Auswärtslegen der Eier nennt, zu verhindern. Auch wird in Helmstadt (Sinsh.) den Hühnern die dritte Feder aus dem Flügel gerupft und ins Nest gelegt, damit sie nicht auslegen. Ganz kleine Eier sind Unglückseier, die man in Mosbach, Rosenberg (Adelsh.) und Berolzheim (Tauberbischofsh.) über das Dach wirft. Die ersten Eier eines erstmals legenden Huhns gibt man, wie die erste Kuhmilch (S. 401), im Glotterthal bei Freiburg den Armen; mit dem ersten noch warmen Ei der jungen Hühner muß man in Tennenbronn (Triberg) die Augen reiben. Karfreitagseier faulen nicht, „heben“ (halten) das ganze Jahr in Hornberg wie um Donaueschingen, sie werden dort mit Kreuzen gekennzeichnet. Namentlich, wenn Männer sie am Ostersonntag verzehren, geben sie ungewöhnliche Kraft und schützen gegen Bruchschaden. Die Eier der drei letzten Tage der Karwoche muß in Steinbach (Bühl) die ganze Familie essen. Gründonnerstags- und Karfreitagseier gehören in Neusatzeck (Bühl) den Dienstboten, als den schwersten Arbeitern. Anderswo z. B. um Freiburg und Achern sollen die Augsteier oder Traueneier, die in den Drißigsten, den 30 Tagen vom 15. August, Mariä Himmelfahrt, angelegt sind, nicht verderben. Umgekehrt darf man die Blusteier, die Eier der Blütezeit, in Kandern nicht zum Einmachen und in Moos (Bühl) nicht zum Brüten gebrauchen, während sie in Bonndorf für die besten Bruteier gelten. Sieht man in Neusatzeck (Bühl) in der Christnacht viele Sterne am Himmel, so giebt es im nächsten Jahre viel Eier. Hühner, die man in Wössingen (Bretten) mit dem, was bei der Frühlingssaat im Sack geblieben, füttert, brüten leicht. An vielen Orten legt man gern der Henne Gründonnerstags- oder Karfreitagseier unter, denn sie geben

Junge mit besonders schönem oder bei jeder Mauserung die Farbe wechselndem Gefieder. Doch wird in Brehmen (Tauberb.) und Oberwihl (Waldsh.) der Freitag gemieden, dagegen in Eichstetten der Sonntag gewählt und zwar die Zeit des Zusammenläutens, wenn die Leute zur Kirche gehen, auch in Leiselheim (Breisach), und hier sagt man der Henne in die Ohren: „Jetzt gehen lauter Weiber in die Kirche und nur ein Mann", damit lauter Hühnchen und nur ein Hahn ausschlüpfe. Ähnlich in Oberbruch (Bühl), Dürrenbüchig (Bretten), in Nesselwangen (Überl.), wo die Frau dabei einen Männerhut auf dem Kopfe haben muß, und in Bernau-Außerthal, wo die Eier in Laub, das aus einem Mädchenbett geholt ist, liegen. Um Bretten sagt man dabei: „Es geht a Hochzich (Hochzeit) in d'Kerch, senn lauter Weibsleut un numma a Mann." In Hettingen (Buchen) wird die Henne am besten gesetzt, wenn der Hirte ausfährt. Man spricht dazu: „So viel rennen, so viel Hennen." In Rosenberg (Adelsh.) wird sie so gesetzt, daß ihr Kopf gegen das Fruchtfeld gerichtet ist. Will man lauter Hühner (Hennen) und keine Hähne, so muß man in Zähringen bei Freiburg aus dem Stroh des Strohsacks einer keuschen Jungfrau für die Bruthenne das Nest machen. Dagegen nimmt man in Oberwihl (Waldsh.) Stroh aus dem Bette der Hausfrau zum Brutnest. In Brehmen (Tauberb.) schüttet man die Eier Mittags 12 Uhr, womöglich mit einem Wurf, aus einer Schlafhaube ins Nest, um Hühnchen zu bekommen. In Mosbach legt man eine Schlafhaube, ein Stück Eisen und 13 Eier ins Nest. Dann bekommen die Hühnchen Häubchen. Auch an andern Orten wählt man die Zeit des 10, 11 und 12-Uhrschlagens und nimmt, wie fast überall in Deutschland, eine ungerade Zahl Eier, 13 oder 15, die man in Föhrenthal bei Freiburg von einem andern Hof holt. Wenn man die Eier aus dem Schurz ins Brutnest gleiten läßt, spricht man in Leiberstung bei Schwarzach: „Luter Biple (Hennen) un kei Gickerle (Hahn)". Um Hennen zu erzielen, nimmt man zur Brut die kleinsten Eier in Oberbergen im Kaiserstuhl, die runden in Sulzbach (Ettlingen) und die Eier von Junkelen d. h. jungen Hühnern in Bleibach (Waldk.). In Hettingen legt man ein Stück Eisen oder eine Sichel unter die Bruteier, in Forbach (Rast.) einen rostigen Nagel. Auch achtet man in Schlatt (Staufen) darauf, daß das Aus-

schlüpfen nicht bei abnehmendem Mond stattfinde. Um gekaufte Hühner zu gewöhnen, läßt man sie wie die Katzen in den Spiegel sehen und wie die gekaufte Kuh über einen (blauen) Schurz gehen in Bahlingen am Kaiserstuhl, Ubstadt (Bruchs.) und Wössingen (Bretten), gern auch um ein Tischbein laufen, so in Laufen bei Müllheim, Neusatzeck (Bühl). Läßt man eine gekaufte junge Henne zum ersten Male aus dem Stall, so zerbeißt die Frau in Unterglotterthal (Freib.) und Würm (Pforzh.) einen Bissen Brot und wirft ihn dem Huhne nach in den drei höchsten Namen, und wollen die Hühner nicht bleiben, so stellt man das rechte Bein dreimal auf die Hühnerstallschwelle und schiebt das Huhn dreimal darunter mit dem Spruch: „Huh(n), blib uff'm Hof wie de Dod uff'm Kirchhof." In Würm (Pforzh.) läßt man sie auch über die Thürschwelle laufen, nachdem der Hausschlüssel darauf gelegt ist. Bei diesen und ähnlichen Handlungen bedient man sich wohl noch dazu des Spruches: „Ich laß euch 'naus in Abrahams (auch Adams) großen Garten, heut Abend um Sechse will ich euch erwarten. Im Namen † † †." So in Brehmen (Tauberb.), Laufen bei Müllheim und vielen andern Orten. Schon beim Hühnerkauf sagt man in Dürrenbüchig (Bretten): „Geh 'naus in Abrahams Rain, am (um) 6 kumm da widda haim", indem „die eine Huhn" (Henne) eine „Hafte" und die andere einen „Haken" bekommt, um sie zusammenzuhalten. Laufen sie dennoch weit vom Hause weg, so ist das nächste Jahr in Ottenhöfen (Achern) ein schlechtes. Um sie gegen Läuse zu schützen, soll man zu Fastnacht oder am Aschermittag den Hühnerstall misten in Berolzheim (Tauberb.) und Waldwimmersbach (Heidelb.), oder Asche hineinstreuen in Dürrenbüchig (Bretten) und Eichelberg (Eppingen). In Tennenbronn, wie bemerkt, läßt man sie am Karfreitag durch einen hölzernen Reif laufen, auch um sie vor dem Weih, dem Hennevogel, wie er an der Kinzig heißt, zu behüten. In Sexau bei Emmendingen schützt man sie vor diesem, indem man ihnen unter Anruf der höchsten Namen den Rest Teig aus der Backmulde giebt. Wie die Kinder von Eschach (Bonnd.) den Hühnerweih bedrohen, ist schon S. 56 gesagt.

Tauben sollen „hinter sich" in den Schlag gebracht werden in Mosbach wie in der Oberpfalz und müssen einen Tag angebunden ein, um sie schnell anzugewöhnen. Läßt man sie aus einem Toten-

schädel trinken in Tiefenbronn (Pforzh.) wie in der Oberpfalz, so bleiben sie im neuen Schlage. Wo in Andelshofen (Überl.) Turteltauben gehalten werden und eine Schwalbe nistet, schlägt der Blitz nicht ein.[1]) In Nordschwaben (Schopfh.) bringt man neben dem Taubenschlag an hoher Stange eine Sense an, um den Habicht abzuwehren.

Die Bienenzucht blüht in Baden, namentlich unter der Leitung der Lehrer auf dem Lande fröhlich auf, so daß man in Baden 1894 rund 80,000 Völker hatte. Seitdem aber Dzierzon die Kastenwohnungen, die geöffnet werden können und in denen der Bau an beweglichen Wabenträgern hängt, eingeführt hat, sind viele alte Bräuche eingeschlafen. Aber noch immer zeigt schon der noch bewahrte Name des Bienenzüchters „Bienen- oder Immenvater“ an, daß die Immeli nicht nur zum Hause, sondern zur Familie gehören, wie menschliche Wesen sind. Daher darf man von ihnen nicht sagen, „sie fressen und gehen kaput“, sondern „sie essen und sterben ab, fallen ab, gehen ein“. Thut man es doch, so hat man z. B. im Föhrenthal bei Freiburg kein Glück. Die Biene duldet in Hettingen (Buchen) kein Unrecht, namentlich Schwören und Fluchen kann sie auf den Schweighöfen bei St. Märgen wie in der Schweiz nicht vertragen und vor Allem nicht Zank und Zwietracht im Hause durch das ganze Land; sie gehen ein in ihrem „Immehüsli“ oder fliegen fort. Entsteht wegen der Bienen, etwa bei der Erbteilung, ein Streit, so „fallen sie ab“ in Hettingen. Man darf sie in Herrischried nicht aus einem zweifelhaften Hause kaufen, in Hettingen auch nicht beim Einkauf handeln, sonst bleiben sie nicht beim neuen Besitzer. So empfindlich sind sie auf dem hohen Schwarzwald, daß der Immenvater einem sterbenden Nachbar den Honig verweigerte, aus Furcht, sie möchten sonst absterben. Will man Glück haben, muß man ihnen in Oberglashütten (Meßk.) sämmtliche Familienereignisse mitteilen, in Horheim (Waldsh.) und Neuershausen (Freib.) den Sterbefall im Hause. In Grunern (Staufen) und Hettingen (Buchen) sagt man ihnen den Tod des Herrn oder Meisters an, dort mit den Worten: „Der Meister isch gstorbe“, hier: „Euer Herr isch tot, jetzt bin ich N. N. Euer Herr“. In Rickenbach sagt man dabei: „Imb, hus (spare, arbeite), wie du g'huset hast, der Meister (oder die Meisterin) isch us dem Hus“. Auch in Schwaningen

[1]) Vgl. Wuttke, Deutscher Volksaberglaube[2] § 678. Wolf, Beiträge 1,250.

(Bonnd.) „sollen sie nur weiter schaffen". Dabei klopft oder rückt man etwas die Körbe, wie es in Unteribenthal bei Freiburg geschieht, wenn der Meister zur Kirche getragen wird, in Gutach (Wolfach), wenn die Leiche über die Dachtraufe kommt. Jeder Stock, aus dem „ein Bien" schwärmt, wird in Neuershausen (Freib.) mit einem Kränzlein aus Feldblumen geschmückt, in Wössingen (Bretten) heißt es, jeder Bienenschwarm. Man muß auf die Richtung seines Fluges achten, um ihn, wie es im obern Kinzigthal heißt, „schöpfen" zu können. Ein zugeflogener Schwarm heißt in Horheim (Waldsh.) „Glücksschwarm", ein gefundener Schwarm gedeiht in Hettingen nicht, wenn man den Besitzer kennt und ihn diesem nicht zurückgiebt. Gehen die Bienen beim Schwärmen durch und fliegen von Oberbühlerthal der Rheinebene zu, das bedeutet ein schlechtes Honigjahr. Die aber an Fronleichnam schwärmen, sind in Oberachern die vorzüglichsten. Auf der Eifel[1]) baute ein am Fronleichnam schwärmender „Bien" eine Monstranz, einer am Johannistag einen Kelch. An Lichtmeß (2. Februar), wo ja die Wachsweihe gefeiert wird, klopft man in Birkendorf, Bonndorf und Horheim an die Körbe, in Schluchsee mit dem Spruche: „Bineli, freued ich (Euch), Lichtmeß isch do".

Auffallend heißt in Unterprechthal (Waldk.) die Bienenkönigin „der Meister" nach der irrigen seit Aristoteles herrschenden Gelehrtenmeinung, die im Weisel ein Männchen, einen König sah, während sie schon lange vor dem wissenschaftlichen Nachweis ihres weiblichen Geschlechts durch Swammerdam 1672 im St. Galler Bienensegen des 8. Jahrhunderts und bei den Angelsachsen Bienenmutter hieß. So heißt sie noch in westfälischen und neumärkischen Bienensegen.[2])

Ein gemütliches Verhältnis, wie der Bauer es zu seinen Tieren, am innigsten zu seinen Bienen pflegt, verbindet ihn nun auch mit seinem Acker. Auch der Boden und wenigstens dessen Gewächs sieht er fast wie ein vernünftiges persönliches Wesen an, das sich durch Beispiel gewinnen oder abschrecken läßt. Man achte namentlich auf die Erziehung des Hanfs oder Flachses. Außerdem verlangt die Feldarbeit das stete Eingreifen der göttlichen Macht, die der Bauer deshalb auf die verschiedenste Weise herbeizuführen sucht.

---

[1]) Schmitz, Sitten des Eifler Volks 1,40.43.

[2]) Vgl. Glock, Symbolik der Bienen. 1891. Müllenhoff, in d. Zeitschr. f. Volkskunde 10,16.

Die Verwandlung des Bodens in Ackerland durchläuft in Baden, im Gebirge, noch an manchen Stellen mehrere Stufen. Die „Schwendi“ ist den Alemannen des Schwarzwalds ein abgeholztes und ausgestocktes Waldstück, das zu dauerndem Wiesen- oder Ackerbau hergerichtet ist, und davon führten dann ganze Ortschaften ihre Namen wie Menzenschwand, Höchenschwand, Herrischschwand. Eine „Rüti“ dagegen entsteht, wenn man die Bäume und Büsche niederhaut und auf dem Boden zu Dung verbrennt. So bereitet man das Erdreich zwei bis drei Jahre zur Besämung, läßt es dann wieder als Weide einige Jahre still liegen, bis wieder genug junge Buchen, Erlen und Birken zum Rütibrennen darauf gewachsen sind. In Oberharmersbach singt man an Winterabenden an Sonntagen auf Gängen ins Freie und an Hochzeiten in den Wirtschaften, und — so wichtig ist diese Arbeit — wenn das Rütibrennen beendet ist. Oft muß der Pflug dreimal den Boden brechen, ihn „brochen, rauhfelgen und zackern“, das dann die Saat vorbereitet, so z. B. in Breitenbronn (Mosbach). In Forbach (Rast.) ist weder Pflug, noch Egge bekannt, nur die Hacke (Haue); und allen Dung und Brühe verbringt man auf Kopf und Rücken auf die steilen Felder, sowie man auch die Frucht im Trag- oder Tischtuch auf dem Kopf oder im Rückkorb herabträgt. Ach! es sind oft nur 20—25 Garben in Neusatzeck (Bühl), wo auch wohl noch statt der Heugabeln armselige gabelförmige Äste verwendet werden. In manchen Fabrikbezirken wie um Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Pforzheim, Neustadt, Lenzkirch, Vöhrenbach besorgen Frauen statt ihrer über den Tag abwesenden Männer sogar die schweren Arbeiten des Mähens und Pflügens. Wo der Bauer nur ein einzelnes Zugtier besitzt, spannt er dieses mit dem eines andern zu einem schweren Zug zusammen, so in Lenzkirch. Das heißt in Kiechlingsbergen im Kaiserstuhl, Bonndorf und Berolzheim „gmarn“ oder „gmorn“, in Reckingen (Waldsh.) aber „mare“ und in Göbrichen (Pforzh.) „spahne“.

Bilden die Schneegänse bei ihrem Flug einen gleichschenkligen Winkel, eine „Schlefe“ d. h. ein Gestell, auf dem der Bauer seinen Pflug schleift, so wird es bald warm in Hettingen (Buchen), und der Bauer kann bald aufs Feld. Bilden sie aber einen „Heurupfer“ d. h. einen ungleichschenkligen Winkel, so wird es sehr kalt und der Bauer muß sich noch an seinen Heuvorrat halten. Am Josephstag, den

19. März, soll auch der faulste Bauer den Pflug im Felde haben, im kälteren Ostpreußen muß an Mariä Verkündigung, den 25. März, die erste Furche gezogen werden.[1]) In manchen entlegeneren Ortschaften ist das erste Pflügen, das erste Zackerfahren, noch immer eine feierliche Handlung. Es geht noch zuvor morgens Mancher in die Kirche, giebt seinen Zugtieren vor dem Anspannen ein mit geweihtem Salz bestreutes Brot, das er segnet, und besprengt sie mit Weihwasser z. B. in Singen und ähnlich in Neidingen (Donauesch.). In Bohlingen (Radolfz.) bleibt der angespannte Zug bei der ersten Ackerfahrt vor dem Hause stehen, und stehend betet der Hausherr samt seinem Hausgesinde fünf Vaterunser und den Glauben für den Viehstand und Glück im Feld. Darauf erhält jedes Stück Vieh einen Brocken Agathebrot, das nach einer älteren schwäbischen Schrift auf die Äcker gelegt wurde,[2]) mit geweihtem Salz. Erst dann bricht man auf. In Oberglashütte (Meßk.) wird zu derselben Handlung eine geweihte Kerze gebrannt, die der Zugtreiber ausblasen muß. In Billafingen (Überl.) wird ebenfalls eine Wachskerze, in der Stube, angezündet und das ganze Gesinde betet knieend fünf Vaterunser. Auch wird dabei das „Mennebrot“ gesammelt von den Armen, die von Haus zu Haus Glück zum Ackern wünschen, bewirtet und mit Brot beschenkt werden. In Hausen im Thal betteln es arme Kinder, indem sie bei der ersten Ackerfahrt einige Vaterunser beten. Auf die ursprüngliche Bedeutung des Mennebrots führt das in Heinstetten (Meßk.) bekannte Rätsel vom Pflug und Mennebue (S. 119).

Früher kamen in Eigeltingen (Stock.) die Kinder der Nachbarn, wenn man vor der ersten Ackerfahrt dem Vieh geweihtes Brot gab und vor dem Hause fünf Vaterunser vor dem Zuge betete, und erhielten das „Glücksbrot“, das man in Remetschwil (Waldsh.) „Ackerbrot“ nennt. Sobald der dritte Pflug im Felde war, fand in Bonndorf das „Frühlinganbeten“ statt: die Kinder beteten vor den Häusern, deren Bewohner Feldbau trieben, den Rosenkranz und wurden dann mit Brot und Süßigkeiten beschenkt. Selten nachweisbar ist der eigentümliche Brauch in Birkendorf (Bonnd.), daß beim ersten Ackern der Pflüger eine Jungfrau küßt. Vor etwa 20 Jahren war das auch

[1]) Wuttke, Deutscher Volksaberglaube § 99.
[2]) Birlinger, Aus Schwaben 1,421.

noch außer dem Gebet in andern Bonndorfer Ortschaften, wie Münchingen und Ewatingen, üblich. Dieser gewiß alte Brauch ist im übrigen Deutschland m. W. bisher nicht nachgewiesen. Das Küssen des oder der „Alten“ d. h. der letzten Garbe durch die Binderin oder Harkerin in der Danziger Gegend[1]) erinnert doch nur leise daran. Mit „Hüh in Gottes Namen“ und ähnlichen Rufen und auch wohl mit Hutlupfen gehts ins Feld. Der Mittwoch wird zur ersten Fahrt z. B. in Wittlekofen (Bonnd.) nicht gern gebraucht, dagegen sind in Dietenbach (Freib.) besonders günstig der Dienstag, der Donnerstag und der Samstag. An einigen Tagen darf in Bietigheim (Rast.) der Boden durchaus nicht gebrochen werden, am Karfreitag, Dreifaltigkeitssamstag, an Mariä Heimsuchung und am Wendelinstag. Der Norden scheint ärmer an alten Pflügegebräuchen als der Süden, namentlich als der Bonndorfer Amtsbezirk. Reicher sind die Aussaatbräuche. Weizen und Roggen werden im Herbst, Gerste und Hafer samt Flachs und Hanf im Frühjahr gesäet. Der rechte Bauer säet das Getreide selber oder geht wenigstens mit dem Säemann über das Saatfeld in Berolzheim (Tauberbisch.). Der Säemann darf um Bruchsal während seiner Arbeit nicht reden und nicht rauchen. Früher nahm er in Renchen drei Samenkörner dabei in den Mund, so wurde die Frucht nicht brandig. Und wenn er unangeredet die Saat ausstreute, so gingen die Spatzen nicht an den Weizen. In Berolzheim und Neusatzeck (Bühl) nahm man 2 (?), 3 Körner in den Mund, um Spatzen oder Ungeziefer fernzuhalten. Das erreicht man in Rosenberg (Adelsh.) dadurch, daß man die Gerste in der Nähe des Dorfes vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang säet. Vor dem Säen wurde früher in Mittelschefflenz (Mosb.) der „Sodel, Sootel“,[2]) d. h. ein Raum von 5—6 Schritten am Saatbeet in Breitenbronn mit Zielern von Stroh abgesteckt und dann mit dem Samen überworfen. Ob noch? Die Frucht wird in Bohlingen (Radolfzell) aus dem Sack in ein weißes Tuch geschüttet, das geknotet und um den linken Arm gewunden wird, und namentlich der Weizen muß um

[1]) Mannhardt, Mythol. Forschungen S. 339.

[2]) Bei Verden, und in alten Wetterauer und Nassauer Urkunden ein Ackermaß, in Baden jetzt ein Viertelsmorgen vgl. Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 10, 10. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 227.

Ettlingen aus einem weißen Tuch gesäet werden. Das Säetuch hat in Schapbach wie in Krenkingen (Bonnd.) die Bäuerin gesponnen. Aus dem Säesack soll in Berolzheim das Vieh nicht fressen. In Seebach (Achern) soll man drei Stücke vom Palmen in den Säesack stecken. Um den Samen keimfähig zu machen, wird er in Ettenheim mit Osterwasser befeuchtet, das man zu Ostern für ein Ei oder 5 Pfennig in einem Krug vom Meßner geholt hat. Wie in manchen Orten jedes Thun und jede Arbeit, z. B. in Gersbach (Schopfh.) das Fahren über Land und das Lichtauslöschen beim Schlafengehen, mit einem „'s walt Gott, der Herr“, so beginnt auch das Säen mit diesem Spruch. Oder es wird in Gottes Namen angefangen, damit „Alles guet us gät“. In Görwihl sagt man auch: „Gott geb den Segen, dann ist die Arbeit nicht vergeben“, in Auggen (Müllh.) mußten alle zusammen sagen: „Es segne uns Gott der Herr, bis daß wir mit Schneiden fertig wär'“. In Merdingen (Breis.) wird bei jeder Aussaat die erste Handvoll Saatfrucht in drei Würfen geworfen, beim ersten wird gesprochen: „Es walte Gott“, beim zweiten: „Zur Ehre Gottes und zum Seelenheil“, beim dritten: „Im Namen der h. Dreifaltigkeit“. Aber in Baden ist auch der bestimmtere gemeindeutsche Saatsegen bekannt, der z. B. in Leiselheim (Breis.) lautete:

„Hier stehe ich auf Gottes Land,
„Ich säe aus meiner Hand,
„Der Herr behüte dich vor Putz und Brand.“ (Rußbrand, Uredo segetum).

Dabei entblößt der Bauer sein Haupt und streut drei Handvoll gegen Osten unter Anrufung der drei höchsten Namen. Ähnlich in Büchenbronn (Pforzh.) und noch an manchen Orten. Abweichend spricht man in Busenbach (Ettl.): „Ich nehme die Gerste (Dinkel, Waizen) in die Hand Und säe kei Miltau und kei Brand“ und spricht noch in Neuburgweier (Ettl.):

„Brand (oder Unkraut) nimm ab,
„Wie der Tot' im Grab.“

So flehte der Römer an den Robigalien, am 25. April, den Mars und die Robigo um Abwehr des Kornbrandes an.[1]) Grimmels-

[1]) Preller, Röm. Myth.[3] 1,341. 2,44.

hausen[1]) rät, drei Tage vor und nach dem neuen Licht (Mond) Waizen zu säen. Nach Mariä Geburt (8. Sept.) beginnt die Aussaat in Berolzheim (Tauberbisch.). In Meßkirch wird gern die Abendstunde dazu gewählt, weil die Abendfeuchte das Ankeimen begünstige, in Wagensteig bei Freiburg der Vormittag, weil das Getreide dann besser wachse. Die am Freitag ausgestreute Herbstsaat bekommt in Münchingen und Wellendingen (Bonnd.) keinen Brand. Um Röhrenbach (Pfullend.) erhält die junge Saat die Oster- und noch häufiger die Pfingsttaufe. Bauer und Bäuerin gehen aufs Feld und besprengen es mit Weihwasser. Auch in Oberkirch läuft die Bäuerin einige Zeit nach der Aussaat um das Fruchtfeld und bespritzt es unter Gebet damit. Die Frühjahrsaussaat, die in Neunstetten (Tauberbisch.) zumeist in Hafer besteht, heißt „Häwert". Wenn der Bauer in Hettingen (Buchen) zum ersten Male zum Häwert geht, so wird er nach gemeindeutscher Sitte von manchen Häusern aus mit Wasser bespritzt, damit der Hafer nicht „verlächle" d. h. vertrockne. Die Gerste säete man in Busenbach (Ettl.) früher, bevor der Weißdorn blühte, jetzt (1865) bereits, wenn der Schwarzdorn blüht.

Das zur Aussaat bestimmte Welschkorn, das in Baden erst seit dem Orleansschen Kriege häufiger gebaut wurde, soll man in Unzhurst (Bühl) unbeschrieen vom Kolben lösen.

Der Hanf- und Flachsbau ist in fortwährendem Niedergang begriffen, aus verschiedenen Gründen. Wie wichtig war der Leinwandhandel schon im 13. Jahrhundert in Konstanz! 1865 sah man dort noch in einem Bürgerhause 21 alte Fresken vom Dach bis zum Fußboden hinab, die die Arbeiten der Weberei von der Hanf- oder Flachsbereitung bis zu dem Bade, das am Ende der Woche oder des Monats den Arbeiterinnen gegeben wurde, veranschaulichten.[2]) In Badenweiler, Mahlberg und vor allen in Hochberg wurde im 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts seit Alters ein vortrefflicher Hanf gewonnen, dessen Hauptmarkt Malterdingen war,[3]) und noch in diesem Jahrhundert lieferte dessen eine Fülle das Hanauer Land. Aber in vielen

[1]) Amersbach, Aberglaube u. s. w. bei Grimmelshausen 2, 49 (Gymn. progr. v. Baden-Baden 1893).

[2]) Zeitschr. f. d. Geschichte d. Oberrheins 17, 284.

[3]) Ludwig, der badische Bauer im 18. Jahrhundert S. 91; vgl. Magazin für die Handlung und Handlungsgesetzgebung Frankreichs und der Bundesstaaten 2, 290.

Gegenden merkt man den traurigen Rückgang, der übrigens oft durch die Fortschritte anderer Kulturen und Gewerbe wettgemacht ist. Oberachern hatte bis vor Kurzem 5 Plaueln oder Plaugeln, durch Wasser betriebene Hanfstampfen, die jetzt alle in Sägemühlen umgebaut sind. Um 1848 unterdrückte die Zollerhöhung den lebhaften Gamshurster Handel mit Hanf- und Flachsgespinnsten nach Straßburg hin. Seitdem die Industrie dem Bauer die Kleidung und Wäsche viel billiger liefert, als der ländliche Weber und die fleißig spinnende Hausfrau, hat der Hanf in den Hardtdörfern bei Karlsruhe aufgehört und ist durch Cichorie und Tabak ersetzt, und die Webstühle mit ihrer veralteten Technik stehen still.[1]) Das Zurückweichen dieser Kulturpflanzen ist umsomehr zu bedauern, als gerade sie, wie kaum andere, die mannigfachsten Arbeiten und Fertigkeiten erweckten und auch eine Reihe von Vorstellungen, die die Sorge der Bauersleute um das Gedeihen derselben verraten. Schon zu Fastnacht (S. 422) und bei der Ankunft des Storches denkt man ans Gedeihen des Hanfes. Wenn der Storch „schmutzig" kommt, wird der Hanf in Vörstetten (Freib.) kurz. Der erste Mai ist der beste Tag der Hanfsaat um Staufen, wie um Bonndorf, der dritte in Obereschach (Vill.). In Meßkirch säet man Flachs schon 100 Tage nach Neujahr, dagegen in Bernau-Außerthal am Abend vor Christi Himmelfahrt, damit er recht hoch werde. Um den Hanf hoch zu bringen, werden in Bonndorf (Überl.) zu einer Aussaat auch die drei Fazi (Bonifazius, Pankratius und Servatius), der 11.—13. Mai, gewählt, weil sie die längsten Männer gewesen seien. In Helmsheim (Bruchs.) zieht man den Urwanes-, Urbanstag, vor. Um Karlsruhe und Bruchsal wird der Hanf erst Ende Mai oder gar Anfang Juni gesäet. Das Hauptmittel der Beförderung seines Wachstums aber war bis vor Kurzem noch durch das ganze Land eine Eierspeise, eine Kachel voll Eier, ein Eierkuchen, „Saiküchle" oder „Hanfeier" oder „Ochsenaugen", die die Frau ihrem Säemann entweder vor dem Säen, „damit er möglichst hoch hopse oder gumpe", oder nach gethaner Arbeit als Lohn reichte, damit er ebenfalls möglichst hoch emporhüpfe oder den leeren Sack in die Luft werfe „un ghöri jugge", setzt man in Altheim (Meßk.) hinzu. Sonst gedeiht der Hanf nicht. Ihrem Hanf säenden Mann bringt in Neubürg (Bruchs.) die Frau

[1]) Hecht, 3 Dörfer der Hardt S. 14. 32.

eine Pfanne gebackener Eier aufs Feld.[1]) Aber noch andre Maßregeln empfiehlt man. Sprünge wirken auch vor und nach dem Säetag günstig ein. Leute, die früher Hanf pflanzten, machten in Leiberstung (Bühl) zu Fastnacht den sogen. Hanftanz, wobei man möglichst hoch emporsprang. In Burg (Freib.), Wössingen (Bretten) und in Katzenthal (Mosb.) muß man den Hanfsamen möglichst hoch werfen, und am letzten Orte müssen die Buben über das „Channsfeuer" springen, damit der Hanf lang werde. In Wössingen säet der Bauer in früher Morgenstunde und steckt eine lange Weide[1]) auf den Acker, dem Hanf das Ziel zu zeigen. Früh morgens säet man ihn auch in Münzesheim (Bretten) und zwar mit großen Schritten und hüpft darnach, dann wird er groß und dick. Man muß Hanf oder Flachs in Dürrenbüchig (Bretten) im Anfang der Woche säen und auch hier einen hohen Stecken auf den Acker setzen, damit sich der Hanf nach seiner Höhe richte. Der Vormittag gilt in Häusern, Wilfingen (St. Blasien), Bonndorf, Andelshofen (Überl.) und Hildmannsdorf (Bühl) besonders gedeihlich, insbesondere die „hohen Stunden" 11 oder 12 Uhr um Waldkirch.

Die Gemüse verlangen ebenfalls allerlei Formen. In Schlatt (Staufen) spricht man beim Rübensäen: „Ich sai Ruebe, Maidle un Buebe, Wenn man aber davon stiehl, Gibs Gott, daß mans nicht spürt". In Oberbalbach (Tauberb.) hebt der Bauer dabei die Beine hoch und spricht: „Ich säe für Huren und Buben, Für Spitzbuben und Diebsleut, Laßt mir mei' Rübe unkeit (ungeschoren)!" Ähnlich in Berolzheim. In Reichenau spricht man beim Säen fortwährend: „Dicke Rüben, lange Schwänze". Auch beim Rübensäen soll der Landmann in Schelingen im Kaiserstuhl aufhüpfen, daß sie groß werden, und zu demselben Zwecke auf die Frage, was er mache, nicht antworten: „Rüble säen", sondern „Rüben säen". In Fautenbach (Achern) trug man früher einen neuen Besen um die Kirche und jagte mit diesem an der Ecke des Rübenackers die Raupen heraus. Beim Setzen des Krauts werden in Bahlingen am Kaiserstuhl einige Setzlinge hie und da unter Sprüchen für den Hasen gepflanzt, damit er die anderen verschone. Bohnen werden in Bonndorf an Bonifaz, Pankraz und Servaz gesteckt zwischen 11 und 12 Uhr, Kartoffeln

[1]) Vgl. Witzschel, Sagen aus Thüringen 2,218.

am 100. Tage des Jahres in Sexau, Erbsen in Busenbach (Ettl.). Ein Kind, das zum ersten Mal mit aufs Feld geht, besonders zum Kartoffelstecken, erhielt in Mittelschefflenz (Mosb.) ein paar farbige Eier. In Bernau-Außerthal spricht man dabei: „Wir setzen drei Kartoffeln dem Menschen zum Brot, den Mäusen zu bitterem Tod", eine Formel, die vom Legen der ersten Garbe in die Scheune (S. 428) übernommen worden ist. Beim Säen der Petersilie soll die Hausfrau in Mosbach, Hambrücken (Bruchs.) und Haßmersheim lachen.

Den Samen von **Blumen**, denen man mannichfaltige Farbentöne wünscht, z. B. Levkojen, säet man zwischen 11 und 12 Uhr am Karfreitag in Busenbach (Ettl.), in der Karwoche in Eichstetten am Kaiserstuhl. In Ottenhöfen (Achern) streut man Blumensamen im Zeichen der Jungfrau aus, dann „blüehge se allewil". Und um mit den Ottenhöfenern Bauernregeln dieses unerschöpfliche Kapitel zu schließen: „Die Erbsen setzt man am Karfritig, dann komme kei(n) Würm dri, Zwiewele und Knowli (Knoblauch) an St. Benedik, denn Benedik macht Zwiewele und Knowli dick, Erdäpfel im April bim Vollschi (Vollmond) und die Gelbrübe net im Krebs, sonst wäre se zoglig" (bekommen zuviel Wurzeln).

Kehren wir zum Getreide zurück! Zwischen der Frühjahrssaat und der Ernte, wenn sich Kasten und Scheuer leeren, streicht dem Bauer oft die Zeit in bangen Sorgen dahin. Schon am Georgentag, am 23. April, schaut er nach der Höhe des Korns. Es muß sich drin verbergen können „am Jörschidâg e Krô, am Markschedâg e Pô (Pfau), am Walbridâg e jähriger Eischl (Esel)" nach Hettinger und anderer Orte Meinung. Der Mehltau, der die Körner frißt, ist dem Schapbacher Bauern ein Wolf. Häufiger Wachtelruf vor der Ernte kündet in Wittenthal (Freib.) teures Korn an, ebenso wie in der Schweiz,[1] im bayrischen Schwaben, am Niederrhein und in Hannover. Die erste blühende Kornähre soll man in Schwarzach (Bühl) und Untergrombach (Bruchs.) als Schutzmittel gegen das Frieren, Wechselfieber und Kolik abstreifen und verzehren, wie man in anderen Gegenden Deutschlands die ersten drei blühenden Ähren durch den Mund zieht, des Wohlseins halber.[2]) In Renchen hieß es

[1]) **Staub**, Brot S. 52.

[2]) **Mannhardt**, WFK. 1,210.

früher, daß wer eine Werre (Maulwurfsgrille) tötete, sich einen Sester Korn und drei Sester Kartoffeln verdiene. Im ganzen Lande gehen die Schäflein, Herrgottsschäfle, durch das wogende Korn, der Heiland weidet seine Lämmer in Wössingen (Bretten), und wenn es sich „schäflet", dann ist bald Ernte. Wenn man in Oberbalbach (Tauberb.) mit einer Sichel an einem Fruchtacker vorbeigeht, soll man wenigstens drei Sichel voll Getreide schneiden. Vom Korn heißt es in Ettenheim, daß es 14 Tage blühe, 14 Tage trühe (gedeihe) und 14 Tage reife, und daß Peter und Paul (der 29. Juni) ihm die Wurzel abbeiße.

Der Acker bedarf aber vor Allem des göttlichen Segens. An vielen Orten steht es dem Bauer fest, daß nur der kirchliche Wettersegen, Wallfahrt und Flurprozession gegen Feldschaden und Mißwachs helfen kann. Der Bann von Staufen wurde im 18. Jahrhundert entweder mit dem St. Magnusstab von Füßen oder durch Kapuziner gegen Ungeziefer benediciert. Man betet in Umkirch (Freib.) von Kreuzerfindung (3. Mai) bis Kreuzerhöhung (14. September) jeweils am Freitag während der Messe einen Rosenkranz gegen Feldschaden, und es wurde am Eingang des Dorfes ein „Hagel- oder Wetterkreuz" erstellt. Auch heißt der Freitag nach Christi Himmelfahrt der „Hagelfirtik", an dem nicht gearbeitet, sondern zu der in der Nähe gelegenen Kapelle gewallfahrtet wird. Auch von Staufen wallfahrtet man namentlich am Hagelfreitag in der Kreuzwoche nach Kirchhofen. Um Ottersweier „fahrtet" man zu Maria Linden, denn der Ton ihres Glöckleins vertreibt den Hagel (S. 364). In den zahlreichen Flurumgängen aber sind vielfach altrömische und altgermanische Bräuche christlich umgeformt worden [1]), und auch die meisten gegenwärtigen badischen stammen aus früher Zeit. In Arlen (Konst.) z. B. hält man eine Markusprozession (25. April), Bittgänge an den drei Bitttagen vor Himmelfahrt, eine Öschbenediktion an Himmelfahrt, die Fronleichnamsprozession und die Hagelfeier oder -feuer am Tage der beiden Märtyrer Johannes und Paulus (26. Juni). Dieselben Gänge werden in Bermatingen (Überl.) gemacht. Die weithin übliche Markusprozession ist aus den altrömischen Robigalien entsprungen, die an demselben Tage den Kornbrand abwehren sollten. [2]) Der Erzbischof

[1]) Vgl. Pfannenschmid, Germanische Erntefeste S. 48 f. 358 f.

[2]) Preller, Römische Mythologie 2,[3] 43.

Mamertus von Vienne legte im 5. Jahrhundert die mit Fasten verbundenen Bittgänge auf die drei Tage vor Christi Himmelfahrt. Daher heißt diese Woche die Bittwoche oder wegen der umgetragenen Kreuze die Kreuzwoche. Die Öschprozession an Himmelfahrt knüpft an die heidnischen Flurumgänge dieser Zeit an.[1]) Man zieht unter Gebet, Gesang und Musik mit Fahne und Kreuz oder auch mit dem Allerheiligsten um die Flur oder das Dorf und macht an vier Ecken vor laubgeschmückten Altären Halt, um ein Stück aus je einem der vier Evangelien zu vernehmen, jetzt lateinisch, früher deutsch. Da haben sich noch manche Züge des alten Volksfestes bis in unser Jahrhundert erhalten: das Tragen von Bildern durch die Flur, das auch schon das Heidentum kannte, das Heimnehmen des segenkräftigen Laubes, das Mitführen von Kindern und der festliche Ritt, wie er noch in der Baar vorkam.[2]) Dort machten den Öschritt die Ehemänner in blauem Tuchrock, die Burschen in rotem Wollhemd, die Buben in weißem Zwilchkittel. Bei der Rückkehr reichten die Mütter ihre Kleinen dem Vater auf das Roß, die dann von da an mit nach der Kirche und nach Haus reiten durften. Das ist wieder schwäbisch. Denn auch in Öttingen führte man an Christi Himmelfahrt die Kleinen an der Hand, ja sogar in Wickelkissen mit herum, wohl ursprünglich nicht so sehr zu ihrem eigenen Segen, als zum Segen der Flur. Über die Hagelfeier ist schon oben gesprochen.

Und nun kommt die Ernte.

„Wer's Höumache net gawwelt
„Un d'Ährn (Ernte) net zawwelt
„Und's Herbscht net früh uffsteht,
„Khonn sehe, wie's em de Winter geht",

so heißt es in Hettingen (Buchen).[3]) Man begann in Schlatt (Staufen) früher gern am Montag dem bayrischen und oldenburgischen Brauch zuwider.[4]) So ist denn auch in Bechtersbohl (Waldsh.) Donnerstag

---

[1]) Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1,397 f.

[2]) Lucian Reich, Hieronymus S. 108.

[3]) Der von Bartsch Meklenburg. Sagen 2,215 angeführte, fast genau entsprechende Vers ist doch wohl schwerlich echt meklenburgisch?

[4]) Wuttke, Deutscher Volksaberglaube § 67.

der beliebteste Anfang, aber nie wird in Bohlingen (Radolfzell) im Scorpion gemäht, weil dann das Futter bitter und das Obst faul wird.

Etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts kämpfte in vielen Gegenden die schneidende Sense siegreich mit der hauenden Sichel. In der Sichelzeit gebrauchte man viel mehr Arbeitskräfte zur Ernte als in der Sensenzeit, und alles war umständlicher. Nach Schlatt bei Staufen ließen sich damals 5 oder 6 größere Bauern kleine Rotten aus „Schwobeland“ zur Ernte kommen, je einen Mann und 5 oder 6 Mädchen, die dann wochenlang bleiben und abends nach der Arbeit und am Feiertag draußen vor dem Dorf ihre Lieder anstimmten. Überhaupt wurde früher in der Erntezeit viel mehr gesungen, bis etwa zum J. 1860, von den Protestanten in Flimsbach (Sinsh.) meist Gesangbuchslieder, die sogen. „Stundenlieder“. Aber noch jetzt zieht man aus der Fremde manche Arbeiter zur Ernte herbei, so im Tauberbischofsheimischen Schnitter aus der Rhön. Zur Heu- wie Fruchternte geht man in Holzen (Kandern) mit guten, womöglich neuen Kleidern und reiner Wäsche (S. 435) nach altniedersächsischer Sitte.[1]) Beim ersten Schnitt ruft man noch: „Das walt Gott“ und wird wohl noch in Rothaus (Breis.) ein Vaterunser gebetet oder in Münzesheim (Bretten) unter den zuerst zu schneidenden Halmen durchgeschlüpft, um Kreuzweh zu verhüten. Der Anruf der Heiligen war früher allgemeiner, und noch fleht man in Berolzheim vor dem Schneiden die h. Odilie an, daß Einem nichts in die Augen falle, und wie in Oberbalbach und Katzenthal bei Mosbach den h. Veit: „H. Veit, geh (gieb) ocht, daß i mi net stech und au net schneid“ oder: „H. Anne, treib's Gewitter von danne; H. Veit, treib's weit; H. Michel, wetz main Sichel“, in Huttenheim (Bruchs.) dagegen: „Heiliger St. Michel, gieb acht auf mein Sichel“. Schneidet man sich, so umwickelt man in Mühlhausen (Pforzh.) die Wunde zuerst mit dem Bindfaden, mit dem die in der Kirche geweihten „Kräuterbesen“ zusammengebunden waren.

In Uhldingen (Überl.) werden die ersten drei Halme mit der Wurzel ausgerupft und nach der Ernte ans Kruzifix im Zimmer aufgehängt. Gewöhnlicher ist, daß sie bei Beginn der Ernte geschnitten

[1]) Pfannenschmid, German. Erntefeste S. 90. 92. Bartsch, Sagen a. Meklenb. 2,297.

werden. Sie werden dann in Oberglashütte (Meßk.) in die Weihbüschel gesteckt und ihre Körner bei der Aussaat unter die Saatfrucht gemengt und gegen Feldschaden ausgestreut. In Büchenbronn (Pforzh.) werden die ersten drei Ähren jeder Fruchtart, zu einem Strauße zusammengebunden, das ganze Jahr aufbewahrt. Diese Bräuche sind, wie die Herstellung der Glücksgarbe, das Überreichen eines Ährenkranzes oder -büschels an den Hausherrn, der festliche Empfang des ersten Erntewagens und das Niederknieen schwäbischer Schnitter vor dem Schneiden der Winterfrucht, seltene Reste der Verehrung der ersten Garbe.[1]) Aber viel häufiger werden, wie unten bemerkt werden wird, den letzten Ähren solche Ehren zu teil. Bei der Ernte sind in der Regel beide Geschlechter thätig, auf die das Mähen oder Schneiden, das Antragen und das Binden verteilt sind. Muß in Siegelau (Waldk.) oder auch in Luchle (St. Blasien) der Schnitter auf die „Anträgerin" mit dem Seil in der Hand warten, so hat sie einen Wecken verpfändet. So muß umgekehrt in der Schweiz er, falls er die „Wied" noch nicht gelegt hat, wenn sie mit den Halmen kommt, eine Maß Wein zahlen.[2]) Die säumigste „Abträgerin" wird in Meßkirch vom Binder zu einer Garbe zusammengebunden. Bei ihrer Arbeit horcht das Mädchen in Rickenbach auf, ob auch die Halme krachen; dann denkt der Schatz an sie. Ein 4Uhrmahl, das „Zunneressen" (Nachmittagessen), wie es in Hettingen (Bruchs.) heißt, wird eingefügt, um die schwere Arbeit zu erleichtern. Um Reckingen (Waldsh.) herrschte vielfach der Glaube, die Fuhrleute, die die Straße vorüberkämen, könnten den Mähern den „Watz", die Sensenschärfe, nehmen, und umgekehrt, die Mäher die Fuhrleute „bestellen" d. h. ihr Fuhrwerk festbannen. Wird in eine Garbe zufällig eine Kröte eingebunden, so fällt in Hettingen (Buchen) sicher der Erntewagen um. In die erste heimgeführte Garbe steckt man in Neuburgweier (Ettl.) einen Strauß von den Fronleichnamskräutern. Vor dem Abladen der ersten Garbe beten in Oberschwörstadt (Säck.) alle den englischen Gruß. Oberhalb Freiburg stößt man sie in eine Ecke, um sie den Mäusen preiszugeben. „So, die ghört ich (euch) Müs, die andere loßt mer geh", und macht auch dazu das Kreuzzeichen, oder man legt die drei ersten Garben in

[1]) Usener, Götternamen S. 281—283.

[2]) Staub, Brot S. 12. Birlinger, A. Schwaben 2,328.

den drei höchsten Namen hin. Das kreuzweise Hinlegen ist gemeindeutscher Brauch.[1]) Dagegen stellte man früher in Renchen die erste Garbe in das Eck der Scheuer aufrecht mit den Worten: „Friß, Maus, dich satt“. In Häusern (St. Blasien) sagt man beim Einscheuern der ersten Garbe: „Hier leg' ich den Menschen das Brot und den Mäusen den sicheren Tod“. In Busenbach (Ettl.) legte man früher kreuzweis die erste Garbe in die Scheuer oder auch schon die erste Handvoll Ähren auf den Acker, und noch früher steckte man den Bindnagel in den Boden, nicht in den Hosensack, während man das Seil zusammendrehte, um die Mäuse abzuhalten.

Je mehr man sich dem Schluß der Erntearbeit nähert, desto mehr wächst der Eifer. In Oberlauda (Tauberb.) sucht jeder Schnitter noch beim Schnitt der letzten Garbe mitthätig zu sein, und unter dem Rufe: „Hebt ihn“ (haltet ihn fest) entfernt man die letzten Halme vom Boden. Die daraus hergestellte „Hebgarbe“ bezeichnet auch noch das Festessen, das nach dem Ausdrusch gefeiert wird. Das Wesen, zu dessen Festhalten hier aufgefordert wird, heißt um Wiesloch und Mosbach und anderswo wie in vielen Gegenden Deutschlands der Alte, und wer in Schatthausen (Wiesl.) „dr Alt kriegt“, bekommt vom Erntebraten das größte Stück. In Menzingen (Bretten) hat die Schnitterin der letzten „Hampfel“ (Handvoll) „das Erntegänschen gefangen“. In Blankenloch (Karlsr.) hat man den Weizen-, Korn- und Gerstenmockel. Die letzte Garbe heißt in Dürrenbüchig und um Mosbach Bock, in Bohlingen bei Radolfzell Roggen-, Weizensau oder Haberhengst. Nun wird der Name des in der letzten Garbe Gefangenen oder dieser Garbe selber auf den Fänger, den Garbenschnitter, übertragen. In Münzesheim (Bretten) heißt der, welcher die letzte Handvoll Korn oder Haber schneidet, Kornbock oder Habergeiß, in Oberhomberg (Überl.) und Röhrenbach (Pfullend.), wer den letzten Armvoll, den letzten „Hocken“, zur letzten Garbe bringt, Korn- oder Habersau. Der Mäher, der den letzten Streich, und der Drescher, der den letzten Schlag thut, wird um Bretten und in Helmsheim (Bruchs.) wie in Württemberg Mockel genannt, wie in Württemberg wiederum das letzte Gebund oder der darin gesteckte

[1]) Wuttke, Deutscher Volksaberglaube § 661. Steinhausen, Zeitschr. f. Kulturgeschichte 2,188.

Maie.[1]) Mockel bedeutet hier Kuh, aber in älterer Sprache ist Mocke die Zuchtsau. Der Mockel muß in Diedelsheim (Bretten) den Andern einen Branntwein zahlen.

Alle diese Namen der letzten Garbe oder des zuletzt fertigen Schnitters sind aus dem Glauben an einen bald menschlich, bald tierisch gestalteten Korndämon entsprungen, der fröhlich durch das wogende Getreide hüpft, aber bei der Ernte von einem geschnittenen Acker zum andern bis in den letzten Halmbüschel flüchtet, um hier gefangen zu werden.[2]) Nur im badischen Norden scheint man noch von diesem Fang zu wissen, im Süden nur die Übertragung zu kennen. Für sich steht der „Dobler" in Schwarzach (Bühl) als Name des letzten Mähers und der Ausdruck in Birkendorf, „er hat den Schlüssel abgezogen". In der Oberpfalz und in Schlesien wird dieser vom letzten Drescher gebraucht, in Oberhessen heißt der letzte Heuwagen der „Wiesenschlüssel" und selbst in der Isle de France weiß man vom „porter la clef du champ".[3])

Eine wesentlich andere Vorstellung verraten einige im Süden des Landes übliche Bezeichnungen der letzten Garbe, die Glücksgarbe im Südosten, das Glückshampfle (Glückshandvoll) im Südwesten. Diese Garbe erscheint darin eben, weil sie die letzte ist, als die Vermittlerin der verflossenen mit der zukünftigen Ernte, sie verheißt dieser Glück und Fruchtbarkeit und so auch dem Erntearbeiter oder Erntebesitzer. Fällt nämlich um Stockach, Waldshut, Bonndorf und St. Blasien die letzte Garbe klein aus, so weist sie auf um so reicheren Ausfall der nächsten Ernte und heißt darum Glücksgarbe. In Bechtersbohl (Waldsh.) wird sie mit einer anderen Garbe zusammengebunden und bedeutet dann, wie etwa Zwetschen- und andre Obstzwillinge, Glück. In jenen Bezirken heißt sie auch „Wage", „Wiege" und bedeutet eine Wiege ins Haus. So wird in Lienheim (Waldsh.) der Ackerbesitzer, in Engelschwand (Säck.) die Schnitterin im Lauf des nächsten Jahres mit einem Kinde beschenkt werden. Verwandt ist der Glaube in Fützen (Stühl.), daß ein Weibsbild, das beim Häuflen der Frucht einen Teil hat liegen lassen, sich eine Windel bereite. Die

[1]) Mannhardt, W.F.K. 1,192.
[2]) Vgl. Mannhardt, Korndämonen 1868.
[3]) Vgl. Mannhardt, Mytholog. Forschungen S. 36.

„Glücksgarbe“ kennt man auch im schlesischen Regierungsbezirke Oppeln, und der letzten Binderin ruft man in Norddeutschland zu: „Du kriegst die Wiege“, „du kriegst das Kind!“ Und auch wenn eine Garbe ungebunden liegen bleibt, so ist dort „das Wiegenstroh liegen geblieben.“ In Meklenburg heißt die letzte Garbe auch das „Ornkind (Erntekind)“.[1]) In Riedern (Bonnd.) hat man früher, wenn der Bericht zuverlässig ist, zwei Glücksgarben gemacht: die eine beim Beginn der Ernte, wobei die Schnitter sprachen: „Die erste Hansle gehört dem Bauer, die zweite der Hausfrau zu Ehren, die dritte dem ganzen Hausgesinde, die vierte dem lieben Herrgott, die fünfte der Mutter Gottes.“ Auf dem letzten Acker wurde ein Kranz gemacht und dann als Glücksgarbe über dem Tisch aufgesteckt.

Die schönsten Bräuche haften aber doch am Glückshämpfeli, Erntebüschele, Firobed(Feierabend)büschele des Südwestens. Unter dem Glückshämpfeli versteht man seltener die ersten drei (S. 426), sondern gewöhnlich die letzten drei oder sieben oder neun oder elf Ähren, die geschnitten und, namentlich in Murg und Riedichen, mit einem feinen Seidenbande umwunden, übers Kruzifix der Wohnstube oder von den Protestanten im Markgräflerland wie in der Wetterau und in Schlesien über den Spiegel oder ein Zimmerbild oder auch — und das ist vielleicht der älteste Brauch — gleich der Glücksgarbe und dem Erntekranze und gleich dem österreichischen Troodhahn (Getreidehahn) an die „Bühne“, die Zimmerdecke, über dem Tisch aufgehängt werden.[2]) In einigen der südlichsten Ortschaften hat sich noch das feierliche Niederknieen, das auch die Schweiz und Schwaben kannte, erhalten, selbst im protestantischen Gersbach (Schopfh.), wo beim letzten Schnitt Eins auf dem Acker niederkniet und drei Vaterunser betet, das segenbringende Glückshämpfeli aber aufbewahrt, sogar eingerahmt wird. In Öflingen (Säck.) kniet Vater oder Mutter nieder und betet ein Vaterunser nebst Ave Maria und schneidet die letzten Ähren in den drei höchsten Namen. In Oberschwörstadt (Säck.) werden die letzten neun, je drei auf einmal, von Einem geschnitten, die Andern beten knieend den englischen Gruß. Mit einem farbigen Bande

---

[1]) Vgl. Mannhardt W.F.K. 1,213. Korndämonen 28. Bartsch, Sagen a. Meklenburg 2,311.

[2]) Vgl. Mannhardt, W.F.K. 1,209.

verziert, werden diese Glückshämpfli über dem Heiland in der Stube aufgehängt. In Ibach (St. Blas.) mußte ein unschuldiges Mädchen die drei letzten Ähren abschneiden, in Kandern die jüngste Schnitterin. In Neuenburg (Müllh.) überreicht ein Mädchen bei der Sichelhenke dem Hausherrn ein Glücksbüschele, die letzten neun stehen gelassenen, zu 3 × 3 gebundenen Ähren, unter Nennung der drei höchsten Namen. In Grißheim (Staufen) beteten alle ein Vaterunser, die letzte Handvoll Frucht auf dem letzten Acker umstehend; darauf mußte das Jüngste die Ähren zu 3 × 3 in den drei höchsten Namen abschneiden. Dieses „Ähribüscheli" wurde bis Mariä Himmelfahrt hinter dem Herrgott aufbewahrt und dann mit der Würzbuschel geweiht. Die Körner kamen unter den Samen fürs nächste Jahr. In Eschbach (Staufen) wird zum Mähen des letzten Ackers nicht die Sense, sondern die Sichel mitgenommen, und unter lautem Gebet des Vaterunsers werden die drei letzten Büschel in den drei höchsten Namen abgeschnitten. In Heitersheim (Staufen) wird das Erntbüschele in der Kirche geweiht und über das Kruzifix in der Wohnstube gesteckt, damit der Blitz nicht einschlage, wie es auch in Raich dagegen schützt. In Thiengen (Freib.) steckt man es hinter ein Zimmerbild, daß man Brot habe. Das „Firobedbüschle" ist besonders von Betberg (Staufen) bis zum Kaiserstuhl hin üblich. Kommt das Glückshampfeli auch noch weiter nördlich in Harmersbach vor?

Die Garbenaufstellung ist noch heute durch einen großen Teil Mittel- und Süddeutschlands beeinflußt von der alten Zehntabgabe. Man stellt sie in vielen Gegenden in Haufen zu 10 zusammen: so werden bei Friedberg in der Wetterau neun Garben aneinandergelehnt und eine zehnte darüber gelegt, und um Liegnitz besteht die „Puppe" aus neun Garben und der zehnten Haubengarbe, die fertig gebunden oder um die neun herumgelegt wird. Ähnlich auf vielen badischen Erntefeldern und schon im J. 1540. Da gebietet der Bischof von Basel den drei Markgräfler Gemeinden Schliengen, Steinenstadt und Mauchen, den großen Zehnten auf „ihren Ackern bei den Huffen uszuzelen und bi jedem Huffen oder Neunling ein Garben, wi si fallt, ligen zu lassen".[1]) „Nünlig" heißt noch solch ein Garbenhaufe, und in manchen Dörfern sieht man noch das einst zur Zehntscheuer be-

[1]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 17, 238.

nutzte Gebäude, in das der Zehntknecht früher die zehnten Garben brachte, in einigen auch noch daneben das Zehnthäusle, wo der Zehntfruchtmesser seines Amtes waltete.

Von der festlichen Einfahrt des ersten und des letzten Erntewagens sind nur wenige Reste geblieben. Merkwürdig klingt die Nachricht aus Hüfingen (Donauesch.), daß dort 1840 der erste Garbenwagen mit Kränzen und Sprüchen unter Musik in die Stadt fuhr und den Armen überlassen wurde. So wird auch bei Dinkelsbühl in Mittelfranken die erste Fuhre, mit einer bebänderten und bekränzten Fichte geschmückt, jauchzend empfangen. Auch im schwäbischen Rotweil geht oder ging die Jugend in Schnitterkleidung neben dem ersten Garbenwagen feierlich einher.[1])

Der letzte Erntewagen wird häufiger, aber meist nur dürftig, ausgezeichnet. Wie in andern fränkischen und alemannischen und niedersächsischen Landen[2]) ziert ihn ein „Maie", „Erntemai" d. h. ein bebändertes Tännlein z. B. in Rust (Ettl.) und Büchenbronn (Pforz.), oder auch eine Fahne in Meßkirch und Eschbach (Staufen), häufiger Grün, in Münzesheim (Bretten) ein Haselwedel, und Blumen. Diese und Ähren schmückten in Gutenstein a. d. Donau sogar die Sichel. Der Wagen heißt in Hettingen „Erntegans". Nach Odenheim (Bruchs.) wird auf dem letzten Spelzfuder ein mit Bändern, Tüchern und Schürzen verzierter Baum unter Gesang und Jubel eingeführt, die schmückenden Anhängsel werden unter die Arbeiter verteilt und ein Trunk mit Vesperbrot und Käse gereicht. Diese reiche Ausstattung des Maien und diese Verteilung derselben ist ganz niederrheinisch.[3]) Früher wurden in Oberöwisheim (Bruchs.) die Schnitter und Schnitterinnen nach der Ausschmückung des letzten Wagens mit einem Strauß, auf dem Felde mit Wein bewirtet. Früher tranken in manchen Dörfern des Oberlandes, aber auch um Rastatt die heimkehrenden Schnitter schon oben auf dem letzten Wagen Wein, häufig den festlichen Rotwein wie im Elsaß[4]), was jetzt nur noch selten vorkommt. Hervorzuheben ist, daß in Wiesloch auf die letzte Garbe des Wagens ein Kind, mit einem

[1]) Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1,192. Birlinger, Aus Schwaben 2,328.

[2]) Mannhardt, a. a. O. 1, 190 ff.

[3]) Mannhardt, a. a. O. 1, 200 f.

[4]) Mannhardt, a. a. O. 1, 201.

Strauß in der Hand, gesetzt wird, und daß vor 30 Jahren in Berolzheim (Tauberb.) ein „Erngonsch“ (Erntegans) genanntes Weibsbild, mit einem Strauß und einem roten Sacktuch in der Hand, auf dem letzten Wagen Platz nahm. Diese Rolle spielen auch anderswo Frauen bei der Ernte, und die letzte Garbe heißt in Niederdeutschland das Kind oder Erntekind. Nur das empfangende, hervorbringende Weib darf den Erntemai nach Hause fahren.[1]) Beide Bräuche zielen auf die Fruchtbarkeit der nächsten Ernte wie (S. 429) die Glücksgarbe und die Wiege.

Wie der Erntewagen hat in den meisten Dörfern und Höfen das Erntefest seinen freudigen Schmuck und Genuß zum größten Teil oder völlig verloren. Oft ist es zu einem dürftigen Trinkgeld für die Arbeiter zusammengeschrumpft. Am meisten ist davon noch an der Kilbe oder Kirwe hängen geblieben, die man zu feiern pflegt, wenn alle Frucht heimgeschafft ist, auch das Letzte, der „Kehrab“, wie man in Busenbach (Ettlingen) sagt. Das Erntefest, insbesondere der Ernteschmaus heißt Sichelhenke, im Süden auch Sichellöse, und um Bonndorf und Stühlingen (Waldsh.) Sichellege, weil in älterer Zeit dann die Sichel zur ihrer Winterruhe aufgehängt oder bei Seite gelegt wurde. Im Norden, aber schon von Lautenbach (Oberk.) an, ist der Name Erntegans, Ernganz, Erngonsch üblich. Heigans (Heugans) wird aus Burg (Freib.) überliefert, Schnitthahn aus Uhldingen (Überl.), was dem westfälischen Bauthahn, dem Züricher Krähhahnen entspricht.[2]) In Messelhausen (Tauberb.) wird der Erntetanz „Niederfallen“ genannt, wie in Württemberg das nach Schluß der ganzen Ernte folgende Fest „Niederfall“ heißt.[3])

Die Sichelhänki eröffneten noch vor einiger Zeit die Mägde von Krotzingen (Staufen) und Auggen (Müllh.) damit, daß sie dem „Meister“ einen Ährenkranz, in den auch wohl ein gereimter Glückwunsch eingeschrieben war, überreichten. Ein Erntekranz wird auch noch an anderen Orten des Markgräflerlandes gebunden, und in Uffhausen (Freib.) am Ende des Essens der Sichelhenke auf den Tisch gebracht, um dann vor das Kruzifix gehängt zu werden, wo

[1]) Mannhardt, Korndämonen S. 28. Wald- und Feldkulte 1,200 f. 216.
[2]) Mannhardt, a. a. O. 1,197 ff. Zeitschr. für deutsche Mythologie 1,139.
[3]) Mannhardt, a. a. O. 1,192.

er bis zur anderen Ernte bleibt. Wo die Erntefeier im Wirtshause gehalten wird, zeigt dieses sie durch auffälligen Schmuck an: in Oberhausen (Bruchs.) wird an einer Stange eine Sichel, ein Strohseil, ein Bindnagel und Hafer aus dem Fenster herausgehängt. In Ettenheim zieht man vor der Sichelhenki eine Schnur über die Straße von einem Nachbarn zum andern, an die man Sicheln und Sensen hängt. — Die Hauptfreuden bestehen im Erntebraten und im Erntetanz. „Solche Mahlzeiten", sagt Gotthelf, „sind die Sterne am Himmel des Lebens Vieler. Einem armen Taglöhner und seinem Weib, die das ganze Jahr durch die Erdäpfel sparen müssen und kein Stückchen Fleisch sehen, ist ein Erntefest mit Wein, zwei oder drei Arten Fleisch und Kuchen ein Tag aus dem tausendjährigen Reiche." Der Speisezettel ist noch in manchen Dörfern um Freiburg, in Föhrenthal, Buchholz und Thiengen, der reichlich besetzte der Hochzeit und Kirchweih (S. 306); in den ersten beiden Dörfern und in Meßkirch fehlt auch der Hammelbraten nicht. Namentlich müssen Küchle oder Gugelhupf, Hefekuchen, dabei sein, und zu einem Sack- oder Halstuch giebt man manchem fremden Schnitter auch Küchle mit. Häufiger besteht jetzt wohl das „Mähli" wie in Gersbach (Schopfh.) aus Hammen und Küchli. In guten Jahren aber, „wenns brav ausgab," dauert die Föhrenthaler Sichelhenke noch drei Tage. Nicht erst zum Tanz, sondern schon zum Erntebraten scheint früher in Schlatt (Staufen) aufgespielt worden zu sein, denn der Musikant hieß „Brotisgiger". Auch das ist noch ein schöner Zug, daß z. B. in Bohlingen (Radolfz.) wie in Fußbach (Offenb.) jeder, der auch nur das Geringste bei der Ernte geholfen hat, zur Festtafel eingeladen ist. In Leiberstung (Bühl) erhalten zur Erngans auch die Kinder „Erngeld", wofür sie sich Wurst, Käse und Bier aus den Wirtshäusern holen.

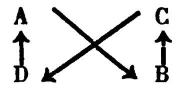
In manchen Orten wird noch die Sichelhänki in jedem Hause wie eine kleine Hochzeit gefeiert, so daß auch der Erntetanz nicht fehlt. So in Altheim (Meßk.). In Schlatt (Staufen) hatte jeder Bauer auf seinem Hofe Tanz bis zum Abend nach der Musik jenes Brotisgigers. Nicht nur die Jugend beteiligt sich, sondern um Rastatt und Offenburg machen, wenigstens bei guter Ernte, auch die Alten mit. Dazu kauft die Magd noch hie und da einen „Maien" für

den Hut des Knechts, wofür er sie zum Tanze mitnehmen muß. Mit dem Erntetanz wird in Föhrenthal (Freib.) noch gern der Hammeltanz (S. 189) verbunden, bei dem ein Hammel und ein Zuckerstock oder ein Schinken ausgetanzt wird.

Der Heuet oder Heuwet, die Heuernte, hat wenig alte Züge bewahrt, und die Heubuhlschaft ist längst verschwunden. Verdorren in Oberharmersbach die bei Christi Himmelfahrt oder Fronleichnam auf den Weg gestreuten Blätter und Blumen alsbald, so giebts einen guten Heuet; regnet es am Medardus- oder Mähderlestag den 8. Juni, zum Beginn des Heuets in Staufen, so regnet es den ganzen Heuet hindurch. Aber noch wird hie und da auf der Hardt während des Heuets, der auf den Almendwiesen an demselben Tag von der ganzen Gemeinde vorgenommen wird, der Kleidung mehr Sorgfalt gewidmet als sonst. Die Frauen und Mädchen tragen meist weißleinene Hemden und zu den Röcken hübsche, manchmal extra für die Heuernte angefertigte „Heuleibchen" (S. 426). Auch weisen noch einige Ausdrücke auf dieselbe alte Vorstellung zurück wie bei der Getreideernte, nämlich die, daß in den letzten Büschel ein geisterhaftes Tier sich geflüchtet habe. Heugeiß nennt man noch heute im ganzen Süden, doch wie es scheint nicht in der Seegegend, das Heuet- oder Öhmdessen, das den Arbeitern nach der Ernte gegeben wird. In Menzenschwand wird vorn ein Busch auf den letzten Heuwagen gesteckt, und am folgenden Sonntag werden Küchle gebacken. Das ist die Heugeiß. Aber altertümlicher wird in Schapbach das zusammengerechte Heu „Heukatz" genannt, das im Gras- oder Laubtuch an den Wiesenbaum gehenkt wird, Heugeiß in Bernau-Innerthal und in Raich der letzte Heuwagen. In Rickenbach heißt das letzte Fuder, wie das darauf folgende Essen Heugeiß. Endlich ist Heugans in Rohrbach (Trib.) das letzte Bündel Heu, in Tennenbronn (Trib.) aber das Festmahl. Die Vorstellung vom Fange dieses Tieres, die uns noch bei der Getreideernte begegnete, ist zwar bei der Heuernte selber nicht mehr nachweisbar, hat sich aber dafür in einem den letzten Akt derselben nachahmenden Knabenspiel erhalten (S. 59).

Das Dreschen wird immer mehr durch die Maschine besorgt, nicht immer zum Besten der kleinen und mittleren Wirtschaften, denn in den Wintertagen weiß der Bauer oft nicht, was thun. An einzelnen

Orten machen noch ältere Betriebsarten der Maschine den Platz streitig: in Münchingen (Bonnd.) geschieht das Dreschen mit der Maschine, dem Flegel, der Walze, was „Usridda" heißt, und sogar mit dem austretenden Vieh. Wenn die Feldarbeiten beendet sind, also nach Allerheiligen, pflegt der Ausdrusch zu beginnen und dauert bis Lichtmeß fort: Korn (Roggen), Weizen, Hafer nach einander. Eine rechte Winterarbeit, die die Wintermusik im stillen Dorfe macht! Sie wird gern früh am Tage, hie und da schon um 2 Uhr Morgens bei Laternenschein, wie das Flachs- oder Hanfbrechen, angefangen. Man begreift, wie das die Eßlust weckt, „essen wie ein Drescher" heißt es in Deutschland und Dänemark. Die Flegel reden nach der Zahl der Drescher ihre Sprache und schlagen nach einer bestimmten Reihenfolge drein, z. B. in Ichenheim (Lahr) so:



Dreschen mit Andern ist fröhlich, wer aber allein drischt, von dem heißt es dort, wie vom einsamen Mäher „er ringt mit dem Tode". Die letzte Garbe, die gedroschen wird, heißt wie die zuletzt gemähte in Etzenroth (Ettl.) „Korn-, Spelz-, Haferbock". Die Drescher wetteten vor einiger Zeit in Mittelschefflenz (Mosbach) mit einander um Wein oder Brantwein, ob die Untenstehenden die letzte Garbe (Hebgarbi o. S. 428) beim Herunterwerfen fangen würden oder nicht, wobei der Werfer sie auf alle Weise zu überrumpeln suchte. In Berolzheim (Tauberbisch.) wird derjenige, der das letzte „Strouh" aus dem Heuborn (boden) wirft, mit einem Strohseil angebunden und muß einige Liter Wein zahlen.

Beim Ausdreschen schlagen alle Drescher in Hettingen (Buchen) gleichzeitig den letzten Schlag auf eine unter das Stroh gelegte Diele oder an das Scheurenthor, so daß es noch mal tüchtig „klappert", um dem Bauer anzuzeigen, daß sie fertig sind. So auch um Tauberbischofsheim, Bretten und Bruchsal. Wer den letzten Schlag thut oder den Flegel zuletzt an die Wand hängt, heißt im Südosten „Sau, Roggensau", in Singen (Durlach) „Mockel". In Altheim (Meßk.) heißt es: „Wer bei der Flegelhängi auf den Ruf „Hui Sau" zuletzt zuschlägt, muß die Sau sein und einen Schnaps zahlen". Schlimmer

ergeht es dann dem unerfahrenen Neuling. Ist die letzte Garbe gedroschen, wird er in Dertingen (Werth.) ins Nachbarhaus geschickt, ein „Barnseil“ zu holen. Dort wird ihm unvermerkt das Gesicht mit Ruß geschwärzt, aber auch alle Taschen mit Äpfeln und Nüssen vollgestopft. So kommt er unter großem Gelächter wieder zurück. Ähnlich wird er gefoppt in Niklashausen (Werth.), Hettingen (Buchen), Höpfingen (Walldürn) und Mittelschefflenz (Mosbach), wo er den Hebhaken, die Hebstange, den Hebtremel holen soll. In der Freiburger Gegend wird er beauftragt, die „Oberteschärri“ d. h. den Kehricht der Obertenne vom Nachbarn herbeizuschaffen. Dessen Leute stecken ihm dann Steine, Besen, alte Schuhe und altes Blech in den Sack und schicken ihn wieder nach Haus, wo er ausgelacht wird, dann aber Speck und Schnaps erhält. In Baselland gilt es die Obertebürste zu holen. Merkt aber in Ebnet (Freib.) der Bursche den Spaß, so trägt er den Sack ins Wirtshaus und ißt und trinkt auf Kosten seiner Absender.

Ist der Drusch beendet, so tritt in Lenzkirch ein Drescher vor die Bäuerin und spricht:

„Jetzt tritt ich herein ganz ehr und fest,
„Jetzt haben's wir ausgedrescht;
„Die Scheuer ist leer und der Pflegel ist schwer,
„Die Schaufeln und Wannen sind breit,
„Jetzt möchten wir Speck und Fleisch.
„Die Sichel ist rund, sie haut, was sie kunt.
„Thut uns die Hausmutter Küchle backen,
„So warten wir noch zwei oder drei Stund;
„Thut sie es aber uns versagen,
„So legen wir ihr um einen hölzernen Kragen;
„Versagt sie es uns aber nicht,
„So thun wir gegen sie auch wieder unsere Pflicht.
„Gelobt sei Jesus Christ!“

Der Kragen erinnert an bayrische Sitte. Denn im oberbayrischen Flinsbach hielt der „Harer“ bei seinem Drescherspruch die Bäurin mit dem Strohband am Halse fest, und auch im niederbayrischen Simbach wurde sie mit einem Bande „gedrosselt“, damit sie ein gut Nachtmahl herrichte. In Berolzheim (Tauberb.) spricht die Hausmutter: „Jetzt sochi (sage ich): Vergelts Gott for jedes Körnle“ und

macht darauf ein Kreuz. Das dann folgende Festessen, die „Flegelhenke“, besteht noch an manchen Orten des Südostens und wieder im Norden; doch ist sie dort gewöhnlich bescheidener als die Sichelhenke. In Dertingen (Werth.) heißt sie „Dreschgans“: man schmaust abends zweierlei Fleisch und Heiseküchle und zecht dazu bis Mitternacht.

Der Hanf und der Flachs, den wir nach seiner Aussaat verlassen haben (o. S. 422) erfährt noch vor der Ernte manche eigentümliche Rücksicht. Besondere Jätebräuche, wie in anderen Gegenden Deutschlands, sind mir nicht bekannt geworden. Aber auch hier springt man noch hie und da über das Johannisfeuer, damit der Hanf lang wachse (S. 422). Ein anderes Mittel ist in Berolzheim (Tauberb.) ein Spruch auf dem Flachsacker am Magdalenentag:

„I grüß di, Flochsch,
„Daß d'recht wochscht,
„So lang wie'n Weide,
„So fein wie e Seide,
„So heel (heil) und so klor
„Wie d'r Magdelene ihr Hor.“

Dieser Spruch und die Mahnung an den Oberbalbacher Bauer, sein Wasser nicht auf dem Flachsacker zu lassen, erinnern an den in den 60er Jahren im württembergischen Oberamt Riedlingen üblichen Brauch, wonach die Weiber am Magdalenentag siebenmal nach dem Flachs sehen, das erste Mal aber ihren Harn darauf lassen sollen.

Wenn Ende August aus den feinen blauen Blüten des Flachses bräunliche Samenkapseln geworden sind und der Hanf reif ist, wird das Liechen (althochdeutsch liuchan = ausrupfen), die Hanflüchet oder Hanfleuche, vorgenommen, wie sie schon in den badischen Weistümern heißt. Der gelochene Hanf, in sogenannte „Böcke gehauft“,[1]) wird handvollweise in kleine „Hämpfel“ gebunden und auf die Wiesen gespreitet.[2]) Dabei legt man an den vier Enden des Ackers eine Handvoll über ein Kreuz, damit keine Windsbraut (Wirbelwind) hineinfährt; kommt die Hexe doch, wirft man ein Dreikreuzmesser auf sie. So auch in Höpfingen (Walldürn) und ähnlich an der mittelfränkischen Altmühl und in Hessen-Darmstadt. Das Räffen oder Riffeln des

[1]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 23, 433.
[2]) Birlinger, Aus Schwaben 2, 351.

Flachses d. h. das Abreißen seines Samens ist doch nicht nur im Rheinlande und in Westfalen von Spott begleitet. In Oberlauda (Tauberb.), wenn Abends in der Scheuer bei geschlossenen Thüren geräfft wird, kommen die Burschen heran und halten mit verstellter Stimme den Arbeitern oder Arbeiterinnen den Sündenspiegel vor. Wütend wirft ihnen der Betroffene nicht selten ein Stück Holz oder ein Beil nach, sie aber schützen sich gegen einen solchen Ausfall, indem sie leise das Thor durch Wagen und dergl. verrammeln. Das ist das „Einschreien". Auf die Ausbreitung des Flachses folgt das Dörren, früher auf Feuerstätten im Freien, den Darrengruben, auf deren Feuer der Hanf gedörrt wurde. Daran saßen die Brecherinnen und begrüßten die Vorübergehenden mit einem „Gelobt sei Jesus Christ!" Alsbald darnach oder nach einiger Zeit nahm man das Brechen vor, in Völkersbach (Ettl.) das Tulfeln, das Rätschen um St. Blasien und Bonndorf. In Sinsheim (Baden) ist das Hanfbrechen nicht üblich. Der zu „Schauben" zusammengebundene Hanf wird entweder schwarz oder weiß „geretzt" und dann „geschleißt". An sonnigen Herbsttagen drücken die Mägde und Töchter den gedörrten Hanf in die buchenen „Knitschen" oder „Brechen" vor dem Hause, um ihn von allen holzigen Hülsen zu befreien. Im Fränkischen, um Tauberbischofsheim, Adelsheim, Mosbach und Buchen, klappern sie mit ihrer Breche, wenn ein Lediger vorübergeht. Will er höflich sein, zieht er seinen Hut ab. Will er aber scherzen und hat etwa eine Kuh bei sich, so hebt er deren Schwanz in die Höhe. Dann regnet's Schimpfwörter herüber, und zuweilen entwendet man ihm den Hut. Im Kinzigthal wird ihm wohl auch unter Lachen ein Hanfbündel auf den Rücken geschlagen, daß die Häckſel davonfliegen. In einem großen Teil des Landes erinnert man sich noch der alten Zettelsprüche. In Odenheim (Bruchsal) wurde dem Fremden früher ein Kränzlein beim Brechloch geflochten und vorgehalten mit den Worten:

„Ich freue mich so sehr,
„Daß ein Herr kommt daher,
„Denn wenn Sie wolle weiter spaziere,
„So müsse Sie ein Trinkgeld spendiere."

Um Meßkirch geht die Brecherin ihm entgegen und zettet oder zettelt Werg oder Risten oder Aglen vor ihm auf den Weg und spricht:

„Do her sä i mei Angle (Hanfstengelteile),
„Dr Herr nimm i gfange.
„I lasse nit vorbei,
„Bis er langt in Sack nei(n).“

Am häufigsten ist der Spruch:

„I zettele diesem Herrn zu Ehre,
„Er wird mer au ebbis i d'Tasch verehre“,

und ähnlich in Bonndorf mit der derben Einleitung:

„Wäschere, Brechere und Hund
„Fresset alli Stund“ u. s. w.

oder der feineren in Obereschbach (Villingen):

„'s goht en Mann iber Land,
„I glaub, er hät d'r rächt Verstand“ u. s. w.

In Tennenbronn (Trib.) heißt die letzte Hampfel Werg „der alte Mann“; wer von den Jungfern diese erhält, wird einen alten Mann heiraten, wie die Flachsbrecherinnen im niederbayrischen Hohenwart nach ihrer Arbeit den sogenannten „alten Mann“ bekommen d. h. eine herrliche Mahlzeit, wobei Burschen auf das „Spießstrecken“ gehen d. h. Pfannen und Gabeln vor das Fenster reichen, um Speisen zu bekommen. So erschienen früher nun auch in der Baar die Burschen nach dem Hanfbrechen während des Ehrenmahles mit einem Stecken in der Hand vor dem Hause und erbaten bald von diesem, bald von jenem Mädchen, indem sie durch die hohle Hand ins Fenster hinein sprachen, einen Äpfel- oder Birnschnitz, dessen Spenden oder Verweigern stets großen Spaß verursachte. Nach dem Essen erwarteten sie, ein Spalier bildend, mit vorgestreckten Stäben die Mädchen, und jede mußte sich die Begleitung eines galanten Stabträgers gefallen lassen.[1])

Der Weinbau beschäftigt viele Hände am Rande der Gebirge und am Bodensee. Baden gehört zu den deutschen Hauptweinländern (S. 384). Aber auf ein gutes Weinjahr folgt in der Regel eine Reihe schlechter oder mittelmäßiger „Herbste“, so daß in manchen Strichen die Rebleute nimmer vorwärts kommen. Ein Bühler Sprich-

---

[1]) Lucian Reich, Hieronymus.

wort sagt: „Imme (Einem) Rebmann mueß m'r siewe Johr borje (borgen) künne!“ Trotzdem lassen sie sich den Mut und Fleiß nicht reuen; die Hoffnung, daß es das andre Jahr ein gutes Weinjahr wird, geben sie nie auf, denn „s hett schi (schönes) Holz un des isch zitti worre (reif, fest geworden)“. Kaum können sie es erwarten, bis der Schnee weg ist, so gehts schon wieder ans Geschäft, an all die „Pewe“ d. h. Bauarbeiten, die schon eine Weinbergsordnung von 1536 aufzählt. Bei gefrornem Boden, so erzählt ein Rebmann aus Eisenthal (Bühl), gehen die Mannsleute mit ihrer Rebscheere ans „Schnide“, die Weibsleute aber lesen das Rebholz auf und binden es zu „Räwelle“ (Rebwellen) zusammen, die die Kinder heimtragen. Dann geht es ans „Krempfe“ Rankenabschneiden und, wenn der Boden offen ist, werden die Stecken herausgethan. Später im Februar wird „gebouwe“ gebogen, dann „g'läzt“, dann die Stecken gespitzt und gesteckt. Nach dem Umbinden der Reben mit der Wiede giebts ein Bissel Ruhe, wenn nicht gerade Mist zu tragen ist. Vom „Erbrechen“ oder „Verbrechen“ oder „Blättle“, dem Ausbrechen der überschüssigen Schößlinge, weg gehts mit „Hacke“ und „Rühre“ und „Verzwicke“ und „Hefte“ mit Stroh den ganzen Sommer hindurch, daß bei schönem Wetter kaum Zeit zum Schnaufen und Schlafen bleibt. Und dabei noch die Angst vor den Schloßen, dem Brenner und dem Wurm! Ist endlich der Herbst da, so geht es ans „Drüwel“abschneiden, Heimtragen, Trotten u. s. w. Das ist allerdings das Schönste vom Rebgeschäft, aber nur, wenn es schön Wetter ist. Denn beim Regenwetter — nein die Sauerei! Der Dreck und das Wasser läuft Einem zu Schuh und Stiefeln hinein. Es ist aber kein Wunder bei dem schuhhohen Gras und den nassen Rebstöcken und den engen Rebschwellen. Und dabei soll man noch die Beeren vom Boden zusammenlesen. Abends hat man das Kreuzweh vom vielen Bücken, und am Eisenthäler Durst fehlts auch nicht, denn zum Kochen nimmt man sich keine Zeit. „Wurst und Schwartenmagen!“ heißt das Feldgeschrei. Wenn einmal der Neue gährt und der Rebmann auch einmal drangehen will, was meinst Du? Der wird von der Trotte weg verkauft, und „ins Wirtes“ (beim Wirt) kostet das Viertel 20 Pfennig, das ist zuviel Geld! So kann er das ganze Jahr schinden und schaffen für andre Leute!

War der Reichenauer Weinbauer mit dem Umgraben seiner Rebstöcke im Frühjahr fertig (g'räa), so bekamen die „Ehehalten" ein gutes Mahl mit viel Wein. Dies „Grabratenhalten" ist hier in schlechten Weinjahren abgekommen. Doch wird noch in Bohlingen bei Radolfzell, wenn das Hacken besorgt ist, mit einem kräftigen Trunk das „Grabenstellen" gefeiert. „St. Blas' und Urban ohne Regen, folgt ein guter Weinsegen" sagt man noch in Lautenbach (Oberk.). Bis zum Jahr 1828 zogen einige Chorsänger am Urbanstag, den 25. Mai, mit einer Urbansstatue bei den Rebbesitzern von Haslach um und sangen ein Lied zu Ehren des Weinheiligen (vgl. S. 112). Um einen guten Traubenherbst macht man in Bermatingen (Überl.) eine Prozession am St. Magnustag (6. Sept.) nach Ahausen. In Ettenheim hängt man gegen den Hagel am Dreifaltigkeitstag an jedem Eck an einem Stecken ein Säckchen mit Dreifaltigkeitsfalz in die Reben. Zählt man die Samen, die Scheine, in den Reben, so wird in Kappelrodeck nichts daraus. In Ortenberg (Offenb.) werden drei Wochen vor Beginn des Herbstes die Reben geschlossen; nur die Rebbesitzer haben das Recht, in die einzelnen Rebstücke zu gehen. Die Aufsicht führen die vom Gemeinderat bestimmten „Herbstwächter". Wenn die Trauben anfangen „z'weiche", schickt die Norsinger Gemeinde bei Freiburg „Rebbannerte" Rebbannwarte in den Berg, die Tag und Nacht darin herumlaufen müssen, damit niemand stiehlt. Jeder Bannert hat eine alte Flinte auf dem Rücken, daß er die Stare schießen kann, manchmal knallt er aber aus reinem Vergnügen. In Merdingen (Breis.) ziehen vor dem Beginn der Weinlese die jungen Leute auf die Rebhügel und vergnügen sich mit Peitschenknallen, „dem Herbstknallen". In Espasingen (Stockach) hält die Gemeinde zuvor „Traubenschau". Nun schellt in Norsingen die Polizei die Herbstgemeinde aus, damit die Bürger auf dem Rathaus die Zeit der Lese festsetzen. Dann werden die „Herbstgeschirrer" gerichtet. Die Fässer werden geputzt und die Reifen mit Öl angestrichen, die Bütten und Bottiche aus dem Keller geholt und „verschwellt", ebenso die Trotte. Früh fahren die Herbstwägen mit Bütten, Büchti, Örgili und dem Herbstleiterli in die Reben, Buben und Maidli, Kinder und große Leut schneiden mit kleinen Scheerlein die „Triebel" ab und werfen sie ins Örgili. In Ortenberg besorgt die Hausfrau das „Häntele-

schneiden" d. h. sie geht vor den Herbstlesern her und sucht die schönsten Trauben aus. Ist ein Örgili voll, so leert es der Büchtiträger ins Büchti, das ihm, wenns gefüllt ist, zwei auf den Rücken lupfen. Seinen Büchtistecke muß er fest einstoßen, daß er nicht schlüpft, wenn er über einen Rain hinab muß. Endlich steigt er am Wagen auf das Leiterli und schüttet die Trauben in die Bütte. Zu Mittag gehts nicht heim, Herbstkäs und Wein wird im Berg genossen, aber abends gut gelebt bei Braten und Wurst. Inzwischen trottet der Vater daheim, drillt und schrotet, damit der Sack recht fest ausgedrückt wird. Vom süßen Most muß gleich ein „Guttere", eine größere Flasche, voll auf die „Kunst" (S. 350), daß man an der Kilbe Süßkrätzer hat. Am besten ist aber der Neu, wenn er mal federweiß ist. Aber dann haut er einem auf die Ohren; „da werden wieder manche einen Frack voll heimtragen". Sind die Leute mit dem Herbsten fertig, so wird mit der Glocke ein Zeichen gegeben, und jetzt darf man „etzne". Da rennen die Kinder, aber auch reiche Bauerntöchter in den Berg und suchen die hangengebliebenen Trauben und verkaufen sie. In Dertingen (Werth.) wird an jedem Morgen geläutet, vorher darf niemand hinein, ähnlich in Ehrenstetten (Staufen). In Oberachern durften früher die Vorgesetzten, Wittfrauen und Trottmeister zuerst herbsten. Früher wurde in Nüstenbach (Mosb.) in den Weinbergen geschossen, gewacht und nachts ein Feuer „angezunden", gegessen und getrunken. Aber die Weinberge liefern hier keinen Ertrag mehr. In andern Weingegenden wird noch, wenigstens bei gutem Herbst, mancher Schuß gethan, mancher Freudenschrei ausgestoßen und manches Lied gesungen. Werden die letzten Trauben heimgebracht, so bindet man einige vollbehangene Reben an einen Pfahl und steckt diesen vorn an die Bütte und nimmt dann eine „Erntegans" in Endingen am Kaiserstuhl ein. Ähnlich in Ehrenstetten (Staufen). In Uhldingen am Bodensee werden die Bütten des letzten Wagens bekränzt, und in den Spundlöchern der Fässer, die den neuen Wein heimführen, prangt an vielen Orten ein Blumensträußle oder gar ein mit Bändern geschmücktes Maienbäumchen. Der „Herbstbraten" oder das „Trottmahl" ist noch weiterhin üblich. In Reckingen (Waldsh.) gab es beim Festmahl Küchle, „Chnübläz", und als Neckerei wurde in eins ein Stück einer alten, beim Heften der Reben bräuchlichen

Schürze eingebacken. Wer dieses erhielt, hieß für den Tag „Heftlumpe“. Wird saurer Wein gewonnen, kann der Bauer wenigstens nach der Sage sich zu dem Frevel hinreißen lassen, daß er ihn dem Kruzifix ins Gesicht schüttet. Gerät er dagegen gut, so nennen die Einwohner von Neckarzimmern nach dem Volksscherz ihren Ort Neckarzimmern, andern Falles bescheidentlich nur Zimmern. Im Hause des Stabhalters wird einige Tage vor Weihnachten nach einer Messe in der Wendelinuskapelle ein Ohm vom Genossenschaftswein von den Durbachern und Rottenauern vertrunken. Ein eigenes Kartenspiel, „der letzte Stich“, wird dabei gespielt um den sogen. „Murren“, einen Wecken. — Der Rebe haftet etwas Heilendes, ja Heiliges an. Ihr Frühlingssaft vertreibt die „Laubflecken“ d. h. Sommersprossen. Ein Mann, der bei Dangstetten (Waldsh.) in einem Hexenhaus wohnte, hatte die Fähigkeit über den Rhein nach Zurzach in die Kirche zu laufen, aber seitdem er einmal auf seinem Kirchgang einen Rebstecken aus der Erde gezogen, trug ihn das Wasser nicht mehr. Und selbst als die h. Mechthild ermüdet dasselbe gethan hatte, schwiegen die Glocken von Hochsal, die sonst immer bei ihrer Heimkehr von selbst läuteten. Auch als der Lehrer in hessisch Meiches einen Pfahl ausriß, hörte es auf zu läuten.[1])

In der Zeit der Hopfenpflücke wird in Ubstadt (Bruchs.) das Kruzifix in der Wohnstube mit einem Hopfenzweige geschmückt, und wenn in Schriesheim bei Heidelberg der letzte Hopfenwagen heimfährt, so werden die Zugtiere samt dem Wagen bekränzt. Bis tief in die Nacht hinein pflücken und zopfen im badischen Unterland die Mädchen, aber auch Erwachsene und Kinder, die goldigen Kugelblüten in die Körbe und singen ihre Lieder, um sich bei ihrer eintönigen Arbeit wach zu erhalten, wie sie auch thun, wenn sie den Tabak „fassen“ d. h. an einer durch die Mittelrippe des Blatts gestochenen Nadel aufreihen und zum Trocknen aufhängen. Die Hauptfreude bei der Kartoffelernte besteht im Anzünden des dürren Kräuterichs, so daß lange Rauchsäulen über die Flur ziehen, und im Rösten der ausgegrabenen Knollen.

Gerade in Baden hat das Volk seit Alters außer den großen Erwerbszweigen der Viehzucht und des Ackerbaus noch zahlreiche

[1]) Wolf, Hessische Sagen 113.

andere mit Eifer und teilweise mit erstaunlichem Geschick betrieben. Es wurde dazu aufgemuntert namentlich durch zwei natürliche Hauptbesitztümer seines Landes, durch ein mächtiges Waldgebirge und durch einen mächtigen Strom, zu dem von diesem Waldgebirge zahlreiche flößbare Gewässer hinabeilten. Wald und Wasser sind und waren neben Acker und Weide zwei wichtige Arbeitsgebiete des badischen Volks.

Der Schwarzwald ist lange Zeit ein unwirtliches Gebirge geblieben, in dem wohl einige Klöster gegründet wurden, St. Trutpert schon 640, erst verhältnismäßig spät aber Gemeinden und Dörfer sich bildeten. Daher sind alte Ortsnamen auf -ingen nicht darin zu finden, und im oberen Murgthal z. B. wird kein Ort vor 1050 genannt. An manchen ödesten Stellen scheinen bayrische Holzarbeiter im 16. und 17. Jahrhundert viel zur Besiedelung beigetragen zu haben. Aber schon früh suchten Waldordnungen der allzu eifrigen Waldverwüstung zu wehren. Trotzdem waren in den badischen Markgrafschaften die Wälder im 18. Jahrhundert so erschöpft, daß man in hohen Holzpreisen einen der Gründe für die lebhafte Auswanderung aus Baden-Baden sah und die Regierung es nötig fand, auch die Gemeinde und Privatwälder der Aufsicht ihrer Förster zu unterstellen.[1]) Die Bauern wollten aber von diesen studierten Förstern nicht viel wissen und glaubten z. B. im Wolfachthal, daß diese verkehrt „walden“. Noch bis in unsre Tage blieb bei manchen die Neigung zum Waldverderben. Noch in diesem Jahrhundert lieferte der Privatwald manches Kinzigthäler Bauern anfangs alte „Holländer“, große, namentlich für die holländischen Schiffe bestimmte Stämme, dann bei unvorsichtigem Umtrieb nur mittleres Bauholz und endlich gar nur Gerüst und Hopfenstangen, oder junges Holz für Holzstoffpapier. Wie viele haben auf diese Weise „abgehaust“. Das hat sich wesentlich gebessert, und die rühmliche badische Forstverwaltung konnte 1880 mit Stolz darauf hinweisen, daß über ein Drittel der Gesamtbodenfläche des Landes von Wald bedeckt sei, wovon doch fast die Hälfte in Gemeinde-, fast ein Drittel in Privatbesitz sich befindet. Der Jahresertrag des badischen Waldes wurde damals auf 20 Millionen Mark geschätzt.

---

[1]) Ludwig, der badische Bauer im 18. Jahrhundert S. 93.

Das älteste und unerschütterlichste aller Waldgewerbe ist das Holzhauen, zu dem das Herabschleifen, das „Risen“, und das Auf- und Abladen des Holzes gehört. Es ist meist harte Winterarbeit, oft in tiefem Schnee ausgeführt. Im Simonswälderthal kehren die Holzknechte und Taglöhner Abends zu ihren kleinen zweistöckigen Hüsle heim, die längs der Straße liegen samt Brunnen und Milchhäuschen und im unteren Raum ein paar Schweine und Ziegen beherbergen. Die Holzmacher des Oberbühlerthals wohnen aber den Sommer über in Hütten im Walde, nehmen Morgens und Mittags eine Wassersuppe und aus Mehl, Wasser und Salz bereitete und in Butter gebratene „Knöpfle“, Klöße, und Abends Schwarzbrot mit Butter. Bei den „Läuterungen“ und Ausforschungen ist das Holz oft da, wo kein Kahlschlag gemacht wird und der Holzwagen nicht heran geführt werden kann, weit an die Wege zu schleppen. Auch schieben die Holzmacher die geputzten und entästeten Tannenstämme in „Risen“ d. h. in Bahnen, die aus Tannenstämmen, die sie an beiden Seiten von der Höhe bis ins Thal hinablegen, hergestellt werden. In diesen Risen sausen, von ihrer Schwerkraft fortgerissen, die Stämme zu Thal. Springt einer ab, so hat ihn der Holzmacher mit einer Hakenstange wieder in die richtige Bahn zurückzuführen. Alle seine Arbeiten vom Fällen bis zum Aufladen des Holzes erfordern viel Erfahrung, Überlegung, Ausdauer und Gewandtheit und sind mühsam und gefährlich. Wie Vielen werden vom rollenden Stamm die Beine zerbrochen, wie manches Bildstöckle bezeichnet die Stelle, wo einer von einem unerwartet stürzenden Baum erschlagen ist! Dennoch überwindet die Liebe zum Walde und zur Freiheit der Bewegung alle Not und Sorge. Auch helfen Frau und Töchter beim Pflanzen der jungen Setzlinge, und die Kinder suchen Beeren, seltener Pilze. Einmal in der Woche oder wenigstens im Monat ist in vielen Gemeinden Holzlesetag. Da ziehen die Armen z. B. aus Altschweier (Bühl) gleich nach Mitternacht ihre Karren — denn Zugtiere dürfen dabei nicht verwendet werden — 3 bis 4 Stunden weit in den Wald, um sich ihre Reisigbündel zu holen.

Früher war das Leben der kräftigsten und gewandtesten Holzmacher in den flößbaren Bachgebieten ein viel mannigfaltigeres, denn im Frühjahr wurden sie Flößer, von denen weiter unten zu erzählen

ist. Andere waren Köhler. Nur noch selten stößt man auf Meiler z. B. im St. Wilhelmsthal bei Freiburg. Mit dem Kohlenbrennen scheinen sich übrigens vorzugsweise gern Fremde befaßt zu haben. In Hauenstein erlaubte man 1670 fremden Köhlern, Spenglern, Savoyern und dergleichen Leuten das Hausieren, während wieder die Nellenburger Waldordnung von 1724 den Köhlern, sowie den Enzian- und Ölbrennern, den Schüssel- und Tellerdrehern den Bau von Hütten untersagte.[1]) Weit bedenklichere Gesellen waren die jetzt gänzlich verschwundenen Aschenbrenner oder Ascherer. In der großen Almendwaldung, die sich am rechten Neckarufer von Neckarsteinach bis an die Bergstraße erstreckte, verbrannten sie nach einer Urkunde von 1432 nicht nur das dürre Holz, sondern ließen auch hohle Bäume innen ausglimmen und trugen die abfallende Asche zusammen, um sie den Seifensiedern zu verkaufen. Noch verderblicher wirkten die Harzer. Obgleich ihnen in der Grafschaft Hauenstein schon durch jene Verordnung vom Jahre 1670 das Handwerk gelegt wurde, blühte es z. B. am Kniebis noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Nachts zogen die armen Kniebiser, jeder mit einem Lichtlein, ins Dickicht wie eine Lichterprozession, suchten die angerissenen Fichten auf und leerten deren Harzkanäle mittels Kratzeisen in ihre Säcke, oder sie rissen neue saftreiche Bäume an, um sie für das Harzen vorzubereiten, keine Sekunde vor den Revierjägern sicher. Das so mühsam gewonnene Harz verarbeiteten sie in stillen, unbeschrieenen Stunden zu Terpentinöl, Wagenschmiere, Pech und Kienruß. Diese Waren schoben sie in hölzernen Kübeln auf Handkarren vor sich her, bis nach Karlsruhe. Wenn sie von dort heimkehrten, ließen sie sich in ihrem Waldwirtshaus aufspielen zum Tanz und hatten gute Tage, bis ihr Geld alle war.[2])

Ihnen verwandt sind die Wilddiebe, die noch nicht ausgestorben sind, weil die Jagdleidenschaft im Volke fortlebt und der leichte Gewinn und hie und da auch der dem Wild gesetzlich gewährte, dem Bauern aber oft schädliche Schutz, der ihm freilich nicht mehr so schwere Nachteile bringt wie im 18. Jahrhundert,[3]) zum Wildern reizen. So giebt es im Amtsbezirk Achern und gewiß noch in andern

---

[1]) Zeitschr. f. d. Geschichte d. Oberrheins 11, 486 f.

[2]) Vgl. Hansjakob, S. 34. f.

[3]) Ludwig, der badische Bauer S. 92.

manche leidenschaftliche Wilderer, und das Wegschießen eines Hasen auf dem Hof oder das „Hasenschlagen“, wo es „unbschraue“ geschehen kann, macht den Meisten keine Gewissensangst. Zornig schilt der Bauer im Kaiserstuhl noch heute die Rehe, die dort oben am Waldesrand sich so anmutig der Atzung hingeben, „das Lumpevieh, das den Wald ganz abfrißt“, und meint noch immer, was im Wasser, in der Luft und im Walde lebe, gehöre allen Menschen. Daher nimmt das Volk gewöhnlich Partei für den Wilderer. Wo sind die Zeiten hin, da selbst die Hauensteiner Gotteshausleute, die Hörigen von St. Blasien, das Recht hatten, Alles, „so das Erdreich bricht und den Baum besteigt“ d. h. Füchse, Dachse, Marder und Luchse, Eichhörnchen, Auer- und Haselhühner frei zu jagen, doch nicht Hirsche, Rehe und Schweine, und überall frei zu fischen, nur nicht im Ibach, in der Alb und der Murg?[1])

Auch die Jägerei steckt voll von echtem Volksleben: noch atmet die Jägersprache die Frische des altdeutschen Waldes, sowie die lustigen Waidgeschreie, die waidmännischen Reden und Sprüche. Und im heutigen Jäger- und Köhlerglauben leben namentlich viele Vorstellungen vom bösen oder guten Angang fort, von denen einige sogar aus dem klassischen Altertum stammen mögen.[2]) In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts machte der Förster auf der Baar den Lehrbuben wehrhaft mit einem Hirschfänger in Gegenwart aller Jäger und Knechte und Buben. Hatte der Lehrling des Meisters Frage „Willst du wehrhaftig gemacht werden?“ bejaht, so gab dieser ihm eine Maulschelle und sprach: „Die vertrage von mir, sonst von Niemanden mehr; erinnere dich aber des Backenstreiches, so unser liebster Heiland unsertwillen hat erdulden müssen.“ Mit der Linken reichte er dann dem Lehrling den Hirschfänger und fuhr fort:

„Hier hast du deine Wehr,
„Die gebrauch' zu Gottes Ehr',
„Zu Lieb und Nutz des Herren dein.
„Halt dich ehrlich, treu und fein,
„Wehr dich damit gen Feinde,
„Doch unnütz' Händel meide.

---

[1]) Zeitschr. f. d. Geschichte d. Oberrheins 10, 383. 7, 103.
[2]) Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse 1, 105.

„Gürte deine Lenden wie ein Mann,
„Der sein Horn recht blasen kann.
„Nunmehr hast du die Freiheit,
„Es gehe dir wohl allezeit!“

Dann gratulierte jeder dem jungen Jäger, und es ward ein Mahl gehalten. — Hatte dagegen der Forstlehrling sich etwas zu Schulden kommen lassen, so wurde nach uraltem Jägerbrauch „das Waidmesser geschlagen“. Er wurde gelegentlich der Jagd auf einen Hirsch oder Rehbock gelegt, und die andern Jäger mußten eins auf dem Waldhorn blasen. Nach diesem Tusch gab ihm der Jägermeister den ersten Streich mit dem bloßen Waidmesser auf den Hintern, während er das „Waldgeschrei“ sprach: „Ho, ho, das ist vor unsere gnädigste Herrschaft!“, nach dem zweiten Schlag: „Ho, ho, das ist vor Ritter, Reiter und Knecht!“ und nach dem dritten: „Ho, ho, das ist das edle Jägerrecht, ho, ho, juchhe!“[1]) Das badische Volk kauft noch heute gern von hausierenden Händlern Bilder, die des Jägers Hochzeit, seinen Leichenzug und sein Grab darstellen, und liebt sie auf Tabakspfeifen und, wie das schweizerische, in Wirtsstuben, wenn es sie auch nicht, wie der östreichische Älpler, auf seine Bienenkästen malt.[2]) Aber die früher so beliebten Jägerlieder werden zwar z. B. in Gersbach (Schopfh.) noch gehört, sind aber z. B. in Lautenbach (Oberk.) verstummt, wie die Steinhauer- und Bergmannslieder.

Eine noch heute ausgeübte Spezialjagd des Elsenzthales ist der Maulwurffang, den im Frühjahr meist auswärtige Leute auf den Wiesen z. B. um Zuzenhausen (Sinsh.) wie eine Geheimkunst betreiben.[3])

Der **Bergbau** im Schwarzwald, der namentlich Silber, Blei und auch Kupfer, „Weiß- und Rotgiltigerz“, zu Tage förderte, wird schon im Jahre 1028 urkundlich erwähnt und blühte vom 13. Jahrhundert bis in den dreißigjährigen Krieg hinein, so bei Todtnau, Sulzburg, Badenweiler, im Münsterthal, am Schauinsland oder Erzkasten, im Glotter-, Suggen- und Kinzigthal. Nach einer kurzen Wiederbelebung im 18. Jahrhundert kamen die Gruben fast alle zum

---

[1]) Hansjakob, Waldleute S. 25 f.

[2]) Schweizerisches Archiv für Volkskunde 1, 318.

[3]) Glock, Zuzenhausen S. 38.

Erliegen. Aber in der erregbaren phantasievollen Bevölkerung des oberen Kinziggebietes kam die Hoffnung auf neuen bergmännischen Gewinn nie zur Ruhe.[1]) Namentlich um die Erzgruben im Wildschapbach, den Friedrich Christian und den Herrensegen, die seit Jahrhunderten nie lange still gestanden hatten, kreiste sie immer wieder von Neuem. Der Bauer Simon gründete 1838 eine Aktiengesellschaft von Bauern, um die Schätze im Herrensegen zu heben, aber sie arbeitete nur 4 Jahre und alljährlich mit „Zubuße". Da mußte sie „ihr Gezäh austragen lassen." 1847 pachteten Engländer, später von Franzosen abgelöst, im oberen Kinziggebiet 70 alte Erzgruben von der Standesherrschaft Fürstenberg. Die alten Bergknappen griffen wieder zum Schlegel und Eisen und nahmen ihre Buben mit unter die Erde, die die „Hunde voll Berg" zu Tage fördern mußten, bis sie schließlich „Vollhäuer" wurden. Fuhren sie nachts ein, in der Tasche ein Stück schwarzes Brot, so ruhten sie um Mitternacht eine Stunde aus, indem sie sich „auf den Stein legten." Am Morgen, wenn sie ausfuhren, bestellten die verheirateten unter ihnen ihre Felder und schlugen wohl noch Holz. Doch nahmen sie auch wohl zur Erleichterung ihrer harten Arbeit Karten mit hinab und machten drunten ihr Spielchen bei trüben Grubenlichtern. Aber 1870 ließen die Franzosen die Schächte „versaufen". Da unternahm 1878 ein einzelner Bauer, der Benedikt auf dem Bühl, mit seinem Bruder und seinen drei kaum herangewachsenen Buben die „Aufwältigung des alten Mannes" im Herrensegen. Sie legten den 2700 Fuß langen, ganz mit Wasser und Schutt gefüllten Hauptstollen frei, überbrückten die tiefsten Schächte mit Lebensgefahr und arbeiteten in der dicksten Stickluft. Da muß der Vater 16 Wochen krank liegen. Drei volle Jahre vergehen, 7000 Mark werden zugesetzt; „vor Ort", wo der letzte Häuer des alten Betriebs den letzten Schlag gethan hatte, finden sie überall nur totes Gestein. Neue engere, noch stickigere Stollen und Schächte werden angelegt, in denen man in fast kriechender Stellung arbeitet, von Neuem erkrankt der Bühler. Ofenröhren, die in einer Länge von 400 Fuß zusammengesetzt werden, helfen dem Luftmangel, der „Wetternötigkeit", ab. Endlich dicht vor Weihnacht 1881 schlägt der zähe Bauer eine reiche Ader gediegenen Bleies auf, und darunter findet er

[1]) Das Folgende nach Hansjakob, Erzbauern S. 304. 217. 250.

Silber. Er baut eine Scheid- und Pochhütte und scheidet die Schlacken vom edlen Gestein. Dieses sendet er aus seiner Bergeinsamkeit nach Sachsen, Aachen und Ems und gewinnt dort manche 1000 Mark. Aber das Unvermögen, den Herrensegen im Großen und recht bergmännisch zu betreiben, veranlaßte endlich die polizeiliche Schließung seiner Gruben. Der Herrensegen „fiel wieder ins Freie.“ Da fing der Benedikt mit seinem Jüngsten an auf seinem eigenen Bühl einen Stollen einzutreiben, und noch hofft er, auf den alten Benauer Erzgang „einzubrechen“ und noch dazu den alten Friedrich Christian wieder „anzupacken“ und Silber die Hülle und Fülle zu finden.

Von den Bergleuten der eingegangenen Heubacher Gruben, in die man einfuhr, nachdem man das christliche Glaubensbekenntnis und das Gebet zu den fünf Wunden Christi gebetet hatte, sang noch 1896 in St. Anton im Heubach ein alter Obersteiger das weitbekannte Bergmannslied:

„Frisch auf ins Feld, der Bergmann kunnt (kommt),
„Denn er hat ein helles Licht bei der Nacht,
„Sein helles Licht schon angezundt“ u. s. w.

Und wie einem Schwanengesang, fügte er dazu ein andres, wenig bekanntes Lied:

„Wenn ich betrachte das bergmännische Leben,
„So möcht' sich ein jeder der Gewerkschaft ergeben.
„Ich liebe und lobe die Zweischlegeleinsgesellen,
„Im Berge zu bauen, thut mir am meisten gefallen.

„Die bergmännischen Regeln sein silberreiche Wort,
„Sie lassen sich hören bald hier und bald dort.
„Früh morgens, spät abends bei Mondscheins-Glückauf
„Versammeln wir uns alle nach bergmännschem Brauch.

„Und sollt' ich mein Leben so ängstlich aufgeben,
„Auf immer und ewig als Bergmann zu leben,
„Als Bergmann zu leben, ist Lust mir und Lab,
„Die allerletzte Grube soll sein dann mein Grab“ [1]).

Noch ist zweier mächtiger badischer Waldgewerbe zu gedenken, der Flößerei und der Schwarzwaldindustrie, von denen das eine

[1]) Hansjakob, Waldleute 167.

in den letzten Zügen liegt, das andere immer wieder aufatmet. Die Flößerei gehört freilich mehr zu den Wassergewerben und hat eine lange wechselvolle Geschichte hinter sich, die vielleicht bis in die Zeit hinaufreicht, als die Römer auch am Rhein Flotten bauten. Die beiden in Ettlingen und Baden-Baden gefundenen Votivsteine, die dasselbe Neptunsbild und dieselbe Inschrift tragen, laut welcher sie von einem „contubernium nautarum“, einer Schifferzunft, geweiht sind,[1]) müssen auf die Flößerei bezogen werden, da weder die Alb, noch die Oos schiffbar ist. Die älteste deutsche, erst kürzlich veröffentlichte Urkunde über Flößerei stammt aus dem J. 1342[2]) und bezieht sich auf die Enz, Nagold und Würm, deren Zusammenfluß Pforzheim zum Hauptort der Enzflößerei machte, und auf den Neckar. Aus ihren aus der Erfahrung gewonnenen Bestimmungen über die Weite der von „Saule“ zu „Saule“ des Wehrs reichenden Durchfahrt darf man auf ein noch höheres Alter der dortigen Flößerei schließen. Wahrscheinlich war diese damals bis Pforzheim nur Wildflößerei, wie sie auf der Murg noch im 19. Jahrhundert gang und gäbe war, d. h. das Sägeholz wurde in Klotzform, das Brennholz in Scheiterform lose, doch in so großer Masse zu gleicher Zeit den Fluß abwärts geflößt, daß es wie etwas Zusammenhängendes aussah. Noch heute ist die Enz erst von Pforzheim abwärts ein natürlich floßbares Gewässer, die oberen Flüßchen sind nur künstlich floßbar mit Hilfe der durch Wasserstuben und Wehre bewirkten Schwallungen.[3]) Im J. 1399 wurde zwischen Baden und Eberstein ein Vertrag über das Flößergewerbe auf einem andern Flusse, der Murg, abgeschlossen. Die merkwürdigste Flößergesellschaft ist die „Murgschifferfahrt“, die die mannichfaltigsten Umbildungen durchmachte. Sie war vielleicht ursprünglich eine aus sieben Stämmen bestehende Waldmarkgenossenschaft und besitzt noch mächtige Waldungen an der oberen Murg und am Flusse eigene Sägewerke.[4]) Gernsbach ist der Hauptsitz. Im Kinziggebiete ahmten die Schiltacher und die Wolfacher mit vorübergehendem Erfolg die Murgschifferschaft nach, oder einzelne Herren betrieben die Flößerei.

[1]) Brambach, Corpus inscriptionum Rhenanarum no. 1668. 1678.

[2]) Vgl. Urkunden des Stadtarchivs zu Pforzheim, hg. v. Leonard Korth.

[3]) Gerwig im Pforzheimer Anzeiger Februar 1900.

[4]) Emminghaus, die Murgschifferfahrt in der Grafschaft Eberstein 1870. Doch vergleiche Gothein in der Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 42. Bd.

Die „Laufenknechtordnung" von Laufenburg vom J. 1401 erwähnt zuerst die oberrheinischen Flöße. Weiter unterhalb besaß die aus Bewohnern von Rheinfelden, Säckingen, Schwörstadt, Karsau, Wallbach, Ryburg, Augst, Grenzach und Warmbach bestehende angesehene „Rheingenossenschaft" bis nach Klein-Hüningen hin schon im Mittelalter die Schiffahrts-, Flößerei- und Fischereigerechtsame.[1])

Den höchsten Aufschwung nahm die Flößerei seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, als die ersten Holländer in den Schwarzwald geritten kamen wegen der damals noch häufigeren starken Eichen und der langen Tannen und Forchen, der sogen. „Holländerstämme". Man staute jeden Gebirgssee, jeden Sumpf, jedes Bächlein, um auch im seichtesten Bett die Sägklötze und Scheiter zum Rhein zu „schwallen". Die Anwohner der Bäche klagten über mancherlei Schaden, den die Flöße dem Ufer zufügten.[2]) Am Ende des 18. Jahrhunderts beschwerten sich die Zarter und Kirchzarter in Freiburg darüber, daß die Dreisamflötzung den Grund „unterfresse", wo sich das Holz „stecke", und daß sie die Wasser austreten und die Wege unbrauchbar mache. Nach warmen Tagen werde sogar das Wasser durch das harzige Tannenholz zum Gift für die Matten.[3])

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ging die Flößerei immer mehr zurück. Die Konkurrenz der amerikanischen und norwegischen Hölzer begann sich in Holland fühlbar zu machen, auch die der oberschwäbischen, ja sogar der bayrischen und östreichischen Waldungen, die Holz bis in die Rheingegend lieferten. Neue Landstraßen und Eisenbahnen entzogen den Holztransport den alten romantischen Wasserwegen; die immer zahlreicheren industriellen Wasserwerke vertrugen auf ihren Flüssen keine Flößerei. So ist diese auf den Flüßchen schon länger eingegangen, auf einigen badischen Flüssen fristet sie noch ein kümmerliches Dasein, während sie auch auf dem oberen Neckar von Rottweil bis Besigheim seit dem J. 1900 gesetzlich untersagt worden ist. Mit Tannen geschmückt fuhr am 26. Oktober 1899 das letzte Floß an der alten Musenstadt Tübingen vorbei, und zum letzten Male scholl zu den Neckarflößern hinüber der aufreizende Studentenruf: „Jockele, sperr!"

---

[1]) Vetter, Die Schiffahrt, Flötzerei und Fischerei auf dem Oberrhein.

[2]) Zeitschr. f. d. Gesch. d Oberrheins 11,257. 42,401.

[3]) Freiburger Archiv.

Alle den Rhein herunter nach Laufenburg kommenden Schiffe und Flötze — denn badisch heißt das Floß „der Flotz" — mußten oberhalb dieser Stadt anhalten. Dann ließ man die Flötze frei über den malerischen Stromschuß, „den Laufen", schnellen, wobei sie durch die Gewalt des Wassers aufgelöst wurden. Da polterten die stolzen Baumriesen der Glarner Alpen wild donnernd übereinander. Unterhalb ländeten die Laufenburger Schiffer, „die Laufenknechte", die Hölzer und banden diese im Verein mit den Leuten von Rhina und Murg wieder zusammen. Doch das Abführen rheinab stand nur den Rheingenossen zu.

Diese Rheingenossenschaft[1]) der Schiffer und der Flößer und der „gemeinen Fischer-, Waid- und Maiengenossen" konnte schon im 14. Jahrhundert auf einen alten und gesicherten Bestand zurückblicken. Sie war wie fast alle Fischerzünfte auf die Angehörigen bestimmter Familien beschränkt. Nach dem Maienbriefe oder der Neuen Ordnung von 1808 hatte die Gesellschaft einen ersten Vorsteher, den Rheinvogt, und zwei Rheinfähndriche. Jener blieb sechs Jahre im Amte und wurde abwechselnd aus den Rheingenossen des rechten und des linken Rheinufers durch „Handmehr" gewählt. Alle zwei Jahre fand unter dem Vorsitz eines badischen und eines aargauischen Oberbeamten eine allgemeine Versammlung, das Maiengericht, an einem der Rheingenossenorte statt, abwechselnd hüben und drüben. Die „Wochengefährtsrechnung" regelte die Personenbeförderung durch die Schiffer von Säckingen bis Klein-Hüningen, die „Kehrordnung" die Fahrten der Flötze. Den Fischern wurden bestimmte Bezirke zugeteilt. Die Lehrzeit dauerte drei Jahre, die Zeit des Knechtsdienstes zwei. Erst wenn ein Flotzknecht im Beisein der „Schaumeister" ein „Geschirr" (Ruder) und eine „Störe" angefertigt und, vorn auf dem Flotz stehend, diesen bei hohem wie niederem Wasser sicher geleitet hat, ohne irgendwo hängen zu bleiben, kann er Meister werden, dem die Führung durch die zwei „Gewilde" bei Beuggen und den „Höllhaken" bei Rheinfelden anvertraut werden darf. Alle Genossen mußten dem Rheinvogte „an den Stab" geloben, ihren Verpflichtungen treu nach-

[1]) Vgl. außer Vetter a. a. O. das Rechtsgutachten in Sachen Max Wunderlin gegen den Kanton Aargau, betreffend das Recht der Fischerei im Rhein zwischen Rheinfelden und Säckingen, von Ulr. Stutz 1900.

zukommen. Das „Maiengericht“ der Genossen war ein Volksfest und wurde durch ein Hochamt eröffnet. Voran ging dem Zuge zur Kirche ein Musikkorps, dem der eine Fähndrich mit der Rheinfahne folgte, diesem die Regierungskommissäre, dann der Rheinvogt mit dem Stab, der Kassier mit dem zweiten Rheinfähndrich, nach diesen die übrigen Gerichtsleute und zuletzt die sämtlichen Rheingenossen. Der erste Fähndrich trug über die rechte Schulter eine Schärpe und einen Mantel von blauem Sammet, der Rheinvogt, der zweite Fähndrich und die übrigen Gerichtsleute Tuchmäntel von gleicher Farbe und sämtliche Rheingenossen Seitengewehre und grüne Sträußchen auf der linken Brust oder dem Hute. Nach dem Gottesdienst wurden in der Versammlung die Maienbriefe und Ordnungen abgelesen, Gesellschaftsangelegenheiten beraten, Wahlen vorgenommen, Rechnungen abgehört und Frevel gestraft. Zum Schluß ein Mahl, zu dem benachbarte Beamte, Geistliche u. s. w. eingeladen wurden. Das kostete 1847 etwa 1000, in den 60er Jahren etwa 400 Gulden. 1879 wurde nach einer zwischen Baden und der Schweiz getroffenen Übereinkunft die Schiffahrt und Flößerei von Neuhausen bis unterhalb Basel freigegeben, die übrigens schon vorher durch den Eisenbahnverkehr bedeutungslos geworden, außerdem der Industrie und Fischerei lästig war. Damit nahm die Rheingenossenschaft als Schiffer- und Flößerzunft ein Ende, Maiengericht und Rheinvogt stellten ihre Thätigkeit ein, und die Protokolle und Amtsinsignien wurden samt der Rheinfahne und dem Stab der Staatsbehörde ausgeliefert.

Wieder anders gestaltete sich das Flößertum des letzten Jahrhunderts im Kinziggebiet.[1] Während im Winter der „Wieder“ unten im Thal gebähte und gedämpfte Haselstauden zu hölzernen Seilen, „Wieden“, drehte, „riesten“ die Holzmacher die Tannenbäume zu Thal, wo man sie im Bach mit den Wieden zu einem „Floze“ einband, „G'stör“ an „G'stör“, bis zu einer Länge von 1500 Fuß. Nun wurde das Wasser oberhalb des Floßes gestaut und in einem Weiher gesammelt. Losgelassen rauscht es wie Donner daher, die Flößer nehmen ihre Plätze vorn am Steuer auf dem „Vorpläz“, in der Mitte und am letzten G'stör ein, teils mit Äxten, teils mit langen Stangen bewaffnet und nur mit Hemd, Kniehose und Strümpfen, um

[1] Vergl. Hansjakob, Waldleute S. 77 ff. 191 ff.

sicherer zu stehen, bekleidet. Sie knieen zum Vaterunser um glückliche Fahrt durch die „Hölle“, die Felsenschlucht eines Nebenbachs der Kinzig, des Heubachs, nieder oder bringen ein Hurrah auf den Kaiser aus. Die Wiede, die den Floz noch festhält, wird mit der Axt durchhauen, unter dem Ächzen der Weiden und Knirschen der Stämme saust er auf dem zischenden Schwellwasser durch die steile dunkle „Hölle“, um nach dreiviertelstündiger Fahrt in der Kinzig verankert zu werden. Dann begann die „Fahrt ins Land“. Ein Hauptausfuhrort war Wolfach. Aber seit dem 1896er Hochwasser, das die letzten Reste von den Stauvorrichtungen des hohen Mühlenteichs bei Wolfach zerstörte, passiert kein Floß mehr das Städtchen. Vorher hieß es, wenn dieser Teich geöffnet wurde: „'s kummt a Floz“. Der Steuermann auf dem „Vorplätz“ giebt dem vordersten G'stör den richtigen Weg durch den schäumenden Wasserfall, die übrigen G'störe drängen nach, und im Nu bildet die ganze Holzschlange einen „Ehlebogen“, die hinten angebrachte „Sperre“ ist nun auch unten. Es kracht, aber die starken „Wieden“ halten und „Sperr, sunst geits an Haufe“ (giebts einen Haufen) ruft der Steuermann, und der Sperrer stellt seinen schweren „Sperrbengel“ hoch, damit er den Lauf anhaltet, das Gefüge streckt sich, und der Floz gleitet ruhig weiter. Wenn sie aber an die Haslacher Brücke kamen, so machten die Buben das Flözergespann, 10—12 Mann, mit allerhand Spottreden wild, wie die Tübinger und Heidelberger Studenten die Neckarflözer. Hatten sie gute Fahrt, so fuhren sie in zwei Tagen bis an den Rhein nach Kehl und auf einem Leiterwagen wieder heim. Hatten sie lange Fahrt, jeweils bis zu einer Woche, gehabt, so kamen sie zu Fuß herauf, ihre Äxte und Stangen auf der Schulter und daran hängend die Tauringe. Eingebunden wurden die Rheinflöße, die aus Mastbäumen und Schiffsplanken bestanden, aus mehreren Kinzigflößen in Kehl und mit 40—50 Personen bemannt. Ein Obmann der Kinzigthäler Schifferschaft geleitete oft den Floz bis nach Holland. Sollte das Floß rechts gelenkt werden, so rief der Steuermann: „Hessenland“, sollte es links gehen: „Frankenland!“ Nachts wurden die Flöße verankert, und die Flößer übernachteten in einer auf dem Floß errichteten Hütte. In Holland wurden die Stämme jeweils einzeln oder in kleinen Partieen „auf den Abstreich“ versteigert. Während

der 10—12 wöchentlichen Dauer einer solchen Fahrt, beteten daheim die Kinder des Obmanns mit der Mutter jeden Abend einen Rosenkranz, am Tag der Heimkehr des Vaters aber bekamen sie Kaffee und die älteren Söhne aßen mit ihm einen Kalbskopf.

Eine seltsame, lange Fahrt war den Kinzigthaler Flößern im Anfange der 70er Jahre zugedacht, sie wurden nämlich wegen ihrer Geschicklichkeit für Ungarn und Siebenbürgen gesucht. Gegen 200 Mann zogen unter einem „Paßführer“ dahin, manche, um in den Karpathenflüssen umzukommen, manche, um bald wieder mit einem guten Stück Geld heimzukehren. Aber die Kinzigflößerei hörte auf, und heute verladen die letzten Flößer die Tannenbäume auf den Bahnhöfen der Schwarzwaldbahn, einige flößen jetzt im fernen Bayern. Auf der Murg und Enz dauerte noch bis ins 19. Jahrhundert das Scheiterholzflößen. In jene wurde in Rauh- und Schönmünzach und Herrenwies, in diese an den Poppel- und Kaltenbachseen das Holz von hunderten von Männern, Frauen und Kindern ins Wasser geworfen, wohl 14 Tage lang. Dabei bildeten sich Stauungen von über 100 Meter Länge, die die am Ufer oder an erhöhten Stellen im Fluß stehenden Holzknechte mit langen Stangen losstießen, worauf sie mit mächtigem Krachen abgingen. Der größte Murgholzfang war in Hörden: steinerne Pfeiler, die quer über das Wasser durch Stämme verbunden waren. An diese lehnten sich andre schräg gegen das Wasser gestellte Stämme, an denen sich das herabgeschwemmte Holz oft donnernd haushoch emportürmte. Ging ein Klotz oder Scheit durch, so erhielt der Auffänger bis zu einem Gulden Belohnung. In den Wachthütten der Enzwehre in Pforzheim brannten bis 1865 nachts Feuer und war Mannschaft bereit, um Stockungen des Scheiterholzes zu verhindern. Zum Schluß kam ein einstöriges Floß, dessen Leute mit ihren Scheiterhaken die Flußsohle nach gesunkenen Scheitern absuchten. Die großartigste Flößerunternehmung war wohl die 1801 zu Pforzheim gegründete „Holländerkompagnie“, die die Hölzer bis Holland selbst zu verflößen beschloß. 1802 ging das erste Rheinfloß von Mannheim ab, 732 Fuß lang und 84 Fuß breit. Der Markgraf Karl Friedrich ehrte das Unternehmen dadurch, daß er auf dem Floß zu Mittag speiste und es bis zur Rheinspitze begleitete. In Mannheim, aus den „steifen Stücken“ von 200 Meter Länge und 12—13

Meter Breite zusammengesetzt, wurde solch ein Floß, nachdem es die Felsen und Strudel zwischen Bingen und Koblenz glücklich hinter sich hatte, in Koblenz oder Andernach zu einem „Kapitalfloß“ vergrößert. Der Steuermann stand auf dem 6 Meter hohen Steuerstuhl, er fuhr aber nur bis Mainz, von wo ein Rüdesheimer bis Düsseldorf steuerte, um hier einem Holländer bis Dortrecht Platz zu machen. Etwa 450 Ruderknechte bewegten die 52 Schlagruder nach dem Takte, den die Floßmeisterknechte gemäß den Winken des Steuermanns mit Gerten schlugen. Zu dieser Bemannung kamen noch 70—80 Mann Ankervolk, der Floßherr oder Faktor mit Familie, mehrere Meisterknechte, der Proviantmeister und die Köche. Unter den Ruderknechten befanden sich manche Handwerksburschen, die rheinabwärts wollten. Wahrschauernachen fuhren voraus, um die Flußstraße frei zu halten und das Öffnen der Schiffbrücken anzumelden. Da sich auf diesen bis 2 Meter tiefgängigen Flößen, die bis Dortrecht 42 Zollstätten zu passieren hatten, zwischen den aufgestapelten geraden und krummen Eichenhölzern Hohlräume, sogen. Nester, ergaben, so wurden sie gern für Schmuggelwaren, namentlich Salz- und Weinfässer, benützt. So fuhr damals auf diesem wundersamen Fahrzeug ein ganzer kleiner Staat den schönsten Fluß hinunter, an all seinen alten Städten und Burgen, an seinen Weinbergen und üppigen Feldern vorüber. Solch ein Menschenaufwand wird nicht mehr getrieben, aber Flöße mit einer Mannschaft bis zu hundert Köpfen schwimmen noch heute, mit Küche und Viehstall besetzt, von Mannheim nach den holzarmen Niederlanden hinab.

In Pforzheim war die Floßzeit von Ostern bis St. Gallentag festgesetzt, damit die Schiffer die heilige Zeit der Fasten und Ostern, auch zu Weihnachten daheimblieben. Am Ostermontag, der für Meister und Knechte Festtag war, hielt die Zunft unter den Klängen des Flößermarsches ihren Umzug. Die Floßzeit wurde eingeleitet durch den „Rügungstag“. In der unteren Kirche zu Gernsbach, dem Hauptort der Murgflößerei, hatte die Schifferschaft ihren Jakobusaltar, ihre Kerzen und Seelmessen, ihr Almosen und ihren Ehrenplatz bei Prozessionen.

Noch ein paar Jahrzehnte — und das letzte fröhliche Flößerleben ist von allen badischen Flüssen hinweggefegt!

Die andre Wasserarbeit, die Fischerei, hat ein etwas besseres Geschick gehabt, doch wird sie in größerem Maßstabe nur auf dem

Bodensee betrieben, in Baden also namentlich in dem sogenannten Triechter, Tritter oder dem freien See von Konstanz, im Unter- und im Überlinger-See. Dann weiter abwärts im Rhein und in seinen Altwassern. Auf den an den Ufern entlang gelegenen seichteren Stellen jenes gewaltigen krystallhellen Fischbeckens, an den „Gründen und Halden" des Sees, üben zwar nur die angrenzenden Ufergemeinheiten ein ausschließendes Fischereirecht, aber darüber hinaus der „weite und freie See" oder „der Schweb" oder auch „Triechter" [1]) steht den Fischern aller fünf Uferstaaten zum Fang offen. So ist das schwäbische Meer noch immer in gewissem Sinne „eine Almende", wie es um die Wende des Mittelalters „des heiligen römischen Reichs offene Almende" hieß. Während aber die Regierungen jener fünf Staaten für ihre Eigengewässer zweckmäßige Fischereigesetze erließen, hat man sich erst im letzten Viertel des Jahrhunderts auch über solche Bestimmungen für den Bodensee verständigt. Der Fischstand hatte infolge der langen Raubfischerei sehr abgenommen.[2])

Dennoch ist der Fischfang namentlich von Seeforellen und Felchen insbesondere auf dem Überlingersee noch immer von Bedeutung. In Überlingen bestand seit 1474 neben den sechs anderen Zünften eine Fischerzunft, zu der auch die Schiffs- und die Fuhrleute gehörten. Ihr Zunfthaus war bei ihrer Aufhebung der jetzige Gasthof zum Löwen, in dem noch jetzt ein getäferter Saal und getäferte Nebenstuben, sowie mehrere Ölgemälde aus jener Zeit stammen. Jetzt aber kann Jeder fischen gegen Lösung einer Fischerkarte, und so sitzen denn manche Angler am Ufer. Etwa 50 „Schweber" fischen von Gondeln aus, einzeln oder zu Zweien, auf dem See mittelst der Schwebschnur und dem Schwebnetz. Die eigentlichen Berufsfischer aber, meistens alte Seehasenfamilien, fangen, in Gesellschaften von je vier Mann in besonderen Fischerkähnen, namentlich Blaufelchen in gewaltigen Garnen. Dieser wetterharten Männer, die mit Hemd und Hose und einem Schurzfell vom Hals bis über die Knie herab bekleidet sind, das Haupt mit einem breitrandigen Stroh- oder Filzhut oder einer blauen Schildkappe bedeckt, giebt es am Überlinger See

[1]) Vgl. v. Liebenau, Gesch. der Fischerei in der Schweiz. S. 20.

[2]) Vgl. Rettich, die völker- und staatsrechtlichen Verhältnisse des Bodensees. 1884. Das Folgende nach Dr. Lachmann in Überlingen.

etwa 280, davon die größere Hälfte in Allmannsdorf mit Staad und Egg. Sie verfügen über etwa 70 Kähne. Ihr eichenbohlener, schwarzbetheerter, 10 Meter langer, vorn spitz zulaufender Kahn hat in der Mitte zwischen beiden Wänden einen Fischkasten zur Aufbewahrung anderer lebender Fische, während die gefangenen Felchen sofort getötet und auf den „Felchentisch" gelegt werden. Der Kasten teilt das Schiff in eine hintere Hälfte: „Wanne", und eine vordere, mit Ruderbänken versehene: „Gras". Das Felchengarn besteht aus zwei gleich großen „Wänden" oder Flügeln und dem zwischen diesen befindlichen „Sack". Von den vier Insassen ist einer, meistens der Eigentümer des Kahns, der „Meister", der „den Zug ansteuern thut" und bestimmt, wann und wo man „anfahren" d. h. das Netz auswerfen soll. Er nimmt den Gesamterlös des Fanges ein, während die Andern von ihm Wochenlohn, Kost und Wohnung haben. Der Zweite, der „Garnzieher" oder „Roaber", hat das Netz geschickt auszuwerfen und einzuziehen, wobei er unterstützt wird vom „Schweber" oder „Fähre" (Fergen), der der Hauptruderer ist, und vom „Graser" oder „Grasbue", der an der Spitze des Kahns rudert.

Der Hauptfelchenfang auf dem Überlinger See ist wesentlich Sommerarbeit und dauert von Mai bis Mitte Oktober, aber mittelst des Schwebenetzes wird auch noch den laichenden Felchen bis Mitte Dezember nachgestellt, wenn das Wetter ruhig und milde ist. Dagegen im Januar hört der Fang ganz auf, denn nun „senken sie sich" ganz in die Tiefe des Oberen Sees. Wenn aber das Wasser wieder wärmer wird und der See steigt, dann treten sie ihre Rückwanderung an, dann stoßen die Kähne von fast allen Uferorten des Überlinger Sees ab und werfen ihre Garne aus, aufs Geratewohl, denn die Felchen sind nicht zu sehen. Hat nun ein Kahn einen reichen Fischfang gethan, so eilen von allen Seiten die andern Schiffe, von denen aus das sofort bemerkt wird, an das glückhafte Schiff heran, und bald ist dieser Seeteil von einer ganzen Flottille von 40—60 schwarzen Felchenschiffen belebt. Da fliegen denn die alten Necknamen hinüber und herüber, die Hagnauer werden „Hagenmelker" (Stiermelker), die Meersburger „Subegler" (Saubügler), die Egger „Hornisten", die Uhldinger „Puper" u. s. w. gerufen. Wo sie am Abend gefangen, dahin fahren sie wieder am andern Morgen. Wenn der Pfäh (Föhn)

abekeit (herabkommt), das ist „der beste Luft“ zum Fischen, und darnach bestimmt der Meister die Richtung, nach welcher das Netz ausgeworfen werden soll. Beim Einziehen des Garns merken die Fischer, wenn sie an die „helle Wand“ kommen, sofort, ob Fische im Sack sind. Dann erschallt der Freudenruf „es blätterlet“, d. h. es steigen kleine Luftblasen auf. Der Sack wird rasch entleert, und ein neuer Zug beginnt und wird durchschnittlich in einer Viertelstunde ausgeführt. So können an einem Sommertag oft 50—60 Züge gethan werden, aber dann müssen die Fischer vom frühen Morgen bis zum späten Abend „auf die Schweb gehen“, auf die „Morgen-, Mittags- und Abendsschweb“. Gegen Mittag verzehren sie auf dem Schiff Brot mit Speck oder Käse und trinken ihren Most dazu. Um 4 Uhr Nachmittags landet man im nächsten Uferort, um das „Abendbrot“ zu nehmen, das der Meister bezahlt. Nach 1—1 1/2 Stunden gehts zur Abendschweb bis Sonnenuntergang oder bis „Zunachten“. Die gefangenen Felchen werden alsbald vom Garnzieher durch den Schlag eines Holzscheitchens auf den Kopf getötet, was schon nach einer Konstanzer Ratsverordnung von 1429 von Alters her geschehen mußte.[1]) Die Fischer in den andern Schiffen zählen aufhorchend die Schläge und erfahren so genau, wie viel Fische der betreffende Kahn erbeutet hat. Die Felchen werden dann auf dem Felchentisch vom Graser ausgeweidet und reihenweise, mit dem Rücken nach oben, in den Fischkorb gelegt und mit frischem Gras und mit Kräutern belegt. Der Korb wird an den Händler geschickt. In guten Felchensommern fängt die Mannschaft eines Kahnes täglich 80—100 Stück. Wird noch darüber hinaus gefangen und sind alle Körbe voll, so trägt man die Felchen in „Zeinen“ (Körben) in den Straßen der Uferorte mit dem Rufe aus: „Felcho! Felcho!“

Wie die Frühlingsfreude des Hirten, der wieder auf die Weide ausfährt, so macht sich die des Fischers, der um dieselbe Zeit wieder auf den See ausfährt, in einem Frühlingsfeste Luft, das freilich nur noch in wenigen Ortschaften wie Staad und im schweizerischen Ermatingen in sehr geschwächter Weise gefeiert wird, das ist die sogenannte „Fischerkirbe“ (Fischerkirchweih). Am zweiten Pfingsttage wurde sie früher in allen Ortschaften am See gehalten; was am frühen

[1]) Marmor, Geschichtliche Topographie der Stadt Konstanz. S. 290.

etwa 280, davon die größere Hälfte in Allmannsdorf mit Staad und Egg. Sie verfügen über etwa 70 Kähne. Ihr eichenbohlener, schwarzbetheerter, 10 Meter langer, vorn spitz zulaufender Kahn hat in der Mitte zwischen beiden Wänden einen Fischkasten zur Aufbewahrung anderer lebender Fische, während die gefangenen Felchen sofort getötet und auf den „Felchentisch" gelegt werden. Der Kasten teilt das Schiff in eine hintere Hälfte: „Wanne", und eine vordere, mit Ruderbänken versehene: „Gras". Das Felchengarn besteht aus zwei gleich großen „Wänden" oder Flügeln und dem zwischen diesen befindlichen „Sack". Von den vier Insassen ist einer, meistens der Eigentümer des Kahns, der „Meister", der „den Zug ansteuern thut" und bestimmt, wann und wo man „anfahren" d. h. das Netz auswerfen soll. Er nimmt den Gesamterlös des Fanges ein, während die Andern von ihm Wochenlohn, Kost und Wohnung haben. Der Zweite, der „Garnzieher" oder „Roaber", hat das Netz geschickt auszuwerfen und einzuziehen, wobei er unterstützt wird vom „Schweber" oder „Fähre" (Fergen), der der Hauptruderer ist, und vom „Graser" oder „Grasbue", der an der Spitze des Kahns rudert.

Der Hauptfelchenfang auf dem Überlinger See ist wesentlich Sommerarbeit und dauert von Mai bis Mitte Oktober, aber mittelst des Schwebenetzes wird auch noch den laichenden Felchen bis Mitte Dezember nachgestellt, wenn das Wetter ruhig und milde ist. Dagegen im Januar hört der Fang ganz auf, denn nun „senken sie sich" ganz in die Tiefe des Oberen Sees. Wenn aber das Wasser wieder wärmer wird und der See steigt, dann treten sie ihre Rückwanderung an, dann stoßen die Kähne von fast allen Uferorten des Überlinger Sees ab und werfen ihre Garne aus, aufs Geratewohl, denn die Felchen sind nicht zu sehen. Hat nun ein Kahn einen reichen Fischfang gethan, so eilen von allen Seiten die andern Schiffe, von denen aus das sofort bemerkt wird, an das glückhafte Schiff heran, und bald ist dieser Seeteil von einer ganzen Flottille von 40—60 schwarzen Felchenschiffen belebt. Da fliegen denn die alten Necknamen hinüber und herüber, die Hagnauer werden „Hagenmelker" (Stiermelker), die Meersburger „Subegler" (Saubügler), die Egger „Hornisten", die Uhldinger „Puper" u. s. w. gerufen. Wo sie am Abend gefangen, dahin fahren sie wieder am andern Morgen. Wenn der Pfäh (Föhn)

abekeit (herabkommt), das ist „der beste Luft“ zum Fischen, und darnach bestimmt der Meister die Richtung, nach welcher das Netz ausgeworfen werden soll. Beim Einziehen des Garns merken die Fischer, wenn sie an die „helle Wand“ kommen, sofort, ob Fische im Sack sind. Dann erschallt der Freudenruf „es blätterlet“, d. h. es steigen kleine Luftblasen auf. Der Sack wird rasch entleert, und ein neuer Zug beginnt und wird durchschnittlich in einer Viertelstunde ausgeführt. So können an einem Sommertag oft 50—60 Züge gethan werden, aber dann müssen die Fischer vom frühen Morgen bis zum späten Abend „auf die Schweb gehen“, auf die „Morgen-, Mittags- und Abendsschweb“. Gegen Mittag verzehren sie auf dem Schiff Brot mit Speck oder Käse und trinken ihren Most dazu. Um 4 Uhr Nachmittags landet man im nächsten Uferort, um das „Abendbrot“ zu nehmen, das der Meister bezahlt. Nach 1—1 1/2 Stunden gehts zur Abendschweb bis Sonnenuntergang oder bis „Zunachten“. Die gefangenen Felchen werden alsbald vom Garnzieher durch den Schlag eines Holzscheitchens auf den Kopf getötet, was schon nach einer Konstanzer Ratsverordnung von 1429 von Alters her geschehen mußte.[1]) Die Fischer in den andern Schiffen zählen aufhorchend die Schläge und erfahren so genau, wie viel Fische der betreffende Kahn erbeutet hat. Die Felchen werden dann auf dem Felchentisch vom Graser ausgeweidet und reihenweise, mit dem Rücken nach oben, in den Fischkorb gelegt und mit frischem Gras und mit Kräutern belegt. Der Korb wird an den Händler geschickt. In guten Felchensommern fängt die Mannschaft eines Kahnes täglich 80—100 Stück. Wird noch darüber hinaus gefangen und sind alle Körbe voll, so trägt man die Felchen in „Zeinen“ (Körben) in den Straßen der Uferorte mit dem Rufe aus: „Felcho! Felcho!“.

Wie die Frühlingsfreude des Hirten, der wieder auf die Weide ausfährt, so macht sich die des Fischers, der um dieselbe Zeit wieder auf den See ausfährt, in einem Frühlingsfeste Luft, das freilich nur noch in wenigen Ortschaften wie Staad und im schweizerischen Ermatingen in sehr geschwächter Weise gefeiert wird, das ist die sogenannte „Fischerkirbe“ (Fischerkirchweih). Am zweiten Pfingsttage wurde sie früher in allen Ortschaften am See gehalten; was am frühen

[1]) Marmor, Geschichtliche Topographie der Stadt Konstanz. S. 290.

Morgen gefangen wurde, erhielten die Fischerknechte, worauf sie sich jeweils freuten; denn sie verkauften die Fische um manch schönes Stück Geld. Nach dem Gottesdienst, den alle Fischer besuchten, gingen sie ins nächste Wirtshaus, wo der Meister sie freihielt bis zum Abend hin. Früher war auch Musik und Tanz. Am Sonntag Laetare wird bei Ermatingen am Thurgauer Ufer die „Groppenfasnacht" gefeiert, wegen des Fangs des Groppen oder Kaulkopfs (Cottus gobio).[1]) Als Schutzpatron der Fischer wird noch heute der h. Petrus verehrt.

Ist die Felchenzeit vorüber, so stellen manche Fischer im Winter den Hechten, Forellen, Barschen, Aalen und anderen Edelfischen nach. Mit dem „Wattgarn" fangen sie namentlich oft gewaltige Massen Brachsmen, dann hört man in den Straßen den Ruf: „Hie! heh! Wer will Brachsmen kaufen, soll an Landungsplatz äbe laufen! Hie! heh! 's Pfund für 20 Pfennig", der auch ähnlich in Basel üblich war.[2]) Viele Fischer aber ziehen nach der Felchenzeit ihren Kahn ans Land und bessern ihn zwischen November und März aus, flicken ihre Netze und Garne oder verdingen sich als Holzarbeiter in die benachbarten Waldungen.

Die Fischerei auf dem Oberrhein[3]) weicht von der Bodenseefischerei weit ab. Diese bewegt sich auf einem meerartigen Gewässer, jene auf einem engen reißenden durch Fälle und Schnellen höchst gefährlichen Flusse; die eine gewinnt besonders Felchen, die andere Lachse, wie sie vom 21. Juni bis 21. Dezember, oder Salmen, wie sie in der andere Jahreshälfte heißen. Daher andere Fangarten als dort und andere zum Teil höchst altertümliche Geräte. Es ist kein Zufall, daß die badisch-schweizerische Zwillingsstadt Laufenburg der Hauptfangort dieser Meerfische seit Alters ist: seit 1207 liegt eine große Zahl Urkunden über die dortige Fischerei vor. Denn die meisten Lachse suchen vergebens die dortigen Stromschnellen „Laufen" namentlich im Winter und im Frühjahr zu überwinden. Auf dem „Hügen" unterhalb der Rheinbrücke steigt ein Gerüst, ein „Fischwag"

[1]) v. Liebenau, Geschichte der Fischerei in der Schweiz S. 76.

[2]) v. Liebenau a. a. O. S. 168.

[3]) Vergl. Stocker, Vom Jura zum Schwarzwald 2, 1895, 1. v. Liebenau, Geschicht. d. Fischerei in der Schweiz 1887, vor Allem Vetter, Die Schiffahrt, Flötzerei und Fischerei auf dem Oberrhein 1864.

(d. h. Fischwoge), über der wirbelnden Flut auf, aus der die Enden eines großen Garns hervorschauen. Darüber sitzt spinnenartig lauernd auf schmalem Brette der Fischer, in der Hand ein Bündel Netzschnüre, die ihm anzeigen, wenn ein Fisch sich im Netz verwickelt hat. Sofort schnellt er es in die Höhe. Ist er aber abwesend, so giebt ihm eine mit dem Netze verbundene Glocke das Zeichen. Zwei Drittel aller von Laufenburg bis Basel gefangenen Lachse werden an dieser Stelle herausgezogen. Sechs Monate etwa weilen sie in den dortigen Flußgewässern, zuerst glänzend bläulich und fett, aber in der vom September bis zum Dezember dauernden Laichzeit trübe, schwartig und mager. Die Fischer von Hartheim (Staufen) sagen: „Andrees (30. November) macht den Lachs bös". Die Salmen werden auf den Fischwagen über den „Fürwassern" d. h. den Gegenströmungen am Ufer gefangen, aber die meisten dieser Gerüste sind eingegangen, und z. B. bei Wallbach (Säck.) deuten nur noch zwei Eichenpfosten im Rhein „bi der Wog" an, daß auf ihnen einst eine Lachsfanghütte ruhte. Von dieser Fangart unterscheidet sich die „Stuhlfischerei", die Tag und Nacht, mit und ohne Licht, auf den „Weiden", den verschiedenen privaten Fischbezirken, betrieben wird. Da lauert der Fischer in einem Häuschen auf einem Stuhl und lockt die Salmenmännchen durch ein an eine Schnur befestigtes Weibchen an, bis sich einer der Verfolger über dem Netze befindet. Aber auch verschiedene andere Garne und „Rüschen" (Reußen) werden benutzt. Das „Stechen" aber mit der schweren, siebenzinkigen, mit Widerhaken versehenen Gabel, dem „Geren", ist verboten. Außer den Salmen erscheinen öfters die Nasen (Cyprinus naso) in dichten Scharen, so daß ungeheure Mengen gefangen werden. Noch vor einem Menschenalter holten Schwarzwälder Bauersfrauen Körbe voll dieser Fische ab, um ihre Schweine damit zu füttern.

Die dortige Fischerei hat nicht nur in ihren Vorrichtungen, die zum Teil vielleicht noch auf die Römerzeit zurückgehen, etwas stark Conservatives und Altertümliches. Die Familie Lützelschwab aus Augst am schweizerischen Ufer des Oberrheins bekleidete von 1656 bis 1810 fast ununterbrochen das Amt der oben erwähnten Rheinvögte[1]. Die Fischerzünfte, die freilich wohl nicht aus den altrömischen Schiffer-

[1]) Vetter a. O. S. 83.

gesellschaften, sondern aus den späteren deutschen Erblehengenossenschaften hervorgegangen sind, haben eine größere Ausdauer bewiesen als alle anderen Zünfte. Die badische Regierung betrachtete die Fischerzünfte wohl als gewerbliche Körperschaften, nicht aber als eigentliche Zünfte und nicht als durch die neuere Gewerbegesetzgebung aufgehoben. Die Zunftorganisationen fielen weg, aber die zünftigen Fischereirechte blieben, und die Zünfte lebten als Fischereivereine weiter, und wo diese Rechte durch Geld abgelöst sind, pachten die alten Fischerfamilien ihre alten „Fischenzen" wieder. Für sich, ohne Verbindung mit den Schiffern und Flötzern, erlangten die Fischerinnungen übrigens selten wirkliche Bedeutung und politischen Einfluß. Sie waren meistens mehr kirchlich-religiöse und rein wirtschaftliche Verbände, die an gewissen Tagen einen gemeinsamen Gottesdienst feierten, Rechnung ablegten, Knechte auf- und abdangen, Streitigkeiten zwischen diesen und den Meistern schlichteten und für Armen- und Krankenpflege sorgten. Ihr kirchlicher Sinn hinderte nicht, daß sie ihre Fischerstuben nicht nur mit den Bildern großer oder seltener Fische, sondern auch mit manchen schlüpfrigen Dekorationen verzierten und gern Lieder von der derbesten Art sangen[1]).

Auch am Rhein unterhalb Basel gab es und giebt es noch manche Fischer und Fischergesellschaften in Neuenburg, Hartheim, Breisach, Burckheim, Auenheim u. s. w., aber ihr Gewerbe und ihre Organisation hat nicht den großen Zug wie die am Bodensee und am Rhein oberhalb Basel.

Während in Hartheim (Staufen) den größten Teil der Landwirtschaft die Frauen besorgen, ist das Steinführen, Steinschiffen und Faschinenmachen für die Rheinbauten die Sache der Männer, aber auch die Fischerei. Die Fischer bilden hier noch eine Art Zunft unter dem ungern angenommenen Namen „Fischerverein". Aus jedem Hause darf diesem ein Mann beitreten und das Gewerbe betreiben, nachdem er vorher beim Zunftmeister das Meisterstück, das in einer Netzstrickerei besteht, gemacht hat. Im Gasthaus zum Salmen, im Zunfthaus, hängt das Zunftschild. Der 2. Februar ist Zunfttag, an dem die Rechnung abgeschlossen wird, aber zuweilen wegen Geschäftsüberlistung auch Prügelei entsteht. Am Abend aber wird von 5 Uhr

[1]) v. Liebenau a. a. O. S. 82.

an bis morgens 7 Uhr brüderlich getrunken, gegessen und getanzt. Tags darauf ist ein Seelenamt für die verstorbenen Mitglieder, das aber aus soeben nahegelegten Gründen fast nur von den Fischerfrauen besucht werden kann. Die „Fischerzunft“ in Auenheim bei Kehl, deren älteste Fischerordnung vom Jahre 1442 stammt, wurde früher alle zwei Jahre am Dreikönigstag gefeiert. Neptuns dreizinkige Fischgabel, „Geren“ genannt, schwarz im goldenen Schild ist das Gemeindewappen. So führten auch die Zürcher Fischerzunft und der Bischof von Basel den Fischerstachel, Straßburg und Gengenbach aber einen springenden Salmen im Wappen. Berühmt ist Auenheim durch seine gebackenen Fische, von denen viele am Sonntag in den Wirtshäusern verspeist werden. Dann heißt's: „I ben zu Auene g'wäe, Hab' Fisch gässe, Senn guet g'wäe, I hett no meh gässe, Senn kenn meh do g'wäe!“ Am Karfreitag ißt man „Nasen“ (Cyprinus naso). In durchlöcherten hölzernen mondsichelförmigen Fischkasten, „Fleschoff“ oder „Floßschiff“ [1]) genannt, die an der Seite der Fischerkähne befestigt sind, werden die Fische nach Straßburg gebracht. Fischer und Flößer um Kehl haben noch ihre eigene praktische Werktagstracht, nämlich außer der schwierig anzulegenden Hanauer roten Tuchweste einen großen weißen Zwilchmutzen (Kittel), der mit Messinghaften statt mit Knöpfen und mit weißem Flanellfutter versehen ist.

Das zweite aus dem Walde hervorgegangene große Gewerbe ist die Schwarzwaldindustrie,[2]) in ihrer Entstehung und zum Teil noch in ihrem gegenwärtigen Betriebe eine volkstümliche Hausindustrie, wie sie so viele deutsche Bevölkerungen, namentlich in den Gebirgen, hervorgebracht haben. Spornte hier wie dort die Unergiebigkeit des Bodens und die lange Dauer des Winters dazu an, so kam auf dem Schwarzwald noch das eigentümliche Hofrecht hinzu, nach welchem der jüngste Sohn alleiniger Erbe wurde, während die älteren Brüder

---

[1]) Vetter a. O. S. 21.

[2]) Vergl. Magazin f. d. Handlung und Handlungsgesetzgebung Frankreichs und der Bundesstaaten hg. v. Fahnenberg. Karlsruhe 1810 ff. 6 Bände. Trenkle, Geschichte d. Schwarzwälder Industrie 1874. Gothein, Wirtschaftsgeschichte d. Schwarzwalds 1. Band. Schriften d. Vereins f. Socialpolitik 41. Band 1889: Muth, die häusliche Bürstenfabrikation im badischen Schwarzwald S. 65. Hubbuch, die Uhrenindustrie d. Schwarzwalds S. 79. Schott, die Holzschnitzerei d. Schwarzwalds S. 103. Duffner, die Strohindustrie im badischen Schwarzwald.

als Knechte dienen oder, in einem „Berghüsle“ des Großbauern untergebracht, taglöhnern und so ihre Familie ernähren mußten (S. 329 f.). Manche von diesen ergriffen begierig jede gewerbliche Thätigkeit, um sich ein besseres und unabhängigeres Dasein zu schaffen, und vorzugsweise ihrer Begabung und Ausdauer war es zu danken, wenn die Industrie auf dem Schwarzwald so kräftig, mannichfaltig und eigenartig emporwuchs, wie kaum auf einem andern deutschen Gebirge. Ihre Träger waren nicht nur Handwerker, sondern blieben auch daneben Kleinbauern und erhielten sich durch ihren kleinen Grundbesitz das Gefühl der Selbständigkeit und der bürgerlichen Haltung. Und die einzelnen Familienmitglieder konnten auf der eigenen Scholle ihren Hafer und ihre Kartoffeln bestellen. Diese ältere patriarchalische Form der Hausindustrie gewährt dem Arbeiter ein innigeres Zusammenleben mit den Seinigen, mehr Freiheit in der Zeiteinteilung und Wechsel in der Arbeit und einen starken materiellen Rückhalt bei geschäftlichen Krisen. Aber dafür ist er auch oft zu längerer Tagesarbeit genötigt als der Lohnarbeiter, und seine Kinder werden oft zu früh zu anstrengenden Handarbeiten verwendet. Außerdem litt auch die Schwarzwälder Hausindustrie unter dem Trucksystem des Zwischenhändlers. Der Spinnereiferger, der Uhrenpacker, der Strohgeflechthändler waren unentbehrliche, aber ebenso verhaßte Leute. Sie drückten die Preise der Fabrikate und entlohnten den Arbeiter mit teuren Waren anstatt mit baar Geld. Noch heute ist dieses Uebel nicht ganz überwunden.

Die Glanzperiode der Schwarzwälder Hausindustrie ist dahin. Soweit sie sich in ihrer volkstümlichen Form noch erhalten hat, führt sie ein ziemlich kümmerliches Dasein. Im Ganzen weicht die nebenher betriebene Landwirtschaft immer mehr vor dem gewerblichen Betriebe zurück, die Hausarbeit vor der Fabrikarbeit, das Geschäft auf eigene Rechnung vor der Lohnarbeit bei einem Fabrikanten. Nur ganz vereinzelt tritt heute noch der Landmann als selbständiger Fabrikant und zugleich als Händler auf, so z. B. in der Bürstenmacherei von Todtnau und in der Schneflerei (Küblerei) von Bernau.

Die natürlichen Vorbedingungen einer bedeutenden Volksindustrie waren für den Schwarzwald hauptsächlich seine großen Waldbestände. Um diese letzteren nutzbar zu machen und insbesondere die rauheren Gegenden des hohen Schwarzwaldes einer geregelten Landwirtschaft

aufzuschließen, veranlaßten im 16. und 17. Jahrhundert verschiedene Klöster und Territorialherren die Gründung von Glashütten. Wohl die älteste ist die St. Blasianische auf dem Äule bei Schluchsee. Wie der Bergmann, so war auch der Glaser nicht an die Scholle gebunden, sondern er errichtete dort seinen Ofen, wo Wald und quarzhaltiger Sand die Vorbedingungen seiner Existenz erfüllten. So sehen wir die Glashütten wandern und finden deshalb auch auf dem hohen Schwarzwald so viele Orte, von denen nur noch der Name Glashütte an die ehemalige Industrie erinnert.

Da der Kaufmann nicht zur Hütte kam, um deren Produkte zu kaufen, so mußten diese vertragen werden. Anfangs waren es die Hintersassen der Glaser, die Holzhauer, Aschensammler u. s. w., welche die Gläser in ihren „Krätzen“ „ins Land“ trugen und dort verhausierten. Bald aber wurden diese Hausierer, Glasträger genannt, unabhängig von den Hütten. Sie thaten sich genossenschaftlich zusammen und bildeten später die sogen. Träger-Kompagnien. Je nach den Ländern, nach denen sie hausierten, unterschied man Elsaß-, Schweizer-, Pfälzer-, Württemberger- und Schwabenträger. Um den Handel erfolgreicher betreiben zu können, erwarben sie sich seit Mitte vorigen Jahrhunderts in den größeren Städten ihres Handelsgebietes Geschäfte. Nun erhielten auch die einzelnen Kompagnien ihre feste strenge Organisation, ihren geschriebenen Vertrag oder „Bund“. Darnach unterschieden sich die Mitglieder je nach der Geldeinlage und ihrer Stellung innerhalb der Gesellschaft in „Gemeine“, auch Ganz- oder Vollkameraden genannt, in „Halbkameraden“ und in „Knechte“. Die wichtigste Bestimmung des Vertrages hauptsächlich für den Schwarzwald aber bestand darin, daß der Träger seine Familie nicht ins Land mitnehmen durfte. So blieb er dem Schwarzwald erhalten, und wenn er sich nach Jahren mühevoller Thätigkeit vom Geschäfte zurückzog, so kehrte er dort zu seiner ursprünglichen Thätigkeit, zur Landwirtschaft, zurück. Übrigens kamen die älteren Mitglieder jedes Jahr zu gemeinsamer Abrechnung auf dem Schwarzwald zusammen. Diese „Träger-Rechnungen“ mit ihrem solennen Festessen fanden früher abwechselnd in Triberg und der Steig (Hinterzarten), später in Lenzkirch statt.

Die große Bedeutung dieses einfachen Hausierers erhellt aber sofort daraus, daß er es war, der die Holzuhr, den Strohhut und

den Blechlöffel von seinen Reisen mit heimbrachte und dadurch den Anstoß zu deren Fabrikation in der Heimat gab. Er war es auch, der die Erzeugnisse der jungen Industrie mit den Glaswaren ins Land hinaustrug und der später ein ständiger Abnehmer für dieselben wurde. War er früher von den Glashütten abhängig, so war jetzt im 19. Jahrhundert ein umgekehrtes Verhältnis eingetreten, indem die Glashütten in seinen Besitz gelangten oder vollständig von ihm abhängig wurden. Auch Uhrenfabriken rief er ins Leben. — Auf dem Schwarzwald hatte jede Kompagnie ihren eigenen Einkäufer, der die einzelnen Plätze mit Schwarzwälder Waren versorgte. So konnte man in den Wälderladen der 40er Jahre Hohlglas vom Äule, Holzuhren von Furtwangen, Triberg, Neustadt, Strohhüte von Lenzkirch, Kübel und Schachteln von Bernau, Blechlöffel von der Bruderhalde, Bürsten von Todtnau und sogar Porzellan von Hornberg finden. Heute besteht nur noch die Kompagnie der Pfälzer-Träger, während die übrigen Gesellschaften sich aufgelöst und die einzelnen Teilhaber die Platzgeschäfte in eigene Rechnung übernommen haben.

Die wichtigste Industrie für den Schwarzwald war und ist jetzt noch, allerdings in ganz veränderter Gestalt, die Uhrmacherei. Glashändler hatten um die Mitte des 17. Jahrhunderts hölzerne Stundenuhren, die wohl aus dem Bayrischen oder Böhmerwalde stammten, als Neuheit mit heimgebracht. Da der Schwarzwälder, wie jedes Bergvolk, in der Handhabung des Holzmessers eine große Fertigkeit hatte, so war es ihm leicht, diese rohen Erzeugnisse nachzuschnitzen. So sollen die ersten Holzuhren ziemlich gleichzeitig um 1665 bei Waldau, St. Märgen und St. Georgen entstanden sein. Aber erst nach dem Utrechter Frieden (1713) kam mehr Leben in die Uhrmacherei. Der Drechsler Simon Dilger in Urach und Franz Ketterer in Schönwald, zwei arme Häusler, sind die ersten, welche Uhren zum Verkauf herstellen. Auf sie, ihre Söhne und Schüler gehen die zahlreichen Uhrmacher-Familien zurück, die bald in jedem Ort und jedem Zinken auf dem hohen Schwarzwald zu finden waren. Um 1800 waren im oberen Kinzigthal und dem Gebiete von Freiburg und St. Peter bis nach Villingen viele hundert Meister thätig, die ihre Uhren durch ganz Europa vertrieben. Mit dieser raschen Ausbreitung Hand in Hand ging die technische Vervollkommnung. Schon um das

Jahr 1720 wurde das Zahngeschirr, etwas später die Teilscheibe und 1740 der Spindelbohrer erfunden. Waren diese Hilfsmaschinen fast nur aus Holz und infolgedessen recht plump, so erfüllten sie doch ihren Zweck und brachten die Uhrmacherei von der ganz handwerksmäßigen Herstellung auf den Weg industrieller Entwickelung. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verbesserte man, man verwandelte 1740 die wagrechte Unruhe oder Wage in einen Perpendikel und setzte an Stelle der hölzernen Getriebe solche aus Metall. Die zerbrechlichen Glasglöckchen wurden ebenfalls durch metallene ersetzt, die man anfangs vom Auslande holte, seit 1760 jedoch in eigenen Gießhütten auf dem Schwarzwald herstellte. Auch das Äußere der Uhr änderte sich jetzt vorteilhaft, indem zuerst Papierschilder und seit 1770 die bemalten und später mit glänzendem Lack überzogenen Uhrenschilder aufkamen, welche der Schwarzwälder Uhr ein charakteristisches Gepräge verliehen. Durch die schreienden Farben und die naturalistische Zeichnung wirkte dieser Schild bestechend auf das Auge der Landbevölkerung und trug viel dazu bei, die Nachfrage nach Schwarzwälder-Uhren zu erhöhen. Im Jahre 1780 fertigte man Uhren, die 8 Tage gingen, und etwa 12 Jahre später die kleinen niedlichen Ührchen, die der Schwarzwälder Humor mit dem Namen „Zweimal-Jockele“ taufte. Ein anderer Zweig der Schwarzwälder Uhrmacherei war die Anfertigung von Uhren mit beweglichen Figuren, sog. Automatenuhren. Schon 1730 stattete man die Uhren mit einem beweglichen Vogel aus, der mit seinem Kuckucksruf fröhlich die Stunden verkündete. Aber erst durch Friedrich Dilger, einen der Bahnbrecher der Schwarzwälder Uhrmacherei, welcher in Paris eine feinere Technik kennen gelernt hatte, erhielten die Uhren mit beweglichen Figuren eine bessere Ausbildung und fanden dann auch größere Abnahme. Bald hatte man Uhren mit allen möglichen Figuren und Vorgängen, so z. B. mit einem Kapuziner, der alle Stunden läutete, mit einer Schildwache, die hin und her ging, oder auch Uhren, auf welchen die 12 Apostel erschienen. Man fertigte aber auch Uhren an, bei denen die Uhr Nebensache und die Automaten die Hauptsache waren. Hier vereinigte sich die Kunst des Mechanikers mit derjenigen des Bildschnitzers. Solche Kunstuhren, an denen sich eine außergewöhnlich große Anzahl von Figuren bewegten, ließen die Uhrenhändler gewöhnlich als Geschenke für fremde Poten-

taten, wie die Kaiserin Katharina II., anfertigen, um dadurch freien Handel in ihrem Lande zu erhalten, oder sie wurden als Schaustücke von Stadt zu Stadt geführt und gezeigt. Eine solche, heute äußerst seltene Uhr befindet sich in der Schwarzwald-Sammlung von Oskar Spiegelhalder in Lenzkirch. Von all diesen Automaten erfreut sich heute nur noch die Kuckucksuhr größter Beliebtheit und Nachfrage.

Im Jahre 1768 wurde die erste Uhr mit Glockenspiel versehen und schon zwei Jahre später die erste musikalische Spieluhr mit Pfeifen geschaffen. Damit war ein neuer Industriezweig, die Spieluhrenfabrikation, eingeführt, die in glänzender Entwickelung zur Orchestrionfabrikation führte. War der Ton der ersten Flötenuhren hüpfend, hart und schneidend, so war durch Beihilfe musikalisch gebildeter Mönche von St. Peter, St. Märgen und Neustadt hierin bald eine gewisse Vervollkommnung erzielt. Den Höhepunkt technischer und musikalischer Vollendung erreichten aber die Orchestrion, die mit ihren Riesenwalzen und vielerlei Instrumenten schließlich auch die großartigsten Orchesterstücke unserer klassischen Meister wiederzugeben vermochten. Das erste schuf gegen Ende der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts Meister Blessing in Furtwangen.

Die Herstellung von Automaten und die Orchestrionfabrikation verlangte durchweg in der Mechanik gut ausgebildete Leute, die daneben künstlerischen Sinn und musikalische Bildung haben mußten. Anders war es mit der gewöhnlichen Holzuhrmacherei, die mehr ins Handwerks- und Fabrikationsmäßige einschlug. Während daher in der Orchestrionfabrikation kaum eine Arbeitsteilung stattfand, so war diese bei der Holzuhrmacherei in einem gewissen Grade durchgeführt. Die Vor- und Nebenarbeiten, wie die Schildmalerei, Glocken- und Rädergießerei, Werkzeugmacherei u. s. w. hatten sich mit der Zeit als selbständige Gewerbe ausgeschieden. Aber an dem eigentlichen Mechanismus der Uhr war kaum eine Arbeitsteilung wahrzunehmen. Jeder Uhrmacher behielt hartnäckig das von seinem Meister erlernte System in der Konstruktion bei. Er konnte auch nicht davon abgehen, weil es ihm an technischer Vorbildung und nicht allein an Verständnis für die eigene Arbeit, sondern auch an der Fähigkeit gebrach, selbst Verbesserungen einzuführen. So versank in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Uhrmacherei in einen Schlaf, aus dem sie die

1850 in Furtwangen gegründete Uhrmacherschule und der moderne Großbetrieb zu neuem Leben erweckte. Diesen verdankt man der Aktiengesellschaft für Uhrenfabrikation in Lenzkirch, vor allem ihrem genialen technischen Leiter Eduard Hauser. Die alte Hausindustrie hatte auf der einen Seite die Holzuhr als gewöhnliches Massenprodukt, auf der anderen Seite die Automaten und Orchestrion als Künstlerarbeiten geschaffen. Die Massenerzeugung feiner, gleichmäßig gearbeiteter Uhrwerke, auf die sich die Schweizer Taschenuhrenfabrikation so ziemlich von Anfang an richtete, hatte sie außer Acht gelassen. Hier setzte die Lenzkircher Uhrenfabrik mit der Fabrikation massiver, ganz aus Metall hergestellter Uhrwerke ein. Damit war die Einführung einer weitgehenden Arbeitsteilung und die Anwendung selbstthätiger Maschinen verbunden, also der moderne Großbetrieb geschaffen. Als neue Uhrenformen treten uns Regulateure und feine Stutzuhren entgegen, die dem modernen Kunstgeschmack angepaßt waren. Die Fabrikation der Massivwerke verbreitete sich ziemlich rasch über den Schwarzwald. Ihre Jahresproduktion war jedoch selbst 1872 nur 100 000 Stück, denen 1 700 000 Schwarzwälder Uhren entgegenstanden. Aber indem sie auch den Anstoß zur fabrikationsmäßigen Herstellung der alten Schwarzwälderuhr gab, versetzte sie der in sich entnervten Hausindustrie einen schweren Schlag. Den Hauptstoß sollte „die Schwarzwälderin“ indes erst durch die sogenannte Amerikaner-Uhren erhalten, die schon seit den vierziger Jahren in den Vereinigten Staaten fabriziert wurden. Bei den Amerikaner-Uhren besteht das Gestell aus Platina, und die darin laufenden Räder sind aus dünnem Messingblech gestanzt. Auch die anderen Bestandteile des Uhrwerkes werden womöglich durch selbstthätige äußerst sinnreich konstruirte Maschinen hergestellt. So konnte mit wenig Aufwand an Material und Zeit eine Großproduktion erzielt werden, die alles Bisherige in Schatten stellte. Heute beherrscht die Amerikaner-Ware nicht allein den einheimischen, sondern mit den Fabriken in den Vereinigten Staaten zusammen den Weltmarkt. Von Jahr zu Jahr drängt die Amerikaner-Fabrikation die „Schwarzwälderin“ mehr und mehr zurück, und heute ist ihr Produkt schon so verbessert, daß sie in einem ernstlichen Wettkampf mit der Massivuhr-Fabrikation eintreten konnte. Der Hauptsitz

der Amerikaner-Fabrikation ist übrigens im Württembergischen Schwarzwald, in Schramberg. Die älteste und größte dortige Fabrik von Gebrüder Junghans fabriziert 2 Millionen Uhren jährlich, was einen kleinen Begriff von der kolossalen Produktion in diesem Artikel geben mag.

Fast in jedem größeren Ort und Städtchen auf dem hohen Schwarzwald finden wir eine oder mehrere größere Uhrenfabriken. Damit ist eine Centralisation der Industrie auf wenige Plätze und die Entstehung eines modernen Arbeiterproletariats vermieden worden. Neben dem Großbetrieb mit seinen vielen Maschinen giebt es auch kleinere Betriebe, die eigentlich mehr den Namen von Werkstätten verdienen. Hier fabriziert der Meister mit einigen Arbeitern und einigen modernen Handmaschinen gewöhnlich Spezialitäten, die ihm ein gutes Fortkommen sichern. Aber auch recht viele Heimarbeiter setzen die Werke zusammen oder fertigen einzelne Bestandteile für die großen Fabriken an. Selbst der Charakter der alten Hausindustrie hat sich vereinzelt erhalten, so z. B. in Neukirch, Eisenbach u. s. w. Wie vor hundert Jahren wohnt hier noch der Uhrmacher in seinem „einschichtigen" schindelbedeckten Wälderhause an steiler Berghalde. Die niedere und dumpfe Arbeitsstube, die meistens zugleich Wohnstube ist, ist durch die zahlreichen Fenster schon von Weitem kenntlich. Hier schafft die ganze männliche Familie vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Frau und Töchter besorgen den kleinen Hausstand oder schaffen selbst mit. Solche Arbeiterfamilien besitzen in der Regel ein oder zwei Kühe und etwas Wiesen- und Ackerland. Ihre Hauptnahrung besteht in Kartoffeln, Mehlspeisen und Milch. Fleisch kommt in der Woche vielleicht ein oder zwei mal auf den Tisch. Wenn auch die Leute wohl kaum so viel verdienen, wie ein besserer Arbeiter, so haben sie bei Fleiß und Sparsamkeit doch ein erträgliches Fortkommen und können sich vielleicht für ihre alten Tage sogar noch einen Notpfennig zurücklegen.

Neben ihrer hochentwickelten Tochter, der Uhrmacherei, lebte die älteste Holzindustrie des Waldes, die einfache Holzschnefelei d. h. die einfachere Schnitzerei namentlich am Südabhange des Feldbergs in Bernau weiter. Außer Kübeln fertigt man hier Bütten, Standen, Schachteln u. s. w. Die Schnefler haben sich kürzlich zu einer Ver-

kaufsgenossenschaft vereinigt. Auch in die hochgelegene arme Kolonie Hundsbach (Achern) ist vor Kurzem mit Staatsunterstützung diese Schnitzerei eingeführt worden. Ein anderes Erzeugnis, der Löffel, wurde nach dem Vorgang der sächsischen Erzgebirgler um 1740 in Schönwald (Trib.) aus Blech und dann aus verzinntem Eisen hergestellt und fand weite Verbreitung. Die Schneflerei gab um diese Zeit aber auch den Anstoß zur Bürstenmacherei[1]) in Todtnau und seiner rauhen Umgegend. Hier soll um 1765 der Müller Thoma, um sich das Zusammenkehren des Mehls in den Mühlgängen zu erleichtern, einen „Mühlenkehrwisch", die erste Bürste, verfertigt haben, indem er in ein längliches Holzstück ungleichreihige Löcher bohrte und darin mit hölzernen Nägeln Schweinsborsten befestigte. Bald darauf stellte er Schuh-, Kleider- und Pferdebürsten her. Das Gewerbe blieb anfangs auf ein enges Gebiet beschränkt, zum Teil deswegen, weil ein paar Stunden thalwärts die gewaltige Baumwollenindustrie des südlichen Schwarzwalds alle Kräfte an sich riß. Aber der von Einzelnen, wie von Kompagnien betriebene Hausierhandel trug die Bürsten weit hinaus ins Elsaß, in die Schweiz, nach Württemberg und Hessen. In den Wohnstuben stellen Frau und Kind vom Morgen bis in die Nacht Ware her, höchst einfach essend und trinkend, während der Familienvater mit seiner 50—80 Pfund schweren Last von Bürsten, Matten und Kehrwischen durch die Städte unten im Lande von Thür zu Thür zieht. Weil er vor der Einführung des Streichfeuerzeugs auch den im Winter gedörrten Zunderschwamm auf den Jahrmarkt brachte, so spotteten die Buben hinter ihm her:

„Bin i nit e Handelsma(nn),
„Bin i nit e Zundelma(nn)?"

Noch heute wird er in den Dreisamdörfern Zundelmann genannt. Die meisten sind mindestens 44 Wochen auf dem Handel und kehren nur zu Weihnachten oder Ostern oder zur Heuernte in ihr Bergdorf zurück. Der Bürstenhändler ist sehr mäßig, und der sprichwörtliche „Todtnauerdurst" bedeutet nur den starken Hunger, den er bei seiner harten Arbeit entwickelt. Sonntags besucht er den Gottesdienst, rüstet seine neue Traglast, schickt Briefe oder Geld nach Hause, bestellt dort

[1]) Klingele in den Schriften des Vereins f. Sozialpolitik 81, 295.

neue Ware, besucht seine Landsleute und geht auch wohl auf ein Abendstündchen ins Wirtshaus, wo er im Gegensatz zu andern Hausierern meist schweigsam den Gästen zuhört. Überhaupt ist er der bescheidenste und angesehenste Hausierer. Seit 1880 aber nimmt sein anstrengender Handel ab, obgleich die Bürstenmacherei in den Häusern, wie in den Fabriken stets wächst.

An die Uhrmacherei knüpfte ein anderes Holzgewerbe, die Holzschnitzerei, an, die sich aber bis heute noch kaum zu einem selbstständigen Gewerbe ausgebildet hat, sondern von der Furtwanger Uhrmacherschule namentlich zur Ausschmückung des Uhrgehäuses gelehrt wird. Dieser Schule trat allerdings nach ihrer Neubegründung eine eigene Schnitzereischule zur Seite. Aber die Schnitzler arbeiten jetzt entweder in den größeren Betrieben in Lenzkirch, Neustadt und Furtwangen, oder haben sich in der Fremde, sogar in England und Amerika, niedergelassen, so daß die alte heimische Hausindustrie aufgehört hat. In jüngster Zeit führen nach dem Musterbuche Kochs: „Der Kerbschnitt“ namentlich Schwarzwälderinnen viele Rähmchen, Brotteller, Handspiegel in schwedischem Kerbschnitt aus.

Wahrscheinlich brachten die Glasträger auch Strohgeflechtmuster aus der Schweiz in ihre Heimat mit, und im Anfang des 18. Jahrhunderts begann ein neuer bäuerlicher Gewerbszweig, die Strohflechterei, aufzublühen. Die bis etwa 1716 allein gebräuchlichen Filzhüte wurden zunächst auf dem Walde von Triberg bis Lenzkirch hin durch breitdachige oder hochcylindrige Strohhüte verdrängt, die in einigen Thälern orangenfarbig geschwefelt wurden. Noch heute kämpft das Stroh mit dem Filz auf den Frauenköpfen mancher Ortschaften um den Vorrang. Verordnungen der Regierung hielten die müßig auf dem Felde lungernden Hirtenbuben zum Strohflechten an, die Hofbauern aber blieben, wie öfters, der industriellen Beschäftigung der Hintersassen abgeneigt. Im Amt Löffingen klagten sie 1776: bei gegenwärtiger Wohlfeile der Früchte möchten die Mägde lieber im Umherspazieren Strohhüte flechten als Bauernarbeit verrichten. Was der Hirte oder die Magd geflochten, nähte die Mutter zu Schlapphüten zusammen, die die Glasträger mit ins Ausland nahmen. Der Obervogt von Triberg, Huber, lehrte im Anfang des 19. Jahrhunderts die feineren Stroharbeiten, Blumengebilde und sogar Ver-

webungen des Strohs mit Seide. Das neue Bleichverfahren des Spengler-Jockele von Schönwald, wonach die Frucht vor vollständiger Reife geschnitten werden mußte, um weißere und biegsamere Halme zu bekommen, erklärten die Bauern für Sünde, die mit Hagelschlag und Wasserschaden bestraft werden würde, aber sie wurden bald beschwichtigt durch den doppelten Preis für grüne Halme. Diese Industrie wuchs bis zum Jahre 1883 fortwährend an, wo sie eine Produktion von weit über eine Million und eine entsprechend hohe Ausfuhr erreichte. Jetzt macht die Japanerin und Chinesin der Schwarzwälderin, die den schweren Marktkorb auf dem Kopfe dahin trägt und in den Händen statt des Strickstrumpfs ein Strohgeflecht kunstgerecht bearbeitet, erfolgreiche Konkurrenz.

Die Industrie auf dem Hohen Schwarzwald ist ein selbstwüchsiges, aus der Eigenart des Landes und Volks hervorgegangenes Wesen. Eine fremde Industrie drängten dagegen dem südlichen Schwarzwald seit etwa 1740 die Züricher und Basler auf, um für ihre Baumwollen- und Rohseidenspinnerei, Weberei und Stickerei billigere Arbeitslöhne zu gewinnen. Denn hier in der Grafschaft Hauenstein bestand ein ländliches, von italienischen Hausierern ausgebeutetes Proletariat auf seinen Zwerggütern, ohne die Hofverfassung und bäuerliche Industrie des nördlich benachbarten Schwarzwalds. Und auch in Bonndorf und Stühlingen, ja in der Baar und im Breisgau war Arbeit billig zu haben. Der rasche Aufschwung aber scheiterte bald an der unredlichen Geschäftsgebahrung der Schweizer Fabrikanten, sowie der Hauensteiner Spinner, und die österreichische Verordnung von 1785 über die Baumwollenspinnerei deckte tiefe Schäden auf. Jetzt hat sich diese Industrie wie die verwandte Bandweberei wieder erholt, und in manchen armen Bauernhäusern auf der Höhe, wie am Fuße des Hotzenwaldes klappert der Webstuhl. Im Rhein- und Wiesenthal aber ist die Weberei und Spinnerei reine Fabrikindustrie in großem Maßstab geworden.

Aus dem einst so wilden, unfruchtbaren Schwarzwald ist hier früher, dort später ein kraftvolles, eigenartiges Volksgewerbe aufgeschossen, das, in seinen alten Formen häufig unterliegend, meistens in neuen wieder und wieder emporgekommen ist. Während die Flößerei bis auf unsere Tage namentlich seine nördlichen Thäler belebte, ist

von der Kinzig-Gutach her bis zum Südhange des Feldbergs auf dem mittleren Hohen Schwarzwald die Holzindustrie zu großartiger Höhe gediehen, und der Süden des Gebirgs in Spinnerei und Weberei thätig. In den meisten dieser rauhen Landschaften treten höchst achtbare Eigenschaften wie Arbeitsamkeit und Genügsamkeit, natürlicher Verstand und ausdauernde Thatkraft, mutige Wanderlust und treue Heimatsliebe bezeichnend hervor. Wenn dieses Völkchen auch manches Vorbild der Fremde entnahm und einer gebildeten Geistlichkeit und einem aufgeklärten Beamtentum manche Anregung und Förderung verdankte, wenn es auch den Neuerungen zeitweilig einen hartnäckigen Eigensinn entgegensetzte, so geht es doch durchweg verständnisvoll und energisch auf die fremden Gedanken ein und führt sie häufig selbständig weiter. Einfach und praktisch wissen sich diese zerstreuten Handarbeiter zu organisieren und aus ihren stillen Wäldern bis in die fernsten Großstädte, Petersburg und Konstantinopel, geschickt vorzudringen. Meist helle Köpfe, entwickeln sie dabei einen Handelsgeist, daß man in der Baar und in Schwaben auf das Sprichwort kam: „Man kann aus zwei Schwarzwäldern drei Juden machen, und dann bleiben noch Abschnitzel übrig."

Nicht nur im Schwarzwald, sondern auch im Odenwald tritt die Hausindustrie mit dem Hausierhandel verbündet auf. So werden im Eberbacher Amtsbezirk im Winter Besen aus Reisig und Besenpfriemen, Peitschen und Riemen gefertigt, um im Sommer von ihren Anfertigern ins Land getragen zu werden. Doch der wichtigste Mittelpunkt jener beiden Gewerbe ist Walldürn [1]), zu dessen Heiligem Blut seit dem 14. Jahrhundert bis heute viele Tausende alljährlich wallfahrten, die meisten zum dortigen dreiwöchigen Wallfahrtsmarkt, an einigen Tagen 5000. Da werden um die Wallfahrtskirche Kerzen, Heiligenbilder, Gebetbücher, Rosenkränze und Zuckerwaren in Buden feilgeboten. Die übrig gebliebenen Waren werden dann an anderen Wallfahrtsorten, wie z. B. in Waghäusel, bei Kirchenfesten und auf Märkten abgesetzt, der letzte Rest verhausiert. Im Oktober und November geht Alles „auf die Handelsschaft", um zu Weihnachten besonders Lebkuchen und Zuckerguß, zu Mariä Lichtmeß Wachs und vor Ostern Heiligenbilder, Gebetbücher, Rosenkränze

[1]) Vgl. Geißler in den Schriften des Vereins f. Sozialpolitik 81, 1899, 121.

und Kränze anzubringen. Bei den Sonntagstänzen verehrt der Bursch gern seinem Schatz einen Walldürner Lebkuchen, der Verkauf der wunderwirkenden sogen. „Heiligblutseide“ aus Walldürn ist aber seit 1830 verboten. Der Hausierer trägt alle diese Herrlichkeiten im schweren Tragekasten auf dem Rücken, die Hausiererin in einem riesigen Korb von über einem Meter Bodendurchmesser auf dem Kopf stundenlang bei scharfem Gange. Und da er oder sie selten allein geht, sondern meistens noch einen Träger bei sich hat, so schwatzen sie fast unaufhörlich miteinander, wie sie auch im Gegensatz zu den ernsten schweigsamen Todtnauer Hausierern ihre Kunden durch einschmeichelnde Beredsamkeit zum Kaufe zu verlocken wissen. Auch empfehlen sie sich der Landbevölkerung durch rechtschaffenes und frommes Gebahren. Unterwegs essen sie aus der Hand, was sie beim Bäcker und Metzger direkt eingekauft haben. Sie übernachten gern unentgeltlich bei einem ihnen bekannten Wallfahrer, dem sie dafür in ihrer Vaterstadt ein billiges Quartier verschaffen. Bis Würzburg, Stuttgart, Waldshut und Marburg erstreckt sich ihr unverdrossener Betrieb.

Der Hausierhandel wird in Baden von etwa 11 000 Inländern und noch nicht 1 000 Ausländern betrieben, die dazu Kasten, „Krätzen“ (Körbe), Hundefuhrwerke, Fahrräder, ausrangierte Kinderwagen und vollständige Wohnwagen benützen. Er geht aber meistens nicht von bestimmten Industriebezirken aus, sondern befaßt sich mit allen möglichen von Anderen angekauften Artikeln. Obenan an Solidität stehen jene eben besprochenen Schwarzwälder und Odenwälder Händler. Dann folgen etwa die von Donaueschingen, Neustadt, Bonndorf und Villingen, die fremde Artikel: Woll-, Baumwoll-, Geschirr-, Spezerei- und Kolonialwaren vertreiben, aber gewöhnlich ein Häuschen und etwas Acker besitzen. Wenn Er wandert, besorgt Sie die Landwirtschaft; wo aber Sie als „Bötin“ hausiert, umgekehrt.[1]) Darunter leidet die Erziehung der Kinder sehr. Hierhin sind auch die rührigen Killerthaler aus Hohenzollern zu rechnen (S. 345). Unzuverlässiger sind die jüdischen Viehhändler, denen aber jetzt das Wuchergesetz einigermaßen ihre alte, oft unredliche Betriebsweise verleidet, so daß ihre Zahl abnimmt. Noch bedenklicher sind z. B. im Amtsbezirk Eberbach die sogenannten „Kesselflicker“, die auch mit

[1]) Vgl. Wörner in den Schriften des Vereins f. Sozialpolitik 80, 1899.

Sieben, Schirmen, Spenglereiwaren handeln, die ganze Familie in ihren Wohnwagen mit sich nehmen und das Verdiente oder Zusammengebettelte rasch wieder durchbringen. Sie führen überhaupt ein sittenloses Leben. Noch schlimmer sind die diebischen Zigeuner, die wahrsagen, Krankheiten heilen und, wenn es sein muß, durch Schimpfen und Drohen den Leuten Geld, Speis und Trank abpressen. Diese Landplage geht z. B. von Oberschwarzach (Eberbach) durch ganz Deutschland[1]. Solche Gauner malen vielleicht auch noch in Baden an Wirtshaus-, Kirchen-, Rathausecken ihre „Zinken" d. h. Zeichenschriftzüge, die den hinter ihnen drein ziehenden Kameraden allerhand nützliche Reisewinke und -warnungen geben.

Von diesen niedersten Arten abgesehen, hat aber das Wandergewerbe neuerdings auch in Baden[2]) eine billigere Beurteilung gefunden als früher, nicht bloß vom Standpunkt der Gewerbefreiheit und der nur dadurch lebensfähigen Hausindustrie aus. Wie vor 1000 Jahren zieht dieses durch die deutsche Wanderlust begünstigte Gewerbe noch heute seine Berechtigung aus der Abgelegenheit der Höfe und Zinken im Gebirge und der kleinen Orte in der Rheinebene, aus ihrer weiten Entfernung von den Kaufläden. Der Händler ist aber nicht nur der bequeme Lieferant, sondern auch der interessante Hausfreund manches Bauern (S. 345). Sein „Kram" darf an den Kirchweihen und anderen Festen nicht fehlen, es hörte ja dann auch das „Kramen" auf, das Beschenken der Kinder durch Götte und Gotte, der Maidle durch ihren Schatz. Und was für gute Geschäfte macht der Hausierer z. B. im Amtsbezirk Wolfach mit seinen Konfekten bei Hochzeiten, zumal wenn er dem jungen Ehepaare an „ihres Lebens schönster Feier" das gebräuchliche „Glück und Segen" zuruft! Und endlich ist dieses Wandergewerbe die letzte Zuflucht manches gebrechlichen und hilflosen Wesens in bitterer Not. Als man Hansjakobs Großvater, einem angehenden Hausierer, vorhielt, daß sein Gewerbe doch ein so hartes sei, antwortete er: „Hart oder nicht, ich muß es suchen, um mich und meine Mutter durch die Welt zu bringen. Arme Leute müssen ihr Brot suchen, wo sie es finden."[3])

Die besseren Hausierer haben denn auch ihr Standesbewußtsein, ihre

---

[1]) Vgl. Mutschler in den Schriften des Vereins f. Sozialpolitik 81, 1899, 155.
[2]) Vgl. Lohr in den Schriften des Vereins f. Sozialpolitik 81, 1899, 167.
[3]) Hansjakob, Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin S. 83.

Sprache, ihre Zeitungen, ihre Vereine.[1]) Bevor sich in Baden-Baden am Abend die drei Wirtschaften (Linde, Pfälzer Hof und Karlsplatz) mit Gästen füllen, stellen sich dort die Hausierer zur Aussprache ein. Kommt ein Unberufener in die Nähe, so wird „Kauderwelsch" gesprochen, wie behauptet wird, „Lodokodisch", oder „Jenisch", oder „Monisch". Auf solchen Zusammenkünften wird auch für in Not geratene Kollegen gesammelt. Ja man hat Vereine, wie z. B. den Bruderbund, eine Kranken- und Begräbniskasse, mit dem Sitz in Stuttgart. 5 Mark zahlt man für Aufnahme, 50 Pfennig als Monatsbeitrag, 1 Mark für die Statuten und 1 Mark für die „Bundesnadel", eine Kravattennadel, auf der zusammengereichte Hände dargestellt sind. Dem Münchner „Fierantenverein" (von fiera Messe) stifteten 1897 die „Brudervereine" Nägel zu der an seinem zehnjährigen Stiftungsfest eingeweihten Fahne. Ihre Fachzeitungen sind der „Globus" in Nürnberg, der „Komet" in Pirmasens und der „Kurier" in Hamburg. Der Stand dieser Hausierer in Baden übertrifft an Beobachtungsgabe, Welt- und Menschenkenntnis und Findigkeit manchen andern Stand, und seine Mitglieder pflegen in sittlicher Beziehung nicht niedriger zu stehen als ihre Mitbürger auf derselben sozialen Stufe.

Nicht ihre Waren, sondern ihre Arbeitskraft bieten andere Wanderer meist für eine kürzere Zeit dem bemittelteren Bauer oder Grundbesitzer an. Diese im Norden sogen. „Sachsengängerei" ist nicht bloß in Norddeutschland, sondern, wenn auch in beschränkterem Maße, in vielen andern Gegenden Deutschlands üblich. In Baden ging oder geht diese Wanderschaft meistens aus den ärmeren, rauheren Landstrichen in die gesegneteren Ackerfluren hinab. Nach dem Breisgau kamen früher zur Erntezeit viele Mäher und Binderinnen aus Schwaben, und ins Tauberbischofsheimische kommen sie noch aus der Rhön (S. 426). Auch zieht noch die Jugend des ärmeren Odenwaldes im Frühjahr zum Eichenrindenschälen, im Sommer zur Getreideernte, im Herbst zum Hopfenzopfen ins Neckarthal oder in die Rheinebene, jeweils auf 1—3 Wochen, beide Geschlechter gemeinsam, oft in verderblichen Massenquartieren in Scheunen nächtigend.[2])

---

[1]) S. Mutschler a. O. S. 194.

[2]) Vgl. die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im deutschen Reich 2,625.

VI. Zur Festzeit.

Die badischen Feste haben je nach ihrem heidnischen oder christlichen Ursprung einen mehr weltlichen, heiteren oder einen mehr kirchlichen, ernsten Charakter; in den meisten aber sind beide Charakterzüge derartig gemischt, daß man erkennt, wie es dem Christentum häufig nicht gelungen ist, durch den Hinweis auf das Himmelreich die Freude am vollen Erdenleben zu ersetzen, wohl aber sie zu veredeln. Mächtig regt sich noch immer die alte heidnische Naturfreude in fast allen Lebensaltern, aber in den verschiedenen verschieden. Gemeinsam den meisten Festen ist der reiche Genuß von Speis und Trank. Die Jugend benutzt sie dann außerdem zu allerhand Darstellungen z. B. am heiligen Dreikönigstage und an den verschiedenen Frühlingsfeiern, namentlich an den Pfingsttagen, auch zu anderen mehr oder minder lärmenden Spielen und Wettspielen an Ostern und beim ersten Viehaustrieb, und sie erwartet zu St. Nikolaus, zu Weihnachten und an anderen Festtagen leckere Gaben, bis die Konfirmation oder die erste Kommunion das eigentliche Jugendleben ernst-freundlich abschließt. Dann machen die erwachsenen Burschen und Mädchen die Liebe oder wenigstens die Annäherung der beiden Geschlechter zum Mittelpunkt der Feste und bedienen sich außer dem schwierigeren Wettspiel, wie dem österlichen Eierlesen, auch der höheren Verkehrsformen, des gemeinsamen Gesanges und Tanzes. Das Spähen in die Zukunft „zwischen den Jahren“, das tolle Schlagen auf die Mädchen zu Fastnacht, das Scheibenschlagen am Fastensonntag, das Maienstecken, der Sprung über das Johannisfeuer, das „Kramen“ an der Kirchweih, alles entspringt aus dem Verlangen des einen Geschlechts nach dem andern, das dann schließlich in der Hochzeit seine Erfüllung findet. Dagegen erwarten von nun an die Eheleute, deren festlicher Anteil in diesem Abschnitt vorzugsweise zu beleuchten ist, von den

Festen vor Allem wirtschaftlichen Segen, Segen für Kind und Vieh, Haus und Acker.

Das offenbart am deutlichsten die Zeit „zwischen den Jahren“ d. h. zwischen Weihnacht und Neujahr oder H. Dreikönig und die ihr vorangehende Zeit, wie die Andreasnacht. Wenn in dieser Nacht die jungen Leute nach Liebe ausschauen (S. 166), suchen die älteren in ihr Geld und Gut zu erlangen. Da verrichtet man in Gutenstein a. d. Donau auf dem Kreuzweg das Christofelegebet, das von den Jesuiten herrühren soll, vor- und rückwärts, um viel Geld vom Bösen zu erhalten. Der Jesusknabe ernennt darin den Christophorus, nachdem er ihn getauft hat, zu seinem Schatzmeister und giebt alle verborgenen Schätze der Erde in dessen Gewalt. Zuletzt wird dem Christoph aufgegeben, in dieser Nacht 300000 Gulden gute Münze, gute Dukaten zu bringen. Kann Einer das Gebet nicht, so nimmt ihn der Teufel mit. Gleichfalls aus dem oberen Donauthal wird berichtet: Wer im Stand der Gnade sich befindet d. h. sich keiner schweren Sünde bewüßt ist, der begebe sich am Vorabend des Andreasfestes um Mitternacht auf den Kreuzweg zwischen Friedingen und Hausen, über den die Leichen dreier verschiedener Konfessionen, der Katholiken, Lutheraner und Wiedertäufer, geführt werden, und bete auf der Erde liegend inbrünstig zum hl. Andreas um Geld, so wird er gewiß erhört. Noch jetzt wird dieser Kreuzweg in der Andreasnacht heimlich besucht, und der Betrogene bezweifelt eher, daß er im Stande der Gnade, als daß das Wunder möglich sei. Auch bei Billafingen (Überl.) bringt nach einem Gebet am Andreastag auf einem Kreuzweg, auf dem von allen Seiten Leichen hergeführt werden, eine schwarze unheimliche Gestalt einen Beutel Geld. Das Christoffelgebet ist oder war auch im übrigen Süddeutschland üblich.[1]) Läßt man sich in Schwaben während der Christnacht auf einem Kreuzweg, über den schon Leichen gefahren waren, von den herzudrängenden Gespenstern nicht zum Reden oder Lachen verlocken, so wird man vom Teufel nicht zerrissen, sondern vielmehr mit Farnsamen beschenkt, der Einem die Kraft von 20 bis 30 Menschen verleiht.[2]) Der Brauch reicht bis Island, wo einem in der Julnacht auf dem Kreuzweg

[1]) Wuttke § 640.

[2]) Wuttke § 123.

sitzenden Manne Elfen von allen Seiten alle möglichen Schätze bringen, um ihn mit sich zu ziehen, bis der Tag aufgeht und der Mann aufsteht und spricht: „Gott sei Lob, nun ist ringsum Tag!“ Da sind all die Schätze sein. Die altnorwegischen Gesetze verboten bereits das Draußensitzen, die „utiseta“ auf den Kreuzwegen während der Jul- und Neujahrsnächte, um mit Hilfe des Zaubergottes Odin und der Geister der Verstorbenen die Zukunft zu erfahren.[1])

Nach einem Rezept des „Geistlichen Schildes“ (S. 355) glaubte man vor 50 Jahren in Urloffen (Appenweier) allgemein, wer mit einem in der Andreasnacht zwischen 11 und 12 Uhr geschnittenen Haselstock auf ein Kleid schlage, der könne damit die Person treffen, die er dabei im Sinne habe.

Die Zeit zwischen den Jahren, uns schon als Freizeit der Dienstboten an manchen Orten bekannt, ist überhaupt für Alle eine große Arbeitspause, eine Zeit tiefer Erholung. Da nähte man früher in Neusatzeck (Bühl) nicht, weil sonst die Nadeln den Ochsen in die Füße gingen, so daß sie hinkten. Da ist z. B. in Mengen (Freib.) nicht bloß das Spinnen untersagt, weil die Mäuse sonst das Garn zernagen, sondern auch das Backen, „sunst b'schießt das Brot 's ganz Jahr nüt“ heißt es in Norsingen, „sunst ist das ganze Jahr kein Segen drin“ in Feldkirch (Staufen). Bis nach Oberfranken und wahrscheinlich noch weiterhin ist dieser Brauch zu verfolgen. Außer dem Backen wird das Dreschen und Waschen gemieden. Man soll auch in Hettingen (Buchen) keine Wäsche im Freien lassen: wer ein Stück davon stahl, konnte das ganze Jahr über stehlen, ohne erwischt zu werden. Dagegen dicht vor Weihnachten schafft und backt man um so eifriger, namentlich gern Kuchen in allerhand Tierfiguren, so in Unzhurst (Bühl) Hündle, Ziegen und Schweinchen. Vor Weihnachten oder auch in der Neujahrsnacht backt man hier, in Moos und Schwarzach (Bühl) die sogen. „Wowölfli“, die man auf den Kasten oder Schaft stellt, früher auch ins Herrgottseck der Wohnstube, und bewahrt sie das ganze Jahr hindurch auf. Sie sichern gegen Blitz. An sie erinnern am auffälligsten die „Hauswölfe“, die man an der rauhen Ebrach in Oberfranken zu Weihnachten backt, um sie

[1]) Arnason, Islenzkar Pjódsögur 1, 125. 436. F. Jonsson, Oldnorske og Oldislandske Litteraturhistorie 1, 34.

aufzubewahren und bei ausbrechendem Feuer hineinzuwerfen.[1]) So backte man in Schweden Julegalte d. h. Weihnachtseber, die man dem Pflüger, seinem Zugtier und in den Saatkorb gab.[2]) Jedem Knecht wird in Münchingen (Bonnd.) ein Laib Brot aus lauter „Kernemehl" gebacken oder eine Mark dafür gegeben. Doch tritt ein eigentliches Festessen nicht hervor außer allerhand Küchle. Schon Lorichius, der Freiburger Professor aus dem 16. Jahrhundert, nennt das Weihnachtsbratenessen einen teuflischen Mißbrauch. Es wird wohl empfohlen, Grünkraut zu essen, dann heile Alles besser; in Neckarhausen wird am Weihnachtsfeiertag in jeder besseren Bauernfamilie eine Gans verspeist. Dagegen halten die bei Freiburg gelegenen Ortschaften Heuweiler, Wild-, Föhren- und Glotterthal nicht nur den Oster- und Pfingsttag, sondern auch den Weihnachtstag für einen Fastentag, an dem weder Speck, noch Fleisch gekocht, sondern Küchle genossen werden. Das geschieht bei Ueberlingen in Bambergen und auf einigen Frickinger Höfen wegen eines bei einer Viehseuche geleisteten Gelübdes.

Diese Zeit ist voller Weissagung. Im ganzen Süden werden noch vielerorts die Tage von Weihnachten bis H. Dreikönig als zwölf Lostage beachtet, von denen jeder einen Monat bedeutet und deren Wetter über die Witterung des entsprechenden Monats des nächsten Jahres entscheidet. Die 12 Monate werden „gelost". Das wird im Kalender notiert, selbst vom alten Jülg in Ringelbach, der doch sonst ein ungläubiger Thomas war. Die Tage heißen in Balzhofen (Bühl) auch Läuferlestage. Man kennt noch ein anderes, schon von dem Schweizer Anhorn im 17. Jahrhundert in seiner Magiologia S. 136 erwähntes Verfahren: man füllt am Weihnachtsabend zwölf schüsselförmige Zwiebelschalen oder zwölf Nußschalen mit Salz und stellt sie auf die zwölf auf den Tisch geschriebenen Monatsnamen. Am andern Morgen werden sie geleert und je nach dem Maß der Feuchtigkeit des Salzes die trockene oder feuchte Witterung des Monats vorausgesagt. Über der Stubenthüre oder an einem anderen stets sichtbaren Platze der Wohnstube werden leere lichte oder halb oder ganz geschwärzte Kreise aufgezeichnet, so in Neuershausen (Freib.) und

[1]) Schmeller, Bayer. Wörterbuch.[2] 2,903. Wuttke § 430.

[2]) Gervasius v. Tilbury, Otia imperialia hg. v. Liebrecht S. 56.

in Gutenstein (Meßkirch), um das Ergebnis der Losung immer vor Augen zu haben. Auch die Jerichorose, auch Weihnachts- oder Weinrose genannt, wird in Rickenbach (Säck.) in Wasser gesetzt und aus ihren zwölf sich wieder austreibenden Sprossen, die wie Spinnenfänge das Innere umschließen, die Witterung der künftigen zwölf Monate prophezeit, in den meisten Dörfern des Oberlandes aber überhaupt die Güte des kommenden Jahrs oder Herbstes. Auch werden während der zwölf Nächte in Ewatingen (Bonnd.) zwölf „Kernen" nach einander in einem Löffel übers Feuer gehalten, und jeder herausspringende „Kernen" bedeutet einen Monat, in dem der Preis des Kernens steigt.

Die wunderkräftigste Zeit ist aber die heilige Nacht und namentlich die Mitternacht derselben, wenn alle Glocken das Schreckenläuten anheben in dem Augenblick, wo Christus geboren wurde. Ist in einem Aschenhäufchen, das man am heiligen Christabend auf dem Herde gemacht hat, am andern Morgen ein Grübchen sichtbar, so stirbt bald ein Hausgenosse in Wagensteig (Freib.).[1] Sind die Bäume mit Duft behangen, so giebt es ein fruchtbares Jahr (S. 385). Man stellte und stellt in Unzhurst (Bühl) und in Unterlenzkirch ein Glas von jeder oder einer Fruchtsorte auf den Tisch, um am andern Morgen aus dem Steigen oder Fallen der Körner auf die Fruchtbarkeit zu schließen, und wenn ein in der Christnacht aufgestellter Schoppen gährenden Weins überläuft, so ist in Bonndorf und Sexau (Waldk.) viel Obst und Wein zu erwarten. Auch soll man in Bögisheim (Müllh.) die Weinfässer auf die heilige Nacht frisch auffüllen; laufen sie dann während der Nacht über, so kündet das einen reichen Herbst an. Eine helle Christnacht bedeutet, wie in Schlesien und Niederbayern, in Krumbach (Meßk.) ein fruchtbares Jahr, in Mittelschefflenz dunkle d. h. volle, dagegen in Ladenburg bald leere Scheuern. Viele Sterne künden an manchen badischen Orten viele Hühnereier im zukünftigen Jahr, wie in Mecklenburg viele Häringe an. Ist die Nacht des unschuldigen Kindleintages (28. Dez.) hell, so haben es die Wöchnerinnen um Pfullendorf und Überlingen gut, sonst dürfen sie sich kränken! Wenn aber um Mitternacht alle Glocken in drei Absätzen

[1] Lichter, Aschen- und Salzhaufen wurden in der Magdeburger Gegend schon 1732 in der Christnacht gesetzt, um Leben und Tod daraus zu erfahren. Ztschr. f. Volksk. 9, 17.

zur Frühmette rufen, da sprudeln wie in vielen Gegenden Deutschlands die Dorfbrunnen, überhaupt alle „fließenden und springenden Wasser", Wein, oben in Säckingen wie unten am Neckar. Wenn ein Herbolzheimer Mädle, um solchen zu schöpfen, in aller Einfalt zum Brunnen geht, so gelingt es ihr auch, den ungläubigen aber nicht. Einer Waldwimmersbacher Magd aber, die vom Brunnen her ihrer Kamerädin zurief: „Komm her du, es ist Wein", fuhr der Böse dazwischen mit den Worten: „Ja, der gehöret mein" und drehte ihr den Hals um. Nach mecklenburgischem Glauben tritt diese Verwandlung in der Johannisnacht ein. Aber wenn Jemand davon schöpfen will, so erscheint auch hier der Teufel mit den Worten: „Dat Water is Win, un du büst min".[1]) In Neukirch (Triberg) wird nicht nur das um 12 Uhr getrunkene Brunnenwasser Wein, sondern die Tische werden Lebkuchen und die Ofenstangen Bratwürste. Während des Läutens schöpfen die Jechtinger (Breisach) eiligst aus ihren Brunnen und schütten das Wasser ins Weinfaß, dann wird es zu Wein. In Berolzheim (Tauberb.) wird der neue Auslauf des im Herbst meist versiegenden Brunnens erwartet. Von der geschlossenen Zeit heißt es dort: „Kathrein (der 25. November) schließt d'Pfeufe (Brunnenröhre), und de Dumme (Thomas, der 21. Dezember) läßt sie wieder brumme", wie auch am Lechrain der Müller am Kathrinensonntag die Räder stellen muß.[2]) Seltener geworden ist der Ausdruck „Heiliwag" für das in dieser Nacht geschöpfte Wasser, das die Dichter des 13. Jahrhunderts, Lorichius im 16. Jahrhundert, Phil. v. Sittewald im 17. Jahrhundert erwähnen. In Endingen am Kaiserstuhl versammelten sich gegen 12 Uhr an jedem Brunnen ungefähr 50 Leute, um Schlag 12 Uhr Wasser aufzufangen. Diesen „Heiliwog" brachte man Kranken zur Genesung und dem Vieh in die Tränke. Ein Teil wurde ins Weinfaß oder in den Weinessig geschüttet, damit sich diese Flüssigkeiten gut hielten.[3]) In Ettenheim läßt man noch um 12 Uhr seinen Krug unter dem Brunnen voll laufen mit dem Spruch: „Heilewog Gottesgob, Glück ins Haus, Unglück draus". Im Albthal (St. Blasien) sprach der Hausvater über das mitten in der Christ-

---

[1]) Bartsch, Sagen aus Meklenburg 2, 288.
[2]) v. Leoprechting, Aus dem Lechrain S. 201.
[3]) Kniebühler, Geistersagen von Endingen.

nacht geschöpfte Wasser: „Heili Wag, heili Wag, Glück ins Haus, Unglück draus,“ und im Kaiserstuhl erhielten die Dienstboten, die es schöpften, eine Weingabe.[1]) Dieses Wasser, auch wo es, wie in Hettingen (Buchen), den alten Namen nicht hat, heilt namentlich Hautausschlag. In Weckolsheim (Colmar) besprengte unter jenem Spruch der Lehrer die Häuser und Scheuern und Ställe mit Weihwasser, wofür dann die Leute Geld in den Weihwasserkessel warfen. Und wie hier schon am Nachmittag 3 Uhr beim Heiliwogläuten die Obstbäume mit Stroh umwickelt wurden,[2]) so in Baden-Baden beim Schreckenläuten. Jene Bräuche sind wesentlich christlich, denn solche Verwandlung des Wassers in Wein oder doch in Heilwasser wurde schon im 4. Jahrhundert am Epiphaniastage, an dem die Hochzeit zu Kana und der Geburtstag Christi gefeiert wurden, hier und da geglaubt.[3])

Während des Läutens redet auch nach weit verbreiteter Vorstellung das Vieh mit einander und zwar in Schlatt (Staufen) das älteste Stück mit dem jüngsten, aber der Horcher hört sie sich zum Verderben nur von seinem baldigen Tode sprechen, bis nach Schlesien hin.[4]) So belauschte der neugierige Müller der Hallendorfer Mühle unter der Krippe sein Vieh, wie der eine Stier zum andern sagte: „Du, Horn, was thun wir morgen?“ „Den Müller auf den Kirchhof führen!“ In Bonndorf reden die Kühe in der heiligen Nacht und geben rote Milch. Am Christmorgen soll man in Neusatzeck (Bühl) dem Vieh nicht mit seinem Namen rufen, wie man anderswo in der Christnacht andere Tiere nicht bei ihrem Namen nennt, sondern z. B. die Maus in Mecklenburg „Bönlöper“ (Bodenläufer), den Fuchs „Langschwanz“.

Das Vieh bedarf in dieser Zeit besonderer Pflege: in Menzenschwand (St. Blasien) betet man wohl am Christabend im Stall, den man dann in Neusatzeck (Bühl) mit Weihwasser bespritzte. Wenn in Wagensteig (Freib.) der Knecht zwischen 11 und 12 Uhr das Vieh putzt, ohne umzuschauen, so wird es schön. Man bindet in Vögisheim

[1]) Schreibers Taschenbuch 1839.
[2]) Jahrb. f. Elsaß-Lothringen 10, 2.
[3]) Wuttke, § 77. Grimm, Deutsche Mythologie S. 486.
[4]) Mittheil. d. Schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde 2, 57.

(Müllh.) in der Christnacht das Vieh frisch an und thut wo möglich die Kette in ein anderes Loch, denn zwischen 11 und 12 Uhr geht der Heiland durch den Stall. Die altheidnischen Segnungen der heiligen Zwölfnächte, die schon die älteste Dichtung der Inder preist, werden nun zumeist auf den Segen des neugebornen Heilands zurückgeführt. Darum muß man in Muggensturm (Rast.) auf die Christnacht die Scheuer schließen, damit kein Heu entwendet werde, denn geschieht das, so hat es keine Kraft mehr. Wie die Angelsachsen nach dem Bericht des Gervasius von Tilbury[1]) um 1200 in der Christnacht eine Handvoll Hafer oder Gerste ins Freie legten, damit es den Himmelstau empfange und, genossen, schwere Krankheiten heile, so legen in Baden namentlich die Unterländer von Rastatt bis nach Tauberbischofsheim am Christabend ein Bündel, eine „Locke" Heu ins Freie, unter die Dachtraufe oder auch, wie in Österreich, auf den Mist und füttern mit dem taubenetzten das Vieh, um es vor Krankheit zu schützen. In Diedelsheim (Bretten) fügen sie zum Heu von jeder Fruchtgattung eine Handvoll Körner hinzu. Nach der Frühmette wird das im Freien gelegene Heu in Büchenau (Bruchs.) den Tieren mit den Worten gegeben: „Hier habt ihr von mir ein Christkindl, gebt mir auch eins" (S. 384). Diese Sitte scheint christlichen Ursprungs und muß aus der Versinnlichung des messianisch gedeuteten Spruches: „Tauet (rorate) ihr Himmel" Jesaia 45, 8 abgeleitet werden.[2]) Während des Advents wird um Überlingen wöchentlich zweimal bei Tagesanbruch der sogen. Rorategottesdienst abgehalten. Man füttert das Vieh auch gern mit dem gewöhnlichen Futter während des Schreckenläutens von Oberglashütte (Meßk.) bis nach dem Unterland hinüber. Dann wird es schön, sowie die dann gefütterten Hühner mehr Eier legen. In Sexau (Waldk.) macht man aus dem während der Christnacht in der Raufe gelegenen Futter Nester für die Hühner, damit diese nicht verlegen. Am Christmorgen jagt der Unterländer Bauer noch gern möglichst früh sein Vieh auf, um es am Brunnen zu tränken, daß es keinen „kalten Suff" im nächsten Jahre thue oder „z'vool" d. h. zu voll oder „bloot" aufgebläht werde. Früher ließ man am Stephanstag, den 26. Dezember,

[1]) G. v. T. Otia imperialia ed. Liebrecht, S. 2. vgl. S. 55.
[2]) Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1, 405.

den Pferden zur Ader, wogegen schon Lorichius im 16. Jahrhundert eifert, man solle dagegen am selben Tage nach der Kirchenordnung Futter segnen lassen und dasselbe durchs Jahr den Rossen unter ander Futter vermischen, damit sie nicht krank würden. Auch schleichen Männer in den Stall, um zu sehen, wie das Vieh in dieser Nacht liegt. Kehrt sich das meiste Vieh der Thüre zu, so hat der Bauer im neuen Jahre Glück im Stall, und es giebt einen guten Viehhandel, anders umgekehrt: in Büchenau (Bruchs.) wie in St. Wilhelm (Freib.).

Im Meßkircher Amtsbezirk wird der Tennenboden sorgfältig ausgekehrt, so daß manche Körner vom „Obertenloch“ herabfallen. Am Christmorgen schaut man nach, von welcher Fruchtsorte die meisten auf dem Boden liegen. Diese gedeiht im nächsten Jahr am besten. Auf dem Gange zur Frühmette, dessen Unterlassung Unglück bringt, achtet mancher Bauer auf die Zahl der Sterne am Himmel. In Ubstadt (Bruchs.) nimmt der Hausvater ein Stück Brot, das „Mettenbrot“, in der Tasche mit in die Christmette und verteilt es nach der Rückkunft unter die Familienmitglieder und die Tiere im Stall. Ähnlich in Katzenthal (Mosb.). Wer in Durmersheim (Rast.) zu Weihnacht, mit einem Apfel in der Tasche, in alle drei Weihnachtsämter geht, dessen Angehörige werden durch den Genuß desselben vor Krankheit bewahrt. Man mag an den Apfel denken, den der Voigtländer vor der Christmette vor der Kirchthür verspeist, um in dem ersten herankommenden Mädchen seine künftige Frau zu entdecken[1]). Im niederbayerischen Simbach hieß es, wer sich während der Mette auf Roggenstroh setze, finde im neuen Jahr einen Schatz im Acker. Überhaupt muß der Bonndorfer in die „Engelmesse“ gehen, sonst hat er Unglück. Vorher gießt er aus sieben Brunnen Wasser in ein Becken zusammen und stellt das unter die Dachtraufe und sieht nach der Engelmesse den Namen des späteren Berufs ins Eis des Beckens eingefroren. Im Glotterthal forscht man auf der Eisdecke solches Christnachtswassers, ob diese einem Totenbaum ähnlich sei d. h. im nächsten Jahre Jemand aus dem Hause sterbe. Hier, auch in Ettenheim, Muggensturm (Rastatt) und in Spessart (Ettlingen) wirft man das Weiße eines Eies in solches Wasser und kann darin die Geburt des Heilandes in Bethlehem oder auch die Flucht nach

[1]) Wuttke, § 364.

Aegypten erkennen[1]). Im Glotterthal sieht man zwischen 11 und 12 Uhr auf dem Kirchhof oder Kreuzweg die Toten des kommenden Jahres, in St. Peter auf einem Kreuzweg Leichen und Hochzeiten. Wer sich aber durch nichts aus der Fassung bringen läßt, lernt in St. Peter dort alle Instrumente spielen. Die Christnacht ist auch sonst musikreich: so verlassen in dieser Nacht die bei Thennenbach beerdigten Soldaten ihre Gräber und ziehen unter Musik gegen das Thal. Wer aber im ersten Weihnachtsamt bei der Wandlung durch einen zufällig auf der Straße gefundenen hölzernen Eggenzahn, den man durchbohrt hat, hindurchschaut, sieht im Chor die Hexen des Dorfes Villasingen (Ueberl.). Das eigentümlichste Gesicht ist aber das Adventsschwein in der Zehntscheuer von Hugstetten bei Freiburg, das Glück bedeutet. Das erinnert nun lebhaft an den thüringischen Volksglauben, wonach derjenige, der am Christabend bis zum Abendessen sich der Speise ganz enthält, ein goldenes junges Ferkel zu Gesicht bekommt. Nach einem Lauterbacher Weistum von 1589 wurde am Dreikönigstag ein Goldferch rund durch die Gerichtsbänke geführt, und in der Christnacht hält in den Niederlanden Derk met den Beer (Eber) seinen Umgang. In Siebenbürgen fährt das Christferkel mit seinem Wagen herum und bringt zum Christabend Geschenke. Das schwedische Volk backt auf Julabend Kuchen in Eberform (S. 483), das dänische mästet Eber für diese Zeit. Im Norden war ein Eber des Gottes Freyr Opfertier[2]).

Nach dem Schreckenläuten singen in Sulzbach (Rastatt) die Männer des Kirchenchors auf dem Kirchturm zwei Weihnachtslieder, die dann in aller Frühe drei Sänger an 22 verschiedenen Stellen des Dorfes wiederholen, das „Stille Nacht, heilige Nacht“ und

„Der helle Tag vorhanden ist.
„Der helle Tag, der nicht versagt;
„Gott geb uns einen guten Tag.
„Der Tag fing an zu schleichen
„Den Armen und den Reichen.
„Gelobt sei Gott und Maria!
„Gelobt sei Jesus Christus!“

---

[1]) Vergl. d. Mitteil. d. schles. Gesellschaft 2,57.

[2]) Grimms Mythol. S. 41. 176. Thiele, Danmarks Folkesagn 1, 376. Siebenbürger Korrespondenzblatt 1894 S. 92.



Noch eine andere schöne Heidensitte dieser Festzeit, der Minnetrunk d. h. Gedächtnistrunk, den man in den heiligen Nächten den Göttern darbrachte, hat sich am Tage Johannis des Evangelisten (27. Dezember) erhalten und zwar in einer nur in Deutschland bekannten christlichen Umformung. Man verknüpfte mit dieser Minne jene Abendmahlscene im Johannesevangelium, die uns den Lieblingsjünger an der Brust des Herrn liegend zeigt. In einem Gebete heißt es mit Rücksicht auf die alte Erklärung jener Evangelienstelle: «Johannes cum gratia me potat ex omnipotentis pectore» d. h. „Johannes tränkt mich mit Gnade aus der Brust des Allmächtigen". Zu diesem Gnadentrunk, diesem „Johannessegen", den schon Hartmann von Aue im Erek 8651 kennt,[1]) weiht der Priester noch in vielen badischen Kirchen den Wein, den die Leute an diesem Tage, am „Winterhans", in Ettenheim z. B. namentlich die Burschen, Frauen und Mädchen in einer Kanne in den Gottesdienst bringen, und er reicht den geweihten (nicht verwandelten) noch in einigen Kirchen am Altare der Gemeinde mit den Worten: « bibe amorem St. Johannis in nomine patris u. s. w. d. h. trinke die Johannesliebe im Namen des Vaters u. s. w." So wird er in Neusatzeck (Bühl) an der Kommunionbank den Anwesenden gereicht und wiederum während der Osterzeit davon ausgeteilt. Eine kirchliche Austeilung findet z. B. auch in der Bruchsaler Pauluskirche, in Bleibach, Rickenbach (Säck.) und Reichenbach (Gengenb.) statt. In Ettlingenweier wird am Johannes-, wie am St. Stephanstag von dem geweihten Wein dem Bürgermeister und den Gemeinderäten zu kosten gegeben, wobei der Priester spricht: „Trinket die Liebe des h. Johannes". Der Genuß dieses Weins bewirkt in Illingen (Rastatt) allumfassende Menschenliebe. In den meisten Gemeinden aber wird der Wein (immer roter) vom Hausvater nach der Weihe heimgetragen, und nun muß die ganze Familie der Reihe nach, selbst das Kind in der Wiege, davon trinken. Wird er einem Anderen angeboten, so muß dieser ihn trinken, wie es noch in Reckingen (Waldsh.) heißt und schon in der Zimmerischen Chronik 3,201 hieß. Um sich seine Wirkung zu erhalten, schüttet man auch vielerorts etwas davon in die einzelnen Fässer. Denn namentlich schützt er vor Krankheit, auch das Vieh, dem man

[1]) Vgl. Schönbach, über Hartmann von Aue S. 16.

in Glotterthal (Freib.) davon in den Brunnentrog gießt, wie nach der Zimmerischen Chronik 2,47 ein Junker samt seinem Diener am Vorabend St. Johannis Baptistä Johannissegen trinkt und ein wenig Wein über seines Rosses Haupt schüttet. In Bayern nimmt man solchen Trunk vor der Reise und gießt dabei, den Becher rückwärts über den Kopf schwingend, einige Tropfen auf die Erde[1]). In Groß-Schönach (Pfullend.) nehmen ihn die Brautleute vor ihrem Kirchgang, in Uhldingen (Ueberl.) gießt man ihn wie zum Kindsbad, so zur letzten Oelung hinzu.

Der Johannissegen wurde aber auch am sommerlichen Johannistag, dem Feste des Täufers, den 24. Juni, genossen. In Heilbronn bekränzten noch 1863 die Weingärtner seine Bildsäule und trugen sie mit zum Johannissegen, einem vor den Häusern veranstalteten Gelage, wie es auch in Rotenburg am Neckar stattfand[2]). In Ueberlingen bilden die Hauseigentümer einer Straße eine sogenannte Nachbarschaft mit dem Zweck, Eintracht zu halten und etwaige im Lauf des Jahres entstandene Zwistigkeiten beim Nachbarschaftstrunk, einem Versöhnungsmahl am Sonntag Abend nach Johanni, zu schlichten. Jeder Nachbarschaft steht ein „Gassenpfleger“ vor, der das aus Stiftungen und Einkaufsgeldern zusammengeflossene Vermögen verwaltet und die Messen für die lebenden wie verstorbenen Nachbarn und das mit Weib und Kind besuchte Mahl bestreitet. Mehrere der 15 Nachbarschaften haben ihr Vermögen dem Schulfonds geschenkt, doch am Versöhnungsmahl halten noch alle Nachbarschaften, die nach der Pest des Winters 1610/11 gestiftet sein sollen, fest[3]). Ein ähnliches gesellschaftliches Fest, an dem der „Johannissegen“ am 24. Juni getrunken wird, ist weiter in Deutschland, auch im evangelischen Süddeutschland, verbreitet[4]).

Die Weihnachtsbräuche werden in einzelnen Ortschaften erst in der Neujahrsnacht ausgeübt. So sollen in Moosbach erst in dieser die Pferde aus dem Stall geführt werden, so soll erst in dieser das Vieh reden und eine Locke Heu und von allerlei Früchten

[1]) Wuttke, § 194. 567.
[2]) Birlinger, Aus Schwaben 2, 116. Meier, Sagen a. Schwaben S. 427.
[3]) Alemania, 16,160.
[4]) Wuttke, § 194.

sitzenden Manne Elfen von allen Seiten alle möglichen Schätze bringen, um ihn mit sich zu ziehen, bis der Tag aufgeht und der Mann aufsteht und spricht: „Gott sei Lob, nun ist ringsum Tag!“ Da sind all die Schätze sein. Die altnorwegischen Gesetze verboten bereits das Draußensitzen, die „utiseta“ auf den Kreuzwegen während der Jul- und Neujahrsnächte, um mit Hilfe des Zaubergottes Odin und der Geister der Verstorbenen die Zukunft zu erfahren.[1])

Nach einem Rezept des „Geistlichen Schildes“ (S. 355) glaubte man vor 50 Jahren in Urloffen (Appenweier) allgemein, wer mit einem in der Andreasnacht zwischen 11 und 12 Uhr geschnittenen Haselstock auf ein Kleid schlage, der könne damit die Person treffen, die er dabei im Sinne habe.

Die Zeit zwischen den Jahren, uns schon als Freizeit der Dienstboten an manchen Orten bekannt, ist überhaupt für Alle eine große Arbeitspause, eine Zeit tiefer Erholung. Da nähte man früher in Neusatzeck (Bühl) nicht, weil sonst die Nadeln den Ochsen in die Füße gingen, so daß sie hinkten. Da ist z. B. in Mengen (Freib.) nicht bloß das Spinnen untersagt, weil die Mäuse sonst das Garn zernagen, sondern auch das Backen, „sunst b'schießt das Brot 's ganz Jahr nüt“ heißt es in Norsingen, „sunst ist das ganze Jahr kein Segen drin“ in Feldkirch (Staufen). Bis nach Oberfranken und wahrscheinlich noch weiterhin ist dieser Brauch zu verfolgen. Außer dem Backen wird das Dreschen und Waschen gemieden. Man soll auch in Hettingen (Buchen) keine Wäsche im Freien lassen: wer ein Stück davon stahl, konnte das ganze Jahr über stehlen, ohne erwischt zu werden. Dagegen dicht vor Weihnachten schafft und backt man um so eifriger, namentlich gern Kuchen in allerhand Tierfiguren, so in Unzhurst (Bühl) Hündle, Ziegen und Schweinchen. Vor Weihnachten oder auch in der Neujahrsnacht backt man hier, in Moos und Schwarzach (Bühl) die sogen. „Wowölfli“, die man auf den Kasten oder Schaft stellt, früher auch ins Herrgottseck der Wohnstube, und bewahrt sie das ganze Jahr hindurch auf. Sie sichern gegen Blitz. An sie erinnern am auffälligsten die „Hauswölfe“, die man an der rauhen Ebrach in Oberfranken zu Weihnachten backt, um sie

[1]) Arnason, Islenzkar Pjóđsögur 1, 125. 436. F. Jonsson, Oldnorske og Oldislandske Litteraturhistorie 1, 34.

aufzubewahren und bei ausbrechendem Feuer hineinzuwerfen.[1]) So backte man in Schweden Julegalte d. h. Weihnachtseber, die man dem Pflüger, seinem Zugtier und in den Saatkorb gab.[2]) Jedem Knecht wird in Münchingen (Bonnd.) ein Laib Brot aus lauter „Kernemehl" gebacken oder eine Mark dafür gegeben. Doch tritt ein eigentliches Festessen nicht hervor außer allerhand Küchle. Schon Lorichius, der Freiburger Professor aus dem 16. Jahrhundert, nennt das Weihnachtsbratenessen einen teuflischen Mißbrauch. Es wird wohl empfohlen, Grünkraut zu essen, dann heile Alles besser; in Neckarhausen wird am Weihnachtsfeiertag in jeder besseren Bauernfamilie eine Gans verspeist. Dagegen halten die bei Freiburg gelegenen Ortschaften Heuweiler, Wild-, Föhren- und Glotterthal nicht nur den Oster- und Pfingsttag, sondern auch den Weihnachtstag für einen Fastentag, an dem weder Speck, noch Fleisch gekocht, sondern Küchle genossen werden. Das geschieht bei Ueberlingen in Bambergen und auf einigen Frickinger Höfen wegen eines bei einer Viehseuche geleisteten Gelübdes.

Diese Zeit ist voller Weissagung. Im ganzen Süden werden noch vielerorts die Tage von Weihnachten bis H. Dreikönig als zwölf Lostage beachtet, von denen jeder einen Monat bedeutet und deren Wetter über die Witterung des entsprechenden Monats des nächsten Jahres entscheidet. Die 12 Monate werden „gelost". Das wird im Kalender notiert, selbst vom alten Jülg in Ringelbach, der doch sonst ein ungläubiger Thomas war. Die Tage heißen in Balzhofen (Bühl) auch Läuferlestage. Man kennt noch ein anderes, schon von dem Schweizer Anhorn im 17. Jahrhundert in seiner Magiologia S. 136 erwähntes Verfahren: man füllt am Weihnachtsabend zwölf schüsselförmige Zwiebelschalen oder zwölf Nußschalen mit Salz und stellt sie auf die zwölf auf den Tisch geschriebenen Monatsnamen. Am andern Morgen werden sie geleert und je nach dem Maß der Feuchtigkeit des Salzes die trockene oder feuchte Witterung des Monats vorausgesagt. Über der Stubenthüre oder an einem anderen stets sichtbaren Platze der Wohnstube werden leere lichte oder halb oder ganz geschwärzte Kreise aufgezeichnet, so in Neuershausen (Freib.) und

[1]) Schmeller, Bayer. Wörterbuch[2] 2,903. Wuttke § 430.

[2]) Gervasius v. Tilbury, Otia imperialia hg. v. Liebrecht S. 56.

in Gutenstein (Meßkirch), um das Ergebnis der Losung immer vor Augen zu haben. Auch die Jerichorose, auch Weihnachts- oder Weinrose genannt, wird in Rickenbach (Säck.) in Wasser gesetzt und aus ihren zwölf sich wieder austreibenden Sprossen, die wie Spinnenfänge das Innere umschließen, die Witterung der künftigen zwölf Monate prophezeit, in den meisten Dörfern des Oberlandes aber überhaupt die Güte des kommenden Jahrs oder Herbstes. Auch werden während der zwölf Nächte in Ewatingen (Bonnd.) zwölf „Kernen" nach einander in einem Löffel übers Feuer gehalten, und jeder herausspringende „Kernen" bedeutet einen Monat, in dem der Preis des Kernens steigt.

Die wunderkräftigste Zeit ist aber die heilige Nacht und namentlich die Mitternacht derselben, wenn alle Glocken das Schreckenläuten anheben in dem Augenblick, wo Christus geboren wurde. Ist in einem Aschenhäufchen, das man am heiligen Christabend auf dem Herde gemacht hat, am andern Morgen ein Grübchen sichtbar, so stirbt bald ein Hausgenosse in Wagensteig (Freib.).[1] Sind die Bäume mit Duft behangen, so giebt es ein fruchtbares Jahr (S. 385). Man stellte und stellt in Unzhurst (Bühl) und in Unterlenzkirch ein Glas von jeder oder einer Fruchtsorte auf den Tisch, um am andern Morgen aus dem Steigen oder Fallen der Körner auf die Fruchtbarkeit zu schließen, und wenn ein in der Christnacht aufgestellter Schoppen gährenden Weins überläuft, so ist in Bonndorf und Sexau (Waldk.) viel Obst und Wein zu erwarten. Auch soll man in Bögisheim (Müllh.) die Weinfässer auf die heilige Nacht frisch auffüllen; laufen sie dann während der Nacht über, so kündet das einen reichen Herbst an. Eine helle Christnacht bedeutet, wie in Schlesien und Niederbayern, in Krumbach (Meßk.) ein fruchtbares Jahr, in Mittelscheffenz dunkle d. h. volle, dagegen in Ladenburg bald leere Scheuern. Viele Sterne künden an manchen badischen Orten viele Hühnereier im zukünftigen Jahr, wie in Mecklenburg viele Häringe an. Ist die Nacht des unschuldigen Kindleintages (28. Dez.) hell, so haben es die Wöchnerinnen um Pfullendorf und Überlingen gut, sonst dürfen sie sich kränken! Wenn aber um Mitternacht alle Glocken in drei Absätzen

[1] Lichter, Aschen- und Salzhaufen wurden in der Magdeburger Gegend schon 1732 in der Christnacht gesetzt, um Leben und Tod daraus zu erfahren. Ztschr. f. Volksk. 9, 17.

zur Frühmette rufen, da sprudeln wie in vielen Gegenden Deutschlands die Dorfbrunnen, überhaupt alle „fließenden und springenden Wasser“, Wein, oben in Säckingen wie unten am Neckar. Wenn ein Herbolzheimer Mädle, um solchen zu schöpfen, in aller Einfalt zum Brunnen geht, so gelingt es ihr auch, den ungläubigen aber nicht. Einer Waldwimmersbacher Magd aber, die vom Brunnen her ihrer Kamerädin zurief: „Komm her du, es ist Wein“, fuhr der Böse dazwischen mit den Worten: „Ja, der gehöret mein“ und drehte ihr den Hals um. Nach mecklenburgischem Glauben tritt diese Verwandlung in der Johannisnacht ein. Aber wenn Jemand davon schöpfen will, so erscheint auch hier der Teufel mit den Worten: „Dat Water is Win, un du büst min“.[1]) In Neukirch (Triberg) wird nicht nur das um 12 Uhr getrunkene Brunnenwasser Wein, sondern die Tische werden Lebkuchen und die Ofenstangen Bratwürste. Während des Läutens schöpfen die Jechtinger (Breisach) eiligst aus ihren Brunnen und schütten das Wasser ins Weinfaß, dann wird es zu Wein. In Berolzheim (Tauberb.) wird der neue Auslauf des im Herbst meist versiegenden Brunnens erwartet. Von der geschlossenen Zeit heißt es dort: „Kathrein (der 25. November) schließt d'Pfeufe (Brunnenröhre), und de Dumme (Thomas, der 21. Dezember) läßt sie wieder brumme“, wie auch am Lechrain der Müller am Kathrinensonntag die Räder stellen muß.[2]) Seltener geworden ist der Ausdruck „Heiliwag“ für das in dieser Nacht geschöpfte Wasser, das die Dichter des 13. Jahrhunderts, Lorichius im 16. Jahrhundert, Phil. v. Sittewald im 17. Jahrhundert erwähnen. In Endingen am Kaiserstuhl versammelten sich gegen 12 Uhr an jedem Brunnen ungefähr 50 Leute, um Schlag 12 Uhr Wasser aufzufangen. Diesen „Heiliwog“ brachte man Kranken zur Genesung und dem Vieh in die Tränke. Ein Teil wurde ins Weinfaß oder in den Weinessig geschüttet, damit sich diese Flüssigkeiten gut hielten.[3]) In Ettenheim läßt man noch um 12 Uhr seinen Krug unter dem Brunnen voll laufen mit dem Spruch: „Heilewog Gottesgob, Glück ins Haus, Unglück draus“. Im Albthal (St. Blasien) sprach der Hausvater über das mitten in der Christ-

[1]) Bartsch, Sagen aus Meklenburg 2, 288.
[2]) v. Leoprechting, Aus dem Lechrain S. 201.
[3]) Kniebühler, Geistersagen von Endingen.

nacht geschöpfte Wasser: „Heili Wag, heili Wag, Glück ins Haus, Unglück draus," und im Kaiserstuhl erhielten die Dienstboten, die es schöpften, eine Weingabe.[1]) Dieses Wasser, auch wo es, wie in Hettingen (Buchen), den alten Namen nicht hat, heilt namentlich Hautausschlag. In Weckolsheim (Colmar) besprengte unter jenem Spruch der Lehrer die Häuser und Scheuern und Ställe mit Weihwasser, wofür dann die Leute Geld in den Weihwasserkessel warfen. Und wie hier schon am Nachmittag 3 Uhr beim Heiliwogläuten die Obstbäume mit Stroh umwickelt wurden,[2]) so in Baden-Baden beim Schreckenläuten. Jene Bräuche sind wesentlich christlich, denn solche Verwandlung des Wassers in Wein oder doch in Heilwasser wurde schon im 4. Jahrhundert am Epiphaniastage, an dem die Hochzeit zu Kana und der Geburtstag Christi gefeiert wurden, hier und da geglaubt.[3])

Während des Läutens redet auch nach weit verbreiteter Vorstellung das Vieh mit einander und zwar in Schlatt (Staufen) das älteste Stück mit dem jüngsten, aber der Horcher hört sie sich zum Verderben nur von seinem baldigen Tode sprechen, bis nach Schlesien hin.[4]) So belauschte der neugierige Müller der Hallendorfer Mühle unter der Krippe sein Vieh, wie der eine Stier zum andern sagte: „Du, Horn, was thun wir morgen?" „Den Müller auf den Kirchhof führen!" In Bonndorf reden die Kühe in der heiligen Nacht und geben rote Milch. Am Christmorgen soll man in Neusatzeck (Bühl) dem Vieh nicht mit seinem Namen rufen, wie man anderswo in der Christnacht andere Tiere nicht bei ihrem Namen nennt, sondern z. B. die Maus in Mecklenburg „Bönlöper" (Bodenläufer), den Fuchs „Langschwanz".

Das Vieh bedarf in dieser Zeit besonderer Pflege: in Menzenschwand (St. Blasien) betet man wohl am Christabend im Stall, den man dann in Neusatzeck (Bühl) mit Weihwasser bespritzte. Wenn in Wagensteig (Freib.) der Knecht zwischen 11 und 12 Uhr das Vieh putzt, ohne umzuschauen, so wird es schön. Man bindet in Vögisheim

[1]) Schreibers Taschenbuch 1839.
[2]) Jahrb. f. Elsaß-Lothringen 10, 2.
[3]) Wuttke, § 77. Grimm, Deutsche Mythologie S. 486.
[4]) Mittheil. d. Schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde 2, 57.

(Müllh.) in der Christnacht das Vieh frisch an und thut wo möglich die Kette in ein anderes Loch, denn zwischen 11 und 12 Uhr geht der Heiland durch den Stall. Die altheidnischen Segnungen der heiligen Zwölfnächte, die schon die älteste Dichtung der Inder preist, werden nun zumeist auf den Segen des neugebornen Heilands zurückgeführt. Darum muß man in Muggensturm (Rast.) auf die Christnacht die Scheuer schließen, damit kein Heu entwendet werde, denn geschieht das, so hat es keine Kraft mehr. Wie die Angelsachsen nach dem Bericht des Gervasius von Tilbury[1]) um 1200 in der Christnacht eine Handvoll Hafer oder Gerste ins Freie legten, damit es den Himmelstau empfange und, genossen, schwere Krankheiten heile, so legen in Baden namentlich die Unterländer von Rastatt bis nach Tauberbischofsheim am Christabend ein Bündel, eine „Locke" Heu ins Freie, unter die Dachtraufe oder auch, wie in Österreich, auf den Mist und füttern mit dem taubenetzten das Vieh, um es vor Krankheit zu schützen. In Diedelsheim (Bretten) fügen sie zum Heu von jeder Fruchtgattung eine Handvoll Körner hinzu. Nach der Frühmette wird das im Freien gelegene Heu in Büchenau (Bruchs.) den Tieren mit den Worten gegeben: „Hier habt ihr von mir ein Christkindl, gebt mir auch eins" (S. 384). Diese Sitte scheint christlichen Ursprungs und muß aus der Versinnlichung des messianisch gedeuteten Spruches: „Tauet (rorate) ihr Himmel" Jesaia 45, 8 abgeleitet werden.[2]) Während des Advents wird um Überlingen wöchentlich zweimal bei Tagesanbruch der sogen. Rorategottesdienst abgehalten. Man füttert das Vieh auch gern mit dem gewöhnlichen Futter während des Schreckenläutens von Oberglashütte (Meßk.) bis nach dem Unterland hinüber. Dann wird es schön, sowie die dann gefütterten Hühner mehr Eier legen. In Sexau (Waldk.) macht man aus dem während der Christnacht in der Raufe gelegenen Futter Nester für die Hühner, damit diese nicht verlegen. Am Christmorgen jagt der Unterländer Bauer noch gern möglichst früh sein Vieh auf, um es am Brunnen zu tränken, daß es keinen „kalten Suff" im nächsten Jahre thue oder „z'vool" d. h. zu voll oder „bloot" aufgebläht werde. Früher ließ man am Stephanstag, den 26. Dezember,

[1]) G. v. T. Otia imperialia ed. Liebrecht, S. 2. vgl. S. 55.

[2]) Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1, 405.

den Pferden zur Ader, wogegen schon Lorichius im 16. Jahrhundert eifert, man solle dagegen am selben Tage nach der Kirchenordnung Futter segnen lassen und dasselbe durchs Jahr den Rossen unter ander Futter vermischen, damit sie nicht krank würden. Auch schleichen Männer in den Stall, um zu sehen, wie das Vieh in dieser Nacht liegt. Kehrt sich das meiste Vieh der Thüre zu, so hat der Bauer im neuen Jahre Glück im Stall, und es giebt einen guten Viehhandel, anders umgekehrt: in Büchenau (Bruchs.) wie in St. Wilhelm (Freib.).

Im Meßkircher Amtsbezirk wird der Tennenboden sorgfältig ausgekehrt, so daß manche Körner vom „Obertenloch" herabfallen. Am Christmorgen schaut man nach, von welcher Fruchtsorte die meisten auf dem Boden liegen. Diese gedeiht im nächsten Jahr am besten. Auf dem Gange zur Frühmette, dessen Unterlassung Unglück bringt, achtet mancher Bauer auf die Zahl der Sterne am Himmel. In Ubstadt (Bruchs.) nimmt der Hausvater ein Stück Brot, das „Mettenbrot", in der Tasche mit in die Christmette und verteilt es nach der Rückkunft unter die Familienmitglieder und die Tiere im Stall. Ähnlich in Katzenthal (Mosb.). Wer in Durmersheim (Rast.) zu Weihnacht, mit einem Apfel in der Tasche, in alle drei Weihnachtsämter geht, dessen Angehörige werden durch den Genuß desselben vor Krankheit bewahrt. Man mag an den Apfel denken, den der Voigtländer vor der Christmette vor der Kirchthür verspeist, um in dem ersten herankommenden Mädchen seine künftige Frau zu entdecken[1]). Im niederbayerischen Simbach hieß es, wer sich während der Mette auf Roggenstroh setze, finde im neuen Jahr einen Schatz im Acker. Überhaupt muß der Bonndorfer in die „Engelmesse" gehen, sonst hat er Unglück. Vorher gießt er aus sieben Brunnen Wasser in ein Becken zusammen und stellt das unter die Dachtraufe und sieht nach der Engelmesse den Namen des späteren Berufs ins Eis des Beckens eingefroren. Im Glotterthal forscht man auf der Eisdecke solches Christnachtswassers, ob diese einem Totenbaum ähnlich sei d. h. im nächsten Jahre Jemand aus dem Hause sterbe. Hier, auch in Ettenheim, Muggensturm (Rastatt) und in Spessart (Ettlingen) wirft man das Weiße eines Eies in solches Wasser und kann darin die Geburt des Heilandes in Bethlehem oder auch die Flucht nach

[1]) Wuttke, § 364.

Aegypten erkennen[1]). Im Glotterthal sieht man zwischen 11 und 12 Uhr auf dem Kirchhof oder Kreuzweg die Toten des kommenden Jahres, in St. Peter auf einem Kreuzweg Leichen und Hochzeiten. Wer sich aber durch nichts aus der Fassung bringen läßt, lernt in St. Peter dort alle Instrumente spielen. Die Christnacht ist auch sonst musikreich: so verlassen in dieser Nacht die bei Thennenbach beerdigten Soldaten ihre Gräber und ziehen unter Musik gegen das Thal. Wer aber im ersten Weihnachtsamt bei der Wandlung durch einen zufällig auf der Straße gefundenen hölzernen Eggenzahn, den man durchbohrt hat, hindurchschaut, sieht im Chor die Hexen des Dorfes Villasingen (Ueberl.). Das eigentümlichste Gesicht ist aber das Adventsschwein in der Zehntscheuer von Hugstetten bei Freiburg, das Glück bedeutet. Das erinnert nun lebhaft an den thüringischen Volksglauben, wonach derjenige, der am Christabend bis zum Abendessen sich der Speise ganz enthält, ein goldenes junges Ferkel zu Gesicht bekommt. Nach einem Lauterbacher Weistum von 1589 wurde am Dreikönigstag ein Goldferch rund durch die Gerichtsbänke geführt, und in der Christnacht hält in den Niederlanden Derk met den Beer (Eber) seinen Umgang. In Siebenbürgen fährt das Christferkel mit seinem Wagen herum und bringt zum Christabend Geschenke. Das schwedische Volk backt auf Julabend Kuchen in Eberform (S. 483), das dänische mästet Eber für diese Zeit. Im Norden war ein Eber des Gottes Freyr Opfertier[2]).

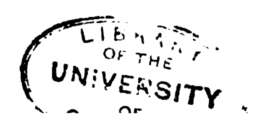
Nach dem Schreckenläuten singen in Sulzbach (Rastatt) die Männer des Kirchenchors auf dem Kirchturm zwei Weihnachtslieder, die dann in aller Frühe drei Sänger an 22 verschiedenen Stellen des Dorfes wiederholen, das „Stille Nacht, heilige Nacht“ und

„Der helle Tag vorhanden ist.
„Der helle Tag, der nicht versagt;
„Gott geb uns einen guten Tag.
„Der Tag fing an zu schleichen
„Den Armen und den Reichen.
„Gelobt sei Gott und Maria!
„Gelobt sei Jesus Christus!“

---

[1]) Vergl. d. Mitteil. d. schles. Gesellschaft 2,57.

[2]) Grimms Mythol. S. 41. 176. Thiele, Danmarks Folkesagn 1, 376. Siebenbürger Korrespondenzblatt 1894 S. 92.



Noch eine andere schöne Heidensitte dieser Festzeit, der Minnetrunk d. h. Gedächtnistrunk, den man in den heiligen Nächten den Göttern darbrachte, hat sich am Tage Johannis des Evangelisten (27. Dezember) erhalten und zwar in einer nur in Deutschland bekannten christlichen Umformung. Man verknüpfte mit dieser Minne jene Abendmahlscene im Johannesevangelium, die uns den Lieblingsjünger an der Brust des Herrn liegend zeigt. In einem Gebete heißt es mit Rücksicht auf die alte Erklärung jener Evangelienstelle: «Johannes cum gratia me potat ex omnipotentis pectore» d. h. „Johannes tränkt mich mit Gnade aus der Brust des Allmächtigen". Zu diesem Gnadentrunk, diesem „Johannessegen", den schon Hartmann von Aue im Erek 8651 kennt,[1]) weiht der Priester noch in vielen badischen Kirchen den Wein, den die Leute an diesem Tage, am „Winterhans", in Ettenheim z. B. namentlich die Burschen, Frauen und Mädchen in einer Kanne in den Gottesdienst bringen, und er reicht den geweihten (nicht verwandelten) noch in einigen Kirchen am Altare der Gemeinde mit den Worten: « bibe amorem St. Johannis in nomine patris u. s. w. d. h. trinke die Johannesliebe im Namen des Vaters u. s. w." So wird er in Neusatzeck (Bühl) an der Kommunionbank den Anwesenden gereicht und wiederum während der Osterzeit davon ausgeteilt. Eine kirchliche Austeilung findet z. B. auch in der Bruchsaler Pauluskirche, in Bleibach, Rickenbach (Säck.) und Reichenbach (Gengenb.) statt. In Ettlingenweier wird am Johannes-, wie am St. Stephanstag von dem geweihten Wein dem Bürgermeister und den Gemeinderäten zu kosten gegeben, wobei der Priester spricht: „Trinket die Liebe des h. Johannes". Der Genuß dieses Weins bewirkt in Illingen (Rastatt) allumfassende Menschenliebe. In den meisten Gemeinden aber wird der Wein (immer roter) vom Hausvater nach der Weihe heimgetragen, und nun muß die ganze Familie der Reihe nach, selbst das Kind in der Wiege, davon trinken. Wird er einem Anderen angeboten, so muß dieser ihn trinken, wie es noch in Reckingen (Waldsh.) heißt und schon in der Zimmerischen Chronik 3,201 hieß. Um sich seine Wirkung zu erhalten, schüttet man auch vielerorts etwas davon in die einzelnen Fässer. Denn namentlich schützt er vor Krankheit, auch das Vieh, dem man

[1]) Vgl. Schönbach, über Hartmann von Aue S. 16.

in Glotterthal (Freib.) davon in den Brunnentrog gießt, wie nach der Zimmerischen Chronik 2,47 ein Junker samt seinem Diener am Vorabend St. Johannis Baptistä Johannissegen trinkt und ein wenig Wein über seines Rosses Haupt schüttet. In Bayern nimmt man solchen Trunk vor der Reise und gießt dabei, den Becher rückwärts über den Kopf schwingend, einige Tropfen auf die Erde [1]). In Groß-Schönach (Pfullend.) nehmen ihn die Brautleute vor ihrem Kirchgang, in Uhldingen (Ueberl.) gießt man ihn wie zum Kindsbad, so zur letzten Oelung hinzu.

Der Johannissegen wurde aber auch am sommerlichen Johannistag, dem Feste des Täufers, den 24. Juni, genossen. In Heilbronn bekränzten noch 1863 die Weingärtner seine Bildsäule und trugen sie mit zum Johannissegen, einem vor den Häusern veranstalteten Gelage, wie es auch in Rotenburg am Neckar stattfand [2]). In Ueberlingen bilden die Hauseigentümer einer Straße eine sogenannte Nachbarschaft mit dem Zweck, Eintracht zu halten und etwaige im Lauf des Jahres entstandene Zwistigkeiten beim Nachbarschaftstrunk, einem Versöhnungsmahl am Sonntag Abend nach Johanni, zu schlichten. Jeder Nachbarschaft steht ein „Gassenpfleger“ vor, der das aus Stiftungen und Einkaufsgeldern zusammengeflossene Vermögen verwaltet und die Messen für die lebenden wie verstorbenen Nachbarn und das mit Weib und Kind besuchte Mahl bestreitet. Mehrere der 15 Nachbarschaften haben ihr Vermögen dem Schulfonds geschenkt, doch am Versöhnungsmahl halten noch alle Nachbarschaften, die nach der Pest des Winters 1610/11 gestiftet sein sollen, fest [3]). Ein ähnliches gesellschaftliches Fest, an dem der „Johannissegen“ am 24. Juni getrunken wird, ist weiter in Deutschland, auch im evangelischen Süddeutschland, verbreitet [4]).

Die Weihnachtsbräuche werden in einzelnen Ortschaften erst in der Neujahrsnacht ausgeübt. So sollen in Moosbach erst in dieser die Pferde aus dem Stall geführt werden, so soll erst in dieser das Vieh reden und eine Locke Heu und von allerlei Früchten

[1]) Wuttke, § 194. 567.
[2]) Birlinger, Aus Schwaben 2, 116. Meier, Sagen a. Schwaben S. 427.
[3]) Alemania, 16,160.
[4]) Wuttke, § 194.

und sogar erst am H. Dreikönigstag Oehmt (Grummet) erhalten, das besonders im Speicher aufbewahrt ist. Auch bedeutet in Unzhurst (Bühl) das erst in der Sylvesternacht aus einem Glas quellende Korn ein fruchtbares Jahr (S. 484), und in Balzhofen (Bühl) backt man erst in dieser Nacht die Wowölfli (S. 482). Am Abend ist in vielen Orten Schlußgottesdienst, in Auenheim bei Kehl die sogenannte „Lichtleskirche“. Häufig feiern die Eheleute die letzte Nacht des Jahres getrennt; das Männervolk von Bollschweil (Staufen) sitzt gern in den Wirtshäusern und spielt und würfelt Bretzeln, Wecken und Kugelhopfe aus, während zu Hause Rosenkränze und andere Gebete verrichtet werden. Nach dem halbstündigen Mitternachtsgeläute sind in Hartheim bei Staufen alle 4 Wirtschaften mit männlichen Gästen bis 8 Uhr morgens besetzt, und um 12 Uhr spielt die Musik bei der Friedenslinde, unter der ein allgemeines Neujahrswünschen stattfindet. Wenn in Auenheim (Kehl) um Mitternacht alle Glocken zusammenläuten, singen die jungen Leute vor der Kirche. Das Ausspielen von Brotringen, Eierringen und Bretzeln in den Wirtshäusern und auch wohl in den Bäckerläden ist im Lande weit verbreitet, wie in Hessen[1]) und Westfalen. Aber auch gemeinsame Feiern beider Geschlechter kommen namentlich im Süden vor. Bis 1870 versammelten sich am Sylvester die meisten Männer und Frauen aus Oberlauchringen (Waldsh.) im Wirtshaus, wo sie auf Gemeindekosten einen „Trunk“ erhielten. In der Neujahrsnacht in Dilsberg gratuliert die Musik vor dem Pfarrhause, mit ihr kommen alle Burschen und Männer, „die noch laufen können“; sie wurden früher vom Pfarrer mit Apfelmost bewirtet. Dann geht's zum Bürgermeister, der Speck hergeben muß, dann zu den Lehrern, die „Kersche- und Quetschwasser“ auftischen. Am zweiten Januar wird von sämtlichen Bürgern in Gurtwil (Waldsh.) ein Bürgertrunk genossen, der vom Grafen Konrad von Heidegg im 16. Jahrhundert herrührt und später von der Gemeinde übernommen wurde. Jeder Bürger giebt bei der Weinlese wenigstens einen Liter Wein dazu her. Brot wird aber nicht verabreicht. In Randegg und ähnlich in Gottmadingen (Konst.) wird am Sylvester, Neujahrs- und Dreikönigstag „gebetelet“. Kameraden und Kameradinnen vertreiben sich in einer Stube mit Singen,

[1]) Wuttke, Deutscher Volksaberglaube § 19.

Kartenspiel, Würfeln, Essen des mürben Neujahrs- oder Birnenwecks die Zeit. So wird oder wurde auch in Steißlingen (Stockach) am ersten Neujahrstage und am Dreikönigstage Abends „gepäterlet". Der Hausvater ißt mit den Seinigen Neujahrsbrot, Nüsse und Käse und trinkt mit ihnen das erstemal nach dem Herbste vom Neuen [1]). Auch in Espasingen (Stockach) ist die Familie an diesen beiden Tagen zu Haus zu Spiel, Wein- und Eierringgenuß vereint. Unter Freudenschüssen und Glockengeläute geht die Nacht dahin. Am Tage nach Neujahr wurde in Güntersthal bei Freiburg und in Säckingen „gebechtelt" mit Tanz und Lustbarkeit; die Dörfler bekamen dort 8 Pfennige und ein Halbviertel Wein, die Kinder im Kloster 4 Pfennige.[2]) Dieses südbadische Bechteln, Betelen und Päterlen ist das nordschweizerische Berchteln, Bechteln am Neujahrstag oder am 2. Januar, am „Bechtelistag", das gemeinsame Weintrinken, und das elsässische „Bechten", das lärmende Umherziehen der Handwerksgesellen zur Weihnachtszeit.[3]) Am Neujahrstage versammelte bis etwa 1870 der Bürgermeister von Graben nach dem Gottesdienst vor der Kirchthür den Gemeinderat und andere Bürger um sich und wünschte ihnen in einem kurzen Spruche das Neujahr an. An dem 2. Januar, dem ersten „Werktig" des Jahres, werden in Neidingen (Donauesch.) die Gemeindebeamten gewählt, an diesem Tage, dem „Läuferlestag" (S. 483) auch in Kürnbach (Bretten) der Nachtwächter, der Straßenwart, der Gänsehirt, der Glöckner u. s. w. Am Abend hält hier der gesamte teils badische, teils hessische Ortsvorstand die sogenannte „Herrenzeche", wozu eine Stiftung die Mittel liefert. Das Neujahransingen am frühen Morgen, das namentlich noch im Bühlerthal üblich ist, macht noch immer, obgleich oft nur mit dürftigen Stimmen ausgeführt, auf viele stille Hofbewohner einen überraschenden, feierlichen Eindruck, und sie lohnen gern mit Speck oder Geld, und nach den Sängern laufen dann in vielen Dörfern die Kinder, voran die erwünschteren Knaben (S. 69), in die Häuser, um sich von den Großeltern und den Paten Bretzeln, Eierringe, Wecken zu holen, was in Todtmoos schon am Stephanstage geschieht. Morgenrot am Neu-

[1]) Birlinger, Aus Schwaben 2,27.
[2]) Birlinger, Aus Schwaben 2,19.
[3]) Grimm, Deutsche Mythologie 1,234.

jahrstage bedeutet gewöhnlich häufige Feuersbrünste, aber in Bollschweil (Staufen) auch Krankheit. Doch wer an diesem Tage Erbsensuppe in Muggensturm (Rast.) ißt, bleibt fieberfrei. Am Neujahr ist der Tag um einen Gullerschritt (Hahnenschritt), zu Dreikönig um einen Hirschsprung gewachsen.

Am h. Dreikönigstag, an dessen Vorabend wohl noch die Sternsinger vor das Haus kommen (S. 73), tragen die Kinder von Neuenburg und Littenweiler Salz und ein Stück Kreide in Schüsseln oder Schachteln zur Weihung in die Kirche, und an vielen Orten ist an diesem wie am Dreifaltigkeitstage eine kirchliche Salzweihe üblich. Man giebt von diesem Salz z. B. in Kirchhofen bei Staufen einem neugekauften Stück Vieh oder einer kalbenden Kuh in die Krippe oder Tränke. In Krenkingen (Bonnd.) bekommt die Kuh nach dem Kalben davon in einer mit Schweineschmalz bestrichenen Brotschnitte. Das Salz dient aber gegen die Krankheit nicht nur des Viehs, sondern auch der Menschen, wie in Achdorf (Bonnd.). In Bollschweil bei Staufen wirft man es auch gegen das Gewitter aus dem Fenster. Am feierlichsten wird der Tag in Muggensturm (Rastatt) begangen. Da wird Salz und Brot geweiht, von dem am Mittag jedes Familienglied sowie jedes Haustier einen Brocken erhält, um vor Krankheit geschützt zu sein. Aber die ganze vorangehende Woche wird, wie anderswo wohl vor einem Kirchweihfeste, benützt, um alle Sorten von Kuchen uud anderem Backwerk anzuhäufen. Die Verwandten und Bekannten werden geladen und Abends ein Festmahl oft bis in den Morgen hinein gehalten. In Hartheim (Staufen) bekommt jeder Wirt von seinem Bäcker eine große Butterbretzel, einen „Kranz", der Abends von den Gästen mit dem Einsatz von 20 Pfennig ausgewürfelt wird. Der Erlös gehört dem Wirte. In Elsaß wird in die Dreikönigskuchen eine Bohne eingebacken, und wer bei der Verlosung den mit der Bohne erhält, wird König. Eine Polizeiverordnung von Hindisheim im Elsaß vom Jahre 1549/73 eifert gegen diese „Königreiche";[1]) in Baden scheint man sie nicht mehr zu kennen. Noch ein anderer Neujahrsnachtbrauch wird wohl auf den Dreikönigstag verlegt, das höhnende Aufhängen einer Strohbretzel in Neuenburg.

Mit der ins Salz gesteckten Kreide schreibt man noch häufig

[1]) Alemannia 17, 66.

im Oberlande die Anfangsbuchstaben der Namen Caspar, Melchior und Balthasar: C † M † B † an oder über die Thüren des Hauses und Stalles, um vor Gewitter, Hexen und dem bösen Geist zu schützen. In Aichen bei Witznau (Waldsh.) schreibt man die Buchstaben in den heiligen Namen Jesus, Maria und Joseph auch an die Kasten. Mit der Dreikönigskreide schreibt man in Meßkirch über die Wohn- oder Schlafstubenthüre auffälliger Weise E † E d. h. Enoch und Elias, um den Bösen abzuhalten. Diese Inschrift hilft auch in Schwaben gegen das Schrättele. Aber auch in sizilianischen Reisesegen wie isländischen Segen sind die Beiden die Helfer in der Not, als solche, die als die einzigen Menschen nach Wolfram v. Eschenbachs [1]) Ausdruck die höllische Fahrt nicht mitmachten. Sie fuhren sofort in den Himmel. Ueberhaupt spielten im mittelalterlichen Glauben Enoch und Elias eine viel bedeutendere Rolle als im jetzigen, nur die Volkssage hat noch einige Reste davon bewahrt.[2]) Für hochgeweiht gilt in Unzhurst (Bühl) auch das Dreikönigswasser, das schon zu Chrysostomus' Zeit in der Nacht vor Epiphanias in Krüge geschöpft und als ein Jahr lang frischbleibend erhalten wurde.[3]) In Pfullendorf soll man mit dem Salz und der Kreide auch einige Wachholderbeeren weihen, mit denen man die Wohnung räuchert. Solche Räucherung, jetzt selten, nahmen z. B. in Staufen vor dem Jahre 1786, wo sie verboten wurde, an den Vorabenden des Weihnachts-, Neujahrs-, und Dreikönigstages der Schulmeister und der Sigrist vor.

Am **Antoniustage**, den 17. Januar, bringen die Bäuerinnen Schweinernes zur Kapelle auf dem Giersberg bei Kirchzarten (S. 409).

Weitere Sicherheitsmaßregeln und Zukunftseinblicke verschafft man sich im Februar, zunächst an **Mariä Lichtmeß** (2. Februar). Da werden Wachskerzen geweiht und dabei wird ein Rosenkranz gebetet. Die Kerzen werden zu Ostern und Fronleichnam, zur Taufe und bei Gewitter angezündet, oder auch für Verstorbene. An diesem Tage schleift aber auch der Bauer des Henselerhofes im Attenthal bei Freiburg oder sein Bube, nachdem das ganze Hausgesinde droben in der Schlangenkapelle drei Rosenkränze gebetet hat, dreimal eine

[1]) Willehalm 218, 18.
[2]) Birlinger, Volkstüml. 1, 180.
[3]) Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1, 517.

Kerzchen zuerst herunterbrannte, der mußte zuerst sterben. Die Hausfrau ging dann mit der gesammelten Asche und den Überresten dieser Kerzchen zuerst in den Stall, betete ein Vaterunser und ließ von der Asche ein Bischen zu Boden fallen, betete auf dem Fruchtspeicher, indem sie etwas Asche unter das Getreide mengte, dann in den Kammern und im Keller. In der Küche endlich betete sie ein Vaterunser zum Rauchfang hinaus und ließ den Rest der Asche zu Boden fallen. Die Agathezettel wurden an die Thüren befestigt zum Schutz gegen Feuer, Hexen und den bösen Geist. Heute ist der Brauch in Lenzkirch ausgegangen, aber noch im Kirchspiel und in den Nachbarorten Saig, Kappel, Falkau wenigstens teilweise erhalten. In vielen oberländischen Orten wird am Agathetag das Agathebrot gebacken und vom Geistlichen in der Kirche „gewiehen". In jeder Familie bewahrt man etwa in einem Säckchen oder in den vier Winkeln des Hauses ein „Kansterli" auf, das nicht schimmelt und gegen Feuersbrunst schützt, namentlich wenn es ins Herdfeuer oder auch in die Feuersbrunst hineingeworfen wird. Schimmelt es doch innerhalb des Jahrs seiner Weihe, so muß jemand im Hause sterben. Vor der Weihe durch den Pfarrer wird es auch wohl in einen „Agathezettel" gewickelt, ein Großfolioblatt, das, mit einem Bilde der Heiligen, einer Umschrift und drei Kreuzen versehen, an die Haus- und Stallthüre geklebt wird. Die Umschrift lautet hier, wie im Elsaß, in der Schweiz und in Niederösterreich: „Mentem Sanctam † Spontaneam † Honorem Deo † et Patriae Liberationem, sancta Agatha, ora pro nobis."[1]) Diese Zettel waren schon dem Freiburger Professor Lorichius in seinem Aberglauben 1593 bekannt. Die Umschrift kommt auch deutsch vor und zwar in breiterer Ausführung, wie z. B. im Glotterthal: „Die Heilige St. Agatha war eine reine Jungfrau. Eine Jungfrau war sie in der That. Die Ehre hat sie gegeben ihrem Gott. Sie ehret das Vaterland in der Not. Heilige St. Agatha, bitt für uns und bewahre uns vor aller Gefahr und Feuersbrunst, vom geistlichen und ewigen Feuer. Amen. K † M † B †". Oder kürzer in Gutach bei Waldkirch: „St. Agatha. Ein heiliges und lenksames Gemüt erbitte uns! Gott sei Ehre, dem Vaterlande Rettung! Von Feuersgefahr errette uns, heilige Agatha." Die auffällige Hervorhebung der Patria,

[1]) Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 8,345.

des Vaterlandes oder der Vaterstadt geht wohl auf Sizilien zurück, wo die Heilige in der That als Befreierin ihrer Stadt Catania auftrat. Dieser Zettel schützt auch das Vieh vor allerlei Schaden. Oder auch werden in Wittenschwand (St. Blasien) zwei weiße Papierstreifen in Kreuzform übereinander geheftet und beschrieben mit: „Bhüt Gott Alles, was hier ist: Lüt und Vieh, Haus und Hof, Fleisch und Blut, Gott Vater, Sohn und h. Geist“, am Agathetag auf dem Altar geweiht und an die Stallthüre genagelt. So sicher, meint man in katholischen Schweizer Kantonen, bewahre die Heilige vor Feuer, daß, wo ihre Andacht noch recht lebendig, keine Assekuranzen und Brandkorps nötig seien. Bald spielt das Brotopfer, bald das Lichtopfer die Hauptrolle; an einzelnen Orten überwiegen dabei die Frauen, an anderen das Gesinde. In Obersimonswald (Waldk.) kommen auf Agatha namentlich Mädchen und Frauen zum heiligen Opfer; in St. Peter tragen die „Völker“ einen Laib Brot in die Kirche, der dann unter alle Hausgenossen verteilt wird. In andern Dörfern, z. B. Groß-Schönach (Pfullend.), bekommen auch die Haustiere ihr Teil bis zur Katze, in Siegelau (Waldk.) bis zur Henne hinab, die es gegen den „Hennevogel“, den Finkenhabicht, schützt. Aus dem Wildthal wallfahrten die Leute ins Freiburger Münster, damit Haus und Hof vor Brand bewahrt bleiben. In Neukirch (Triberg) brennt an ihrem Tage fast die ganze Gemeinde die geweihten Wachsstöcke in der Kirche. Aber man bereitet ihr auch eine häusliche Feier, wie in Lenzkirch. In Pfohren (Donauesch.) ehrt jedes Haus die Feuerpatronin mit Abendbetstunde und vielen Lichtlein, in andern Orten der Baar betet oder betete das Gesinde am Herd einen Rosenkranz, um gegen Feuer geschützt zu sein. In Stühlingen wird ein Wachsstock in so viele gleichlange Stücke zerschnitten, als Hausgenossen da sind, diese Stücke werden auf ein Brett gestellt und angezündet, und dann betet man einen Rosenkranz gegen Blitz und Feuersgefahr. Die Asche von den Kerzlein wird sorgsam gesammelt und im Dachfirst auf einem Balken aufbewahrt. In Schluchsee (St. Blasien) werden nicht nur für die lebenden und anwesenden Personen des Hauses, sondern auch für die toten und abwesenden Familienangehörigen Lichtlein, oft 20—30, aufgestellt und drei Rosenkränze gebetet. Ähnlich in Langenbach bei Vöhrenbach. Häufiger, namentlich in und um Bonndorf, wo sie als

Schutzpatronin des Feuers neben St. Florian verehrt wird, bezieht man sehr ernst das Brennen jener Agathekerzchen auf die Länge des Lebens der Hausgenossen. Wessen Licht am ersten erlischt, der muß zuerst sterben. Als „Feuermagd“ verehrt man sie namentlich in Glashütten, wie z. B. in Oberglashütte (Meßk.), und am Agathetag feierten die Feuerarbeiter des Hammerwerks, das vor 30 Jahren in Murg bestand, und zündeten kein Feuer an. Ihre Fürbitte schützt im Glotterthal (S. 498), wie in Bermatingen (Überl.) nicht nur vor dem zeitlichen, sondern auch vor dem ewigen Feuer.

Wie aus der Apotheca ecclesiastica Wiblingensis[1]) hervorgeht, wurde das Agathabrot nicht nur bei Unfällen in Schmelzöfen, sondern auch gegen allerlei Krankheiten, namentlich auch gegen Brustfäulung und Verrücktheit und gegen das Ungeziefer auf den Äckern gebraucht. Aber noch gegenwärtig ist oder vor Kurzem war in Baden ihr Wirkungskreis weiter. Ihr Brot wird in Herdwangen (Pfullend.) ins Butterfaß gelegt, wenn es lange keine Butter geben will, mit geweihtem Salz wurde es früher in Katzenmoos beim ersten Austrieb dem Vieh gereicht, es schützte gegen Heimweh in Unteralpfen (Waldsh.), wie sonst das Hausbrot überhaupt, und unfruchtbare Frauen wallfahrten bei Weizen am Agathatag. Auch werden an diesem Tag in Heitersheim die Gänse eingesperrt, damit sie nicht in andere Ställe gehen. Wie das Agathabrot in das dem Feuer feindlichste Element, das Wasser, eingreift, davon weiter unten beim Johannistag (S. 507).

Der Fasching bleibt auf dem Lande wesentlich der erwachsenen und unerwachsenen Jugend überlassen. Der nachdenkliche Bauer aber im Taubergrund verstößt die Maulwurfshaufen in seinem Garten und spricht: „Heute ist Fasnacht in meinem Haus, geh aus meinem Garten“. Am Aschermittwoch wird dann vor dem Gottesdienst Asche gereicht und den Gläubigen ausgeteilt; die Kirche ist in manchen Dörfern so stark wie an einem Sonntag besucht. An den darauffolgenden Mahlfreuden namentlich im Oberlande nehmen auch die bäuerlichen Eheleute besonders starken Anteil (S. 209).

Am Hirschmöntig, dem Montag nach Aschermittwoch, wallfahrtet man nach dem Lindenberg bei St. Peter wegen der „Hirschkrankheit“ des Viehs, in Raithenbach unweit des Titisees nach Lenzkirch

[1]) Birlinger, A. Schwaben 1.480 ff. vgl. 1,45.

in die Friedhofskapelle zum h. Elogius (Eulogius), der gegen jedes Unglück im Stall hilft. Denn dieser fromme Schmied nahm einmal einem wilden Pferde den Fuß vom Leibe weg, schlug ein Eisen darauf und setzte den Fuß wieder an; darum trägt er einen Pferdefuß in der Hand (S. 408). Dieser Montag nach dem Sonntag Invocavit war wie dieser selbst (S. 216) oder der Aschermittwoch früher eine Art „Weiberfastnacht", im 16. Jahrhundert der sogen. „Schurtag" (S. 204) in Oberkirch. Dazu wurden alle Inwohner auf den Imbiß geladen und schenkte der Schultheiß den Frauen von seines gnädigen Herrn (des Bischofs von Straßburg) wegen 10 Schilling u. s. w. und machte man darnach die „Irten" (Zeche) aus. Und pflegten die Weiber einen Schultheißen aus ihnen (ihrer Mitte) zu machen und nach dem Imbiß Gericht zu halten, da sie die Männer straften.[1])

Auch am Palmsonntag haben die verheirateten Leute weit weniger Anteil als die Jugend (S. 92). Doch verwenden sie gern zum Wohl ihres Hauses und Ackers die von ihren Buben heimgebrachten Palmen und später die Karsamstagskohlen. In Hödingen (Überl.) umgeht sogar der Bauer nach dem Gottesdienst mit dem Palmen sein Gehöft, um es vor Blitz zu bewahren.

Ins Osterfest greifen aber auch die Eltern thätiger ein. Schon am Gründonnerstag, der in manchen alemannischen Orten als „Hohdunstig" ausgezeichnet wird, backen sie an vielen Orten Kuchen; denn, wie es in Unteralpfen (Waldsh.) heißt: „küchelt man am grünen Donnerstag, so hat man das Jahr hindurch immer Anka (Butter)". In Weizen (Bonnd.) wird am Gründonnerstag in jeder Familie ein Abendessen gehalten, zu dem Küchle aufgetragen werden. In Dürrenbüchig (Bretten) werden Fastenbretzeln ins Haus gebracht, die man nüchtern essen muß, dann bleibt man im Jahr fieberfrei. Man sieht im evangelischen Königsbach (Durlach) sogar in ihnen Sinnbilder des Kreuzes, die früh morgens vor dem Gottesdienst als erste Speise gegessen werden, wie man dort am Karfreitag in keiner Familie Fleisch, sondern Fische und Mehlspeisen genießt. In Auenheim (Kehl) bäckt man „Osterfladen", mürbe Kuchen, mit einem Aufguß von Reis, Eiern, Zucker, Weintrauben und Zimmet. In Oberachern fand früher am Gründonnerstag die Fußwaschung und die Beschenkung der Apostel

[1]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins 17,188.

und Armen mit Osterfladen statt.[1]) Am „Dies viridium", dem Tag der grünen Kräuter, ißt man noch hie und da neunerlei Kräuter.

Am Gründonnerstag oder Karfreitag säet man gern Blumen, wie Levkojen, Nelken, Maßliebchen, weil sie dann sich schön füllen und artig bunt werden, und hebt die an diesen Tagen gelegten Eier zur Brut aus, weil die daraus schlüpfenden Hühner alljährlich die Farbe ihres Gefieders wechseln (S. 411). Solche Eier, am selbigen Tage oder am Ostersonntag nüchtern ausgetrunken, schützen vor Bruchschaden; dann überlupft der Mann sich nicht und ist in Huchenfeld (Pforzh.) auch fest gegen Beil und Messer. In einem Orte legt die Hausfrau die am Karsamstag gekochten Eier ins Freie und giebt davon jedem männlichen Mitglied ihres Hauses. Ein Karfreitagsei fault das ganze Jahr nicht und schützt in Neuershausen (Freib.) gegen Blitz. Wer es dort und ähnlich in Lehen in die Tasche oder unter den Arm steckt und damit am Christtag in die Frühmesse (Rorate) geht und das Ei während der Handlung in die Hand nimmt, der sieht die Hexen des Dorfes, die im Chor der Kirche rückwärts schauen. Der Betreffende soll aber sofort aus der Kirche eilen und das Ei verwerfen, sonst haben die Hexen Gewalt über ihn im eigenen Hause. Zerdrückt man aber das Ei, so bekommt man in Birkendorf die Auszehrung. Ein fett gemästeter Ochse scheint früher den Festbraten geliefert zu haben. Man trieb ihn bekränzt auf Ostern durch die Straßen von Ueberlingen, wie den Pip-oss durch Oldenburg, und jede Familie holte sich davon Fleisch für die Feiertage.[2]) Oder noch? Wer Karfreitagwasser trinkt, wird nach Hettinger Glauben nicht durstig. Auch heilt es, am fließenden oder springenden Wasser beim Glorialäuten geschöpft, Hautausschläge und Sommersprossen wie Weihnachtswasser, schützt das Sauerkraut vor Fäulnis und wird auf Blumen gegossen. In Schluchsee versetzt man die Zimmerpflanzen und pflanzt die Ableger. Am Karfreitagmorgen gehen Manche in Brötzingen (Pforzh.) an den Bach, sich unbeschrieen waschen, selbst baden, was als Mittel gegen alle Krankheiten gilt. In Durlach wird empfohlen, böse Finger im Wasser zu baden, das vor Sonnenaufgang geschöpft

---

[1]) Freiburger Diöcesanarchiv 21,303.

[2]) Birlinger, Aus Schwaben 2,81. Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1,396. Jahn, Deutsche Opferbräuche 136.

ist. In Pforzheim läßt man auch das Geflügel möglichst früh aus dem Stalle und treibt das Vieh, wie anderswo am Weihnachtsmorgen, früh zum Brunnen. In Kieselbronn (Pforzh.) darf man am ganzen Karfreitag nichts trinken, auch kein Wasser, sonst wird Einen das ganze Jahr dürsten. Auch soll man sich an diesem Tage besonders hüten, in der Kirche zu plaudern, damit Einem Niemand ein Leid anwünsche. In Wössingen (Bretten) heilt am Karfreitag geschöpftes Wasser Krätze und wird, aufgehoben wie in Bobstadt (Tauberbischofsheim), nie stinkend. Wer hier am Karfreitag vor Sonnenaufgang auf dem Rasen seine Hände in Tau wäscht, der spricht: „Ich wasche meine Hände mit heiligem Karfreitagstau, was ich anrühr' und anschau, das zerspringt und zerreißt nicht". Das Wasser wird nun aber auch in diesen Tagen, wie am Pfingstsonntag, in vielen Kirchen geweiht. Dieser „Ostertauf" oder „Pfingsttauf" steht dann z. B. in Ettenheim in einer Stande in der Kirche und ist vom Mesner zu bekommen. Am Karsamstag bespritzt in Stegen und Wagensteig (Freib.) der Bauer alle Räume des Hauses mit dem „Ostertauf" und, sein ganzes Gut umschreitend, alle „Loche" (Grenzsteine), um dadurch Feldschaden, Schlangen und Ungeziefer fernzuhalten. In Glotterthal (Freib.) besprengt man die Felder damit aus möglichst großen Krügen. In Rast (Meßk.) und Zell a. Andelsbach (Pfullend.) versorgen Mann und Frau ihre Aecker mit Weihwasser. Früher goß man den Ostertauf z. B. in Häg im Wiesenthal und in Busenbach (Ettlingen) an die Bäume. Das „Osterwachs" von der „Osterkerze" bewahrt in Oeflingen (Säck.) vor Zauberei und Hexerei; und die Beschwörung der Gichter zu Ostern ist in Hettingen (Buchen) besonders wirksam. Die Segnungen des Weihnachts- und die des Osterfestes decken sich vielfach: auch zu Ostern werden die Bäume mit Stroh umbunden und wird Futter für das Vieh zum Betauen ins Freie gelegt. Der Karfreitag ist in Todtmoos der große „Wundertag", an dem man die Haare schneiden lassen, Blumen setzen, Mäuse und Käfer zwischen 11 und 12 Uhr vertreiben muß. Das am Karfreitag in Unteralpfen (Waldsh.) gefällte Holz wird nicht vom Wurm heimgesucht und fault nicht, dagegen darf die Erde nicht durch Hacke und Pflug verletzt, nicht „gerührt", höchstens mit der Walze über den Acker gefahren werden. Das Haar- und Nägelschneiden am Karfreitag wird auch in Meßkirch,

Zell a. Andelsbach (Pfullend.) und an andern Orten empfohlen, in vielen alemannischen auch das Putzen der Essigmutter. In der Mitternacht oder vor Sonnenaufgang kehrt man im Schwarzwald mit einem neuen Besen die Stube und wirft ihn dann auf einen Kreuzweg, wo man dann solche Besen haufenweise findet, aber sie unberührt liegen läßt.[1]) Der Karfreitag gilt den Protestanten zum Unterschied von den Katholiken als höchster und heiligster Tag des Jahres. In manchen Orten wie z. B. Graben wird schon der Gründonnerstag wie ein Sonntag gefeiert und zu Mittag wo möglich grünes Gemüse gegessen. Am Karfreitag unterbleibt alle Werktagsarbeit, aber auch der gewohnheitsmäßige Wirtshausbesuch und, wie in Königsbach (Durl.), wird zu Mittag eine Mehlspeise, aber kein Fleisch verzehrt. Am Karsamstag aber wird tüchtig geschafft, um aufs Osterfest Alles blink und blank zu haben, Osterkuchen werden gebacken, Eier für die Kinder gefärbt, Vorräte herbeigeholt. Die Eier werden von den Eltern, Verwandten und Paten versteckt und von den Kindern gesucht auf den Ruf „Der Has hat gelegt" (S. 34). Um Ueberlingen geht am Ostermontag fast Alles in eine benachbarte Ortschaft, da „geht man nach Emmaus", wie auch in Tirol.

Der Mai vor Allem ist eine Jubelzeit der Jugend. Etwas von den Ehrungen und Verspottungen, die die jungen Leute in der Mainacht ihres Gleichen zuwenden, fällt auch auf die älteren. Um Rastatt, Pforzheim und Bretten, aber auch weiter südlich werden Maien, oft riesige Tannen, den Gastwirten vor die Thüre gestellt; aber auch Mißliebigen namentlich um Bühl Geräte auf die Bäume gehängt, Sägeböcke vor die Thüre gewälzt u. dgl. In der Hexen-, Walburgisnacht zeichnet der vorsichtige Bauer in Mörsch (Ettl.) und Büchenau (Bruchs.) drei Kreuze auf die Thüren, um Hexen abzuwehren. Selten wagt es wohl noch einer in Helmstadt (Sinsh.) in dieser Nacht unbeschrieen einen Spiegel mit dem Glas nach unten auf einem Kreuzweg einzugraben und ihn in der anderen Nacht zwischen 11 und 12 Uhr wiederzuholen, um dann Alles darin sehen, z. B. jeden Diebstahl entdecken zu können. Regnet's am 1. Mai, heißt es an selbigem Orte, wie im Oberbühlerthal, so „batet" das Futter nicht und wenn jede Schmiele einen Wagen voll gäbe. In Maisach (Oberk.) sagt

[1]) Wuttke, D. Volksaberglaube § 87.

man das vom Karsamstagsregen. Früher bespritzte der Bauer in Altschweier (Bühl) und Seebach (Achern), während die Jugend in aller Frühe durch den Wald streifte, seine Obstbäume mit Weihwasser. Das thut auch der Neusatzecker und steckt außerdem Palmsträußchen oder Weihbucheln auf die Felder und betet die heiligen fünf Wunden dazu. Schon gedacht worden ist des Maiengerichts der Rheingenossenschaft (S. 454).

Am Himmelfahrts- oder Uffertstag und an den vorhergehenden drei Tagen oder am folgenden Freitag, am Hageltag, finden nach der Messe in manchen Dörfern feierliche Bittgänge statt. In Unzhurst (Bühl) schmückte man früher das Kruzifix, das am Karfreitag enthüllt war, mit einem Kranz von Kornähren und trug es durch die Flur. In Mengen bei Freiburg bringt Jeder dreierlei Blumen, in Gersbach (Schopfh.) Einzelne ein Kränzchen in die Kirche, die, im Hause aufgehängt, es vor Blitz bewahren. Verdorren die bei Christi Himmelfahrt oder an Fronleichnam gestreuten Blätter oder Blumen rasch, so giebt es in Obersharmersbach einen guten Heuet. Am Uffertstag geht in Bechtersbohl (Waldsh.) die Sonne schöner auf als an anderen Tagen. Darum auch wohl fand früher von Auggen (Müllh.) aus eine allgemeine Morgenwanderung nach Bürgeln statt, an der Leute teilnahmen, die sonst das ganze Jahr nicht aus dem Dorfe kamen. Von den Hagelfeiertagen war schon S. 424 die Rede.

Ähnliche Bräuche sind an dem Sonntag nach Pfingsten, dem Dreifaltigkeitssonntage, üblich. Da trägt in Altheim (Überl.) jeder Landmann mit seiner Familie das Dreifaltigkeitswasser auf seine Felder, bespritzt damit seine Saaten und umgeht unter Abbetung eines Rosenkranzes seine Gemarkung. Ähnlich in Herdwangen (Pfullend.), wo sie auch geweihtes Salz auf die Felder streuen, um Hagel abzuwehren. In Nesselwangen (Überl.) besorgt das die Hausfrau. Ein Säckchen mit „gewiehenem“ Salz hängt der Ettenheimer an jedem Eck an einem Stecken in die Reben, damit kein Hagel über den Klee komme, und schüttet krankem Vieh davon in die Tränke. In Mengen bei Freiburg bricht man neunerlei Blumen, die vor Hagel schützen, sowie man in Thüringen an diesem „Kräutersonntag“ besonders heilsame Kräuter pflückt. Regen an diesem Tage verdirbt im Oberbühler-

thal die Frucht und regnet an der Hohen Möhr den dritten Teil des Getreides hinweg. In Häusern (St. Blasien) wird auch Kreide geweiht, mit der die Namen der heiligen drei Könige an die Thüren geschrieben werden. Man soll die Pferde nicht in die Schwemme reiten, nicht verreisen, nirgends hinaufsteigen in Eschbach (Staufen), und wer mäht, den schlägt in Untergimpern (Sinsh.) der Blitz. Am Fronleichnamstage, „am lieben Herrgottstage", sind die Häuser der Prozessionsstraße, über die das hochwürdige Gut getragen wird, mit Bildern, Kränzen und Blumen geschmückt und namentlich auch die vier Dorfaltäre, die Segen über Menschen, Vieh und Feld ausströmen. Noch vor etwa 12 Jahren stellte man einen mit verschiedenen Kräutern gefüllten Korb an jeden in Neuburgweier (Ettl.) errichteten Altar. Hatte der Geistliche diesen verlassen, so drängte Alles zum Korb, um sich aus den Kräutern ein Sträußchen zu machen, das bei der Ernte in die erste Garbe gebunden wurde. In Öflingen (Säcking.) schützen auch die während der Fronleichnamsoctav die Kirche schmückenden Zweige, die man in den Stall steckt, das Vieh vor Schaden, wie es an vielen Orten mit dem von den Altären genommenen Laube gefüttert wird. Während der Prozession bringt man in Endingen am Kaiserstuhl auf die Altäre Wein und Äpfel, die nach derselben an die Kinder verschenkt werden, damit diese gesund bleiben. Früher legte man in Unzhurst (Bühl) auf die Altäre da, wo der Priester das Sanctissimum hinstellte, einen Blumenkranz. Die Kinder, die man nachher in diesen hineinstellte, wurden ungemein groß und gediehen auch sonst gut. Hier sah man früher auch auf den Altären nebst den Bildern in der Mitte einen großen Spiegel. Nach der Kirche wird in Ichenheim (Lahr) der „Herrgottswein" getrunken, wie denn an diesem Tage in manchen Orten z. B. Buchholz (Waldk.) Groß und Klein die Wirtshäuser aufsucht.

Der Johannistag, der 24. Juni (vgl. S. 225), gilt für einen Unglückstag, in Neuburg (Bruchsal) für einen derartigen, daß sich Leute, die sich an diesem Tage begegnen, zur Vorsicht ermahnen. Schon Augustinus warnte vor dem Baden in Flüssen in der Frühe oder in der Nacht des Johannistages als vor einer schlechten libyschen Heidengewohnheit,[1]) und noch heute muß nach Hugstetter Glauben

[1]) Schmeller, Bayr. Wörterb.² 2, 302. Pfannenschmid, Weihwasser S. 87.

an diesem Tage Jemand „versufe". Wer in Oberweier (Rast.) einen Baum besteigt, fällt herunter, und in Brehmen (Tauberbisch.) ruft außerdem unwiderstehlich lockend der nach seinem Hilferuf genannte „Ohelfemann" aus dem Wasser, und wer dem Rufe nachgeht, wird hinabgezogen. In Köln wird sogar gesagt: „St. Johann wel hann verzehn dude (tote) Mann, siben, de klemme, siben, de swemme." Muß da wiederum das kleine Menschenleben dem großen Zuge der Natur sich fügen? Wie nun die Sonne von ihrer Höhe herabsinkt, so fällt und sinkt auch der Mensch? In Hettingen (Buchen) gilt der Peter-Paulstag, der 29. Juni, für einen solchen Unglückstag, an dem auch wohl schadhaftes Küchengeschirr zerschlagen wird. Man wird vom Blitz erschlagen im Schwarzwald, wenn man mäht.[1])

Hier seien die seltsamen Bräuche eingeschoben, die den Ort, wo ein Mensch ertrunken war, ermitteln sollten. Nach der Cronika der Stadt Costantz von Hans Stetter 1391 wird zum J. 1301 gemeldet, daß am ersten Tage nach Johannes dem Täufer ein dreizehnjähriger Knabe in der „Siteren" bei Bischoffszell ertrunken sei. Da ihn die Leute nicht finden konnten, riet ein alter Bauer, ein „altes Pflugrad" ins Wasser zu werfen. Wenn es auf den Ertrunkenen käme, würde es still stehen und auf den Grund sinken. Und so geschah es an einer tiefen Stelle, und mit einem Seil holten sie den Knaben und das Rad. Auch die Zimmerische Chronik 2, 405 meldet von der „alten Sitte", daß man in solchem Unglücksfalle eine eichene Scheibe aus dem St. Jörgenkirchlein im Weiler geholt und in die Donau an die Stelle geworfen habe, wo der Mensch ertrunken. Dann sei die Scheibe dem Wasser nachgeschwommen bis an den Ort, wo der Körper gelegen. Dann sei sie nicht weiter geschwommen, sondern habe sich vielmals im Wirbel umgedreht. Dort hätten dann die Fischer gesucht und den Toten gewißlich gefunden. Der Verfasser hat auch noch von anderen gleich kräftigen Scheiben in St. Jörgenkirchen an der Donau gehört. Das Agathabrot, das oben als Feuerlöscher mit dem Teller wetteiferte (S. 375), zeigt nun auch wie Scheibe und Teller, die ebenfalls Feuer löschen, den Ort an, wo ein Ertrunkner im Wasser liegt. So wird es in Wagshurst (Achern) in einer Schweinsblase in ein fließendes Wasser geworfen, um durch Still-

[1]) Wuttke, § 101.

stehen den Platz anzuzeigen, wo die Leiche gesunken ist. Brot und Teller wechseln in diesem Brauch ab. In der Wetterau wird ein mit dem Namen des Ertrunkenen beschriebener Laib Brot ins Wasser geworfen und schwimmt dann an den Ort der Leiche.[1]) Auch Abraham a S. Clara[2]) weiß von einem Brocken Brot, der über der Stelle, wo ein Ertrunkener liegt, still steht. Im mährischen Bergland steckt man eine brennende Kerze in einen ausgehöhlten Laib Brot und setzt ihn auf das Wasser. Wo er still steht, liegt der Ertrunkene. In Mecklenburg läßt man zu demselben Zwecke ein kleines Brett mit oder ohne brennendes Licht schwimmen.[3]) In Oberbayern wird ein hölzerner Johanneskopf, der nicht selten an einer Kette in der Nähe von Flüssen in Kapellennischen untergebracht ist, ins Wasser geworfen, um durch seinen Stillstand die Lagerstelle des im Fluß Ertrunkenen anzugeben. Eine andere Wendung nimmt die elsässische Sage, daß, wenn einmal bei Kirchberg im Masmünsterthal in den Lachtelweiher, der jährlich ein Menschenopfer verschlingt, Jemand einen goldenen Teller würfe, die armen Seelen der Ertrunkenen erlöst würden.[4]) Teller und Brotlaib haben nach diesen Bräuchen vermöge ihrer runden Form, wie dem Feuer, so auch dem Wasser gegenüber eine festbannende Gewalt, die auch dem bloßen Kreise zugeschrieben wird (S. 411). In der elsässischen Sage aber erscheint der Teller als Opfergabe und zwar, wie Weinhold meint, für den Wassermann.[5])

Noch an mehreren späteren Heiligentagen des Jahres haften wunderbare Wirkungen. Am Lorenztag (10. August), am Tage des gerösteten Heiligen, soll man unbeschrieen zwischen 11 und 12 Uhr Vormittags unter der Dachtraufe oder auf dem Felde im Boden graben, man wird dann Kohlen finden. Mit diesen kann man in Friesenheim alle Schlösser aufmachen, in Bohlingen (Radolfzell) Gewitter abwehren, in Neusatzeck (Bühl) und Bruchhausen (Ettl.) Kolik, in Rickenbach (Säck.) Brandwunden heilen! Abweicht der Ehrenstetter Glaube: wer am Lorenztag zur angegebenen Stunde Holzkohlen in den Garten trägt, der hat das ganze Jahr Gemüse genug.

[1]) Wolf Beitr. 1, 236.
[2]) „Reim dich" 144 f.
[3]) Bartsch, Mecklenb. Sagen 2, 127.
[4]) Stöber-Mündel, Sagen des Elsasses 1, 40.
[5]) Weinhold, Verehrung der Quellen S. 56.

Wer am Bartholomäustage (24. August) in Unteralpfen (Waldsh.) Butter „ausrührt", der behält seinen „Anken" auf Jahre hinaus gut; dieser wird nicht grau und besitzt Heilkraft. Denn Butter verlangte der geschundene Heilige für seine Wunden. In Obersteier erhält jedes Hausmitglied einen pfundschweren Butterstrüzel. Als Tag der Sichelhenke hatte dieser Tag in Schwaben, als der des Almabtriebs in Bayern eine größere Bedeutung.[1])

Die Eier, die in den Dreißigsten, vom 15. August bis zum 8. September, von Mariä Himmelfahrt bis zu Mariä Geburt, gelegt werden, gelten für die haltbarsten und werden sorgfältig verwahrt, wie schon in Lorichius' Zeit.

Zu Michaeli wird an einigen Orten des Klettgaus, wie in Rheinheim und Bechtersbohl, der allgemeine Jahrtag, die „Jahrzit", d. h. das jährliche allgemeine Totengedächtnis durch Gräberbesuch gefeiert, wie auch früher in einem großen Teil Deutschlands in der mit dem Sonntag nach Michaeli beginnenden Woche, der sog. Heiligen gemeinen Woche oder Meinweken, täglich Messen für alle Christenseelen gelesen wurden.[2])

Bei keinem anderen Feste sind die älteren Leute so bereit, sich an der Festfreude zu beteiligen, wie bei der (S. 227) besprochenen Kirchweih, nicht nur an den ernsten Handlungen derselben, sondern auch am Schmaus und Trank und Tanz und an all den Genüssen des Markts. Die schönste Rolle aber, eine echte Herrenrolle, spielen die alemannischen Hofbauern als Wirte und Diener ihres Gesindes. Da backt die Hausfrau die ganze Nacht zuvor Berge von Küchle für die Dienstboten, Taglöhner, Armen, Verwandten und fremden Gäste, und der Bauer wartet all diesen am Tage mit überreichlichem Speis und Trank auf. Bei dem Totengedächtnisfest auf dem Friedhof erscheinen der Bauer und sein Weib als die wahren Familienhäupter der Lebendigen und werden als solche auch von den übrigen Familienmitgliedern, die ringsum verstreut im Lande sitzen, auf ihrem wirklichen Hofe besucht.

Allerheiligen und Allerseelen ist ein großes katholisches Fest der Totenehrung auf dem Friedhof, an dem auch viele Pro-

[1]) Meier, Sagen aus Schwaben 437. Höfler, Zeitschr. des österreichischen Alpenvereins 24, 203.

[2]) Vgl. Pfannenschmid, German. Erntefeste S. 168. 436.

testanten teilnehmen. Da prangen die Gräber in besonders reichem frischen, aber auch künstlichen Blumenschmuck. Auch Lichterglanz kommt in manchen Orten hinzu. So werden in Oberlauda (Tauberb.) Kerzenlichter in ausgehöhlten Rüben, in die eine Inschrift eingeschnitten ist, auf die Gräber gesetzt, dann an den Gräbern und gemeinsam am Kruzifix gebetet und schließlich ein Lied gesungen. Zu Lorichs Zeit, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, stellte man an Allerseelen Wein, Brot und andere Speisen auf die Gräber.

Der Martinstag (11. November) wurde bereits zu Karls des Großen Zeit zum allgemeinen Zinstag gewählt, denn er schloß das Acker- und Pachtjahr ab. So schuldete der badische bäuerliche Lehensmann im vorigen Jahrhundert durchweg zu Martini den jährlichen Kanon,[1]) und noch heute ist dieser Tag der Haupttermin für Zins- und Pachtzahlung. Daher gilt St. Martin Vielen für einen „bösen Heiligen", und es heißt sogar z. B. in Amoltern im Kaiserstuhl mit Bezug auf ihn: „auf Allerheiligen und Allerseelen folgt Allerteufel." Tag des Dienstwechsels, „Bündelestag", ist der Martinstag z. B. in Rohrdorf (Meßk.) und Uhldingen (Überl.) und für die Mädchen auch in Bohlingen (Radolfz.). In Hornberg werden die Ehehalten auf dem Martinsmarkt ausgesucht und gedungen und essen und trinken lustig mit ihren Herren. Auch in Berolzheim (Tauberb.) ist dieser Tag Dingtag mit Weinkauf, während dort erst zu Steffan, hier zu Lichtmeß der Dienst angetreten wird. In Deisendorf (Überl.) ist Martini Viehfeiertag, der vom Wendelinstag auf jenen verlegt wurde, und gilt für einen halben durch Gottesdienst geehrten Feiertag. Der alte Festbraten, die Martinsgans, ist fast überall verschwunden, so auch in Espasingen (Stockach), wird aber in Singen und Bohlingen, wo der Heilige Kirchenpatron ist, weiter verspeist. Und damit schließt sich der Kreis der bäuerlichen Feste.

Noch reicher als an Festtagen ist das Jahr an Unglückstagen, die der Bauer „verworfene" oder „verrufene" Tage nennt und an denen man weder die Wohnung, noch die Dienstboten wechselt, weder kauft, noch verkauft, weder reist, noch Holz haut, noch „schlittret", weder Verlobung, noch Hochzeit feiert, noch einem Kinde die Geburt

[1]) Ludwig, der badische Bauer im 18. Jahrhundert S. 35.

wünscht. Denn ein an solchem Tage Geborener stirbt in Schelingen (Breis.) schon am 9. Tage, in Riedichen (Schopfh.) ebenfalls eines baldigen oder eines gewaltsamen Todes, durch Selbstmord. Solcher Tage wußte der alte Wagnerlukas im Schapbachthale (Wolf.) noch 51! Zunächst verfinstern die furchtbaren biblischen oder apokryphischen Katastrophen, die bestimmt datiert worden sind, bei der Wiederkehr ihres Datums noch das Leben der Gegenwart, der erste April als der Geburtstag des Erzverräters Judas, der erste August, an dem Lucifer mit seinen bösen Engeln aus dem Himmel herabgestürzt wurde, und der erste September, an dem Sodom und Gomorrha untergingen. So glaubte ein Haslacher Nagler ein Märtyrer geworden zu sein, weil er seine Hochzeit am 1. August 1833 gehalten, an dem Gott die bösen Engel in die Hölle gestoßen habe.[1]) Im Schapbachthal sind die schlimmsten Tage der letzte Montag im April, an dem Kain den Abel schlug, der 30. April, an dem Judas sich erhenkte, und der letzte Novembertag, an dem er nach abweichender Ueberlieferung geboren wurde.

Eine ähnliche Anschauung hat unter den Wochentagen den Mittwoch und Freitag zu verworfenen Tagen gestempelt. Schon die Urchristen feierten außer dem Sonntag die beiden Stationstage Mittwoch und Freitag, von denen jener an Judä Verrat, den Beginn der Passion, und dieser an den Tod des Herrn, den Höhepunkt der Passion, erinnerte, als hervorragende Punkte ihres kirchlichen Wochencyclus.[2]) Im Volksglauben sind diese dunklen Tage zu Unglückstagen geworden, besonders der krumme Mittwoch in der Karwoche in Moos (Bühl), weil eben an diesem Tage Judas seinen Meister verkaufte. Was an diesem auf die Welt kommt, Mensch oder Tier, mißrät: aus den Eiern werden krumme Küchlein, keine Pflanzen gedeihen, keine Glucken sitzen. Freitag und Mittwoch werden für die Hochzeit ehrlicher Leute gemieden (S. 280 f.), für den Dienstbotenwechsel, für Reisen und Düngen; auch holt man dann zu Hausen a. d. Möhlin (Staufen) den Brautwagen nicht ab. Am Mittwoch fährt mancher Krenkinger Bauer zum ersten Male nicht ins Feld, beginnt das Heuen und die Ernte nicht und fährt auch nicht mit Vieh auf den Markt. Der

[1]) Hansjakob, Schneeballen N. F. S. 261.
[2]) Zöckler, das Kreuz Christi S. 124.

schlimmste Wochentag ist aber zweifellos der Freitag. Man geht an diesem Tage nicht gern „z'Liecht“ wie in Bayern,[1]) holt in Thiengen (Freib.) auch nicht gern zum ersten Male den Arzt, und wenn im benachbarten Mengen an diesem Tag das Friedhofsthor offen steht, geht es bald wieder auf. Zu Ehren des Leidens Christi strählt man schon nach Lorichs Aberglauben sein Haar nicht und beschneidet seine Fingernägel nicht, wie in Schwaben. Dagegen muß man nach dem neueren badischen Brauch, wie in Schlesien, Thüringen und Oldenburg[2]), gerade am Freitag Finger- und Fußnägel schneiden, um Zahnweh oder das Ausfallen der Zähne oder Hand- und Fußkrankheiten zu verhüten, und zwar zwischen 11 und 12 Uhr z. B. in Kappelrodeck (Bühl) oder nach 12 Uhr z. B. in Illingen (Rastatt), und der geeignetste Tag auch für das Haarschneiden ist der Freitag, so in Oberglashütte, Rast (Meßkirch) und Leustetten (Ueberl.), denn an andern Tagen verursacht es Kopfweh. Der allerbeste Tag aber ist, um das hier einzufügen, der 22. Juli, der Tag der durch ihr schönes reiches Haar ausgezeichneten Büßerin Maria Magdalena, an dem man die kleinen Mädchen zuerst zöpft z. B. in Gutach (Wolf.) oder ihnen die Zöpfe etwas kürzt in Obereschach (Vill.). Die Erwachsenen müssen die abgeschnittenen Haare nicht auf die Straße oder den Mist werfen, sondern vergraben oder in den Abort schütten, sonst geht das Haar aus, und man bekommt Läuse oder Kopfweh („Kullhas“ in Ottenhöfen) (Achern) oder Augenschwäche, oder Hexen und Feinde benützen sie zu allerlei Schädigung. Tragen Vögel die weggeworfenen Haare in ihre Nester, so hat man immer Kopfweh. In Rickenbach (Säck.) verbrennt man sie auch, weil man sie sonst am jüngsten Tage sammeln muß; dagegen geht es nach Ottenhöfer Glauben solchen Verbrennern schlecht, weil man an diesem Tage Alles bei einander haben muß. Darum bewahrt man hier die Haare an einem bestimmten Ort, etwa in einer Mauer, und trägt die abgeschnittenen Finger- und Fußnägel auf den Kirchhof. In Sinzheim (Baden) schneidet man Schwerkranken die Nägel und Haare nur nach Anleitung eines aus Baiersbronn, Plittersdorf oder Haueneberstein gerufenen Sympathiedoktors. Die Abschnitte werden dann unter entsprechenden Gebets-

[1]) Wuttke § 71.
[2]) Wuttke § 71.

formeln an gewisse Orte verbracht. Schon Augustinus[1]) beschäftigte sich mit der Frage, ob die abgeschnittenen Haare und Nägel zum auferstehenden Menschen wieder zurückkehren, und im oberschwäbischen Oberndorf werden die Leichen nicht nur gewaschen, sondern ihnen auch die Nägel geschnitten, damit die Welt noch nicht untergehe.[2]) Mit diesen Vorstellungen scheint in Zusammenhang zu stehen die altnordische Vorstellung von dem Schiffe Naglfar, das, aus den Nägeln der Toten zusammengesetzt, beim Weltuntergange erscheint[3]). Namentlich am Freitag beten die Harmersbacher oft stundenlang und zwar zu Zweien zum Fenster hinaus. Soweit der Ruf tönt, wagen sich nicht die bösen Geister heran.

Viel freundlicher wird der Samstag angesehen; doch unterläßt man in Ettenheim am Samstag das Spinnen zu Ehren Unser Lieben Frauen,

„denn isch kei Samstig so trieb,
„d'Sonne schient der Mutter Gottes z'lieb",

und zwar, damit sie dem Christkindl die Windeln trocknen kann. Nur drei trübe Samstage gibt's im ganzen Jahr. Wenn's am Samstag 2 Uhr „Feuerowed" läutet, so sagen die Berolzheimer (Tauberb.): „'s Wuchcherle is gschtarbe". Glückstage, namentlich für Hochzeiten und für das Pflügen geeignete, sind Dienstag und Donnerstag (s. o.); am Sonntag, namentlich an dem weißen Sonntag nach Ostern und dem mit einem Quatember zusammenfallenden goldenen Sonntag, werden Glückskinder geboren.

Das Unglück haftet ferner an dem 7., 17. und 27. Monatstage, offenbar wegen der bösen Sieben. Ich weiß nicht, ob darunter die zwei schon von den ägyptischen Astrologen als unglücklich bezeichneten Tage jedes Monats sind[4]). Gefährlich sind auch die Quatembertage. An denen sollen in Stein (Bretten) die Weiber nicht waschen, sonst waschen sie ihre Männer aus dem Hause. In den Quatemberfronfasten soll man in Schwarzach (Bühl) nachts nicht ausgehen, von unbekannten Leuten Gereichtes nicht essen, auch nicht die bloße Hand reichen,

[1]) Civitas Dei 22, 19.
[2]) Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 2,406.
[3]) E. H. Meyer, Völuspa S. 196.
[4]) Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse 1,259.

sondern immer ein Sacktuch oder eine Schürze hinzunehmen, endlich nachts keine Katze zum Fenster hereinlassen oder streicheln.

Der Glaube an die verschiedenen Wirkungen der verschiedenen Mondphasen, des ab- und zunehmenden, nidsi(ch)- und obsi(ch)-gehenden Mondes, des Neu- oder Leermonds und des Vollmonds, auf die verschiedenen Geschäfte des Haarschneidens, Holzfällens, Schweinschlachtens (S. 334), Reben- und Krautschneidens, des Bohnen- und Gurkenlegens, Mähens und Säens, Brunnengrabens u. s. w. besteht hier wie in ganz Deutschland. Das Düngerfahren im „leeren" Mond gilt in Ettenheim gerade so viel, wie wenn man ihn in ein Loch führt. Dort werden gefüllte Pflanzen, die man im abnehmenden Mond versetzt, leer, während leere Blumen, im Vollmond versetzt, sich füllen. So auch giebt's in Birkendorf (Bonnd.) wenig Obst, wenn die Baumblüte im Leermond abstößt. Aber auch beim Häuserbauen, Wohnungswechsel, bei Hochzeiten u. s. w. wird der Mondwechsel beachtet. Merkwürdig ist die Angst vor der Nacht und ihren Geistern. Man soll z. B. in Ottenhöfen (Achern) dann keine Milch hergeben (S. 403), nicht Alles, insbesondere keine Katzen, „beraffeln", anreden, nur mit der linken Hand nach ihnen werfen, wie auch in Iffezheim (Baden) selbst vor einem Kruzifix den Hut nicht lupfen, sonst sitzt Einem der Teufel unter den Hut. Vor etwas „Ungeheuerlichem" im Weg soll man nicht ausweichen. Tiere erkennen nachts dergleichen leichter als die Menschen und „schludern" (schlottern). Der Glaube an bösen oder guten Angang ist noch sehr entwickelt. Die Begegnung schreiender Vögel, ängstlicher Vierfüßler und alter Weiber bringt Unglück. Dem Bauer, der über Feld zum Geschäft zieht, ist das Raben- (Krabben-), Elstern (Egersten-) nnd Häher (Schäcken-)gekrächze oft so unlieb, daß er heimkehrt, um es unter besserem Vorzeichen an einem anderen Tage wieder aufzunehmen. Denn er macht an diesem Tage doch kein „Schick". Der Rabe warnt Feld- und Waldfrevler, denn, wenn der „Krabb' schreit, isch der Schütz nimme weit" in Hettingen (Buchen)[1]. Ein Hase oder ein Fuchs oder auch ein Reh, das über den Weg läuft, verheißt gleichfalls Unglück, in Mengen (Freib.) aber das letzte Tier Glück. Läßt eine Fledermaus ihren Kot Jemand auf den Kopf fallen in Görwihl (Säck.), so wird er krank.

[1]) Vgl. Gotthelf, die beiden Raben und der Holzdieb.

Dagegen hat man, wenn man das Herz einer Fledermaus im Sack bei sich trägt, im Süden, wie im Kaiserstuhl, Glück im Spiel und in ähnlichen Unternehmungen. Auch weiße Mäuse im Hause und Schlangen bedeuten in Leiselheim (Breis.) Gutes. Die schlimmste erste Begegnung ist aber die eines alten „Wibervolks", namentlich in Rickenbach (Säck.) und Uhldingen (Ueberl.) dreier „Wibervölker" hinter einander, wenn sie zuerst am Neujahrstage Glück anwünschen oder Jemand beim Marktgang anreden. Auch in Rosenberg (Adelsh.) ist ein Weibsbild das Vorzeichen eines „Metschger-" d. h. Unglücksganges. Im Südosten, von Neukirch etwa bis Ueberlingen hin, sind kreuzweis auf der Stiege oder dem Weg liegende Strohhalme von böser Vorbedeutung. In Mengen (Freib.) hegt man den selteneren Glauben, daß Einer, wenn ihm auf seinem Gange in einen Laden ein Mann mit einer Geiß begegnet, die gewünschte Ware nicht bekommt.

Dagegen ist der Angang von Mannsleuten, Schäfern und Jägern, namentlich von Burschen, auch Buben und Kindern günstig. Auch Mädchen begegnet man gern. Buben sind die willkommensten Neujahrsgratulanten (S. 69). Schafe und Schweine verheißen in der Regel Glück, die letzten aber auch wohl das Gegenteil. Für entschieden günstig gilt der Angang des lustigen Eichhörnchens vom Kinzigthal bis in den südlichen Schwarzwald hinein. Sieht man eine Spinne am Morgen, so bringt sie Sorgen, aber am Abend ist sie labend, wie in Frankreich. Dagegen soll sie in Neukirch (Triberg) umgekehrt Vormittags Glück, Nachmittags Unglück bedeuten.

Auch die Gestirne reden zu den Menschen. Die Kometen sind im Oberlande „Zuchtruten", die Krieg und auch wohl Teuerung ankünden, was in Illingen (Rast.) die Sternschnuppen thun. Im Jahre 1870 sahen drei Drescher in Neuburgweier (Ettl.), als sie an ihre nächtliche Arbeit gingen, daß die Sterne ihre Stelle aufgaben und sich drüber und drunter bewegten. In großer Angst flüchteten sie, Alles zurücklassend, nach Hause; bald darauf brach der große Krieg mit Frankreich los. Wenn es in Rickenbach (Säck.) viel Sterne hat, giebt es Lumpenwetter und umgekehrt.

Der Fall der Sterne wird in der Regel als ein „Sternschießen" gedacht, aber auch als ein „Sternebutzet" in Schwarzach (Bühl) und als ein „Sternschnäuzen" in Angelthürn (Borb.). In Staufen (Bonnd.)

sagt man: „d'Steerne versieberet si“ sie säubern sich, sie schütteln die durch das Brennen entstehende Kruste, wie wir einen Docht abschneiden, von sich ab, um heller zu leuchten. Spricht man einen Wunsch aus, während der Stern „schießt“ oder „fahrt“, so geht er in Erfüllung nach ober= wie unterländischem Glauben. Aber Andere halten das für den Boten eines gleichzeitigen oder den Vorboten eines baldigen Todesfalls. Es ist Jemand gestorben oder wird bald Jemand sterben, und zwar in Hilpertsau (Gernsb.) Einer aus dem Hause, über dem der Stern abging. Wer in Dürrenbüchig (Bretten) zum schießenden Stern hindeutet, muß aber bald selber sterben. In Oeflingen (Säck.), Buchholz und Föhrenthal (Freib.) und Urloffen (Appenw.) wird beim Sternschießen eine arme Seele erlöst, und daraus erklärt sich wohl der Reim in Huttenheim (Bruchs.):

„Ich hab' einen Stern sehen schießen,
„Den armen Seelen zu(m) genießen.“

Auffallend ist die Meinung in Thiengen (Freib.), daß, wenn man etwas Gutes denke und gen Himmel schaue, ein Stern fahre.

Nur wenige Sternbilder und Sterne tragen Namen. Der Große Bär heißt im Oberland der „Himmels“= oder auch, wie auch anderwärts in Süddeutschland,[1]) der „Heer= oder Herrenwagen“. Sieht man ihn in Wilfingen, so ändert sich das Wetter, und nach ihm und dem Siebengestirn bestimmt in Herrischried der Köhler die Zeit. In Oberachern nennt man ihn auch Fuhrmann. Das Siebengestirn heißt in Dertingen (Werth.) die „Gluck“, in Oberachern die „Gluckhenne“, in Föhrenthal (Freib.) die „Gluggerie“, aber schon in Zarten (Freib). „Bruethüenli“ wie in Meßkirch und „Bruthenne“ in Bechtersbohl (Waldsh.). Die drei leuchtenden Sterne des Orionsgürtels nennt man im Kinzigthal wie anderwärts die drei Mähder[2]), wie sie ja in der Morgenfrühe der Erntezeit gleich drei Mähern schräg hintereinander vorwärts zu schreiten scheinen. Oder sie heißen in Breisach die drei Weisen aus dem Morgenlande oder die heiligen drei Könige, wie bei Preßburg[3]). Ebenfalls sie mögen gemeint sein mit dem Sternnamen „Säge“ in Zarten, der in der Tiroler „Segnes“ d. i.

---

[1]) Frommann, Deutsche Mundarten 6,172.
[2]) Schmeller, Bayr. Wörterb.[2] 2,550.
[3]) Frommann, a. a. O. 5,506.

Sense[1]) wiederkehrt. Die Dertinger Namen: „Strohseil“, „Bindnagel“ werden wohl dasselbe Sternbild bezeichnen.

Steht der nächste Stern vor dem Abendstern, so geht, wie man in Ottenhöfen meint, der Herr dem Knechte nach; steht jener aber hinter ihm, so wird der Knecht den Bauer um Arbeit bitten müssen d. h. es giebt ein schlechtes Jahr.

Die Milchstraße führt noch im Oberlande bis etwa zum Bühler Amtsbezirk hinab den altdeutschen Namen „Jakobs“- oder „Jokkumsstraße“, weil sie den Pilgern die Richtung nach St. Jakob von Compostella wies. Diese Wallfahrt war im 16. Jahrhundert noch lebendig, wie das Kirchenbuch von Haslach im Kinzigthal bezeugt, und 1557 mußten die „Jakobsbrüder“, die häufig singend und betend durch Freiburg zogen, „Treue geben“, daß sie in Jahresfrist nicht hier gewesen[2]). Daneben kommen die Namen „Herrenstraße“ in Kollnau (Waldk.) und Herrischried (Säck.), „Johannesstraße“ in Mettenberg (Bonnd.), „Himmelsstraße“ in Neusatzeck (Bühl) und „Josephsstraße“ in Berolzheim (Tauberb.) vor, weil die h. Familie auf ihr nach Aegypten floh. In Dangstetten (Waldsh.) führt sie nach Rom; sie bedeutet Regenwetter.

Der Regenbogen heißt im Oberland wohl auch „Himmelsring“. Wo er auf der Erde aufsteht, liegt Geld oder ein goldenes Schüssele; wer das findet, ist ein Glückskind. In Gutenstein (Meßk.) muß er nur gleich hineinspringen. Eine Familie in Niklashausen (Werth.) bewahrt „Rechebochschüssele“ als glückbringende Heiligtümer. Wo der Bogen sich wölbt, fällt in Dertingen (Werth.) Mehltau. Steht er über dem Bach, giebts morgen gutes Wetter in Stegen (Freib.), er zieht, er schöpft Wasser aus dem Fluß in Büchig (Karlsr.) und Huchenfeld (Pforzh.). Man darf in Berolzheim (Tauberb.) nicht auf ihn deuten, sonst verschwindet er. Wer ihn in Göbrichen (Pforzh.) sieht, soll schnell Nelkensamen säen, dann giebt es „allerhandfarbige“ Nelken. Morgens zeigt er in Herrischried schlechtes Wetter, Abends gutes an. Aus Haß auf den schönen Bogen hat der Teufel nach Oberländer Glauben einen farb- und glanzlosen zweiten, den Nebenregenbogen, gemacht. Ein unvollständiger heißt „Wassergalle“.

---

[1]) Frommann, a. a. O. 3,462.

[2]) Schreiber, zur Sittengeschichte der Stadt Freiburg S. 10, vgl. Zeitschr. f. deutsche Mythol. 2,160.

VII. Das Verhältnis der Bauern zu Kirche und Staat.

Kirche und Staat greifen als höhere Mächte ins Landleben ein und sind schon als solche ihrer vielhundertjährigen Wirksamkeit ungeachtet manchem Bauer noch heute in ihrem innersten Sinne nicht ganz verständlich. Indem sie beide ihm Pflichten auferlegen, sind sie ihm auch häufig unbequem. Das ursprüngliche härtere altgermanische Volksgefühl sträubt sich noch oft gegen die menschlicheren Forderungen der Kirche, und der Staat wird von der engen wirtschaftlich individuellen Denkart Vieler sogar als etwas Fremdes empfunden. Anderseits ist die Kirche den Landleuten mehr als den Städtern. Der Herr der Wolken und Winde mahnt sie bei ihrem täglichen Beruf an ihre Abhängigkeit von ihm, und sein Haus ist ihnen nicht nur eine Erbauungsstätte, sondern auch eine Lehranstalt, in der sie aus der umfangreichen Predigt gar Manches auch über die Weltverhältnisse erfahren. Sie ist ihm auch eine Kunsthalle, insbesondere den Katholiken, die ihre Kirche gern mit Bildern und Denkmälern ausgeziert sehen. In der Not nehmen beide Konfessionen zur Kirche ihre Zuflucht. Während aber die der einen fast ausschließlich durch die Mittel des Wortes Gottes und des Gemeindegesangs wirkt, ruft die andere die bildnerische und in der Messe und den Prozessionen die dramatische Darstellung zu Hilfe. Die rein persönliche oder häusliche Verehrung oder Fürsorge für die Toten bei den Protestanten ist bei den Katholiken ein wesentlicher Teil des kirchlichen Kultus. Das katholische Gotteshaus, stets geöffnet, strebt über die zahlreichen Festtage hinaus nach einem unmittelbaren täglichen Einfluß, und die Kirche verheißt durch die Weihungen von Haus und Gerät, Tier und Frucht, allerdings meist in fremder Sprache, mannigfachen leiblichen Vorteil und Schutz.

Während zwei Drittel der Bewohner katholisch sind, fällt ein Drittel, weithin durch das Land verstreut (S. 8), auf den Protestantismus. Durchweg beobachten die Bauern verschiedener Konfession mehr Duldsamkeit gegen einander als bisweilen ihre Hirten, obgleich „katholisch“ und „lutherisch“ hie und da als Schimpfwörter gebraucht werden und in Dilsberg sogar öfter Diejenigen, welche „abtrünnige“ d. h. gemischte Ehen geschlossen haben, gemieden werden sollen, weil man sonst vom Fluch Gottes getroffen werden könnte. Häufiger aber hört man namentlich Katholiken mit Anerkennung von Evangelischen sagen: „Die sind oft besser als wir“. Auch kommt wohl ein gelegentliches Religionsgespräch zweier Anhänger verschiedenen Bekenntnisses zu dem Schlusse: „'s isch allewil d' gliche Liri (Leier)“, und die eine Konfession nimmt in manchen Orten z. B. an der Einweihung der Kirche einer andern teil. Aber eine Einweihung wie die der protestantischen Kirche von Schiltach im Jahre 1843 ist wohl jetzt kaum mehr denkbar. Das war ein Festtag auch für die Katholiken ringsum. Nicht nur nahmen die katholischen Pfarrherren, Bürgergarden und Sänger daran teil, sondern die katholischen Bergknappen aus dem Heubach erschienen in ihrer malerischen Tracht, um das Silber zu einem Abendmahlskelch zu schenken.[1]) Auch stellte anderseits 1844 der protestantische Kirchengemeinderat von Emmendingen den Katholiken den Mitgebrauch der protestantischen Pfarrkirche frei.[2]) Wie schön mahnt ein Kreuz, das zwischen einem evangelischen und katholischen Dorf im Unterland am Wege steht: „Nicht Holz, nicht Stein, o Wandersmann, Beten wir am Wege an, Sondern im Geist das Gotteslamm, Das uns erlöst am Kreuzesstamm!“ Wenn die „Wälder“ wegen der Verschiedenheit des Bekenntnisses einander nicht gram sind, so halten sie doch durchweg an ihrem überkommenen Glauben fest, vermeiden den Übertritt von der einen Kirche zur andern und verachten den Unglauben. Ein badisches Volkssprüchwort meint: „Geld verloren — viel verloren, Ehr' verloren — mehr verloren, Glaube verloren — Alles verloren“! „Er glaubt nichts“ ist im protestantischen Handschuchsheim (Heidelb.) ein bedenkliches Charakterzeichen. In Birndorf (Waldsh.) schickten am 18. Januar 1846 239 Bauern einen Protest gegen die katholikenfeindlichen Kammerverhand-

[1]) Vgl. Hansjakob, Erzbauern S. 109.

[2]) Maas, Gesch. der kathol. Kirche im Großh. Baden S. 148.

lungen[1]) an den Großherzog (?) mit der Erklärung, bereitwillig Gut und Blut für die heilige, von Christus gestiftete römisch-katholische Kirche opfern zu wollen. Dieses Schriftstück ließen sie ins Grundbuch der Gemeinde eintragen und unterschrieben es. Ein Bauer im Holdersbach im oberen Wolfthal (Wolf.) kam in 45 Jahren nicht dreimal auf den berühmten Kuchenmarkt in Wolfach, besuchte aber seit 30 Jahren die Katholikenversammlungen am Rhein, Bodensee und Main, war zweimal in Oberammergau und oft in Einsiedeln.[2]) Das ist doch, auch als Ausnahme, bemerkenswert. Die Frömmeren sind durchweg die Sittenreineren und Gewissenhafteren, sie haben Furcht vor der Sünde. Aber eine wirkliche Heiligung des Lebens durch den Glauben und ein eifriges Suchen nach der Wahrheit sind selten;[3]) und die Angabe, daß in frommen Gemeinden Reine nicht gerade eine Seltenheit sind, enthält doch nur ein sehr beschränktes Lob. Die meisten Bauern bleiben aus Gewohnheit den alten Überlieferungen treu und halten wie ihre Vorfahren auf äußere korrekte Form; regelmäßiger Kirchen- und Abendmahlsbesuch gehört zum guten Ton. Da scheint oft mehr die Sitte, als die Sittlichkeit zu herrschen. Dem Kinzigthäler sowie dem Emmendinger Protestanten wird sowohl Rationalismus, als Pietismus und dem Katholiken Bigotterie und Fanatismus abgesprochen, die Gewohnheit führt beide in die Kirche.

Doch kommen auch schärfere Tonarten vor. So soll das protestantische Gersbach (Schopfh.) ultraorthodox sein und in Mosbach der Pietismus hart mit dem Ultramontanismus zusammenstoßen. Anderseits wird berichtet, daß in einzelnen katholischen Gemeinden auch Zweifel sich regen, z. B. solche an der Unfehlbarkeit des Papstes, die ja dem Altkatholicismus manche Anhänger zugeführt haben. Wohl nur selten sind Bauern unsicher, ob auch die Kirche die reine Lehre stets bewahrt habe, ob sie auch die wirklich von Christus gestiftete sei, und ob man nicht in einer andern ebenso gut selig werden könne. Weiter verbreitet und zwar bei beiden Konfessionen ist der Zweifel an der Unsterblichkeit. Ihrer Viele meinen, Gott könne sich nicht

[1]) Vgl. Maas, Geschichte der kathol. Kirche im Großherzogth. Baden S. 163. 202. Vierordt, Gesch. der evang. Kirche im Großh. Baden 2, 492 ff.

[2]) Hansjakob, Erzbauern S. 391.

[3]) Vgl. die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangel. Bevölkerung des deutschen Reiches 1895. 1898.

kümmern um die Witterung und das Gedeihen der Feldfrüchte. Öfter werden die drei Personen der h. Dreifaltigkeit seit Alters als drei verschiedene Gottheiten naiv mißverstanden, von denen der h. Geist minder groß gedacht und minder verehrt wird. In den Flüchen darf man nicht immer eine bewußte Mißachtung Gottes erkennen: die zwei häufigsten: „Bigott" und „Herrgottsakrament" haben sich zu bloßen Beteurungen abgeschliffen. Früher gab es viel derbere, lächerlichere und anstößigere, wie z. B. die bei den verschiedenen Gliedern Gottes, die nach der Riegeler Dorfordnung 1484 und der von Kappel bei Villingen 1544 um schweres Geld bestraft wurden.[1]) Petrus gilt Einzelnen noch immer für einen Pförtner, der wirklich vor der Himmelsthür steht, um die Guten einzulassen und die Bösen abzuweisen. Ja man erzählt wohl von ihm scherzhaft, er habe als erster Papst den Genuß von Fischen an den Fasttagen erlaubt, um seinem früher von ihm betriebenen Fischergewerbe keinen Schaden zu thun. Der Teufelsglaube roher Art wird in Baden wohl nur wenig genährt durch die kürzlich in 2. Auflage erschienenen „Hundert Höllengeschichten" des Gottenheimer Pfarrers Keller. Früher fürchtete man in Unzhurst mehr als jetzt den „Endechrist" d. h. Antichrist, für dessen Vorläufer man den alten Napoleon hielt. In einem Orte meint man, das jüngste Gericht käme, wenn die Leute rote Strümpfe und gläserne Schuhabsätze trügen.

Die Kirchlichkeit zeigt sich zunächst in der Sonn- und Feiertagsheiligung, die fest im Volke liegt, im katholischen, wie evangelischen. Die Katholiken sind durchweg eifrig im Messebesuch, im Beichten und Empfang der hl. Kommunion. Vom ersten heißt es: „Almosen geben armet nicht, Messe hören saumet nicht" d. h. macht nicht arm und macht nichts versäumen. Doch klagt man namentlich im Seekreis über große Gleichgiltigkeit insbesondere der Männer gegen die Messe, während z. B. um Bühl der seit etwa 20 Jahren steigende Meßbesuch gerühmt wird. Wer am Karfreitag in Schwarzach (Bühl) nicht in die Kirche kann, soll im Namen der h. Dreifaltigkeit drei Rosenkränze beten, einen im Stehen, einen im Gehen, einen im Sitzen zu Ehren der drei schweren Gänge der h. Mutter Gottes am Todestage unseres Heilands. Wer ohne Andacht in die Kirche geht, macht einen Metzger-

[1]) Zeitschr. f. d. Geschichte des Oberrheins 36, 131. 30, 446. vgl. 17, 155 und 34, 139.

gang, d. h. einen unnötigen, ja schlimmen Gang. Messen werden viel bestellt um eine glückliche Geburt, eine gute Stelle, Gesundheit und Glück im Stall, zu Ehren des h. Joseph und des h. Wendelin, für die in der Garnison abwesenden Soldaten und für die Verstorbenen und um eine glückselige Sterbestunde.

Um Tauberbischofsheim in Impfingen beichten von 600 Einwohnern durchschnittlich jeden Sonntag 35—40. Man beichtet und kommuniziert gern am Patrozinium oder am Fest, im Advent, in der österlichen Zeit, früher namentlich vor Allerheiligen; die Frauen vor ihrer Entbindung, die Rekruten vor ihrem Einrücken, die Auswanderer vor ihrer Abreise, die Neckarschiffer z. B. in Dilsberg vor ihrer Frühlingsfahrt. Man erzählt in einem Hotzendorf, daß alle Rekruten 1870 zur Kommunion gegangen seien außer einem einzigen, und dieser sei im Kriege getötet, während jene alle gesund heimkehrten. Diejenigen, die die Beichte lange aufschieben, heißen „Langsame“, „Einjährige“, „ihre Sünden sind über den Winter gefahren“. Die nach dem Gründonnerstag zur Osterbeichte kommen, werden bei Prinzbach (Lahr) „Osterkälber“ oder, wie auch bei Bühl, „Roßdiebe“ gescholten, gerade so wie die am Brenner erst am Sonntag vor Palmsonntag zur Osterbeichte Gehenden „Roßschelme“. Um eine schwere Schuld zu büßen, lief eine Frau in Eichstetten am Kaiserstuhl bei der Beichte dreimal um den Altar. Die Kirche ruft die Gläubigen zu Betstunden zu sich herein, z. B. in der Karwoche zum Beten des „lebendigen Rosenkranzes“, dessen einzelne „Gesätze“ auf bestimmte Zeit unter verschiedene Personen verteilt werden. — Die evangelischen Gemeinden des Unterlandes gelten für sehr kirchlich im Gegensatz zu denen des Oberlandes. Dort stellen sich Sonntags 40—60 Prozent zum Gottesdienst ein, während dieser im Oberlande noch nicht 30 Prozent Besucher zählt. Doch in Schopfheim kommen trotz der herrschenden Sozialdemokratie die meisten Männer noch hie und da in den Gottesdienst und unterlassen die kirchliche Trauung, Konfirmation und Beerdigung nie. Die Hardt scheint an Kirchlichkeit und auch an Sittlichkeit, die sich nicht immer decken,[1]) allen andern Gegenden voranzuleuchten. Wie sie auch die Pfalz übertrifft, so zeichnen sich wieder die wohlhabenden Bauerngemeinden im Tauberthal und im Bauland

[1]) Vgl. die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse a. a. O. 2, 623.

vor den armen des Odenwalds durch kirchlichen Sinn aus. Dem Besuch des Gottesdienstes pflegt der des Abendmahls zu entsprechen. Am Palmsonntag, Karfreitag, Ostersonntag, Pfingstsonntag, Buß- und Bettag wird es viel genommen, ein- oder zweimal im Jahr an bestimmten Tagen, an „meinem Abendmahlstag“, wie es z. B. in Handschuchsheim (Heidelb.) heißt, aber hier nicht von Mann und Frau gleichzeitig, außer bei der Konfirmation eines Kindes. An andern Orten gehen gerade Brautleute vor oder junge Eheleute nach der Hochzeit gern gemeinsam an den Tisch des Herrn. Auch wird er aufgesucht vor der Entbindung, weiter Reise, namentlich Auswanderung, nach überstandener Krankheit und nach einem Todesfall in der Familie. In Laudenbach (Weinh.) kommen auch häusliche Kommunionen vor, und in Neunstetten (Tauberb.) reicht man insbesondere Sterbenden das Abendmahl. Hie und da wird es in Graben wie ein Amulett angesehen, das sicher durch das Todesthal führt.

Mit der Civiltrauung begnügt sich weder die katholische, noch die evangelische Konfession, sondern nimmt fast ausnahmslos auch die kirchliche, und die Besorgnis der Kirchenbehörde, das Civilehegesetz gebe dem Civilgatten eine Waffe in die Hand, die das Vertrauen gewissenhafter Mädchen verrate, indem er die kirchliche Trauung nach dem bürgerlichen Akt zurückweise, war nichtig. Überhaupt wird in beiden Konfessionen Taufe, Konfirmation oder erste Kommunion und kirchliche Beerdigung selten unterlassen. Die evangelische wie die katholische Kirche straft den in vielen Gemeinden schon nach der Verlobung üblichen ehelichen Umgang noch häufig. Das kirchliche Aufgebot für ein gefallenes Brautpaar läßt das „ehelich ledig“ fort. Eine solche Braut trägt hie und da im Hanauerland nicht mehr den über das Haupt gelegten Haarzopf und hat einen besonderen Kirchenplatz, ist bei der Trauung nicht mit einem Kranz geschmückt und wird von Frauen zum Altar geleitet, wie die gefallenen Männer nur von Männern. In einer Schwarzwaldgemeinde hat sie nur „schwarze“ Bollen auf ihrem Hut, während die reinen Jungfrauen „rote“ tragen. In der evangelischen Gemeinde Schüpf mußte sich 1614 ein Brautpaar, das sich vergangen hatte, nach öffentlicher Strafpredigt einen Strohkranz gefallen lassen.[1]) So trug im Anfang dieses Jahrhunderts

[1]) Vierordt, Gesch. d. evangel. Kirche im Großherzogtum Baden 2, 101.

der verheiratete Egerländer kein rotes Band um den Hut wie der wirkliche Junggeselle, und auch dem Ledigen, wenn er ein Mädchen geschwängert hatte, war es versagt. In vielen Gemeinden müssen die gefallenen Mädchen zu den Frauen sitzen. Auch hat an vielen badischen Orten der gefallene Mann kein Sträußchen an der Brust und auch seinen besonderen Kirchensitz. Kein Trauungsgeläute und -gesang erschallt, nur wenig Personen bilden das Geleite (S. 282 ff.).

Man geht am Sonntag in seinen besten Kleidern zur Kirche. Vor etwa 80 Jahren zog in Reckingen (Waldsh.) am Sonntag Nachmittag Alles hemdärmelig hin, und die Weibervölker schützten sich gegen Regen, indem sie ein weißes Tischtuch über den Kopf nahmen. Man rüstet für den Sonntag schon am Samstag, dessen Abend z. B. in Heinstetten (Meßk.) die „Schuehsalbete" heißt, weil da die Mädchen die Schuhe für den Sonntag wichsen. Weiber und Mädchen, die während des Kirchenbesuchs der Andern daheim bleiben, haben nach altalemannischem Ausdruck zu „gaumen" d. h. das Haus zu hüten und auch zu kochen. — Das katholische Volk hat neben der Hauptkirche gern noch eine anheimelnde Nebenkirche; so hat es z. B. in Bermatingen (Überl.) neben der großen Pfarrkirche noch eine eigene Ortskapelle gestiftet, und viele Schwarzwaldhöfe sind stolz auf ihre Hauskapellen (S. 349).

Nicht nur in der Kirche, sondern auch zu Hause wird Gott auf mancherlei Weise gedient. Der wichtigsten Erbauungsbücher ist schon im Kapitel vom häuslichen Leben gedacht worden. Die katholische Hausandacht besteht vornehmlich im Beten des Rosenkranzes, das vielfach von Allerheiligen bis Ostern Sonntags oder auch Samstags nach dem Nachtessen oder nach vollbrachter Arbeit verrichtet wird. Doch scheint auch darin die Seegegend z. B. um Radolfzell lässiger zu sein. Der Rosenkranz wird am eifrigsten während der Fastenzeit gebetet. Im letzten Krieg versammelten sich allabendlich die Leute in Neuenburg (Müllh.) zum Rosenkranzgebet, daß alle Soldaten heimkehren möchten, und die Wirkung war ähnlich der jener Hotzenwälder Kommunion; sie kehrten wirklich alle heim. Eine andere Andacht ist die „goldne Stunde": so betet man in Todtmoos (St. Blasien) vom Palmsonntag Abend bis zum Ostersonntag Abend „das goldene Vaterunser" und „unserer lieben Frauen Traum". Ein Spruchgebet für jeden Freitag ist üblich zu Moos (Bühl) und anderswo:

„Mutter Gottes ging in den Garten,
„Thät auf den Herrn Jesum warten. Kyrie eleison.
„Mutter Gottes hat ein Buch in der Hand,
„Sie betet für das ganze Land. Kyrie eleison.
„Mutter Gottes hat einen bunten Rock,
„Viel schöner als ein Rosenstock. Kyrie eleison.
„Wer dieses Lied alle Freitag singt,
„Dem verzeiht Gott alle seine Sünd. Kyrie eleison.“

In breiter poetischer, aber entstellter Fassung lautet ein anderes altes, auch in Schwaben wie im fernen Kuhländchen bekanntes Freitagsgebet daselbst, das verkürzt auch in Ettenheim gebetet wird:

„Da Jesus in den Garten ging
„Und sein heilig Leiden anfing,
„Da trauret Alles, was da war (älter: „was“?)
„Es trauret Laub und grünes Gras.
„Da kamen die falschen Juden gegangen,
„Sie nahmen unsern Herrn Jesum gefangen.
„Sie haben ihn gegeißelt und gekrönt,
„(Sie haben?) Sein Haupt sehr versehrt (verhöhnt?)
„Sie führten ihn in des Richters Haus,
„Mit scharfen Streichen wieder heraus.
„Sie hauen ihm in einer Stunden
„Mehr als sechs tausend tiefe Wunden.
„Sie legen ihm auf das schwere Kreuz,
„Maria, seine (betrübte) Mutter, stand nah dabei.
„Maria hört den Hammer klingen,
„Sie meint, ihr Herz müßt' ihr (im Leib) zerspringen.
. . . .
„Ach, Johannes, du treuer Jünger,
„Nimm meine liebe Mutter bei der Hand
„Und führ sie weit von dann(en),
„Daß sie nicht meine Marter sieht.“
. . . .
„„Herr Jesus Christus, das will ich gern thun.““
„„„Bieg dich, Baum, bieg dich, Ast,
„„„Mein Kind hat weder Ruh, noch Rast.“““
„Die hohen Bäume biegen sich,
„Die harten Felsen bersten sich,
„Die Sonn' verliert ihren klaren Schein,
„Die kleinen Waldvögelein lassen ihr Singen sein.“

„Wer dieses Gebet beten kann, der bet' es jeden Freitag nur ein Mal, wird ihn Jesus nicht verlassen".

Zur „wandernden Muttergottesandacht", die auch „die Herberge für Maria" heißt, vereinigen sich in Mühlburg (Karlsr.) und in Wagshurst (Achern) neun Familien, deren eine am 15. Dezember eine Marienstatue zu besonderer Andacht erhält. Auf einem Altärchen in der Stube steht das Bild, davor ein angezündetes Lämpchen und die den Rosenkranz betende und Marienlieder singende Familie. Diese legt sich Abbruch in Speis und Trank auf, um gleichsam dieses Maria darzureichen. Sie glaubt Maria wirklich bei sich und richtet an sie kindliche Lobpreisungen. Am Abend des 16. Dezember wird das Bild beim Ave verschleiert, unter Gebet zur zweiten Familie hinübergebracht und so fort. Die neunte, die sie am 24. Dezember aufnimmt, behält sie bis Mariä Lichtmeß, wo alle neun Familien bei dieser ihre Schlußandacht verrichten.

Das über die Aufnahme des Muttergottesbildes entscheidende Loos wird auch oben in Wellendingen (Bonnd.) von neun Personen 9 Tage vor Weihnachten gezogen, aber erst nach 40 Tagen wieder gelost und das Bild weiter gegeben. So lange brennt ihr Tag und Nacht in demselben Hause ein Licht, bis die Pflegerin das Bild übergiebt mit den Worten:

„O Freundin, nimm sie auf in ihrer kalten Wanderschaft,
„Die reinste Mutter Jesu in ihrer unbefleckten Mutterschaft,
„Verehr sie, aber nicht nur heut und morgen,
„Sondern hilf beständig ihre Ehr' besorgen."

Mit Küssen wird es der Empfängerin überreicht, die dann erwidert:

„Sei gegrüßt, o Jungfrau rein,
„Mit Freuden nehme ich dich in meine Wohnung ein,
„Verehren will ich dich von ganzem Herzen,
„Verlaß mich nicht in meinen Todesschmerzen."

Fällt es nicht wie ein zartes Licht von Oben in die dunkle Bauernstube?

Dieser Andacht, dem „Frautragen", begegnen wir auch im salzburgischen Pinzgau, wo es übrigens seit zwei Jahrzehnten verboten ist, ohne Zweifel wegen eines dort üblichen allzu fröhlichen Abschlusses.

Aus der besten Kammer einer Familie, die eine „Frautafel“ d. h. ein Madonnenbild, etwa Mariä Heimsuchung darstellend, besitzt, wurde dieses zur Adventszeit in die Stube herabgebracht und in einer geschmückten Ecke aufgestellt und durch „Frauliader“ von den Dorfbewohnern gefeiert. Unter frommen Gesängen und Fackelschein trugen sie das Bild dann nachts auf einer Kraxe zu einem andern Gehöft, wiederholten Gebet und Lieder, wurden bewirtet und schlossen mit oft übermütigen Tänzen die Feier. Bis zur Christnacht wurde es jede Nacht wieder abgeholt, in ein anderes Gehöft gebracht, schließlich auf einem Seitenaltar der Pfarrkirche aufgestellt und nach der Christmette nach dem ursprünglichen Hause zurückgetragen. Es brachte Segen und Fruchtbarkeit.[1])

Eine allgemeinere und stetigere Pflege widmen der Andacht die Marianischen und andere Bruderschaften, Vereine zur Förderung religiös-sittlichen Lebens. Diese und ähnliche Bruderschaften sind zum Teil älterer Herkunft, z. B. die Hödinger Sebastianusbruderschaft von 1607 bei Überlingen, zum Teil erst neuerdings ins Leben gerufen durch das erzbischöfliche Pastoralschreiben an den Klerus im Jahre 1858.[2]) In einzelnen kleineren Ortschaften bestehen mehrere neben einander, so z. B. in Bermatingen (Überl.) zwei: die Schutzmantelbruderschaft zum unbefleckten Herzen Mariä und die Bruderschaft zum heiligen Georg. Die älteren Bruderschaften waren einst die Nachfolgerinnen jener germanischen Gilden, deren Mitglieder auch Brüder hießen. Aber während man früher den Göttern und den Verstorbenen Minne zutrank und einander bei Verarmung, Feuersbrunst und Schiffbruch zu helfen verpflichtet war, verrichtet man jetzt darin Andachtsübungen verschiedener Art. Und z. B. die Frauenbildmädchen d. h. die Muttergottesträgerinnen dürfen in Neusatzeck (Bühl) nicht zum Tanz gehen und keine Bekanntschaft anfangen. Die Sorge um den Toten teilen sie in gewissem Sinne mit den alten Gilden: in weißen Kleidern und mit schwarzem Halstuch versehen, tragen sie hinter dem Sarge des Jünglings oder der Jungfer einen Kranz. Jene Bermatinger Schutzmantelbruderschaft trägt bei der Beerdigung eines Mitglieds eine Laterne an einer Stange, zwei Bruderschaftsstäbe

[1]) Zeitschr. d. V. f. Volksk. 9, 154.

[2]) Maas, Gesch. der kathol. Kirche S. 213.

mit zwei vergoldeten Sternen, und zwei Knaben halten an Stangen zwei Bruderschaftsschilde, eingerahmte Bilder, hoch, deren eine Seite mit dem Bilde der unbefleckten Empfängnis Mariä, die andre mit dem heil. Namen Jesu versehen ist.

Den katholischen Bruderschaften entsprechen etwa die evangelischen Jünglings- und Jungfrauenvereine. Weiter greifen die pietistischen Gemeinschaften, deren Mitglieder auch „Brüder“ oder auch „Stundenhalter“ heißen. Diese von Spener im 17. Jahrhundert gestifteten Vereine fanden im badischen Volke erst seit den schweren Teuerungsjahren 1816 und 1817 mehr Anhang und wurden namentlich in der Gegend von Karlsruhe durch den beredten Pfarrer Aloys Henhöfer, der vom Katholicismus zur evangelischen Kirche übergetreten war, sehr gefördert.[1]) Die Gemeinschaften erstrecken sich durch das evangelische südliche und mittlere Westdeutschland vom württembergischen Donaukreise bis zum Westerwald hinab. Sie betonen die Lehre vom Sündenverderbnis der Menschen und werden als das Salz der Gemeinden angesehen. Ihre Mitglieder meiden das Wirtshaus, den Tanzboden und die Gasse und versammeln sich zu Erbauungsstunden, zum Bibellesen und zu religiöser Unterhaltung ohne ihren Pfarrer. Bis etwa 1860 hörte man bei Flinsbach (Sinsheim) ihre „Stundenlieder“ d. h. Gesangbuchlieder auch draußen bei der Feldarbeit.

Andauerndes Gebet und Fasten gelten für Gott wohlgefällig und können deswegen Heilung von schweren Leiden bewirken. Die „neuntägige Andacht“ in der Kirche, die Novene mit Messe, Fasten und Gebeten, wird auch im wallonischen Flandern und in Frankreich nicht selten gegen Krankheiten angewandt,[2]) ebenso ist die „Novene“ im ganzen katholischen Baden üblich, sowie das allgemeine Gebet für Kranke. Im Schapbachthal bestellt der Vater oder die Mutter bei schwerer Krankheit eine neuntägige Andacht in der Kirche, in der neun junge Mädchen den Rosenkranz, das „Salve Regina“ und andre passende Gebete verrichten. So müssen sich an einem neuntägigen Heilverfahren in Ungarn neun Verwandte des Kranken beteiligen.[3]) Den älteren Ritus, wonach der Kranke selber neun Tage in der Kirche zu

[1]) Vierordt, Gesch. der evangel. Kirche im Großh. Baden 2, 447 ff.
[2]) Weinhold, Die mystische Neunzahl b. d. Deutschen S. 47.
[3]) Wlislocki, Aus dem Volksleben der Magyaren S. 144.

verweilen hatte, hätte der Kanzler Gerson schon im 14. Jahrhundert lieber abgeschafft gesehen;[1]) und er wird schwerlich irgendwo in Baden noch in Übung sein. In Unzhurst (Bühl) wird bei der „Kirisbuße“, einer nach dem bischöflichen Märtyrer und „Plagheiligen“ Quirinus † 304 bekannten Skrophelkrankheit oder Knochenfraß, die auch im übrigen Süddeutschland als Queres-, Kerbesbuße bekannt ist,[2]) 40 Tage streng gefastet, „bis die Sternen am Himmel stehen“, oder in Wagshurst (Achern) von 40 Personen einen Tag lang. Ein eigener Bußzettel giebt die Zeichen der Krankheit, sowie Verhaltungsmaßregeln an. Der Kranke darf kein Fleisch von dem Kopf eines Tieres genießen, nichts von einer Geiß anrühren oder besitzen, muß einen eigenen Feiertag, den letzten April, streng halten und in die Kirche gehen und neun Feiertage im Jahr fasten. In Wagshurst hält man darum keine Geiß. Hier muß das Geschwür mit Eichenlaub, das in Weihwasser eingetaucht worden ist, eingebunden werden. In Schwarzach (Bühl) muß die ganze Verwandtschaft des Kranken beten und fasten. In Weier (Offenb.) wallfahrtet man nach dem naheliegenden Waltersweier zum heil. Quirin skrophulöser Kinder wegen und fastet dabei an neun aufeinander folgenden Feiertagen. Im Mai wallfahrten die Augenkranken und Skrophelleidenden zur Quirinuskapelle vor Luxemburg, opfern getrocknetes Schweinefleisch und füllen die Flaschen mit dem Wasser des Brunnens.[3])

Um den bösen Feind abzuhalten, beten noch manche ältere Leute zum Fenster hinaus. Nach der Betzeit soll man kein Kind mehr aus dem Hause lassen, und Erwachsene sollen dabei das Kreuz machen oder Weihwasser nehmen wegen der bösen Leute, z. B. in Schwarzach (Bühl). Hier darf man nachts auch nicht ohne Schürze ausgehen, und schlägt man draußen sein Wasser ab, muß man darauf spucken. So voll ist die Nacht von schädlichen Gewalten, daß selbst über den, der in Iffezheim (Baden) oder im Amte Achern zwischen dem Abend- und Morgengebetglockenläuten das Haupt vor einem Christusbild entblößt, die bösen Geister Macht bekommen (S. 514).

[1]) Soldan-Heppe, Gesch. der Hexenprozesse 1, 118.

[2]) Höfler, Krankheitsnamenbuch S. 86. 488. Berühmt waren im 18. Jahrhundert besonders das Quirinusöl von Tegernsee wie das Walburgisöl von Eichstätt s. Riezler, Gesch. der Hexenprozesse in Bayern 316.

[3]) Gredt, Sagenschatz des Luxemburger Landes. S. 445.

Die Hausandachten spielen auch in den evangelischen Häusern eine Rolle. Wenn auch das Tischgebet vielfach abgekommen ist, so wird doch in vielen Familien der Morgen- und Abendsegen von der Mutter oder Großmutter gelesen, auch wohl die Bibel, und in wenigen fehlt neben dieser ein Gebetbuch. In Graben vereint die Betglocke alle Kinder im Hause. „Wenn der erste Stern am Himmel steht und man die Ziegel auf den Dächern nicht mehr zählen kann", hören sie mitten im Spiel auf und laufen ins Haus. Die jüngeren Mitglieder beten das Vaterunser oder einen passenden Vers: „Ach, bleib bei uns" u. s. w., die älteren verharren dabei in betender Stellung. Die Betglocke wird hier noch allgemein beachtet, in den Kaufläden und Wirtshäusern verstummt das Gespräch, Alles ist in stillem Gebet, und selbst auf der Straße stockt die Unterhaltung.

Nur der katholischen Kirche eigen sind das Fasten und das Wallfahren. Die Fasten und die geschlossenen Zeiten scheinen früher strenger beobachtet worden zu sein als heutzutage. Aber z. B. das Nüchternbleiben vor der hl. Kommunion, das übrigens nicht zum Fasten gehört, sondern lediglich aus Ehrfurcht vor dem hl. Sakrament geschieht, war in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in manchen Gegenden nicht mehr beobachtet worden,[1]) während es jetzt wieder die Regel ist. Um Überlingen, z. B. in Frickingen, geben die großen Bauern nach einem alten Versprechen (Gelübde) an den vier Hauptfesten, zu Ostern, Pfingsten, Fronleichnam nnd Weihnacht, kein Fleisch, sondern Milchsuppe, Küchlein und gekochtes Dürrobst, um Viehkrankheiten zu verhüten. Ähnlich in Bambergen (Überl.). Ein Bauer in Maisach (Oppenau), der Jahre lang Unglück mit seinen Schweinen hatte, versprach an Sonn- und Feiertagen kein Schweinefleisch mehr zu kochen, was heute noch in dem Hause beobachtet wird.

Mit Wallfahrten war nach der Angabe eines katholischen Pfarrers von 1771 der deutsche Südwesten so übersäet, daß sie einander selbst an dem Opfer wehe thaten, und der Bauer glaubte schon auf ewig gerettet zu sein, wenn er neben dem jährlichen Gang nach Einsiedeln noch alle Quartal eine kleinere Wallfahrt besuchte. Kaiser Josephs II. Regiment und des Konstanzer Generalvikars Wessenberg freiere Richtung waren dem Wallfahrtswesen nicht günstig,

[1]) Maas, Geschichte der kathol. Kirche im Großh. Baden S. 119.

das aber seit der Stiftung der Erzdiöcese Freiburg durch die Förderung mancher Geistlichen und seit der Entwicklung der Eisenbahnen einen neuen Aufschwung gewann. Die kleine schon 1838 verstorbene Marianne von Schenkenzell wallfahrtete für andere Leute aus dem Kinzigthal nach Einsiedeln neunundneunzigmal,[1]) und im Jahre 1899 pilgerte der 101jährige Landwirt Wolzer aus Waldkirch zum 100. Male ebendorthin. Und jetzt ist das badische Land wiederum mit Wallfahrten übersäet, wenn auch nicht so dicht wie vor hundert Jahren. Manche, die zum Wohle des Viehs und Hauses und Feldes unternommen werden, sind schon oben (S. 406 ff.) angegeben; die meisten übrigen gelten dem Heile des eigenen Leibes und werden häufig von Kranken, Schwangeren und etwa noch Liebenden (S. 388) „versprochen“ d. h. gelobt, oder für solche und von solchen ausgeführt. Doch handelt es sich auch um Seelenanliegen, man sucht Erleichterung des beschwerten Gemütes durch die Fürbitte des angerufenen Heiligen und legt eine Wiederholungsbeichte ab. Einige Heilige werden, um verlorene Sachen wieder zu bekommen, aufgesucht, so der h. Antonius von Padua. Auffällig ist, daß auf dem Schwarzwald einige Leute aus dem Wallfahrten ein Gewerbe machen. Sie bekommen vom Bauer, für dessen krankes Kind oder Vieh sie reisen, Reisegeld, Proviant und 50 Pfennig bis zu 10 Mark als Lohn, je nach der Entfernung. Die weiblichen Ersatzwallfahrer sind nach Hansjakob[2]) geschwätzige, vorlaute Betschwestern und werden daher in Haslach „Wallfahrtsrätschen“ genannt, die männlichen sind noch weniger wert. Hie und da geht die Wallfahrt reihum. Bei einem Brande in Ettenheimweiler gelobte man jeden Samstag Einen aus dem Ort nach Maria Sand zu schicken. Seitdem wird ein Stab von Haus zu Haus getragen, um dem Betreffenden anzuzeigen, daß an ihm die Reihe sei zu wallfahren. Auch mischt sich wohl die Sympathiedoktorei hinein mit dem „Münzlewerfen“ z. B. in Weier (Offenb.). Der Künstler nimmt ein mit Wasser gefülltes Becken, an dessen Rand einige Wallfahrtsorte verzeichnet sind. Ein alter Groschen wird schief auf die Wasserfläche geworfen und der Wallfahrtsort gewählt, wo der Groschen endlich ruhig liegen bleibt. Außerdem müssen aber 9 Personen bei Wasser und Brot drei

[1]) Hansjakob, Erzbauern S. 86.
[2]) Hansjakob, Bauernblut S. 171.

Tage fasten und täglich 25 Vaterunser beten. Häufiger geht in irgend einem Anliegen eine Frau „ze Nüne“ d. h. mit 9 Kindern nach einem benachbarten Wallfahrtsort, so in der Säckinger, wie in der Freiburger Gegend. Dort beten sie drei Rosenkränze hin, drei in der Kirche und drei auf dem Herweg. Weite Massenwallfahrten vieler Hunderte oder gar Tausende, die manchen unter ihnen gewiß Trost bringen, haben trotz aufmerksamer Aufsicht hin und wieder Mißbräuche veranlaßt. Aber auch einige kürzere Prozessionen mußten derentwegen abgeschafft werden.

Reiche Gelegenheit wird zum Wallfahrten geboten! Von Pfohren (Donauesch.) aus sucht man die schmerzhafte Mutter Gottes im nahen Städtchen, das Gnadenthal zu Neidingen, das Schneekreuz von Löffingen, die Kreuzkapelle von Geisingen, das Lorettokirchle in Hüfingen, die Odilienkirche von Bräunlingen mit ihrer neuerdings hier wie auch bei Haslach nachgebildeten Lourdesgrotte, das Antoniusbergle von Kirchen im Thal, die schmerzhafte Mutter von Hondingen und (die) von Leipferdingen, den Dreifaltigkeitsberg bei Rottweil, das Kloster Beuron und Mariä Einsiedeln auf. Dazu verrichtet Pfohren außer den vorgeschriebenen Prozessionen noch 4 andere, und vom 3. Mai (Kreuzauffindung) bis 14. September (Kreuzerhöhung) wird an jedem „Frühfreitag“ eine heilige Messe mit Rosenkranz, Litanei und der Wettersegen zum Gedeihen der Feldfrüchte gelesen. Eine noch größere Fülle weist z. B. Bermatingen (Überl.) auf. Die Wallfahrten aus den Bezirken Rastatt, Bühl und Achern erstrecken sich von jenem berühmtesten Wallfahrtsorte Mariä Einsiedeln in der Schweiz bis nach Walldürn im Norden und auch über den Rhein hinüber nach dem Marienthal bei Hagenau.

Einsiedeln, Walldürn und etwa noch Todtmoos werden wohl am eifrigsten aufgesucht. Der erste Ort ist weltbekannt. Seit einer Reihe von Jahren sind in fast allen Gegenden Pilgerzüge dahin üblich. So fährt für die Birndorfer Gegend im September ein besonderer Pilgerzug von Waldshut nach Einsiedeln, 15—1600 Personen, aus der Pfarrei Birndorf etwa 200 Personen. Die Überfahrt über den Rhein für diejenigen, die auf den Ackerberg bei Coblenz in der Schweiz wallfahrten, wird in Birkingen aus Gemeindemitteln bestritten. Einer noch größeren Beliebtheit erfreuen sich die Wallfahrten nach

Todtmoos (St. Blasien) zum Hauensteiner Volksheiligtum, woran sich nach altem Herkommen noch manche ganze Gemeinden unter dem Bürgermeister oder einem Gemeinderat beteiligen müssen, jedes Haus wenigstens mit einer Person. Jede Gemeinde hat ihren bestimmten Tag, die Häger im Wiesenthal ziehen am Kreuzfreitag dorthin, die Wolpadinger (St. Blasien) am Annentag mit Kreuz und Fahne u. s. w. Doch kommen auch Elsässer herüber. Denn Todtmoos hat 4 heilkräftige schon um 1600 gepriesene Marienbrunnen, von denen zwei ihr Wasser noch aus dem Kreuzbalken ergießen. Darin wäscht man sich die Hände und die Stirne, trinkt und nimmt davon in Krügen mit nach Hause. Hier wird auch das Meßgeld gesammelt, für das dann in der Wallfahrtskirche mit ihrem Gnadenbilde Messen in verschiedenen Anliegen gelesen werden. Bei seiner Ankunft singt der Zug, der früher wohl auch barfuß einherschritt, ein Marienlied auf dem Weg zur Kirche, bei der Rückkehr wieder eins, und bei jedem Marienbrunnen wird dann als Abschiedsgruß die Muttergotteslitanei gebetet. Die Jugend bringt gern Lebkuchen und Keglimesser heim, und sogar das Pfeifenklopflied der Buben gedenkt der Todtmooser Herrlichkeit:

„Hans, Hans, Hans,
„Mach mer du de Pfife ganz,
„Wenn i emol is Todtmis gang,
„Bring der e Platte voll Küechli u. s. w.“

Die Quellen wurden schon von den heidnischen Germanen verehrt mit Gebet und Opfergaben; aber als die alten Ortsgötter den christlichen Heiligen weichen mußten, wurden diese an vielen Orten zu Brunnenpatronen, deren Weinholds noch unvollständige Liste[1]) gegen 70 aufzählt. Viele heilkräftige Quellen wurden der Mutter Gottes geweiht: zum „Liebfrauenbrünnlein“ bei Tauberbischofsheim pilgern viele Frauen, die nicht empfangen haben, um vom dortigen Gnadenwasser zu trinken. Andere Quellen gehören der h. Ottilie, wie in St. Ottilien bei Freiburg und in der Ottilienkirche zu Bräunlingen, eine bei Haslach dem h. Rudolfus. Zu jener wallfahrten namentlich Augenleidende, zu dieser kommen sogar von Elsaß herüber Pilger mit allerlei anderen Gebresten. Im Salzburger Lande und in Tirol werden mit Hilfe

[1]) Weinhold, die Verehrung der Quellen in Deutschland S. 37.

der Geistlichkeit die alten Brunnenheiligen durch die Notre Dame de Lourdes, die modernste Brunnenheilige, verdrängt.[1]) So ist auch die Lourdes-Andacht in Baden durch den Klerus in mehrere Ortschaften eingeführt worden und wird weiter verbreitet durch das Buch „die Wunder von Lourdes“. Dieses Wasser verdrängt immer mehr die anderen ähnlichen Heilmittel.[2]) Im Mai zog früher mancher Schwarzwälder über den Rhein zur schmerzhaften Mutter bei Zurzach. Um die Kapelle wird Markt gehalten, die Wallfahrer bleiben über Nacht um die Feuer gelagert, an denen sie kochen, und steigen in die Schlucht zum Verenenbrünnlein, um daraus zu trinken und einen Krug mit heimzunehmen.[3]) Marienwallfahrtsorte giebt es aber auch ohne solche Quellen noch viele; so Kirchhofen (Staufen), Unsere Liebe Frau bei der Linden bei Ottersweier (S. 424) und Maria zu den Ketten in Zell am Harmersbach. Die Hauptfesttage sind an letztem Orte Mariä Himmelfahrt, das höchste Muttergottesfest der katholischen Kirche (S. 106), und Mariä Geburt, an denen die ganze Gemeinde feierlich von der Pfarrkirche durch die Stadt zu der Gnadenkapelle und nach dem Gottesdienst von da wieder zur Pfarrkirche zieht. Bis in die neuere Zeit wurde den ganzen Sommer hindurch täglich gegen Abend eine Prozession der Schulkinder mit einem weißen Fähnlein unter Abbetung des Rosenkranzes vom Lehrer nach der Kapelle geführt, die am Samstag und an den Vorabenden der Marienfeste die Lauretanische Litanei mit dem Salve Regina sangen. Die 1811 aufgehobene Wallfahrt zu Unseren Lieben Frau auf dem Hörnleberg im Elzthal wurde 40 Jahre später wieder aufgenommen. Ist es aber wahr, daß auch Protestanten aus Gutach und Keppenbach seit unvordenklicher Zeit am Pfingstdienstag zu ihrem Gnadenbild wallfahrten, wie sie es einst bei Wassersnot und Hagel gelobt hatten?[4])

In Walldürn, einem Wallfahrtsorte zum h. Blute, rutschen viele Wallfahrer mehrmals auf den Knien mit ausgebreiteten Händen oder mit Kerzen in beiden Händen um den h. Blutsaltar herum.[5]) Andere berühren beim Umlauf die Steine des Altars und fahren

[1]) Weinhold, die Verehrung der Quellen in Deutschland S. 37.
[2]) Längin, d. Wunder- u. Dämonenglaube der Gegenwart S. 10.
[3]) Rochholz, Gaugöttinnen S. 134.
[4]) Störk, Unsere liebe Frau vom Hörnleberg S. 65.
[5]) Vgl. Vierordt, Gesch. d. evangel. Kirche im Großh. Baden 2,387.

dann mit der Hand über das Gesicht, so daß jene schon beträchtlich ausgehöhlt sind und durch ein Eisengitter geschützt werden mußten. Manche Wallfahrer kommen mit größeren Holzkreuzen auf dem Rücken und lassen sie dann in der Kirche stehen. Karfreitag Nachmittag findet eine feierliche Prozession mit dem Allerheiligsten statt, wie auch noch an einem bestimmten Sonntage seit dem Jahre 1866, wo sie bei der Cholera auf 33 Jahre gelobt wurde. Jedes Jahr sind zur Wallfahrtszeit, die drei Wochen dauert, an manchen Tagen bis 5000 Fremde in der Stadt und übernachten oft über 2000 Wallfahrer meist in Privathäusern, deren es nur 53 giebt (S. 476).

Die Berührung des Gesichts mit der durch die Berührung des heiligen Altars geweihten Hand erinnert an ähnliche Berührungen in Neckarmühlbach und anderen Ortschaften. In der protestantischen Kirche jenes protestantischen Orts steht in einem Wandschrank eine kleine Muttergottesstatue, die nach der Sage, vergeblich daraus entfernt, immer wieder dahin zurückkehrte. Auch ein altes Kruzifix wird dort von den Katholiken verehrt, indem sie es mit der Hand berühren und sich dann übers Gesicht fahren. In Wilfingen (St. Blasien) wallfahrtet man am Feste des heil. Pankratius wegen kranker Kinder, die auch um Freiburg der „Baumkratzig" heilt, nach Eschbach (Waldsh.). Dabei werden Wecken am Gesicht der Statue des Heiligen gerieben und den Kindern zu essen gegeben. Ebendorthin wurden früher aus Birkingen (Waldsh.) kranke Kinder gebracht und in die Windeln gelegt, die man am Bildnis des Heiligen gerieben hatte. Auch die Schwangere oder ihr Mann berührt das Steinbild. Bei Staufen (Bonnd.) steht eine Kapelle, im Volksmunde „Bildhüsli" oder „Löffelkäpili" genannt, mit einer Statue der heil. Apollonia. Weil diese nicht vom Glauben abfiel, wurden ihr alle Zähne ausgerissen, daher tragen Zahnwehleidende den Löffel, mit dem sie täglich essen, in die Kapelle und legen ihn zu Füßen der Heiligen nieder. Viele Frauen, deren Kinder schwer zahnen, hängen deren Hemdchen oder Kittelchen dort auf. Aber die besseren Löffel und Kinderkleidchen werden alle gestohlen.

Schön ist im Hochsommer die Wallfahrt zum heil. Romanus im Kinzigthaler Bergdorf St. Roman.[1]) Dahin zogen die Bauern

[1]) Vgl Hansjakob, Erzbauern S. 386.

schon seit dem dreißigjährigen Krieg auch in Kriegszeiten, um den Frieden zu bitten, und glaubten fest, als im Sommer 1859 nach einer solchen Wallfahrt der Krieg der Österreicher mit den Sardo-Franken bald ein Ende nahm, sie hätten das erbetet. Am Hauptfest des Heiligen wird auch im Freien eine Bergpredigt gehalten, und die Wallfahrer lagern um ihn und singen:

„Um Gnad' will ich anhalten,
„O heiliger Roman.
„Laß deinen Schutz obwalten,
„Soll ich von hinnen gahn.
„Wollst meiner nicht vergessen,
„Wenn Angst und Tod mich pressen,
„Wenn Angst und Tod mich pressen,
„O heiliger Roman!"

Den Missionen, zu deren Andenken ein großes Missionskreuz in oder vor der Kirche errichtet zu werden pflegt, wird durchweg ein guter, oft tiefer Eindruck auf das Volk zugeschrieben. Doch haben die Missionen auch manchmal den konfessionellen Frieden gestört.[1]) Über die Orden, um deren Herstellung noch heute in Baden gekämpft wird, ist auch das katholische Volk nicht einer Ansicht. So erzählt es von der Üppigkeit z. B. des Schwarzacher Klosters viele schlimme Dinge, die namentlich bei der Säkularisation desselben offenbar geworden seien, und die Volkssage ist voll von ungünstigen Urteilen über das Klosterleben. Doch fehlt es darin auch an Zügen der Ehrfurcht und der Poesie nicht, und die Barmherzigen Schwestern genießen überall aufrichtige Verehrung. Das treueste Andenken wird den Kapuzinern, die ihr erstes badisches Kloster 1601 in Freiburg einweihten, noch heute bewahrt. Sie erwarben sich des Volkes Zuneigung durch eifrige Seelsorge, Genügsamkeit, segneten Kräuter und Wurzeln, verkauften Erbauungsschriften, geweihte Medaillen und allerhand Schutzmittel gegen Viehseuchen und Hexerei, bannten böse Geister in Säcke und Flaschen und schleppten sie keuchend auf das Gebirge, um sie dort zu vergraben oder in einen See zu versenken.

Den Priestern bringt man durchweg Achtung entgegen, wie sich am

[1]) Vierordt, Gesch. der evangel. Kirche 2, 386.

sinnfälligsten bei der Firmung und bei der Primiz zeigt, zwei Festen, die die ganze Gemeinde in freudige Bewegung versetzen. Der Erzbischof wird bei seinem Herannahen mit fürstlichen Ehren, mit Geläute und Kanonendonner empfangen und am Portale der Kirche vom Stiftungs- und Gemeinderat, den Firmlingen und der übrigen Schuljugend und einem großen Teil der Gemeinde begrüßt. Fast noch höher geht es bei der Primiz her. In Birndorf (Waldsh.) machten die Mädchen zu einer im Juli 1894 zu feiernden Primiz schon zu Ostern ganze Wagen voll Kränze, mit denen die Häuser und die Kirche geschmückt wurden. Der Primiziant wurde früher zu der Priesterweihe bei der seinem Heimatsort zunächst gelegenen Bahn- oder Poststation von dem Ortsgeistlichen, den Verwandten und einigen Gemeinderäten in Chaisen abgeholt, was aber neuerdings untersagt ist. Im Pfarrort geleiten sie ihn prozessionsweise zur Kirche, wo der Ortsgeistliche ihn Namens der Gemeinde begrüßt. Nach kurzem Dank spendet dieser dann seiner Heimatsgemeinde den neupriesterlichen Segen. Am Primiztage selbst wird der Neugeweihte von der elterlichen Wohnung durch die Geistlichkeit, die Schulkinder, Vereine u. s. w. zur Kirche geführt. Bei der heil. Messe erteilt der Primiziant dem versammelten Volk den neupriesterlichen Segen. Bei der Opferung überreicht ein unschuldiges Kind von etwa 4—6 Jahren, gewöhnlich eins der nächsten Verwandten, das sogen. „Bräutle", dem Neupriester ein Kränzchen als Symbol seiner Vermählung mit der Kirche, wie es auch z. B. in Böhmen und Tirol geschieht[1]), und in einigen Ortschaften eine brennende Kerze zum Sinnbild, daß er in Wort und That den Gläubigen eine Leuchte sein solle. Nach der kirchlichen Feier findet ein Festessen mit den Nachbargeistlichen und Verwandten statt. Wie das Bräutchen der deutschböhmischen Primiz auch hier erscheint, so hat man auch hier das deutschböhmische Sprichwort: „zu einer Primiz soll man ein Paar neue Schuhsohlen durchlaufen", weil der erste Segen eines Neupriesters von besonderer Kraft ist. Vollends in der Verwandtschaft gilt ein Geistlicher als ein Segen für alle Angehörigen, die von ihm manchen wohlthätigen Einfluß auf ihre Sinnesart empfangen. Aber nur ganz fromme Pfarrer, namentlich solche, die ganz frei von unge-

[1]) Vgl. J. Rank, Erinnerungen. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 9, 396.

rechtem Gut sind, und die „eine lange Wandlung" haben, können Hexen bannen und mit ihrem Wettersegen, gleich den Wetterkreuzen, schädliche Gewitter fernhalten. Der Tiroler nennt solche „wettergerecht". In manchen Orten erhebt sich beim Eintritt eines Pfarrers in die Wirtschaft Alles und grüßt: „Guata Tag, Herr Pfarrer." Vor ein paar Jahren begrüßten sogar die Oberharmersbacher bei der Kilbe in einer öffentlichen Inschrift die Priester als „unsere Gebieter". Der Priester ist dem Gläubigen der Gesalbte des Herrn, am Altar, im Beichtstuhl. Wird einmal über den Geistlichen geschimpft, so wird gewöhnlich seine priesterliche Würde ausgenommen. Denn ein Priester wird vor dem Gang an den Altar von seinen Sünden gereinigt, indem nach Unzhurster Glauben ein Engel mit einer Schüssel Wasser hinter ihm dreingeht und ihn wäscht. Oft legt das Volk dem Pfarrer Geiz und Habsucht bei. „Der Pfaffensack hat keinen Boden" heißt es vielfach. Auch Trunksucht und überhaupt zu gutes Leben wird ihm wohl vorgeworfen. „Ja, ißt der Pfarrer au Erdäpfel?" fragte eine Bauernfrau verwundert eine andre, die mit einem Korb voll Kartoffeln dem Pfarrhaus zuging. Noch im Jahre 1828 fuhren die Dekane und Pfarrer zu einer Primiz mit ihren Haushälterinnen heran und wollten diesen sogar einen Platz an der Festtafel verschaffen. Seitdem ist die Lebensführung viel strenger geworden, und im Jahre 1864 wurde zum letzten Mal ein badischer Priester disziplinarisch zur Entlassung seiner Frau angehalten.[1]) Früher nahm der Pfarrer mehr Teil an den Volksbelustigungen; aber schon 1835 wurden die kirchlichen Bestimmungen gegen das Tanzen der Geistlichkeit in Erinnerung gebracht.[2]) Früher wohnte in Neukirch (Triberg) der Pfarrer dem Hochzeits- und dem Leichentrunk bei; in Wagshurst (Achern) macht er bei der Hochzeit nach dem stärksten Strudel ein paar Stündchen Abends mit. Immer sehen es die Brautleute als eine große Ehre an, und in der neuesten Zeit scheint es wieder mehr Übung zu werden. Mischt er sich jedoch in Gemeindesachen, so wird der Bauer grob; in Staatssachen, z. B. bei Landtagswahlen aber läßt sich dieser oft von ihm leiten.

Die Stellung des evangelischen Geistlichen ist eine andre,

---

[1]) Maas, Gesch. der kathol. Kirche in Baden. S. 47. 58.

[2]) Maas, a. a. O. S. 112. 149.

namentlich im Markgräfler Lande. Hier steht das geistliche Amt wohl in Ansehen, aber verschafft nicht an sich schon Achtung. Der Willkomm des neuen Pfarrers pflegt zwar auch freundlich zu sein, aber die Achtung muß er sich erst durch Tüchtigkeit im Amt, pflichttreue Dienstführung, seine ganze Haltung und durch Takt im Verkehr erwerben und genießt dann Ehre und Vertrauen in vollem Maße. Häufige Besuche in den Familien werden gerne gesehen und dankbar aufgenommen, besonders bei Krankheit. Im Allgemeinen aber ist man dem Pfarrer gegenüber etwas zurückhaltend. Man sieht es nicht gern, wenn er sich in Familienangelegenheiten mischt und besonders ungern, wenn er in Gemeindesachen reden oder da dirigieren will. Doch erkennt man es dankbar an, wenn er an den Leiden und Freuden der Gemeinde teilnimmt; und er kann es auch, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, nur muß er stets Maß halten. Oft von einer milden Gattin unterstützt und durch seine Kinder mit manchen Gemeindemitgliedern persönlich verbunden, kann er Kirche und Pfarrhaus zu einem lebendigen Mittelpunkt des Dorfes machen. Es kommt vor, daß man den Pfarrer durch das Ehrenbürgerrecht ehrt. Man verlangt geradezu, daß er an gewissen Tagen gegen die Sünden der Gemeinde mit aller Strenge losdonnert, aber im Ganzen hört man von ihm lieber einen versöhnlichen Ton, und besonders darf er nie persönliche Sünden auf der Kanzel strafen. Zu den Fehlern des Pfarrers rechnet das Volk eine gewisse Heuchelei in dem Sinne, daß er von Amtswegen Manches thun oder sagen muß, was er sonst nicht thun oder sagen würde. Man schreibt ihm leicht eine Strenge zu, die auf Überheiligkeit beruht, während man doch im Zusammenleben mit ihm auch seine menschlichen Gebrechen und Fehler wahrnimmt.

Dieser Versuch einer Darlegung gewisser Grundzüge, die das Verhältnis des badischen Volkes zu seiner Kirche beherrschen, trifft gewiß für manche Gemeinden nicht zu, namentlich nicht für die Sekten. Die katholische Kirche erkennt zwar keine Sekten an, aber auf ihrem Boden sind doch erwachsen die altkatholische Kirche und die Sekte der Salpeterer oder Aegidler. Jener wurde durch das allerdings vom Erzbischof von Freiburg nicht anerkannte Gesetz von 1874 der Genuß katholischer Pfründen, die Mitbenützung katholischer Kirchen und kirchlicher Gerätschaften und der Mitgenuß am örtlichen Kirchen-

vermögen eingeräumt.[1]) Aber mehr und mehr sind die Sphären der beiden Bekenntnisse geschieden. Die Altkatholiken Badens mögen sich nicht sehr von ihren Glaubensbrüdern im übrigen Deutschland unterscheiden, dagegen tritt um so schärfer die Eigenart einer anderen badischen Glaubensgemeinschaft hervor, die übrigens in den letzten Zügen liegt, die der Salpeterer oder Aegidler[2]) im Hauensteinischen Hotzenwald. Diese echte Bauernsekte, die jetzt nur noch aus kaum ein paar hundert Köpfen besteht, hat eine mehrhundertjährige Leidensgeschichte hinter sich, voller Täuschungen und Enttäuschungen, voller Halbheit und Ungeschick. Aber nicht das Volk allein trägt die Schuld. Seine Geschichte durchläuft drei Stadien, ein soziales, wirtschaftliches, ein politisches und ein religiöses, wenn auch vielleicht keines sich ganz rein darstellt. Die Wurzel des Übels steckte jedenfalls darin, daß den aus der Rheinebene auf den rauhen südlichen Schwarzwald übersiedelten Bauern ihre Lehnsherren, insbesondere die Stiftsherren von St. Blasien, die Bauernlehen nach dem Vorbild der kleinen, aber fruchtbaren Güter der Ebene viel zu klein zugeschnitten hatten. Darunter leidet noch heute der noch immer übervölkerte Hotzenwald. Schon im Mittelalter trieb der Hunger zum Kampf gegen die oft überfordernden Herren. Dieser Gegensatz ergriff nun auch die Einung der verschiedenen Hauensteinischen Thal- und Berggemeinden, die sich zu einer Union im Stil der Schweizer Urkantone zu erheben suchten. Sie beteiligten sich auch am großen deutschen Bauernkrieg 1525 unter Hans Müller von Bulgenbach mit Unglück. Im 18. Jahrhundert schürte der Salpeterhändler Albiez, der ebenso kräftig zu fluchen wie zu beten verstand, einen neuen Aufstand an, dem dann mehrere nie völlig unterdrückte folgten. 1815 belebte Aegidius Riedmatter, dem der Geist des Albiez erschien, um ihn zur Nachfolge aufzufordern, die Träume von den alten Hauensteiner Freiheiten. Doch mischte sich immer mehr Religiöses in die politische Partei, die, obgleich man sie seit 1837 möglichst ungestört ließ, noch heute gegen Staat, wie Kirche Front macht. Sie verehren ihren alten Grafen Hans, der zuletzt auf

[1]) Maas, Geschichte der kathol. Kirche S. 553.

[2]) Lukas Meyer, Gesch. d. Salpeterer 1834. Scheffel, Aus dem Hauensteiner Schwarzwald 1853. H. Schreiber, Über die Unruhen von 1815. Rolfus, Salpetrer. Hansjakob, Die Salpeterer 1867. Vgl. Zeitschr. f. d. Geschichte d. Oberrheins 7,99. 10,354. 1,197. 452.

der Burg Hauenstein am Rhein residierte, als den vermeintlichen Verleiher ihrer Freiheiten, und Maria Theresia und Joseph II. als Schützer derselben. Sie erkennen die badische Regierung nicht an und weigern ihr den Schulbesuch ihrer Kinder, den Militärdienst und die Steuern. Gewalt muß sie dazu zwingen. Noch 1892 erduldete eine Salpetrerin, die ihre Kinder von der Schule zurückhielt, eine Haft von mehr als hundert Tagen. Einzelne, über die wegen Steuerverweigerung die Versteigerung ihrer Kuh verhängt worden ist, weisen sogar den etwaigen Überschuß aus dem Erlös derselben ab, weil solches Geld der „Teufel schon hingenommen“. Sie erkennen den Papst in Rom an, aber nicht die Priester, weil die gegen päpstliches Verbot dem Staate gehuldigt hätten; auch könne ihr Bischof nur in Konstanz, nicht in Freiburg wohnen. Nach einem wohl nur handschriftlichen Klagegedicht vom Salpeterer Philipp Schmid von Görwihl 1833 verdammt sie der Bischof (Vicari):

„Ach, Bischof, mach uns keine Baxen,
„Wir halten uns an die Bundesakten.
„Wir halten für heilig ohne End
„Den Kirchenrat von Trient.
„Wenn ihr uns schon sperret ein,
„Wir bleiben dem Papst und der Kirche treu.“

Sie besuchen keine katholische Kirche und halten ihren Gottesdienst, jede Familie für sich, eingeschlossen in ihrem Hause. Sie beten viele Rosenkränze, feiern mehr Festtage als die Katholiken, z. B. die Namenstage aller Apostel, ziehen aber an Fronleichnam nicht mit und lesen gern aus alten guten Predigtbüchern und auch Bibeln. Der „standhafteste“ Mann tauft ihre Kinder, ohne Priester begehen sie auch ihre Hochzeiten und Begräbnisse. Zu diesen laden sie, obgleich ihnen das Geläute verweigert zu werden pflegt, auch ihre katholischen Nachbarn ein, beteiligen sich aber nie an deren Beerdigungen.

Die Salpetrer sind in vielen Beziehungen die Gegenfüßler ihrer nördlichen Nachbarn, der industriellen wanderlustigen Oberwälder, und noch mehr ihrer westlichen, der Markgräfler. Das ganze, nun vollendete 19. Jahrhundert ist für sie noch nicht angebrochen: ein in diesem Jahrhundert gedrucktes Buch rühren sie nicht an, sie lesen keine Zeitung, außer ihrer Grafschaft kennen sie nur noch etwa

Mariä Einsiedeln und Maria Stein in der Schweiz. Ein echter Salpetrer schreibt nie seinen Namen. Obgleich der Zehnte schon längst abgeschafft ist, so lassen doch noch einige Familien z. B. in Birkingen (Waldsh.) die zehnte Garbe auf dem Acker liegen. Verschlossenheit, Unabhängigkeitsliebe, jeder Neuerung abholder Starrsinn, religiöse Erregbarkeit und Verschmitztheit wohnen in ihrer Brust zusammen, dabei sind sie nüchterne und fleißige Bauern, von denen fast jeder zur Landwirtschaft ein Handwerk hinzugelernt hat. Die Katholiken trauen ihnen allerlei Hexenkünste zu: sie sollen die Menschen krank machen und den Kühen die Milch entziehen können.

In solche Trübsal ist der lichte Traum einer reichsunmittelbaren freien Bauerngrafschaft zerronnen, und die Nachkommen der 1755 verbannten Hotzen leben im fernen Banat und Siebenbürgen fort.[1])

Ein ganz anderes Bild gewährt das protestantische Sektenwesen in Baden, das freilich bei Weitem nicht so üppig entwickelt ist wie in Württemberg. Doch sind die Glaubensgemeinschaften namentlich im Norden oft bunt genug gemischt. In Dürrenbüchig (Bretten) teilen sich in die 260 Einwohner Protestanten und Katholiken, worunter auch Italiener, und ferner Juden, Michelaner oder Hahner und Pietisten. Ein Dorf bei Sinsheim beherbergt außer den Protestanten noch Neutäufer, Hahner, Wyswesser (?), Pietisten und Freireligiöse.

Baden zählt nächst Preußen unter den Staaten des Reichs verhältnismäßig die meisten Mennoniten oder „Taufgesinnten“, die meisten als Bauern oder Pächter im Kraichgau. Friedlich und fleißig wohnt in Königsfeld auf dem Schwarzwald die kleine Herrnhutergemeinde mit ihren trefflichen Erziehungsanstalten. Kürzlich hat die Waldensergemeinde in Welschneureuth bei Karlsruhe ihren zweihundertjährigen Bestand gefeiert.[2]) Aber alle diese Sektirer machen zusammen nur wenige Tausende aus.

Für die festeste Grundlage des Staats gilt noch immer der Bauerstand, obgleich er in den letzten Jahrzehnten stark zusammengeschmolzen ist, wegen seines ruhigen und conservativen Sinnes. In Baden war er stärkeren Erschütterungen oder Versuchungen ausgesetzt,

[1]) A. L. Wiedergefundene Hotzen. Basel 1894.

[2]) Vgl. Vierordt, Gesch. d. evang. Kirche 2,506. 509. 339.

als in den meisten andern deutschen Staaten. Erst im Laufe des letzten Jahrhunderts wuchsen die zersprengten Bauerschaften vieler Klein- und Zwergstaaten zu einer größeren Körperschaft im Mittelstaate Baden zusammen; nun erst war es möglich, durchgreifende Gesetze und Einrichtungen für sie zu treffen. Der andauernde Kampf zwischen Staat und Kirche trug in manches Bauernherz einen tiefen Zwiespalt zwischen seiner staatlichen und seiner kirchlichen Pflicht, und gleichzeitig warf die Revolution von 1848/9 manchen Funken in die kleinen Landstädte und selbst Dörfer, wenn sich auch manches, wie z. B. Gersbach (Schopfh.) rühmte, in der schweren Not der Obrigkeit treu geblieben zu sein. Ohne Zweifel haben das gleichmäßige Wohlwollen der Regierung der letzten Jahrzehnte und die aufrichtig verehrte Persönlichkeit des Landesfürsten fast überall die echt bäuerliche Gesinnung wieder befestigt, die denn auch der verheerenden Lehre der Sozialdemokratie wacker Stand hält.

Aber Landesrecht und Bauernmoral fallen seit Alters in vielen Punkten nicht zusammen. Wie man in vielen Dörfern und Höfen über das Übertreten der Sittlichkeitsgebote im Verkehr der beiden Geschlechter denkt, haben wir schon S. 190, 260 gehört. Bei manchen Dienstboten gilt der Besitz einiger unehelicher Kinder fast als eine Tugend, und der Hochzeitskranz ist vielfach kein Ehrenkranz mehr, sondern dient nur zur Täuschung. Man entschuldigt das mit den Worten: „'s isch so der Brüch!“ Doch wird auch, wie wohl überall in Deutschland, im Fall der Treulosigkeit oder wirklicher Buhlerei eine Volksjustiz geübt. Zwar die strengeren Maßregeln des bayrischen Haberfeldtreibens oder des bergischen Tierjagens, furchtbarer Katzenmusiken, die dem treulosen Ehemann oder dem, der seine Frau geschlagen, gebracht werden, kommen nicht zur Anwendung. Aber das Streuen von Häckſel von der Thüre der Treulosen bis zum Farrenstall ist auch derb genug. Der Bauer ist durchweg treuherzig und ehrlich, doch sind die Begriffe Mein und Dein nicht immer scharf geschieden. Kleinere Vergehen werden nicht so genau genommen, z. B. Diebstahl von Obst oder etwa auch einem „Hammerstrumpf“, Wilddieberei (S. 447), Betrügen im Handel und Wandel oder auch beim Kartenspiel, und auffallend gern spielt man einem Andern einen Schabernack. Steuerhinterziehung beim Branntweinbrennen gilt vielfach als kein Vergehen: man brennt in

der Nacht und versteckt das Gebrannte. Wird man dennoch erwischt, so wird man von den Nachbarn ausgelacht. Weiter nichts! Durch anonyme „Kotzebriefe", wie sie in Kandern heißen, zu necken und zu verleumden, ist eine ziemlich weit verbreitete Neigung; aber in der Baar kann der Verleumder „nit versterben", das Sterben wird ihm schwer. Hier wird auch der Schwätzer verachtet: „mit dem isch nünt (nichts), der schwätzt ze viel!" In den meisten Dörfern ist der Meineid verfehmt, und ein reicher, wegen Meineids verurteilter Müller mußte aus Laudenbach (Weinh.) auswandern. Der Meineidige ist in Neunstetten (Tauberb.) „des Teufels", in Unzhurst (Bühl) kommt ein Meineidiger um Hab und Gut, und in Dilsberg am Neckar verdorrt gar das Gras unter seinen Füßen. Schon der gewaltige Bußprediger des 13. Jahrhunderts, Berthold von Regensburg, klagt über die Häufigkeit des Meineids in den Dörfern, dieses „Aussatzes am Barte", und noch immer verleitet dazu die altdeutsche Anschauung, daß die Eideshelfer nicht zu schwören haben, daß eine That geschehen sei, sondern daß der, dem sie helfen, einen echten Eid ablege. So wird noch mancher Meineid aus guter Freundschaft geleistet. Noch eine andre alte Rechtsvorstellung[1]) soll in Impfingen (Tauberb.) fortleben, die des Bahrgerichts; man finde den einer Mordthat Verdächtigen sicher als Mörder heraus, indem die Wunden der Leiche von Neuem zu bluten anfingen, sobald man ihn vor sie geführt habe. Es wird also auch hier als ein Inquisitionsmittel betrachtet.

Wie der Bauer lieber vom Hausierer als vom Ortskaufmann kauft, um diesem keinen Einblick in seine Haushaltung zu gewähren, so begegnet er auch Beamten oft mit Mißtrauen und Unzufriedenheit, namentlich fürchtet er von ihnen neue Steuern. Ja, er meint oft, die Steuern dienten nur zu deren, „der Herren", Unterhalt. Ärzte und Advokaten hält der Kinzigthäler für „dürlöhnig", worin ein jütisches Bauernsprichwort: „Advokatendinte ist teuer" einstimmt. Darum wendet sich der Bauer gern zunächst an billigere Vertrauensmänner, die Sympathiedoktoren, von denen wir im nächsten Kapitel hören werden, und an die Winkeladvokaten. Seinem Anwalt mißtraut er auch leicht, wenn er ihn mit dem seines Gegners reden und gar

[1]) Vgl. J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 930. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 6,208.

zusammen speisen sieht. Denn er selber kehrt nie in einem Wirtshaus ein, in dem er seinen Widerpart weiß.[1])

Im Verhältnis der Nachbarn zueinander treten manche schöne Züge hervor. In der Not: beim Kindbett, bei der Leichenwache, beim Sargtragen, bei einer Feuersbrunst, auch bei der Hochzeit sind sie sofort zum „Dienen" und Helfen bereit, und, häufig zu Paten gewählt, schlingen sie gern das eine Familienleben ins andre (S. 22). Aber auch Neid und Eifersucht nisten oft in der Brust namentlich eines Hofbauern. Der gönnt nicht gern dem Nachbar eine Vermehrung des Besitzes durch den Verkauf des eigenen und schlägt diesen lieber an einen Juden als an seinen Nachbar los. Ob es überhaupt im alemannischen Süden mit der Nachbarschaft besser bestellt ist, als im fränkischen Norden, wo es sprichwörtlich heißt:

„Zum Freund magst du den Franken haben,
„Zum Nachbar aber nicht?"

Ein naiver, wenig freundnachbarlicher Egoismus tritt nicht nur in dem auch in Baden bekannten Florianverse zu Tage, sondern auch in vielen Beschwörungen, die z. B. das Hagelwetter auf die Felder des Nachbars ablenken sollen. Der Hexenwahn zerrüttet nicht selten noch heutzutage den Frieden nicht nur mancher Familien, sondern auch mancher Gemeinden.

Aus dem guten Nachbarschaftswesen der Dörfer zieht das Gemeindeleben mehr Nahrung als aus dem der Höfe, und in reicheren Strichen mehr als in ärmeren. Die weiten Entfernungen so mancher Höfe von der Kirche und Schule, dem Arzt und dem Apotheker, den Gewerbsleuten und den Behörden hemmen nicht nur die geistige und selbst die wirtschaftliche Bildung, sondern auch die Teilnahme an den Gemeinde- und Landesgeschäften. Daher hat man in Kinzigthäler, Tauberbischofsheimer und andern Gemeinden den Ausweg gefunden, die Gemeindeversammlung am Sonntag nach dem Gottesdienst auf dem Kirchplatz zu halten, um dort Gemeindeansagen, Steuermahnungen u. dgl. zu verkünden. Das wird wohl durch eine ausgesteckte Fahne angezeigt. An den Wahlen zum Ortsschulrat, zur Kreisversammlung und zum Reichstag beteiligt man sich lebhaft. Das Bürgermeisteramt gilt für eine Ehre, nach der viele auch aus Gemeinsinn streben,

[1]) Vgl. Hansjakob, Bauernblut S. 311.

und zu der im Kinzigthal 1870 — so haben sich die Zeiten geändert — fast ein Taglöhner gelangt wäre. Im Odenwald setzen die „Vorscht“, die Burschen, dem neugewählten Bürgermeister einen „Maien“, eine hohe, bis auf eine kleine Krone „ausgeputzte“ Fichte. Dafür giebt er seiner Partei einen in Bier und Käse bestehenden Schmaus, und auch der unterlegene Mitwerber pflegt seine Anhänger zu bewirten.

Das Genossenschaftswesen ergreift die Landbevölkerung immer stärker, breitet sich aber schneller in den Dörfern als in den Hofbezirken aus. Die oft mißtrauischen und nörgelnden Hofbauern sind gegen Sparkassen, Vorschußvereine, Krankenhausverbände, auch Wiesenwässerungsgenossenschaften, weil „ein neues Recht auf den Hof kommen könnte“.

Über die Gemeinde, die Genossenschaft und den Staat, dessen Fürst allgemeine Verehrung genießt, erhebt sich immer mächtiger das Vaterland, das das frühere Volkslied kaum kannte. Kaiser und Reich ist auch im badischen Lande eine Macht geworden. Im Glotterthal bei Freiburg begrüßte der Kriegerverein das neue Jahrhundert mit einer Reihe lebender Bilder aus der Geschichte, von der Zusammenkunft der Königin Luise mit Napoleon an bis zur Darstellung des „Deutschland, Deutschland über Alles“, die unsern regierenden Kaiser, umringt von seinem Volke, zeigte.

VIII. Krankheit und Tod.

Der Kinder- und der Mutterkrankheiten haben wir schon gedacht (S. 36. 388), jetzt ziehen die zahlreichen körperlichen Leiden, die das Leben in seiner Reife, wie auch in seiner Altersschwäche bedrohen, deren Reihe dann der Tod abschließt, unser Auge auf sich. Obgleich das Volk manche gute Mittel weiß und der größere Teil in seiner Leibesnot den Arzt zu Hilfe ruft, liegt die Volksheilkunde doch noch sehr im Argen und huldigt vielfach fantastischen, abergläubischen Ansichten, die oft zu schwerer Schädigung der Gesundheit führen. Darum bedarf das Volk gar sehr der Belehrung, wie sich denn auch zu diesem Zwecke in Berlin ein Deutscher Verein für Volkshygiene gebildet hat. Er sorgt auch hoffentlich dafür, daß unsere jungen Ärzte die Scheu vor der Praxis auf dem Lande verlieren, gerade weil sie hier einen schönen Doppelberuf zu erfüllen haben. Die Volksmedizin ist auch in Baden durch eine tiefe Kluft von der wissenschaftlichen getrennt und noch vielfach durch Aberglauben schwer entstellt.

Die Krankheiten werden vom Bauern oft leichter, oft schwerer ertragen und anders behandelt als vom Städter. Warzen haßt der Bauer und gebraucht zahllose Mittel,[1] namentlich auch alte im übrigen Deutschland verbreitete Sprüche gegen sie. Z. B. östlich vom Feldberg lauert er auf ein Begräbnis und spricht:

„Jezt gang i mit der Licht (Leiche)
„Bis an das Grab;
„Warza nehmet ab,
„Wie der Todt im Grab"

und dazu drei Vaterunser.[2] Die Leiche nimmt das Übel mit. In Ettenheim muß man an eine Leiche gehen, indem man die drei höchsten

[1]) Wuttke § 513.
[2]) Birlinger, Aus Schwaben 1, 445. Wuttke § 496, 497.

Namen sagt, und dann an ein fließendes Wasser und muß mit der warzigen Hand gegen den Strom fahren und sprechen: „So wie der Leib im Grab verwest, so soll auch die Warze verwesen.“ In Heinstetten (Meßk.) soll man Morgens früh an einem männlichen „Räckholder-(Wachholder)stock“ unbeschrieen einen Zweig „knitten“ (abdrehen) in den drei höchsten Namen. Ist der Zweig nach einigen Tagen verdorrt, so sind die Warzen weg. Bei Meßkirch steckt man bei abnehmendem Mond schwarze schleimige Gartenschnecken im Garten auf ein Stöckle und läßt sie absterben.[1]) Oder man legt dort einen oder mehrere Steine auf den Brunnen; wer ihn oder sie weg- oder herunterwirft, bekommt die Warzen. Der eine Ort Reckingen (Waldsh.) kennt drei Heilmethoden: unbeschrieen einen Knochen über sich rückwärts werfen, Knoten an eine Schnur machen und diese beim Angelusläuten unter der Dachtraufe begraben, und am Karfreitag die Hände im Schaum eines fließenden Wassers waschen. Und so weiter!

Auch die Sommersprossen sind sehr unliebe Gäste. Sie heißen meist „Laub- oder Summerflecke“, in Stegen (Freib.) „Leberflecke“, in Messelhausen (Tauberb.) „Lousmucken“, in Ettenheim und wieder abwärts um Bühl, aber auch um Konstanz „Märzrisele“, in Schelingen im Kaiserstuhl auch „Zittermöler“. Leberflecke bekommt das Kind in Stegen, wenn es, noch nicht halbjährig, vom Regen getroffen wird. In Grimmelshofen (Bonnd.) und Bohlingen (Radolfz.) heißen sie „Märzkegel“, weil sie vom Märzregen herrühren. Lousmucken bringt in Messelhausen der feine Regen, wenn gleichzeitig die Sonne scheint. Bei solchem Wetter schlägt nach deutschem Volksglauben der Teufel seine Großmutter, und so meint man im Elsaß von einem Sommersprossigen: „der het mit dem Teifel Schißdreck gedrosche“ und nicht viel zarter in Ettenheim: „dem henn d'Unke ins G'sicht g'schisse“! Eine Odenwälderin will nicht „räschemet“ sommerfleckig sein. Um Konstanz wäscht man die Flecken mit Märzenschnee weg, in Haßmersheim (Moosb.) mit Adventwasser und in Hettingen (Buchen) beim Fastenläuten mit fließendem oder springenden Wasser, indem man dabei dreimal an drei aufeinander folgenden Tagen in den drei höchsten Namen spricht:

---

[1]) Grimm, D. Mythol. 3, 471. Wuttke § 487.

„Alleweil löuts der Faschte aus,
„Alleweil wäsch i ma Summerfleckle aus.“

Häufiger aber wäscht man sie beim Glorialäuten des Karsamstags an laufendem Wasser ab, von der Waldshuter und Bonndorfer Gegend bis nach Katzenthal (Moosb.). Aber die beliebteste und altertümlichste Waschung wird unbeschrieen vor Sonnenaufgang im Maientau oder auch Ufferts-(Himmelfahrts-)tau vorgenommen, namentlich im Oberland, jedoch auch z. B. in Rosenberg (Adelsh.). In Berolzheim (Tauberb.) genügt beliebiger Morgentau.[1]) Aber auch aus dem im Frühjahr ausgeschwitzten Rebensaft, aus dem „Weinen“ der „weinenden“ Reben, quillt Heilung in Eisenthal (Bühl) und in Ettenheim. In Muggensturm (Rast.) wäscht man sich am 1. Mai unberedt mit dem am Weizen hangenden Tau. In Stühlingen bohrt man unberufen eine Birke an und wäscht sich mit dem Saft, um unvergänglicher Schönheit gewiß zu sein. Maientau und Birkensaft sind auch in Hettingen (Buchen) die Schönheitsmittel der Frauen. Aus alter Zeit mag auch ein anderes stammen: die Pferdemilch, namentlich die erste Milch einer Fohlenstute, die um Meßkirch, Weizen und Bühl gegen Sommersprossen zur Waschung gebraucht wird oder wurde. Seltener ist das Waschen mit dem Nassen eines Eies, aus dem ein junges Hühnchen geschlüpft ist, und in Elchesheim (Rast.) noch seltener, daß man in Schwarzach (Bühl) die eben erst ausgeschlüpften Gänschen einer Laubfleckigen im Gesicht herumrieb. Zuweilen werden die Sommersprossen wie die Warzen durch aufgespießte Kröten vertrieben.

Weit ernstlichere Gebrechen wie z. B. Bruchschaden erträgt der Bauer im Ganzen ruhig, so sehr ihm das bei schwereren Arbeiten, namentlich beim „Lupfen“, gefährlich werden kann. Er glaubt noch oft sich dagegen durch ein zu Ostern gegessenes Karfreitagsei (S. 411) sichern zu können. Oder auch wird in Otterdorf (Rast.) die Spitze des Karfreitagseies auf den Bruch gedrückt mit den Worten: „was ich mit dem Karfreitagsei drücken thu, das heile zu“ u. s. w. und zwar an drei Freitagen im Mondschein. Wie bescheiden sind oft die Ansprüche dieser Leute an leibliches Wohlbefinden! Hansjakob erzählt von einer Frau eines einsamen Gütlers im hohen Wolfacher Gebirge, die sich rühmte, daß während ihrer elfjährigen Ehe nur einmal ein

[1]) Vgl. Amersbach, Grimmelshausen 2, 46.

Doktor heraufgekommen wäre, sonst hätte er es nach dem mündlichen Bericht ihres Mannes getroffen. Aber fünf von ihren neun Kindern waren tot und die Frau in einem erbarmungswerten Zustand. Schlimm ist es für den Bauer, wenn es von ihm heißt: „Er hätt emol g'abet (abgenommen, gealtert)!" Ihm fehlt dann oft die nötige Pflege, wie auch den Irrsinnigen, die man im Kinzigthal noch vielfach von bösen Geistern besessen glaubt und hie und da nicht viel anders als das Vieh absondert.

Auch die äußerlichen Krankheiten, obgleich sie dem Volk begreiflicher sind als die inneren, erscheinen ihm noch häufig nicht als natürliche Vorgänge, sondern als zauberhafte Wirkungen, die von dämonischen Mädchen oder bösen Menschen und Tieren auf den Körper oder im Körper ausgeübt werden. Die Gichter (Krämpfe), Fieber, Entzündungen fahren, fliegen, fallen den Menschen an, schütteln ihn, beuteln ihn aus, fressen, verzehren oder aber verlassen ihn. Sie kommen oft scharenweise, zu 9, 77 oder 99. Man ruft Gott und seine Heiligen gegen sie an, man schmeichelt ihnen mit Koseworten; aber wenn sie trotzen, schimpft und droht man ihnen und bannt und jagt sie in den tiefen Wald mit Worten, oder man packt sie in Bündel, schlägt sie und pflöckt sie ein. Ansteckende Krankheiten heißen „umgehende" oder in Rosenberg (Adelsh.) „Handel".

Keine Krankheit wird stärker als Tier empfunden als das bohrende Fingergeschwür, der noch heute sogenannte Wurm; darum heißt „es heilen" in Würmersheim (Pforzh.), wie in Harpolingen (Säck.) „ihn töten". Solche Krankheiten galten schon im alten Indien für Würmer.[1]) Keine Krankheit aber erscheint persönlicher und hat überhaupt eine stärkere Kraft der Mythenbildung offenbart als der Alpdruck. Er heißt gewöhnlich Schrättele, daneben Schreckle und Schrecksal, aber auch am Kaiserstuhl Toggele, Duckele und in Kappelwindeck Ritzl, wie auch sonst Rätzel neben Schrätzel vorkommt.[2]) Es ist bald ein böser Geist, bald eine menschliche Hexe, so daß z. B. in Schapbach die Wendungen: „'s Schrecksle druckt mi" und „d'Hex kummt a' mi" gleichbedeutend sind. Seltener gilt es, in Rudenberg (Neust.), für die Seele eines verstorbenen Angehörigen. Es quält das Vieh, insbesondere

[1]) Wuttke § 476.

[2]) Prätorius, Weltbeschreibung 1, 14. 23.

Pferde (S. 371. 397), aber gelegentlich auch Kühe und Schweine und die Menschen, Kinder (S. 42) wie Erwachsene. Man hört, wie es tappen kommt, durch das Schlüsselloch kriecht, heranschlürft, über das Deckbette „rûscht“ und auf der Brust hockt. Oder es rollt wie ein „Kuderwickli“ schnell herbei, preßt dann die Brust bis zum Halse hinauf, oder gumpt auf ihr wie eine Katze auf und ab. Es „nudelt“ zuweilen in Andelshofen (Überl.) den Menschen die ganze Nacht. Man sucht es abzuwehren durch „Schrättelemesser“, die mit drei Kreuzen versehen sind, in Birkendorf (Bonnd.) und Ottenhöfen (Achern), oder legt in Hausen i. Th. einen Säbel mit nach oben gekehrter Scheide aufs Bett. Auch schützt der in einem Zug gezeichnete „Schrättelifueß“, das Pentagramm. In Breisach und an andern Orten spricht man vor dem Betzeitgeläut den Segen: „Schrätteli, sollst mer Haus und Hof mide, alle Berge besteige, alle Wässerle betrete, alle Gräsle breche, und mit der Zeit wird's Tag“. Ein kräftiger Fluch oder der Ausruf der h. Namen Jesus Maria Joseph oder das dreimalige Rufen eines Namens oder eine plötzliche rasche Bewegung und in Münchingen (Bonnd.) ein Streichen der linken Hand über die Bettdecke vertreibt den Quälgeist. Um Freiburg und Waldkirch ladet man beim Erwachen das Schrättele begütigend auf den andern Tag oder den künftigen Sonntag zum Mittagessen ein; so wird man davon befreit. Meistens erscheint dann ein Weib und nimmt ein Almosen in Empfang. Das war die Hexe. In Oberhof (Säck.) und Krumbach (Meßk.) muß der Gedrückte beim Verschwinden des Schrättele ihm nachrufen: „Morge früeh chumsch un leheschöbbis (leihst etwas), was mir nit hän“, und dann sofort den Besen verkehrt in den Hausgang stellen, dann kommt das Schrättele sicher. Überhaupt entwickeln sich namentlich im südlichen Baden allerlei merkwürdige persönliche Beziehungen zwischen dem Geplagten und dem Plager. In Lienheim (Waldsh.) empfiehlt man, in der Apotheke ein Arzneiglas zu kaufen, ohne zu sagen, wozu man es brauchen wolle, ohne zu fragen, was es koste, und ohne dafür zu danken. Zu Hause füllt man es mit seinem Harn und hängt das „Gütterle“ an die Bettlade. Das bewirkt, daß die Person, die den Schrätteledruck verschuldet, an Harnzwang leidet und mit der inbrünstigen Bitte kommt, das Gütterle doch auszuschütten, um von der Plage befreit zu werden. Selten wird das Schrättele ethisch gedeutet. Nur in Ehrenstetten bei

Staufen wird derjenige, der etwas auf dem Gewissen hat, vom Schrättele geplagt, bis er seinen Frevel gesteht. Dabei sagt man wohl: „Wart nu, 's Schrätteli drückt di — aber erst 's Gericht!!" Hänner (Säck.) ist besonders reich an Schrättelisagen, die meistens ganz in die Hexensage übergehen. Fährt dort doch sogar ein Mädchen, zu dem ein Bursch zu Licht geht, mit ihm auf den Hexentanzplatz.

Gerade die Auffassung der Krankheiten zeigt einen nicht unbedeutenden Teil des Volkes noch tief im Hexenwahn befangen. Denn Hexen gelten als Urheberinnen nicht nur des Alpdrucks, sondern vieler anderer Krankheiten. Eine ganze Gesellschaft beim Volke zauberkundiger angesehener Abenteurer macht sich mit den Krankheiten zu schaffen, Sympathiedoktoren, Wahrsagerinnen, Hexenmeister; aber die gefährlichsten sind die Hexen.

Seit Alters huldigte man dem heidnischen Glauben an die dämonische Zauberkraft von Weibern, die durch ihren Blick oder ihre Berührung oder allerhand Künste den Menschen und das Vieh krank machen und töten und durch Unwetter die Felder verwüsten konnten. Aber später bildete sich unter dem Einfluß kirchlicher Vorstellungen der Glaube an einen Bund derselben mit dem Teufel aus, und schon 1446 wurden in Heidelberg etliche dem Teufel ergebene Frauen verbrannt.[1]) Nach dem Erlaß der Bulle Innocenz' VIII. 1484 und dem Erscheinen des furchtbaren Malleus maleficarum, des Hexenhammers, 1489, an dem auch der Ettenheimer Gremper beteiligt war, mehrten sich die Hexenprozesse ganz besonders in Baden, namentlich in Pforzheim, Offenburg, Freiburg und Bräunlingen.[2]) Im Breisgau hat man nach einer gesangsweise gestellten „Neuen Zeitung und wahren Geschichte" 1576 an die 136 „Unholden gefangen und verbrennt".[3]) Den großen schädlichen Schneefall von 1608 gab man solchen bösen Weibern schuld. Ja, die Simonswälder Hexen, die Pater Baumeister[4]) zum Jahre 1627 schilderte, waren nicht nur Teufelsbuhlinnen, sondern auch Menschenfresserinnen. Denn da reiten die Hexen unter Anführung ihrer Meister nachts auf Schweinen zu ihren Versamm-

[1]) Hartlieb, Buch aller verbotenen Kunst. 1456, Kap. 34.

[2]) Längin, Religion und Hexenprozeß 77. Schreiber, die Hexenprozesse zu Freiburg, Offenburg, in der Ortenau und Bräunlingen, 1856.

[3]) Janssen-Pastor, Gesch. d. deutschen Volks 8, 630.

[4]) Jos. Bader, Das Thal Simonswald, 54.

lungen auf dem Kandel, dem Wilmen oder im Schürwäldle. Hier feiern sie bei einem Schmaus von Menschenleichen ihre Verheiratungen mit dem Bösen, dem Bäschli, am Donnerstag und Samstag und treiben mit ihm abscheuliche Dinge. Nach ihren Hochzeiten kehren sie besessen heim, um das Hexenhandwerk auszuüben. Sie mißbrauchen gestohlene Hostien zu ihren Teufelskünsten. Eine Hexe weidete das entführte Kind eines Simonswälders auf dem Kandel wie einen Hasen aus; eine andre machte einen Mann durch einen Trunk rasend und tötete Vieh durch ein Pulver.

Zuweilen fliegt ein gewisser Humor über diese düsteren Phantastereien: nach Wertheimer Prozeßakten vom Jahre 1644 sang man bei den Hexentaufen und -tänzen das noch bekannte Gassenlied: „Ein Kukuk auf dem Zaune saß.“ [1])

Ein dem Simonswälder ganz ähnliches Bild von den nächtlichen Versammlungen und Schmäusen und Dienstleistungen, wobei die Hexen Säuglinge zerreißen und gierig verschlingen, entwirft Johannes von Salisbury im 12. Jahrhundert, aber nicht der Teufel, sondern die Nachtfrau oder Herodias hat den Vorsitz, und den ganzen Gräuel hielt er noch für unwirklich und für eine Verblendung einfältiger, glaubensschwacher Männer und Weiber durch Dämonen.[2]) Wie anders stand das im 16. und 17. Jahrhundert, als nur wenige edle Geistliche und freisinnige Gelehrte ihre Stimme gegen den Glauben an die Teufelsbuhlschaft der Hexen erhoben! Erst die jetzt so oft mißachtete Aufklärung des 18. Jahrhunderts räumte mehr und mehr mit solchem Wahne auf, doch wurde die letzte badische Hexe erst 1751 in Endingen am Kaiserstuhl verbrannt,[3]) und am Ende des Jahrhunderts wurde das Motto der aufklärerischen in Freiburg und Konstanz erschienenen „Hexen- und Gespenstergeschichten“ [4])

„An Hexen und Gespenster glaubt kein gescheidter Mann,
„Nur in verrückten Köpfen trifft man noch so was an.“

die Losung gar manchen Lehrers auf dem Lande. In Kirchhofen (Staufen) soll noch bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts am

[1]) Veckenstedts Zeitschr. f. Volkskunde 3, 26.
[2]) Soldan-Heppe, Gesch. der Hexenprozesse 1, 142.
[3]) Vierordt, Gesch. der evangel. Kirche in Baden 2, 129. 377.
[4]) Birlinger, Aus Schwaben 1, 371.

sogen. „Hexenlehen" die Pflicht der Gemeinde gehaftet haben, dem Besitzer desselben mehrere Klafter Holz zu liefern, die einst zum dortigen Hexenbrennen bestimmt waren.

Man gebärdet sich heute oft so, als ob der Hexenwahn ein für allemal abgethan sei, da er doch noch in vielen Dörfern und Höfen manches Unheil anrichtet. Immer noch brechen in evangelischen wie katholischen Gemeinden die widerwärtigsten Hexenprozesse gleich alten Geschwüren wieder auf, wobei aber die Hexen nicht, wie früher, die Angeklagten, sondern die Klägerinnen zu sein pflegen. Und wie schwer gefährdet sind sie noch heute! Noch im Jahre 1896 erwürgte in Forchheim (Emmend.) ein junger Bauer, aufgewachsen in einer hexengläubigen Familie, seine 85jährige Großtante, eine brave, sehr kirchliche Frau, die ganz für sich lebte und keinen Menschen beleidigte, weil er sie für eine Hexe hielt, die ihn in Gestalt einer schwarzen Katze zu schädigen suchte. Der Hexenwahn scheint nicht entschieden genug bekämpft zu werden und immer neue Nahrung wohl auch zum Teil aus der kirchlichen Anschauung, die dem Teufel einen gewissen Einfluß auf die Menschen zuerkennt, zu ziehen.[1])

Den gegenwärtigen Stand des Hexenglaubens legen folgende Einzelnachrichten aus den verschiedensten Teilen des Landes dar. In Graben bestreicht man noch hie und da mit schwarzem stinkenden Steinöl die Ecken des Stalles gegen die Hexen und man leiht ein paar Frauen, die für Hexen gelten, nichts, zumal wenn das junge Kalb noch unangebunden ist. Sogar fromme und sonst vernünftige Leute glauben dort, daß Hexen Mähnen und Schwanzhaare der Pferde zu unlösbaren Hexenzöpfen verflechten (S. 371). In Büchenau (Bruchs.) spukt es fast in jedem Stall, und ein Schluchseer führte noch vor Kurzem eine in Aha gekaufte Kuh auf stundenweitem Umweg über Fischbach heim, um nicht an einem gewissen Hexenhause vorbei zu müssen. In Kupprichhausen (Tauberb.) haben noch Manche solche Angst vor ihnen um ihrer Kinder willen, daß sie die Schlüssellöcher mit geweihtem Wachs verstopfen. In Würm (Pforzh.) soll der Hexenglaube besonders stark sein. Vor Kurzem starb in der Vorstadt von Konstanz, dem „Paradies", eine als Hexe gefürchtete alte Frau, die

[1]) Vgl. Nippold, Kleine Schriften 2, 136: die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens.

dem Vieh schadete, wenn es nicht mit dem „Wiechbuschle“ geschlagen worden war. In vielen älteren Häusern Freudenthals (Konstanz) sieht man über jeder Thür oder Fensteröffnung einen Holznagel, hinter dem ein eingewickeltes Pulver steckt, eingeschlagen, der das Eindringen der Hexen verhindern sollte. Im Jahr 1890 verbrannte im Birkendorfer Armenhause die Hexe „Muni“, die einst einen Heuwagen von der Einfahrtsrampe herabwarf, einem Säger die aufgespeicherten Bretter übereinander stürzte und durch ihren Ritt die Mähnen der Pferde zöpfelte und verfilzte. Vor einigen Jahren schaute ein Mann zu Zell am Andelsbach am Christtag unter der Wandlung in einen gefundenen Eggenzahn und sah alle Hexen des Dorfes darin, wie in einem Spiegel. Dadurch aber, daß er mehrere Personen, die er gesehen haben wollte, nannte, zog er sich eine empfindliche Haftstrafe zu. Ein Sympathiedoktor in Elchesheim (Rast.) erkannte aus einem Zauberbuch eine Person als Hexe, die durch einen Trunk eine Frau an ihrem Hochzeitstage derart verhext habe, daß sie in ihrem Wochenbett starb. So gefürchtet sind die armen Hexenweiber, z. B. in Mühlhausen (Wiesl.), daß Dumme ihnen nichts verkaufen, ja nicht einmal ein Almosen von ihnen annehmen, und daß man ihnen, wenn sie nach einem Kranken fragen, mit Schmähungen antwortet. Die Hexen „thun es noch immer den Leuten an“, und diese werden durch sie behext oder „veruntreut.“

Alte häßliche Frauen mit verzerrten Gesichtszügen und roten Augenlidern und braunen Augen geraten am leichtesten in den Verdacht der Hexerei, nicht immer ohne alle Schuld, denn sie thun zuweilen heimlich und treiben allerhand abergläubische Dinge. Häufig verwandeln sie sich in schwarze Katzen, können sich aber so klein machen z. B. in Bahlingen am Kaiserstuhl, daß sie durch ein Schlüsselloch schlüpfen. In Langenbrand (Gernsb.) darf man Abends eine Katze nicht zum Fenster hereinlassen, und in Mühlhausen (Wiesl.) schlägt man noch eine schwarze Katze, die im Stall getroffen wird, meist unbarmherzig, worauf dann am andern Tag sicher eine Hexe krank ist. Schwarze Katzen sind in Villasingen so verhaßt, daß sie nur selten zu sehen sind. In Neuenburg (Mühlh.) kennt man Hexen auch als Hasen, in Bechtersbohl (Waldsh.) als Rehe, in Jöhlingen (Durl.) als Hunde mit feurigen Augen und als Fohlen, die von

12—1 Uhr die Mühlräder stellen, in Waldprechtsweier (Rast.) als Kröten und Federn, in Riedichen als Gegochsen d. h. Eidechsen. Eine Feder in der Stube nagelte man in Mühlhausen (Wiesl.) an die Thür, am andern Tag stand die Hexe nackt dort. In Tiefenbronn (Pforzh.) heißt eine Hexe die „Kräbbi“, weil sie in einen Raben verwandelt davonflog, als der Feldhüter ihr nachstellte. In einigen Familien eines Wieslocher Dorfs sind die Mädchen immer Hexen, die ihre Kunst von der Mutter lernen. Auch die Hexe von Bühl (Waldk.) lehrte ihre Tochter das Wettermachen. Ueppige Grasringe in der Wiese sind weit herum im Lande Spuren ihrer Tänze. Bei Endingen sah ein Spielmann auf den „Siebenwegen“, einem Kreuzweg, einen Saal, in dem viele Hexen tanzten. Er mußte ihnen aufspielen gegen viel Geld. Beim Morgengeläut verschwand der Spuk, er aber saß auf dem Wegweiser und, als er das Geld zählen wollte, waren es lauter Glasscherben. Die Hexen fahren, eingesalbt mit Hexenschmalz, „üwer Stude un Stecke“ zur Teufelsgesellschaft im Oden- wie im Schwarzwald.[1]) Östlich von Kiechlinsbergen auf dem Plateau „Eierkuchen“ wird zur Adventszeit ein Hexensabbath gefeiert. Im Hexenloch bei Neukirch (Trib.), am Nägelesee bei Freiburg, auf der Hornisgrinde, dem Kastelberg bei Waldkirch, am Blauen, auf der Hohen Möhr, auf einem Berg bei Lauchringen und auf manchen anderen Stellen, und vor Allem auf dem hohen Kandel, dem Blocksberg des Schwarzwalds, tanzen die Hexen in großer Festnacht mit ihren teuflischen Buhlen.[2]) Ein eigentümlicher Hexentanzplatz, der alle Samstag Mitternachts benutzt wird, ist die Albbrücke bei Niedermühle, wo die Leichenbegängnisse sich kreuzten. Auch in bestimmten Dorfgassen laufen die Hexen Mitternachts „um einander“, so in Mengen (Freib.). In Lauf (Bühl) sind einmal 7 Hexen auf einem Rinken d. h. einem zum Tragen von Lasten auf dem Kopf bestimmten Ring sitzend gesehen worden. Die Hexe von Blumegg (Bonnd.) soll die vornehmste der ganzen Gegend sein, sie kommt deshalb, wenn die andern sich auf dem Hexenplatz versammeln, auf einem Schimmel angeritten.

---

[1]) Vgl. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 8,227.

[2]) Alemannia 22,65 f. Birlinger, Aus Schwaben 1,124. Schreiber, Hexenprozesse zu Freiburg S. 65 ff.

In diesen modernen Hexen mischen sich noch immer die Eigenschaften der Wetterfrauen, der Alpdrucksdämonen und der irdischen Zauberweiber altheidnischen Glaubens und treten in all' ihren Künsten zu Tage. In Au im Hexenthal (Freib.) machen sie Hagelwetter, gegen das in Kirchhofen (Staufen) 7 Frauen während des Zwischenläutens beten. Sind Haare in den Hagelsteinen, so stammen sie von der Hexe in Rickenbach (Säck.). Die Hexe von Bühl (Waldsh.) sagte, als Pfarrers Wäsche hatten, zu ihrer Tochter: „Es wär' doch lustig, wenn ein kleiner Spritzer über die Wäsche ginge! Geh' auf die Bühne und gieß' aus dem Krügli ein paar Tropfen Wasser aus." Das Kind aber stieß den Topf um, und es brach ein gräuliches Donnerwetter los. Hexen zu verdanken hat man in Berolzheim (Tauberb.) die „Hechschebarbli" oder Pilze und die Misteln, die im Lande „Hexenbesen" heißen. Verderblich wirken die Hexen aber nicht nur in der freien Natur, sondern auch im Stall, wo sie die Pferde zöpfen, den Kühen rote Milch machen oder ihnen die Milch nehmen, indem sie dieselbe aus einem Handtuch oder aus einem in die Wand gestoßenen Messer für sich herausmelken. Kalb und Schwein verhexen sie gern in den ersten 8 oder 14 Tagen, in denen man deshalb nichts herleihen darf, ähnlich im Meininger Oberland.[1]) Nach dem Betzeitläuten verhexen sie die über die Straße getragene Milch und hindern die Rahmbildung und die Butterung. Eine Hexe bei Gallenweiler (Staufen) macht schwarze und weiße Mäuse. Dem Menschen stellen sie besonders bei seiner Geburt mit ihrem bösen Blick und andern Mitteln nach, rauben das Kind sogar und ersetzen es durch einen Wechselbalg (S. 43); ebenso bringen sie der Wöchnerin tödliche Krankheiten (S. 390). Aus Furcht vor ihnen verlassen in Ottenau (Rast.) die Brautleute am ersten Hochzeitstag die Stube, ja einige sogar ihren Platz am Hochzeitstische nicht. Die Hexe drängt sich sogar frech zwischen die beiden am Traualtar, wenn sie nicht dicht beieinander stehen, und verfolgt sie bis ins Brautgemach (S. 294).

Eigenartiger ist die Verhexung von Fuhrwerken. Als jene Hexe von Bühl (Waldsh.) mit starker Bewachung nach Thiengen abgeführt wurde, „bestellte sie" d. h. bannte sie unterwegs alle Pflüge der im Feld arbeitenden Bauern fest bis auf einen. Da sagte sie: „Kein

[1]) Witzschel, Sagen aus Thüringen 2, 269.

Wunder! der hat geweihten Zyland im Kummet." Sie meinte den Seidelbast oder Kellerhals, der bis nach Österreich hin Siglander, Zilint u. s. w. heißt[1]) und mit dem „Kräuterbuschl" an Mariä Himmelfahrt geweiht wird. Zornig spricht sie in Dangstetten (Waldsh.), als ein Knecht den Seidelbast ans Kummet hängt[2]): „O du verfluchter Zylander, wie machst du mi zua Schande!" Wenn in Wolpadingen (St. Blasien) ein Fuhrwerk nicht vorwärts will, so muß der Fuhrmann dreimal um dasselbe herumlaufen, im Namen Gottes beten und die neunte Speiche des diesseitigen hinteren Wagenrades schlagen. Jeder Schlag trifft die Hexe, die in der Nähe ist und dem Fuhrmann zuruft, mit dem Schlagen einzuhalten und weiter zu fahren. Entscheidend ist in beiden Mitteln die Zahl Neun: denn der Zyland gehört zum geweihten Kräuterbusch, der ursprünglich aus 9 Kräutern bestand und noch das Vieh gegen Hexerei verwahrt, wie denn auch in Hinterpommern neunerlei Kräuter das Vieh gegen Verrufung schützen[3]) (S. 107). So wirkt denn auch das neunspeichige Rad, das im friesischen Recht den Kirchenräuber richtet,[4]) zauberkräftig gegen die Übelthäterin.

Durch den größten Teil Deutschlands ist die Meinung verbreitet, man könne die Hexen erkennen, wenn man in der Christnacht in der Kirche während des Gottesdienstes auf einem Schemel kniee, der aus neunerlei Holz gemacht ist.[5]) Schon ist auf S. 555 einer ähnlichen kirchlichen Hexenerkennungsscene, die durch einen Eggennagel herbeigeführt wurde, gedacht und eine solche, aber zu Fastnacht, konnte auch in Nüstenbach (Mosb.) durch einen Eggennagel bewirkt werden. So auch in Pforzheim 1787.[6]) In Bonndorf sieht man am Weihnachtstag unter der Wandlung die Hexen, wenn man zuvor während des Zusammenläutens an drei Brunnen Wasser getrunken hat. In Unzhurst (Bühl) glaubte man früher, der Geistliche könne am Christ-

---

[1]) Grimm, D. M. 998.

[2]) Vrgl. das bairische Mittel: wenn auch der Alp treugt (droht), vaucht man das Roß mit Verbenam, das man an seinen Hals hengt. Germania 24,75.

[3]) Knoop, Sagen aus Hinterpommern, S. 111.

[4]) J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, S. 85.

[5]) Weinhold, die mystische Neunzahl bei den Deutschen, S. 22. Wuttke, § 374.

[6]) J. Grimm, Deutsche Mythologie 3,456.

tagmorgen in der Mette die Hexen durch das Monstranzglas sehen. Aber auch die Neunzahl mit ihrer hexenabwehrenden Kraft hat sich im Badischen erhalten. Bindet man nämlich in Ottenhöfen (Achern) am Karfreitag neunerlei Hölzer auf ein Bündele und knaut (kniet) unter der Wandlung darauf, so sieht „mer alli Hexe hinderetz füer" (verkehrt) in der Kirche stehen. Man muß sich aber vor Beendigung des Gottesdienstes unter ein anderes Dach flüchten, sonst rächt sich die Hexe dadurch, daß sie den Betreffenden zwingt, sich vor allen Leuten zu entkleiden. Außer der Neunzahl wirkt die ganz neue ungewohnte Unterlage mit: so sieht man in Sexau (Waldk.), wenn man neue Schuhe von rotem Leder angezogen hat, die Hexen „hinterfür" in der Kirche sitzen.

Da die Hexen so vielerlei Unsegen und Krankheit verursachen, bedient man sich auch außer den angeführten Heil- und Abwehrmitteln vielerlei anderer. Das beliebteste ist das Kreuzeszeichen. In der ersten Mainacht macht man drei Kreuze auf die Stallthüre oder legt zwei Messer oder Besen kreuzweise davor. In Schwarzach (Bühl) legten die Leute früher im Wirtshaus gern die Füße übereinander (in Kreuzform) und tranken nie aus dem Glase eines Andern, ohne zu sagen: „St. Johannessegen" wegen der Hexen, und noch machen sie ein Kreuzzeichen über den Mund, wenn sie nachts draußen gähnen. Da einem Bauer aus Kappel (Freib.) zu Anfang der 60er Jahre alle Schweine krepierten, riet ihm Einer, am nächsten Sonntagnachmittag ein Päckchen in die Hände zu nehmen und die Füße übers Kreuz zu stellen, wenn die von ihm gestellte Person erschiene. Bei der Mahlzeit fing nun daraufhin die gestellte Frau zu zittern an und stürzte fort. Von da war Alles im Schweinestall in Ordnung. Früher schnitt der Wagner in Mettenberg (Bonnd.) in eine Speiche eines Vorderrads ein Kreuz, damit das Fuhrwerk nicht von einer Hexe gebannt werden konnte. Diese Speiche wurde nur lose befestigt, so daß sie, wenn der Spuk begann, herausgenommen werden konnte. Heute noch sieht man solche Räder. Auch schmierte man gegen die Hexen den Zwick, die Peitschenschnur, mit Wachs von der geweihten dicken Osterkerze ein. In Durmersheim (Bretten) besprengt man die Ställe mit Weihwasser. Spitze und scharfe Geräte sind gut zur Hexenabwehr: in Gottmadingen (Konst.) wurde einem mit hoher Brust zur Welt gekommenen Kinde eine Hechel

auf die Brust gebunden, woran ein Weib sich verletzte und sich dadurch als Hexe kenntlich machte. In Heidelsheim und Helmsheim (Bruchs.) bringt man gegen sie eine Sense oder Sichel über der Thüre an. In Dürrenbüchig (Bretten) läßt man Dampf ins Kamin, stellt den Besen verkehrt hinter die Thür, hängt Steinöl oder, wie auch in Gersbach (Schopfh.), Rauten in den Stall, in Kürnbach (Bretten) dagegen drei weiße Zwiebeln und versperrt den Hexen den Zutritt durch das Verhängen der Thüren und Fenster mit Hosen (vgl. S. 389), sowie durch Verstopfen der Schlüssellöcher. Humor liegt in dem früheren Andelshofer (Überl.) Brauch, an die vordere und hintere Wand eines Stalls einen Spiegel zu hängen. Kam eine Hexe herein und sah sich im Spiegel, so glaubte sie, es sei schon eine Hexe da, und ging wieder davon.

Auch lebendige Wesen wirken den Hexen entgegen, der Geißbock (S. 369) und der Hexen- oder Geisterbanner oder Hexenmeister. In Wolpadingen (St. Blasien) können beliebige Männer die Hexerei durch Gebete im Namen Gottes, durch Zaubermittel und Zauberformeln auflösen, wobei groß Geschrei und heftiger Wind losbricht. Vor der Morgenbetzeit muß der Bann gebrochen sein, sonst folgt der Tod. Gewöhnlich bannen gelernte Leute. Früher bannten die Mönche, die Kapuziner, im Süden den Geist in eine Flasche, die dann auf dem Feldberg vergraben wurde. Jetzt werden Geister in Butten gebannt und ins Horberloch zwischen Durlach und Ettlingen verbracht. In Schutterthal meinte eine Alte, Hexen und Gespenster gäbe es nicht mehr, seit der Papst alle Geister und Hexen unter den Boden gebannt hätte. Nun verdürben sie wohl noch den Menschen die Erdäpfel, die darum oft so schwarz wären. Der Hexenbanner „kanns“ wie der Sympathiedoktor, er arbeitet wie dieser bald mit Mitteln, bald mit Sprüchen. In Vögisheim (Müllh.) bohrte er vor einigen Jahren Löcher in die Stallschwelle, in die er mit Zeichen versehene, in frisch gewebtes Tuch (Leinwand) gewickelte Zettel steckte. Seine Thätigkeit hieß „Käsperlen“; auch der, der den Bauer in Anspruch nahm, „chäschberlde“. Man nennt nämlich in Ettlingen, Bühl und Rastatt den Teufel „Käsperle“. In Birkendorf (Bonnd.) betet der Hexenmeister dreimal, wobei er jedesmal drei Kreuze macht: „Über mir sind vier Eck, im ersten Gott der Vater, im zweiten Gott der Sohn, im dritten Gott der h. Geist und im vierten das hochheilige Benediktuskreuz,

das die Hexen und Gespenster und Geister vertreibt." In Mühlhausen (Wiesl.) schreibt der Hexenbanner den Leuten einen Zettel, den man in winzige Fetzen zerreißen und dem Kind in den Brei thun muß. Darauf steht geschrieben: „Bezauberte und alle bösen Geister, welche in allen Berglein zappelt und in allen Wässerlein grabbelt, ich verbiete Euch mein Haus und Hof und Bettstatt, bis daß die Muttergottes ihren zweiten Sohn geboren hat". Die Volksmeinung hat wohl Recht, nach der das Hexenbannen die Hexerei eher befördert als hindert. Seit dem Tode des Oberlauchringer Hexenbanners sind die dortigen Hexereien im Abnehmen, und in Bötzingen am Kaiserstuhl hörte ich: „Kummt ke Harebanner ins Ort, so gits ke Hare!"

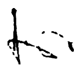
Den Hexen und Hexenbannern sind verwandt die Wahrsagerinnen und die seltneren Wahrsager. Aber während die Hexen im Bunde mit dem Teufel stehen, haben manche von den Wahrsagerinnen den innigsten Verkehr mit der Kirche. So war die alte Wahrsagerin in Nußbach (Trib.) eine fleißige Kirchenbesucherin und zugleich eine viel begehrte Kartenschlägerin, und die „Betverona" von Triberg, die Sterbefälle voraussagte, betete stundenlang in der nahen Wallfahrtskirche und war für sich sparsam, aber freigebig gegen die Armen. Die Wahrsagerin von Haslach hatte großen Zulauf, namentlich aus dem Gutachthal, bei Krankheiten älterer und bei Zukunftswünschen jüngerer Leute. So besuchen auch Mädchen von Oberglashütte (Meßk.) die Wahrsagerin in Behringenstadt, um ihr künftiges Schicksal zu erfahren. In Neubürg (Bruchs.) hatte vor 10—20 Jahren die „Wassergucke re" eine große Kundschaft. Während die Alten in Kiechlinsbergen im Kaiserstuhl im Traumbüchlein Deutung suchen, wendet sich die Jugend an Kartenschlägerinnen. Die feierlichste Prophetin war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die „Harkbüre", die auf der „Hark" hinten im Harmersbacher Thal hauste. Alljährlich in der Zeit zwischen Weihnacht und h. Dreikönig, in der auch die altnordischen Wahrsagerinnen, die Völur, von Hof zu Hof die Ereignisse des nächsten Jahres voraussagten, betrachtete sie den mitternächtlichen Lauf der Sterne und verkündete dann den Bauern, ob das neue Jahr gut oder schlecht ausfallen, Krieg oder Frieden bringen werde. Sie soll die napoleonischen Kriege und die Revolution von 1848—1849 voraus-

gesagt haben.[1]) Ein nun verstorbener Mann aus Lautenbach (Oberk.) besaß eine Wünschelrute, die verborgene Schätze anzeigte und angab, wohin die Seele nach dem Tode komme. Mit solcher Rute suchen die Hotzenwälder und Bonndorfer „Wasser- und Quellenschmecker" nicht nur Wasser, sondern auch verlorene Sachen und vertreiben nebenher auch das Schrättele. Kranke, namentlich langwierige, gehen diesseits und jenseits des Rheins zu einem „Schlofer" oder einer „Schloferin", die ihnen im Halbschlaf wahrsagen. Ausnahmsweise schauen nämlich auch Männer, wenn nicht in die Zukunft, so doch ins Jenseits. Das „Seelenmännle" von Harpolingen (Säck.), ein vor Kurzem verstorbener Alter, sagte den Hinterbliebenen, ob die Seele ihres Toten im Himmel und auf welcher Stufe sie sei. Dafür ließ er sich bezahlen und nahm auch Almosen an, um diese Seele zu einer höheren Himmelsstufe hinaufzuschaffen. Er hatte bedeutenden Zulauf, bis er einige Wochen gefangen gehalten wurde, worauf er seine einträgliche Thätigkeit insgeheim bis zu seinem Tode fortgesetzt haben soll.

Die Hexenbanner sind häufig zugleich Sympathiedoktoren, Sympathierer, Wunderdoktoren. Mancher Bauer mißtraut dem studierten Arzt, der ihm auch zu „dürlöhnig" ist; und doch, wenn er einmal ein Rezept von ihm holt, muß es kostspielig sein und recht bitter schmecken. Auch fürchtet er von ihm operative Eingriffe, die er höchstens dem aufgeblasenen Vieh angedeihen läßt, dem er in die Haut und Magenwand sticht, um den Gasen Abzug zu verschaffen. Sich selber kuriert er lieber mit den hergebrachten Hausarzneien oder auch mit Zaubermitteln, oder er wendet sich, wenn etwas „Ungrads", „Unkürs" (Ungeheures), ein „Teufelszeug" im Stalle ist, an die Kurpfuscher, die unter dem neuen nachsichtigen Reichsgesetz sich verderblich vermehrt haben. Auch in Baden sind die Sympathiedoktoren noch immer einflußreiche, beim Volk angesehene Persönlichkeiten. Sie sitzen noch überall im Lande; das kleine Gutenstein (Meßk.) und Spessart (Ettl.) hatten noch vor Kurzem deren je zwei. Von einem solchen Arzte heißt es z. B. in Villingen: „er cha's" (er kann's) oder „er brûcht", wie in Herrischried auch die Hexe „öppis (etwas) cha". „Er cha blase" hört man in Tegernau, denn das Anblasen und Bestreichen begleitet oft sein Besprechen. „Er kann" auch gegen Diebe, er weiß sie zu ent-

[1]) Vgl. Hansjakob, Bauernblut S. 206.

decken. Ein Berner Idiotikon des 18. Jahrhunderts übersetzt „chinne“ (können) einfach durch „remedium scire“, Moscherosch sagt: „er hat für das Podagram gekönnt.“ Im 14. Jahrhundert schildert Gerhard von Minden einen Zauberer mit den Worten: „he kan ein luttik van den bôk“ [1]), und ungefähr gleichzeitig murmelt nach Justingers Berner Chronik eine Frau, „die etwas kann“, einige Worte auf der Schloßzinne zu Olten, worauf ein Unwetter sich über die belagernden Berner entladet. Ein noch älterer Zauberarzt ist der Wodan des Merseburger Zauberspruchs.: „so he wola konda“. Vor Allem besteht wie hier das Besprechen im Können, oder auch im Brauchen. „Gebraucht“ wird für alle möglichen Leiden in Schluttenbach (Ettl.) und vereinzelt für Mensch und Vieh in Kieselbronn (Pforzh.). In Auenheim (Kehl) brauchen die Sympathiedoktoren dem Kranken, die Kranken „lent (lassen) sich brûche“ in Eichstetten. Diese bei Wuttke fehlende Bezeichnung ist auch fränkisch und hessisch. Niederdeutsch bedeutet „wat brûken“ Arznei nehmen. Für das Besprechen, Beschwören sagt der Breisacher „schurmen“, das wohl aus dem franz. charmer entstellt ist. In manchen Örtern, wie z. B. Graben, stirbt die altväterische Teufelskunst des Brauchens aus, auch in Liedolsheim (Karlsr.).



Die Sympathiedoktoren sind häufig Bauern, wie z. B. der Gregori in Siegelau, der „große Toni“ von Schöllbronn (Ettl.) und einer in St. Märgen, aber namentlich das „Rabbemale“ von Boll um Bonndorf und der Hättichsbur im Harmersbacher Thal, der sich aus einem Bauernknecht zu einem berühmten Arzte emporgeschwungen hat. Er ersieht aus einem Bergspiegel von reinstem Bergkrystall alle Krankheiten und die Heilmittel dagegen. Aber wohl noch größeren Zulauf aus dem ganzen Kinzigthal und Murggebiet hat der „Morlok“ zu Baiersbronn im oberen Murgthal, der „Schwabendoktor“, der auch mit einem Bergspiegel arbeitet. Nur einen beschädigten Bergspiegel soll der Schmied in Waldulm vom Morlok erstanden haben. Auch das Elzthal hat einen „Weltspiegelbesitzer“. Ursprünglich erkannte man durch solche Spiegel die Schätze an Gold und Silber in den Gebirgen, später auch Diebe, Hexen und Hexereien und so auch Krankheiten, und wenn die Patienten 20 Stunden entfernt wohnten. Jener Gregori läßt den Fragenden in einem Fläschchen den Urheber eines ihm zugefügten Schadens erblicken.

[1]) Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung 5, 1879, 188.

Zum Bergspiegel macht man einen Spiegel auf ähnlich abenteuerliche Weise wie in Thüringen[1]), doch fehlt die hier erforderliche Nacktheit des Erwerbers. Einen an den vier Ecken um Mitternacht mit Kreuzen bezeichneten Spiegel vergräbt Einer im Beisein zweier Zeugen schweigend in einer mondhellen Nacht auf einem Kreuzweg. Der Spiegel muß hier so lange liegen, bis drei Leichen darüber getragen sind.

Der Bauer Nierle in Altenheim (Offenb.) soll, wenn Jemand ihn um Rat fragt, in Zittern und Krämpfe verfallen und während dieses Aktes, also etwa wie der Prophet Muhammed, Eingebungen bekommen, die er dann niederschreibt und gegen die ihm mitgeteilte Krankheit verordnet. Er giebt den Leuten Säckchen zum Anhängen gegen Zauber und den bösen Geist. Häufig verordnet er Grund (Erde) vom Kirchhof, Grabengrund, Grund vom Hofe, Weihwasser, Brunnenwasser und feurige Kohlen, die alle in einem zugebundenen Topf vergraben werden. Diese Kur erinnert an die, welche die Schmiedswittwe in Thiengen (Freib.) anwendet. Diese hat die Kunst von ihrem Manne übernommen. Sie wollte nach dessen Tode sein Zauberbuch verbrennen, aber es flog unversehrt wieder aus dem Feuer heraus. Leuten, die „an sie glauben", giebt sie „Bündele", die an die Thür oder Schwelle des Stalls genagelt werden. Auch tragen die Kranken „Bündele", in denen Papierstreifen mit Bibelsprüchen sein sollen, um den Hals. Sie müssen aber auch noch ein dreifaches Almosen, etwa Geld, Brot und „Schmutz" (Fett), einem Armen geben. Haben die Bündele ihren Zweck erfüllt, so werden sie am Morgen vor Sonnenaufgang ungeöffnet vergraben. In Lippertsreuthe (Überl.) fertigt man aus einer Schere, die einer Wöchnerin in den Sarg gelegt war, Krampfringe, wie auch in Schwaben, und zwar hier am Karfreitag oder Gründonnerstag. Man bezahlte sie mit 2—3 Gulden, und kommen sie vollends hochgeweiht von Einsiedeln, so fragt man gar nicht mehr, was sie kosten.[2]) In Fußbach (Offenb.) kann der hochangesehene Liebert Hexen bannen, Gewitter vertreiben und Blut stillen. Er benutzt ein Buch, „den Schreger" (?), bei seinen Beschwörungen und erkennt aus den durch

[1]) Wuttke, deutscher Volksaberglaube § 354. Weinhold, zur Geschichte des heidn. Ritus S. 9.

[2]) Buck, Medizinischer Volksglaube aus Schwaben S. 60, vgl. Wuttke § 185.

Luftzug veranlaßten Drehungen eines Ochsenschädels, der auf seinem Speicher hängt, wo eine Hexe oder sonst etwas „Unkürs“ (Ungeheures) ist. Bei Gewitter murmelt er aus seinem „Schreger“, sich nach allen vier Windrichtungen verneigend, seine Sprüche. In einem Dorf des Ettlinger Amtsbezirks war der eine Sympathiedoktor sogar Leichenschauer, ältester Gemeinderat und Waisenrichter.

Außer Bauern und Schmieden war auch noch vor Kurzem der Scharfrichter in Rheinfelden ein Hexenbanner und Sympathiedoktor, ebenso der Schweinehirt in Elchesheim (Rast.). Ein weither besuchter Weber in Bahlingen heilte Rotlauf durch Beten. Von Straßburg aus schweiften bis ins Ende des 18. Jahrhunderts fahrende Schüler als Wettermacher und Hexenmeister durch das Kinzigthal, beim Landvolk wohl gelitten.[1]) Manche Sympathiedoktoren sind dem Trunk ergeben, so der Toni von Schöllbronn (Ettl.) und der Hexenmeister in Oedsbach (Oberk.), der in seiner Kunst ein Nachfolger seines Vaters war und das 6. und 7. Buch Mosis, den Geistlichen Schild und die ägyptischen Geheimnisse gebrauchte, aber nichts vermochte, wenn dem Patienten der Glaube fehlte. Einige fanden ein unheimliches Ende. So lag ein Kinzigthäler Sympathiedoktor, der auf den Flachenberg geholt war, dort am Morgen tot im Heidekraut, und das Volk meinte, die bösen Geister, denen er „gfähr“ gewesen, hätten ihn erwürgt.[2])

Neben den Männern „brauchen“ auch Frauen, von denen uns die Schmiedswittwe von Thiengen und die Schläferinnen schon bekannt sind. Ja um Sinsheim muß nicht nur ein Mann „ame Weibsbild brauchen“ und umgekehrt, sondern er muß auch „ame Weibsbild das Brauchen lernen“, sonst nützt es nichts.[3]) Schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts kurierte eine wohlhabende und angesehene „Doktorbäuerin“, Bela Küferin, mit abergläubischen Mitteln, von der Geistlichkeit bald bestraft, bald zur Hilfe herangezogen.[4]) Gegen Gelenkrheumatismus braucht eine Frau in Werenwag a. d. Donau, welche Gebete zur Jungfrau Maria verordnet und

---

[1]) Hansjakob, Schneeballen² S. 101, vgl. Amersbach, Grimmelshausen 1,28. 2,36.

[2]) Hansjakob, Schneeballen¹ S. 113.

[3]) Vgl. Wuttke a. a. O. § 205.

[4]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins 41,236.

Amulette verabreicht, die aber nicht geöffnet werden dürfen. Die „feurige Greth“ in Brötzingen (Pforzh.) bespricht „Schußplattern“; gegen die englische Krankheit wirkt eine Frau in Obertsroth (Rast.) vermittelst eines „Gröschelchens“, das sie auf die Oberfläche des Wassers wirft. Darin scheint der alte Beckenzauber[1]) fortzuleben, bei dem bei der Frage, die vom Zaubernden bejaht werden will, die hineingelegte Silbermünze von selbst im Bogen aus der Schüssel herausspringt. Auch in Buchholz (Waldk.) wurde früher bei Brandstiftung, Diebstahl, Krankheiten, Schmähbriefen der „Silbergroschen“ geworfen, um den Übelthäter herauszubringen. Die Braucherin von Rüstenbach (Mosb.) blies namentlich Bleich- und Gelbsüchtigen einfach ins Gesicht, worauf die Krankheit verschwand. Gebraucht wird gegen alle möglichen Leiden, z. B. in Schluttenbach (Ettlingen) gegen Gesichtsrose, Fingerwurm, böse Augen, Blutungen, Nagelfluß, Scharbock, Drüsen, Magenleiden und Warzen. Der Sympathiedoktor braucht zur Nachtzeit und handelt „unbeschrauen“; man darf ihn nicht dabei anreden, auch nicht grüßen. Gegen Fieber wirft er in Gondelsheim (Bretten) unbeschrieen Morgens Salz ins Wasser. Er bläst das Auge an, bestreicht mit der Hand oder auch mit einer Schweinschwarte die kranke Stelle und murmelt seine Sprüche, die er zumeist den bekannten gedruckten oder abgeschriebenen Zauberbüchern entlehnt. Der Schmied von Thiengen (S. 564) vererbte seine Kunst mit dem Geistlichen Schild seiner Frau. Die Zauberkunst dieser Doktoren reicht aber, wie oben schon mehrfach dargethan, oft weit über das Gebiet der Krankheiten hinaus: der von Ottenhöfen (Achern) und andere können auch untreu gewordene Schätze kurieren und namentlich Diebe zwingen und auch, wie es bei Konstanz heißt, „stellen“, entsprechend dem mecklenburgischen „stenneln“, das den, der etwas stehlen will, stehen macht. Sie erkennen den Dieb in ihrem Bergspiegel und nötigen ihn durch Beschwörungen, das Gestohlene wieder herauszugeben. Jener Weltspiegelbesitzer im Elzthal bezeichnete vor Kurzem einem Bestohlenen die Frau, die in seiner Nachbarschaft zuerst erkranken würde, als Diebin; die Frau, der das bald begegnete, gilt noch jetzt dafür.

Doch bei Diebstählen wie bei Krankheiten verzichtet der Bauer auch häufig auf eines Anderen Rat und Beistand, um selber Sympathie zu

[1]) Wuttke a. a. O. § 353. E. Meyer, der Aberglaube des Mittelalters S. 281.

treiben oder andere Mittel zu versuchen. Er wallfahrtet hie und da zum h. Antonius von Padua um verlorene und gestohlene Sachen und betet dann 5 Vaterunser für die armen Seelen, um den Dieb herauszubekommen. Auch hängt man, wie im übrigen Deutschland,[1] ein Evangelium oder eine Bibel an einen Schlüssel, so daß das Buch daran schwebt. Werden nun die Namen der Verdächtigen genannt, so bewegt es sich bei dem richtigen. Eigentümlich benahm sich in Wagensteig (Freib.) ein Mann, dem eine Winde gestohlen war. Auf der Tenne „ließ er ein Rad an" d. h. ließ es laufen, wozu er einen Spruch sagte. Je schneller gebetet wurde, desto schneller trieb das Rad und desto schneller mußte der Dieb springen. So brachte dieser denn auch eiligst die Winde zurück. Ein ähnlicher Diebesbann ist uns aus Mecklenburg vollständiger überliefert: Man stelle drei neue Teller auf den Herd, einen mit Brot, den anderen mit Salz und den dritten mit Schmalz und lege Blechdeckel darüber. Auf jeden lege man ferner glühende Kohlen und spreche kaum hörbar:

„Ich lege dir, N. N., Brot, Salz und Schmalz auf die Glut,
„Von wegen deiner Sünd und Übermut;
„Ich leg es dir auf Lung, Leber und Herz,
„Daß dich ankomme ein großer Schmerz,
„Daß dich ankomme solche Not,
„Als wäre es dir der bittre Tod,
„Bis du mir mein Sach wiederbringst,
„Das thu ich dir, N. N., zur Buße."

Das muß drei Abende hintereinander geschehen, jedesmal neunmal. Doch darf man dabei nicht zu schnell sprechen, weil sich der Dieb sonst zu Tode laufen muß.[2] Alt ist der Brauch in Rickenbach (Säck.), drei Nägel in einen Baum, oder in Bernau-Außerthal (St. Blasien), drei Roßnägelstempele in drei Teufelsnamen in die Schwelle des Einfahrtthors zu schlagen, wodurch der Dieb gezwungen wird, das Gestohlene wiederzubringen. Durch das Romanusbüchlein und den Geistlichen Schild ist dieser Brauch in zahlreichen Varianten durch ganz Deutschland verbreitet, in Baden wie in Westfalen werden drei ungebrannte Huf- oder drei Totenbahrnägel in einen Birnbaum

[1]) Wuttke a. a. O. § 368, vgl. E. Meyer, Aberglaube im Mittelalter S. 284.
[2]) Bartsch, Mecklenb. S. 2,339.

getrieben, der eine für Stirn und Hirn, der andere für Lunge und Leber, der dritte für den Fuß des Diebes bestimmt. In Mecklenburg kann ein Schmied mit Nägeln das Auge des Diebes ausschmieden, in Island der Besitzer eines Thorshammers.[1]) Eigenartig ist bei Freiburg der Glotterthäler Brauch, daß Frauen mit 3 Kindern bei Krankheit und Diebstahl unter dem „Schwingbogen" (?) knien.

Auch die gegen die Krankheiten meist vom Volke selber verordneten Mittel sind sehr verschiedenartig. Einige stammen aus hohem germanischen Altertum, andere aus der orientalischen und klassischen Gelehrsamkeit, wieder andere aus der (christlichen) Religion, die vielfach mit der Medizin konkurriert. Die Heilkraft des Wassers war unsern heidnischen Vorfahren schon bekannt, die Quellen heilten ihnen vornehmlich böse Augen und Fieber. Aus ihren alten Brunnenfahrten sind die Maibäder und Maikuren, sowie die späteren Wallfahrten zu den Quellen[2]) auch in Baden entstanden. Das Oster- und Pfingstwasser wirkt besonders wohlthätig (S. 503), das modernste Heilwasser ist das Lourdeswasser. Man pilgert noch zu den Waldquellen z. B. nach St. Ottilien bei Freiburg, um kranke Augen zu heilen (S. 533), und erwartet von den Todtmooser Brunnen Heilung von mancherlei Leiden. Die Bettnässer (S. 52) ziehen nach Schönenbuchen bei Schönau, knien dort nieder und trinken aus dem Brunnen unter Gebet zum h. Veit, ihrem Schutzheiligen, der deswegen auch wohl mit einem „Häferle" abgebildet wird.

Die Badelitteratur des 16. Jahrhunderts z. B. Eschenreutters Schrift: „Aller heilsamen Bäder und Brunnen Natur" Straßburg 1571, zeigt, daß man am Oberrhein viele Bäder von Überlingen und Radolfzell bis Bruchsal benutzte. 1331 wird das Bad zur Vogtsburg am Kaiserstuhl, der heutige Silberbrunnen, und 1346 das von Hertingen bei Kandern, ebenfalls im 14. Jahrhundert der Suwerbrunnen zu Bruchsal genannt. Man sammelte die Erfahrungen über ihre Wirkung, und solche sind im Gedächtnis der Umwohner bis heute geblieben, daher die vielen Bauernbäder namentlich um Freiburg, wie außer jenem Silberbrunnen die alten Bäder von

---

[1]) Kuhn, Westfäl. Sagen 2,194. Bartsch, Mecklenb. Sagen 2,332. Arnason Islenzkar Pjóðsögur 2,445.

[2]) Weinhold, der Quellenkultus bei den alten Deutschen S. 40 ff. 44.

Badenweiler, Glotterthal, Suggenthal, Sulzburg, Achkarren, Ettenheim. Dazu das Kukucks-, Kib-, Suggenbad, Kirnhalden und das Bad St. Nikolaus am Tuniberg. Man wachte eifrig darüber, daß ihre Heilkraft auch anerkannt werde. Wer dem Brunnen in Glotterbad „Wasser" sagte, der mußte nach der alten Badeordnung von 1564 ein Fuder Wein zahlen, gebunden in zwei Reifen. Auch durfte kein Badegast über Religionssachen disputieren.[1]) Man lag stundenlang, um sein Gliederweh los zu werden, in einem gewärmten Bade, dessen Wanne mit einem Deckel verschlagen war, daß nur der Kopf herausschaute. Einige dieser Bäder werden noch von den Bauern besucht, sowie noch einige Dorfbadestuben und -schröpfstuben, z. B. in Ehrenstetten bei Staufen, die anderwärts längst eingegangen sind. Aus Schlatt bei Staufen wird berichtet, daß der Müller über die dort am Bergli entspringende schwach eisenhaltige Quelle vor einem halben Jahrhundert das Baderecht ausübte, indem er am Sonntag vor der Vesper kranke Kinder hindurchzog und sie dann unter dem Gebete des Pfarrers auf den Altar des später durch St. Sebastian ersetzten St. Apollinaris legte.

Außer dem Wasser spendet die Pflanzenwelt dem Volke manche Hausmittel, deren Kunde aber bei der Jugend sehr abnimmt. Der Hollunder schmiegt sich freundlich ans Haus wie eine zugehörige Hausapotheke, und die jugendlichen, neuen Kräuter und Blüten in Garten und Feld entwickeln eine besondere Schutz- und Heilkraft, wie die Gründonnerstagsgemüse und die unbeschrieen abgestreiften Kornblüten, die man z. B. in Untergrombach gegen Wechselfieber und Kolik verzehrt. Donnert es das erste Mal im Jahr, so muß man sich an der Hohen Möhr auf dem Boden wälzen, dann bekommt man das ganze Jahr kein Rückenweh. Mit „Beschreikraut" wäscht man in Neubürg (Bruchs.) kränklich aussehende Kinder und wendet gegen Gelbsucht das gelbblühende Johanniskraut an. Gegen Fieber näht man in Durlach drei Blätter vom Wegerich „Sauohre" innen ans Bett unter den Stoß. Gegen Schwindsucht soll man in Ettenheim aus einer Zaunrübe im Boden den Wurzelsaft aussaugen, in Ladenburg morgens nüchtern so viele Gelbrüben essen, als man mag. Die moosgrüne Wucherung des Hagedorns wird in Rosenberg (Adelsh.)

[1]) Vierordt, Gesch. d. evangel. Kirche in Baden, 2,132.

und Hettingen (Buchen) bei Schlaflosigkeit unter das Kopfkissen gelegt, sie heißt „Schlofkrahnsche“ Schlafkränzchen oder „Muttergotteskissen“. Der geweihte Palmen ist für manche Krankheiten gut, und der geweihte Kräuterbuschle vollends ist an einigen Orten zu einer andern Hausapotheke geworden (S. 95. 107). Die alten Hochzeiten des Pflanzenlebens, Frühling, Mittsommer und Hochsommer, sind ersetzt durch den Oster-, Christi Himmelfahrts-, Johannis-, Kreuz- und Mariä Himmelfahrtstag, an denen man sich mit Laub und Blumen schmückt oder Heilkräuter sucht. Selbst das Band, das die geweihten Kräuter zusammenhält, bindet man in Häg im Wiesenthal um den verrenkten Arm.

Zu diesen direkt wirkenden Mitteln gesellen sich andere, welche mehr indirekt durch Übertragung und Sympathie wirken. Beide Methoden gehen oft in einander über. Häufig wird die Krankheit in einen Baum übergeführt.[1] So schneidet man in Rickenbach (Säck.) von einem am Bruch leidenden Knaben die Nägel ab, zieht ihm sieben Haare aus und bohrt das Papier, in das sie gewickelt sind, am Neumond unbeschrauen vor Sonnenuntergang in den Stamm eines Kirschenbaums, daß die Rinde darüber wächst. Sägt man aber einen solchen Baum ab, so bekommt man den Leibschaden. Ähnlich gehts mit dem Zahnweh in Reckingen (Waldsh.), wo man den Zahnstocher in einer Weide versteckt. Auch in Ottersdorf (Rast.) legt man die Wirbelhaare eines bruchleidenden Knaben in einen Weidenbaum. In Höhefeld (Werth.) werden die Fingernägel eines Gichtischen in das Loch eines Weidenbaums unter drei Vaterunsern verkeilt. Das sogenannte „Gliederwesen“ heilt man in Todtnau, indem man einen Blutstropfen des Kranken in eine hohle Hagebutte rinnen läßt, diese verstopft und in einen Baum hineinbohrt. Wunderlicher bindet ein altes Weib in Riedichen (?) dem Melkstuhl das Bein unter einem Spruch und stellt ihn auf die Bühne, dann bekommt er die Krankheit, und um einen bösen Finger abzutöten, nagelt man eine Gallenblase ans Haus. Um in Riedichen (?) einen Trunksüchtigen zu kurieren, wurden um 12 Uhr nachts drei Sargnägel vom Gottesacker geholt und diese in Branntwein gethan. Durch Betupfen eines Zahns mit einem rostigen Nagel aus einem alten Kreuz vom Gottesacker oder noch besser mit einem alten Sargnagel wird in Brehmen (Tauberbisch.) Zahnweh

[1]) Vgl. Wuttke § 488 ff.

geheilt.[1]) Der Totengräber eines Nachbarortes soll einen schwunghaften Handel mit solchen Nägeln betreiben. Die Römer legten namentlich den Nägeln, mit denen Jemand ans Kreuz geschlagen war, oder die von gescheiterten Schiffen herrührten, Zauberkraft bei.[2]) Zahnweh kann man in Ottenhöfen (Achern) auch auf Wasser übertragen: man geht vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang „unberaffelt“ an einen Bach, nimmt Wasser daraus in den Mund und speit es den Bach hinab mit dem weitverbreiteten Segen: „Petrus stund unter einem Eichenbusch“ u. s. w. Als ob man die Krankheit erwürgen könnte, trägt man in Raithenbuch (Lenzk.) als einziges Mittel ein Stück vom Strick eines Erhängten. Solche Stücke werden noch in manchen Häusern aufgehoben. Einige Tiere ziehen die Krankheit des Menschen an sich[3]) (S. 37. 41). Nicht sehr rücksichtsvoll legt man in Ewattingen (Bonnd.) die drei Geldstücke, mit denen man die schmerzhaften Stellen gerieben hat, auf den Weg; wer sie aufnimmt, hat die Krankheit. Um den „Pfniesel“ (Schnupfen) los zu werden, beschmiert man im kleinen Wiesenthal den Thürdrücker mit dem Nasenauswurf, und derjenige bekommt ihn, der den Thürdrücker zuerst berührt, wie in Thüringen.[4]) In Wellendingen (Bonnd.) kann ein Überbein während der heil. Wandlung vertrieben werden, wenn dabei Zwei mit einander reden. Da muß man das Bein ein wenig reiben mit den Worten: „Überbein, Überbein, gang mit dene geschwätzige Leute heim.“ Diese „erben“ es sodann. Dagegen reibt man es in Sexau mit einem auf der Straße gefundenen Knochen weg, ähnlich wie in Böhmen.[5]) Freundnachbarlich vergräbt man auch wohl das Schabsel von allen Finger- und Zehennägeln, nachdem es in ein Papier gesteckt ist, um Reckingen in der Geisterstunde unbeschrieen auf einer fremden Gemarkung, um einen Bruchschaden los zu werden. Ja, man scheut sich nicht in Langenbrand (Gernsbach) dadurch, daß man „unberaffelt“ einem Muttergottesbild ein blaues Band um den Hals hängt, Blauhusten d. i. Stickhusten zu vertreiben.

---

[1]) Wuttke § 527.

[2]) Soldan-Heppe, Gesch. der Hexenprozesse 1, 69.

[3]) Vgl. Lammert, Volksmedizin in Bayern S. 220.

[4]) Wuttke § 482.

[5]) Grohmann, Aberglaube aus Böhmen 1,183. Wuttke, § 521.

Auch in diesem Kreise wirkt die Neunzahl, nicht nur die kirchliche (S. 528), und führt zur Sympathie hinüber, wahrscheinlich schon in dem Brauche zu Hochsal (Säck.), die Gicht „die Gesüchter" durch das Tragen von neun Zweigstücken von der Esche, die mit einem Schlage um 12 Uhr am Karfreitag in den drei heiligen Namen gehauen, unbeschrieen nach Hause genommen und in Leinwand eingenäht worden sind, zu vertreiben. Anderswo trägt man neun eingenähte Kastanien oder gar Muskatnüsse bei sich. In Niederösterreich werden gegen die Gelbsucht neun Wasserschaben in einem Leinwandlappen auf den Rücken gehängt, in Flandern neun Kellerasseln in ungebrauchter Leinwand auf die Brust eines an Abzehrung leidenden Kindes gelegt.[1]) Der Grundsatz, Ähnliches durch Ähnliches zu heilen, findet weite Anwendung. Gelbsucht wird mit gelbblühenden Kräutern, wie Johanniskraut in Neubürg und Schöllkraut in Hochsal, bekämpft, mit gelben Rüben z. B. in Bonndorf, die man in den drei höchsten Namen aus dem Acker zieht, aushöhlt, mit Urin füllt und in den drei höchsten Namen in den Kamin hängt. In Ewattingen (Bonnd.) läßt man den Urin unberufen vor Sonnenaufgang unter drei leisen Vaterunsern in einen Bach gegen seinen Lauf. Das sind gemeindeutsche und schon altindische Heilmethoden.[2]) Auch die eigentümliche Vorstellung in Sexau (Waldk.), daß bei Fieber Ameiseneier unter das Bett gestellt und gerührt werden müssen, erinnert an die auch im alten Indien gerühmte segnende Kraft der Ameisen und die Verwendung eines Ameisenhaufens beim Opfer gegen Vergiftung.[3]) Auch werden an einzelnen deutschen Orten Krankheiten und Heilmittel in den Ameisenhaufen vergraben.[4]) Auch dem Maulwurf, „Scheer", wird seit uralten Zeiten vielfach Heilkraft zugeschrieben. Um den Fingerwurm abzutöten, hält man in Harpolingen einen lebendigen Maulwurf so lange in der Hand, bis er verendet ist.[5]) Am häufigsten packt man die Krank-

---

[1]) Vgl. Weinhold, Die mystische Neunzahl, S. 34.

[2]) Wuttke § 505, 531.

[3]) Oldenberg, Religion des Weda, S. 500. E. H. Meyer, Indogermanische Mythen 1, 157 ff., 162 f. Leoprechting, Lechrain S. 91. Panzer, Beiträge 2, 207. Wuttke, § 494.

[4]) Grimm, Deutsche Mythologie 2, 978. 3, 465.

[5]) Strackerjan, Oldenburg. Sagen 1,65. Witzschel a. O. 2,271. Kuhn, Nordd. Sagen S. 525. Vgl. Wuttke, § 487.

heit in ein Schwînbündele oder eine Schwinding und vergräbt sie, um sie dadurch zum Schwinden zu bringen, namentlich krankhafte Gewächse am Körper, Gichter und das Schwinen, die Abzehrung. So wird in Weizen und Wolpadingen (St. Blasien) gegen Schwinen ein Schwinbeutel mit einer Kröte umgehängt, nachdem sie, lebendig aufgespießt, am Stecken verdorrt ist.

Die Zauberbücher halten noch immer in manchen Häusern die Kenntnis von allerlei Krankheitsbeschwörungen wach; der Besitzer eines solchen Buches war in Wagensteig (Freib.) gezwungen, darin zu beten und zwar von rechts nach links. Es verbrannte erst, als er es zum dritten Mal in drei Teufelsnamen ins Feuer warf. Als einmal eine Magd drin las, aber „vorwärts", kam der Mann eilig aus der Kirche, leerte im Speicher einen Sack voll Roggen und mußte dann wieder so viel rückwärts beten, als vorwärts gebetet worden war. Die bösen Geister aber mußten den Roggen zusammen lesen und waren zu seinem Glück nicht eher fertig, als jener mit dem Lesen. Die sieben Himmelsriegel und der Geistliche Schild genießen z. B. in Philippsburg solches Ansehen, daß man sie ganz arglos zum Pfarrer brachte, mit der Bitte, sie zu weihen. Dieser aber übergab sie dem Feuer. Von ihren Segen ein paar Beispiele. Indem man auf Brandwunden bläst, spricht man in Wilfingen (St. Blasien):

„Der heilige St. Lorenz sitzt uf em Rost
„Ase nacket und bloß,
„Und wenn er wieder runter kummt,
„So ist die Wunde bloß (geheilt)."

In Liedolsheim (Karlsr.) legte man früher dreierlei Kraut auf die Wunde mit den Worten:

„Dreierlei Kraut,
„Heil mir mei Haut,
„Still mir mei Blut,
„Daß mir's nimmer weh thut."

Der Schußblattersegen beginnt „Schußblatter, ich schieß dich" in Büchig (Karlsr.), der über eine Verrenkung gesprochene lautet in Wössingen (Bretten):

„Die Juden haben unsern Heiland gehenkt,
„Und du hast dich verrenkt.
„Dem Heiland that das Henken nichts,
„Und dir's Verrenken nichts."

Einer der bekanntesten Segen, der das Blut stillt, ist auch hier noch im Gebrauch:

„Glückselig ist die Wunde,
„Glückselig die Stunde,
„Glückselig der Tag,
„Da Jesus geboren ward."[1]

Eigenartiger ist der Spruch, den man in Höhefeld (Werth.) gegen den Schlier, ein Geschwür unter dem Arm, anwendet:

„Der Schlier und der Drach
„Gehn miteinander über'n Bach,
„Der Schlier muß versinken,
„Der Drach muß ertrinken."

Bei Halsbräune kocht man im kleinen Wiesenthal sieben rote Schnecken in Weinessig und bindet den darin getauchten Leinlappen möglichst warm um den Hals mit den Worten:

„Tod und Bräune gingen durch das Land,
„Da begegnete ihnen der göttliche Heiland
„Und jagte sie über die Felder
„In alle Wälder."

Ein weites Feld der Krankheit beherrscht auch die Kirche, die Religion konkurriert mit der Medizin. Schon haben wir der heilbringenden frommen Übungen, des Betens und Fastens, des Gelübdes und der Wallfahrt gedacht (S. 528. 531). Auch das noch heute übliche Aufhängen von wächsernen und hölzernen Nachbildungen kranker Gliedmaßen in den Kapellen gehört hierhin. Eiserne, wie sie in Kärnten und Oberbayern geweiht werden,[2] sind mir in Baden nicht bekannt. Sehr beliebt sind auch die „gewiehenen Dinge" als Amulette oder Mamlette, deren Mißbrauch der Patriarch Chrysostomus schon im 4. Jahrhundert,[3] Lorichius wieder im 16. Jahrhundert rügte. „Die

[1] Vgl. Lammert, Volksmedizin in Bayern, S. 191.
[2] Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde 9, 463.
[3] Soldan-Heppe, Gesch. der Hexenprozesse 1, 121.

Leute sollen sich nicht zuviel auf das St. Johannesevangelium, das heilige Kreuzbildnis, das Agnus Dei, geweihte Kerzen und Wasser und heiliges Öl verlassen, und es ist abergläubig, wenn der Kranke einen Strick kauft und ihn St. Jörgen oder eines andern Heiligen Bildnis in einer Kirche an den Hals henkt oder heimlich Grund vom Totenkirchhof nimmt und dem Kinde an den Hals henkt." Marienzeichen und Benediktuspfennige, Kirchhofserde und Sarg- oder Grabkreuznägel werden nach wie vor gebraucht[1] (S. 564). Das sogen. Leichenöl aus der Totenlampe heilt in Ubstadt (Bruchs.) Wunden und Flechten. Ist in Ladenburg Jemand krank, so soll man ihn Abends vor dem Einschlafen mit Weihwasser bespritzen; es hilft. Aufbewahrtes Taufwasser ist gutes Wasser und wirksam gegen Krämpfe im kleinen Wiesenthal. Der Landmann um Meßkirch umwickelt gern den vom Arzt bei einer Verrenkung des Pferdes verordneten Verband noch mit einer in Weihwasser getauchten Schnur. Schon Lorichius zählt an jener Stelle auch das Schlafen Kranker in Meßgewändern auf. In die Kirche zu Lausheim (Bonndorf) wurde im 18. Jahrhundert ein Kranker in der Dunkelheit gebracht; man zog ihm hier, so heftig er auch toben mochte, das Meßgewand des h. Meinrad an und sperrte ihn die Nacht hindurch in den Gewandkasten.[2]) In Ettenheim schickte man ein Schulkind aus der Familie eines Kranken oder aus der Nachbarschaft mit drei gleich langen Kerzen eines geweihten Wachsstocks in die Kirche zum Beten. Vor den Altar der schmerzhaften Mutter Gottes stellte man die Lichtlein hin und benannte sie Leben, Leiden und Tod. Welches zuerst erlosch, das half bei der Krankheit. War es das Leiden, so achtete man auf die folgenden: Leben oder Tod nach langem Leiden. Der Bettpisser oder -brunzer muß während der Wandlung in der Christmette laut seinen Fehler in die Kirche hineinrufen und die Anwesenden um ihre Fürbitte zum h. Veit bitten, so oder ähnlich in Gengenbach und in Harmersbach. So muß auch nach jütischem Glauben ein unheilbar Kranker, während der Priester auf der Kanzel steht, ganz nackt in die Kirche treten, dreimal auf die Altarstufen laufen und den Namen der Krankheit laut sagen. In Mecklenburg geht der Bettnässer schweigend an einem Freitag vor

[1]) Wuttke, § 117. 186.
[2]) Schreiber, die Hexenprozesse zu Freiburg S. 85.

Sonnenaufgang nach der Kirchenthüre und bläst dreimal in das Schlüsselloch, oder er läßt, während der Prediger den Segen spricht, dreimal sein Wasser kreuzweis an die Kirchenthüre.[1]) In Neidingen (Donauesch.) verlangt man von einem Bettnässer nur, daß er ein Stück von seinem Hemdle dem h. Veit in der St. Annakapelle bei Gnadenthal weiht, in Hettingen (Buchen) muß er durch einen von Natur durchlöcherten Stein sein Wasser lassen[2]) (vgl. S. 568).

Das Kreuz und das Kreuzzeichen wirken wunderbar, schon als Hexenscheuchen (S. 559); heilkräftig ist z. B. in Bollschweil (Staufen) aber auch das bloße Berühren des Holzes oder eines Steins von einem Kruzifix mit der Hand und das unmittelbar darauf folgende Bestreichen eines kranken Körperteils mit dieser Hand (S. 535). Ein Messingkreuz, das eine Frau in Neuenburg (Müllh.) zur Zeit einer wütenden Ruhr machen ließ und das von einem Haus ins andre getragen wurde während eines stundenlangen Psaltergebets in der Kirche, verscheuchte die Krankheit. Noch heute wird es in gleichem Sinne von einer Nachbarin der andern gegeben. Vom Ibacher Kreuz bei Todtmoos schlagen die Leute Stückchen als Mittel gegen Zahnweh ab. In Falkensteig bei Freiburg werden das Kreuz und das geweihte Salz in Krankheitsfällen gebraucht, Zauberformeln mit Kreuz gegen Augenleiden in Etzenroth (Ettl.). Gegen Krämpfe wirken übers Kreuz gelegte Schlüssel in Reichenau.

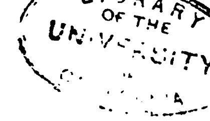
An den Tod gemahnen den Landmann weit mehr Vorzeichen als den Städter, weil jener mitten in dem unaufhörlichen Leben und Sterben und unter manchen stutzig machenden Äußerungen und Erscheinungen der Pflanzen- und Tierwelt steht. Zu Dutzenden sind diese Vorzeichen z. B. in Siegelau (Waldk.)[3]) zu zählen; sie stimmen durch ganz Deutschland meistens außerordentlich stark überein.

Von den Pflanzen mahnt im ganzen Lande, auch im übrigen Deutschland, am häufigsten eine durch ihr weißes Kraut von den andern abstechende Dickrübe. Steht sie in der Mitte des Ackers, so gilt der Tod dem Hause, steht sie weiter ab, der Verwandtschaft in Lehningen

[1]) Bartsch 2, 103 vgl. Weinhold, zur Geschichte des heidnischen Ritus S. 36. Wuttke § 198.

[2]) Wuttke § 503, 540.

[3]) Alemannia 25, 43, vgl. die Züricher im Schweizer Archiv f. Volkskunde 2, 216.





(Pforzh.) und Wössingen (Bretten). Ähnlich wird weißblättriger Klee oder in Diedelsheim (Bretten) ein ganz weißer Kohlkopf „Krauthäub“ angesehen. Blüht die Hauswurz — die weißblühende wird gemeint sein [1]) — in Reckingen (Waldsh.) oder um Konstanz, so stirbt bald Jemand im Hause. Blühen die Fingernägel, so lebt man in Hettingen (Buchen) nur noch so viel Jahre, als weiße Tupfen vorhanden sind. Das sind die Nornaspor auf den Färöern, die todkündenden Spuren der Schicksalsfrauen. [2]) Schimmelt im Kasten das Agathabrot im Jahr seiner Weihe, so kündet auch das Tod an (S. 498). In Bonndorf ist der Frühlingsenzian die Totenblume; wenn man ihn abreißt, so stirbt Jemand. Das „menschliche Leben“ ist in Schluchsee eine Begonienart, die, wenn sie im Frühling nicht mehr frisch treibt, den Tod eines Hausmitgliedes ankündet. Das Nichtaufgehen des „Peterle“, der Petersilie, ist in Ottenhöfen (Achern) von gleicher Bedeutung, auch in Schwaben. [3])

Von den Haustieren im weiteren Sinne ist besonders der Maulwurf, der „Scheer“ oder die „Scheermus“, schon im 16. Jahrhundert zu Lorichius' Zeiten und im größten Teile Deutschlands gefürchtet, wenn er im Hausgang oder im Keller oder unter der Dachtraufe die Erde aufwühlt, einen „Scheerhocken“, oder im Grasgarten mehrere. In Diedelsheim (Bretten) bedroht ein großer Haufen mitten im Gartenland die Familie, ein auf der Seite desselben gelegener die „Freundschaft“ mit baldigem Tode. Zirpt das Hannemauche, die Hausgrille, laut im Hause in Rickenbach (Säck.) und Hettingen (Buchen), so muß man ausziehen d. h. sterben. Das Hämmern des gemeinen Bohrkäfers, des Toten- oder Wandührles, des Dengelmännles in Fützen und Lenzkirch, der Haus- oder Totenunke in Villingen, zeigt auch einen Todesfall an, ebenso wenn sich ein Bienenschwarm an einen dürren Ast setzt, oder eine Biene d. h. ein Volk abstirbt, in Reckingen (Waldsh.), Stegen (Freib.) und in Ehrenstetten (Staufen). Wendet der Hund bei seinem nächtlichen Geheul die Schnauze zur Erde, so tritt der Tod des Kranken oder eines Nachbarn ein; schaut er aber gen Himmel, so giebt es Brand. Dieses ist namentlich im

1) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch, 134.
2) Antikvarisk Tidskrift 1849/50 S. 308; vgl. Wuttke a. a. O., § 309.
3) Wuttke, § 297.

Süden der Glaube. In Fützen zeigt auch das Erscheinen einer fremden Katze im Hause das Nahen des Todes an. Selbst das gemütliche Brummen des Viehs wird in Ehrenstetten finster darauf gedeutet, und in Harpolingen, wenn der Kreuzschnabel in der Nähe eines Kranken Laut von sich giebt.

Aus der Vogelwelt treten als Vorboten des Todes besonders die häßlich krächzenden Raben und Elstern hervor. Wenn sich drei Raben in Randegg (Konst.) und Klein Laufenburg auf das Haus des Kranken setzen und schreien, so stirbt er. Rabengeschrei, vornehmlich am Neujahrstage, ist in Sexau vom Übel. Von gleich böser Vorbedeutung ist es in Stegen (Freib.), wenn keine Raben zu den Abfällen heranfliegen, wo im Hause ein Schwein geschlachtet ist. Das „Rätschen“ der Egersten, Elstern, bedeutet Tod oder auch Streit im Hause in Rickenbach (Säck.). Aber der vornehmste Totenvogel ist der, der gegen das Fenster der erleuchteten Krankenstube fliegt und dann seine hellklingende, menschenartige Klage anstimmt, das Käuzchen. Er heißt Totenschreier oder Todesengel in Steinmauern (Rast.), gewöhnlich aber Quack, Quackerle, Weckerle, Quieckle, Wichsi, Weg- oder Weckvogel und ähnlich. Man hört aus seinem Ruf die Worte heraus: „Komm mit, komm mit“[1]) oder „geh mit“ oder „geh weck“ oder, wie in Bietigheim (Rast.): „d'Zitt isch do.“ Wenn in Bechtersbohl (Waldsh.) die Uhus schreien, ziehen die armen Seelen aus dem Fegfeuer in die finstre Nacht. Fliegt in Sexau (Waldk.) eine weiße Taube ans Fenster, flattert in Huttenheim (Bruchs.) eine einzelne Taube im Hof, so stirbt bald Jemand im Hause. Dagegen stirbt nach Rotzinger Glauben Niemand, so lange Turteltauben darin girren. Hört man Nachts seinen Namen dreimal rufen, so ist das der Vorbote eines bald in der Familie eintretenden Todesfalls in Weildorf (Überl.). Mancher Stand hat seine eigenen Todesanzeichen: Klopft es in der Lade des Leichenschauers, in der die Totenscheine aufbewahrt werden, klopft es dem Totengräber ans Fenster,[2]) sieht der Meßner das ewige Licht aufleuchten, hört der Schreiner seine Säge knurren in Birkendorf (Bonnd.). Vor Allem flößt die Kirche ernste Todesgedanken ein. Sieht man dort das ewige

[1]) Vgl. Zeitschr. f. deutsche Philologie 28, 541.

[2]) Vgl. das Schlüsselrasseln und Schaufelrumpeln beim fränkischen oder oberpfälzischen Totengräber. Wuttke, § 299.

Licht Nachts oder Samstags hell flammen, ein doppeltes Licht, so bedeutet das im Süden baldigen Tod; in Jechtingen (Breisach) ist es das Brennen des Weihrauches beim Gottesdienst, in Schutterwald ein Lichtschein vom Johanniswürmchen Nachts unter der Krippe des Viehs. Ein Herausströmen der Kirchgänger aus der Kirche in dichtem Zuge kündet ebenfalls Tod an. In Sexau (Waldk.) zeigt Tod an das Singen der Glocken nach dem Läuten, aber vor Allem weit über Baden hinaus das Zusammenschlagen der Uhr mit dem Wandlungs- oder dem Betglockengeläute schon seit alten Zeiten.[1])

Wenn sich daheim etwas geheimnisvoll rührt, im Schrank und in der Lade rumpelt, wenn die Möbel krachen oder die Thür aufspringt, wenn von der Wand eine „Tafel", ein Heiligenbild, der Spiegel, das Weihwassergefäß herabfällt, eine Flasche springt, auf den Tisch gefallene Nähnadeln umherspringen oder umgekehrt die Uhr stehen bleibt, dann „verzeigt es sich", „zeigt sich an", hat es sich in Harmersbach „g'öugt" oder „bischplet's" in Unteralpfen, oder man sagt im Dreisamgebiet „'s hätt si g'üebt", es hat sich geübt, d. h. nach älterer Bedeutung bewegt, gerührt, sein Wesen getrieben,[2]) das verkündet einen nahen Todesfall. Der Sterbende, meist ein Verwandter oder Freund, zeigt ihn dadurch an. Eigentümlich verzeigte sich der Schultheiß Enderle von Ketsch bei Heidelberg, den der Kurfürst Ottheinrich von der Pfalz oft wider sich aufgebracht hatte. Als dieser vom Heiligen Lande zurückfuhr, glitt ihm unter Sturmgebraus ein kleines schwarzes Schiff über das Meer entgegen, darauf stand ein kleiner Mann, der dumpf rief: „Weicht, Herr Kurfürst, weicht, der Enderle von Ketsch kommt!" und, in Nebel zerrinnend, vorbeiflog. In Heidelberg erfuhr man hernach, daß Enderle richtig in jener Nacht gestorben sei.[3]) — Ein Soldat von Istein vernahm am Fuße des Vesuvs den Ruf: „Machet die große Pforte auf! Sie bringen den Brändlivogt von Istein." Noch heute ist das Volk bis zu dem Gebildeten hinauf voll von solchen Geschichten und glaubt daran.[4])

[1]) Vgl. Carl Meyer, Aberglaube im Mittelalter S. 137.

[2]) Vgl. das mittelhochdeutsche Wörterbuch u. üeben und die Zeitschr. f. deutsche Mythologie 4, 106.

[3]) Riehl, Pfälzer S. 107.

[4]) Wuttke a. a. O. § 722.

Vor den Sterbenden wird um Rastatt und Bühl eine Kerze gestellt und ihm in die Hände ein Kruzifix gegeben, das er küßt, während die Anwesenden beten. In Brunnadern (Waldsh.) wird er mit „schwarzem“ Kirschwasser bestrichen und öfters das Kreuzzeichen über ihn gemacht, es werden Sterbegebete gesprochen und geweihtes Wachs gebrannt. In Prinzbach (Lahr) wird ihm eine „Sterbekerze“ in die Hand gedrückt oder ans Bett befestigt, er wird fleißig mit Weihwasser besprengt unter Gebeten. Früher wurde in Stupferich (Durlach) bei herannahendem Tode mit dem sogenannten „Lorettoglöcklein“ wie in Bayern[1]) geklingelt. Soweit dessen Schall reicht, kann der Böse nicht heran. Noch wird beim Verscheiden in Angelthürn bei Boxberg und in einzelnen Häusern von Neusatzeck (Bühl) mit einem Glöcklein um den Toten und dessen Bett herumgeläutet. Noch vor einigen Jahren wurde in Hettingen (Buchen) am Haupt des Kranken, wenn er in den letzten Zügen lag, leise geklingelt, aber wohl nicht, wie gemeldet wird, um ihn noch einige Augenblicke ans Leben zu fesseln, sondern ihn zu schützen. Der Sterbende empfängt die heiligen Sterbesakramente, nach deren Empfang Manche den unkirchlichen Glauben haben, daß er unbedingt sterben muß, wie auch in Bayern und Ostpreußen.[2]) Auf dem Versehgang des vom Meßner begleiteten Priesters zu ihm wird das Allerheiligste durch das Dorf getragen, die Leute kommen in Unteralpfen aus den Häusern, knieen davor nieder und beten das Gebet: „Heilig, heilig, heilig bist Du, Gott der Heerscharen, Himmel und Erde sind mit Deiner Herrlichkeit erfüllt. Ehr' sei dem Vater, Ehr' sei dem Sohne, Ehr' sei dem heiligen Geiste, wie es war im Anfang, so auch jetzt und in alle Ewigkeit. Amen.“ Der Geistliche giebt dann vor jedem Hause den Segen mit dem Allerheiligsten, auch den Arbeitern, die etwa vom Felde her sich nähern; alle Nachbarn gehen zum Kranken ins Haus. Jener wird vor der Thürschwelle mit einer brennenden Kerze erwartet. Die Anwesenden beten den Rosenkranz im Hausgang während der heiligen Handlung im Sterbezimmer. Die in Einsiedeln geweihten Sterbekerzen brennen während des Todeskampfes, Kinder sollen sie auslöschen. Von ähnlicher Feierlichkeit sind die Versehgänge an vielen

[1]) Schmeller, Bayr. Wb. 2,91.

[2]) Wuttke, § 318.

katholischen Orten z. B. in Pfohren (Donauesch.) und in Stadelhofen (Oberk.). Anderswo knieen zwar die Frommen nieder, im Allgemeinen aber halten Alle beim Vorübertragen des Allerheiligsten still, so in Arlen (Konst.). In Berolzheim (Tauberb.) gehen die Leute beim Versehgang dem Pfarrer nach und finden sich zum Gebet im Hause des Kranken ein, in andern Orten ist das „Stillgehen“ des Geistlichen allein mit dem Meßner üblicher. Oft dauert der Todeskampf lange. Man streicht dann in Rust (Ettenh.) dem Kranken ein Bißlein Brot an die Stirne und giebt's einem Hunde zu fressen. Frißt dieser es, so bedeutet es Leben und umgekehrt, Tod.[1]) Wenn in Nesselried (Offenb.) ein Sterbender Wasser möchte, kann es aber aus Schwäche nicht mehr verlangen, so zerreißt es das Glas. Trinkt man aber aus einem zerbrochenen Glas, so sagt man sonst, hat der böse Feind Gewalt über Einen. Kann Jemand nicht „ersterben“, so werden in Neukirch (Triberg) sieben Kinder in eine Kapelle geschickt, um für einen baldigen glückseligen Tod zu beten. In Welschensteinach (Wolf.) umgibt man den Ringenden ganz mit geweihten brennenden Kerzen und stellt kleine Kinder auf seine linke Seite, doch wohl, um ihm dort besonders kräftigen Schutz zu verleihen. Denn legt er sich auf die linke Seite, so, glaubt man, werde er verdammt. So hießen im Mittelalter die Verdammten „diu winsteriu (linken) kint, die zer winstern (linken) hant varn“. Die noch hie und da z. B. in Köndringen übliche rohe Gewohnheit, dem Kranken das Sterben durch plötzliches Wegreißen des Kopfkissens zu erleichtern, bekämpft schon das Mildheimer Noth- und Hülfsbüchlein. Würzburg, 1790. Beginnen in Strittmatt (Säck.) die kleinen Kinder des Kranken diesen zu fliehen und zu fürchten, so wird der Tod sicher erwartet. Die Bildnisse der Verstorbenen in der Stube werden blaß oder „sterben ab“. Beim Sterben werden um Überlingen die Hausangehörigen, Verwandten und Nachbarn zum „End“ gerufen und beten für den Sterbenden bis nach dessen Verscheiden. Das „Zügenglöckle“, das auch die Bayern und Tyroler kennen,[2]) das „Ablaßglöckle“ wird gegen den bösen Feind oder zur Verkündung des Todesfalls im Ort geläutet, häufig auch das Scheidzeichen oder das

---

[1]) Wuttke, § 268.

[2]) Frommann, Deutsche Mundarten 5,436. 482.

Endläuten genannt. In Sasbach am Rhein fängt beim Tode eines Mannes die größte Glocke an, dann die zweite, dritte und vierte und dann geht es umgekehrt aufwärts bis zur größten. Beim Tode eines Weibes beginnt die kleinste Glocke, eine Zeit lang werden nach dem Einzelgeläute alle zusammen geläutet, dann immer eine weniger. Ähnliche Unterschiede werden an vielen andern Orten gemacht. Wird hie und da z. B. in Hügelsheim (Rast.) schon beim Herannahen des Todes das Fenster geöffnet, so geschieht das in der Regel erst sofort nach dem Hinscheiden; in Kniebis öffnet man Fenster und Thüre unter Gebet, auf dem hohen Schwarzwald auch die Dachluke. Man weiß oft nicht mehr recht, warum, oder meint, des Leichengeruchs wegen. Aber an vielen Orten geschieht es mit der ausgesprochenen Absicht, damit der Geist herauskommen, die Seele abziehen, zum Himmel fliegen könne. In Bechtersbohl (Waldsh.) aber und in Hänner (Säck.) bleiben die Fenster geschlossen, hier, damit die Leiche nicht auslaufe, und werden erst bei der Ausführung der Leiche geöffnet. Das Ursprüngliche wird die Schweiz bewahrt haben, nämlich die sofortige Fensteröffnung beim Eintritt des Todes und den Fensterverschluß bei der Ausführung der Leiche, damit der Tote keine Lust zur Rückkehr bekomme. In Bernau-Außerthal (St. Blasien) hängt man vor das Fenster des Sterbezimmers ein weißes Sacktuch, damit Alles Kenntnis vom Sterbefall erhalte. Das mag der Rest eines älteren Brauchs, des Seelbads in seiner ursprünglichen Bedeutung sein. In einem Ort (?) wird nämlich ein mit Milch und Wasser gefüllter Topf offen vor das Fenster gestellt, daneben ein weißes Leinläppchen gelegt, damit die ausfahrende Seele sich gehörig reinigen könne. Hernach wird alles unter Gebet verbrannt. So fuhr oder fährt auch nach Rickenbacher Glauben die Seele in die vor dem offenen Fenster stehende Milch. In Breisach öffnet man nicht nur das Fenster für die Seele, sondern schüttete auch das im Sterbehaus befindliche Wasser aus, weil die Seele ihren Weg durch dasselbe genommen habe. So fuhr auch im Mittelalter die Seele durch das Wasser, um ein Bad darin zu nehmen.[1]) Die „eigenen

[1]) Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. N. F. 2, 1873, 571. Kaufmann, Cäsar v. Heisterbach S. 147. Fritzner, Ordbog over det gamle norske Sprog s. v. sálabað. Wuttke a. a. O. § 725.

Lit“ (Leute) müssen dem Toten die Augen zudrücken, sonst schaut er in Tiefenbronn und Unterglotterthal (Freib.) nach dem zunächst sterbenden Familienmitglied, und ihm die Kinnlade zubinden. Hie und da begegnet z. B. in Schmidhofen (Staufen), Birkendorf (Bonnd.) und Unzhurst (Bühl) noch der altertümliche Zug, daß die Hinterbliebenen, namentlich die Kinder, dem Verstorbenen in den drei höchsten Namen am großen Zeh schütteln, um die Furcht vor ihm zu überwinden. Das geht bis zu den siebenbürgischen Sachsen.[1]) Ungern wird es bemerkt, wenn die Leiche weich „lumrig“ bleibt, denn das bedeutet einen baldigen neuen Todesfall im Hause. Nach dem Tod zündet man in Häg im Wiesenthal eine Kerze an und ruft die Nachbarn zusammen, die mit den Angehörigen bis zur Ankleidung des Verstorbenen beten. Ebenso zündet man in Todtmoos (St. Blasien) neben dem Bett oder der Bahre das „ewige Licht“ an, das man aber auch, wenn die Leiche herausgetragen ist, so lange brennen lassen muß, bis es von selbst erlischt. Sonst hat die Seele ein Jahr lang keine Ruhe. Außer den Nachbarn strömen an manchen Orten auch noch möglichst viele Andere, auch Kinder, ins Sterbehaus, um den Rosenkranz zu beten und die Leiche mit Weihwasser zu besprengen. In Schapbach trösten die Leute im Sterbehause: „Wünsch Glück ins Leid“, wobei das Glück zu Gunsten des Toten als das himmlische oder zu Gunsten der Leidtragenden als Verhütung weiteren Unglücks ausgelegt wird. Die Uhr wird stillgestellt, Spiegel und Käfig verhängt. Stirbt der Bur oder die Büri in Mühlenbach (Wolf.), so ruht alle Arbeit außer Viehfüttern und Kochen bis nach der Beerdigung. Aller Lärm wird gemieden, besonders ängstlich das Thürzuschlagen, und abends beten die Leute für die Seelenruhe des Verstorbenen drei Rosenkränze und zum Schluß noch drei Vaterunser. Ähnlich im Glotter- und im Föhrenthal (Freib.). Dagegen werden alle beweglichen Geräte, die Speise und Trank enthalten, die Essiggutter, die Weinfässer und Krautstanden gerüttelt, meistens sofort nach dem Tode, oft aber auch erst bei der Ausführung der Leiche, damit ihr Inhalt nicht abstehe, in Föhrenthal durch eine bestimmte Person, in Waldulm (Achern) durch zwei Männer. Beim Tode des Meisters rütteln sie die Fässer, wobei der eine spricht: „De Herr

[1]) Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 4, 423.

im Hus isch gstorbe" und der andere „Geb ihm de Herr di ewig Rueh." Früher wurde in Krumbach (Meßk.) an alle vier Hausecken mit einer Axt oder einem Prügel geschlagen. Man rüttelt den Mehlsack in Hartheim (Staufen), rührt an vielen Orten die Saatfrucht auf der „Schütte" um; den noch vorhandenen Gartensamen aber wirft man in Rosenberg (Adelsh.) weg, weil er durch den Tod taub wird. Früher wurde in Heidelsheim (Bruchs.) das Mehl nicht nur gerührt, sondern auch flott gebacken. Die Zimmerblumen werden an vielen Orten gerückt, die Zimmervögel in eine andere Stube oder in ein anderes Haus getragen. In Obersasbach (Achern) werden auch die brütenden Hühner „verrückt". Auch wird in Bodersweier (Kehl) das Vieh von der Kette losgemacht oder in Kieselbronn (Pforzh.) anders angebunden. Die Tiere werden sehr verschieden behandelt: während man Katzen und auch Hunde vielerwärts nicht nur aus dem Sterbezimmer, sondern auch aus dem Hause hinausjagt, jene wohl, weil sie für Hexen gelten[1]) und auch den Leichnam benagen, sagt man noch in einzelnen Dörfern z. B. in Brötzingen (Pforzh.) und Oberschwörstadt (Säck.) dem Vieh den Tod und zwar in Stühlingen mit lauter Stimme an.

Durch das ganze Land ist noch ziemlich verbreitet das Rucken des Bienenkorbs, meistens sofort nach dem Tode oder auch, wie in Durbach, Buchenbach (Freib.) und Buchholz (Waldk.), erst bei der Ausführung der Leiche. Ist der Meister gestorben, so sagt man den „Imbli in ihrem Hus" den Tod an mit den kurzen Worten „der Meister oder Herr ist gestorben", in Berolzheim (Tauberb.) mit dem Zusatz „Jetzt bin ich der Herr". Im Süden dringt man in sie, weiterhin fleißig und sparsam zu sein, oder nicht zu trauern. So sagt man in Rickenbach (Säck.) zu ihnen: „Imb huse, wie du g'huset hast, der Meister isch us dem Hus", ähnlich in Siegelau (Waldk.): „Hus furt wie vorhär", oder noch traulicher in Mettenberg: „Ihr sollet it (nicht) trure, ihr Immli, eue Immevater isch g'schtorbe". Wird die Todesanzeige versäumt, so sterben die Bienen ab. Diese Innigkeit des Verhältnisses der Menschen und der Bienen bezeugt auch der Brauch in Raithenbuch (Lenzk.), einem Totkranken keinen Honig zu geben, weil sonst die Bienen sterben. Aus demselben Grunde weigert

[1]) Vgl. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch 1,161.

sich ein oberfränkischer Bauer für einen Sterbenskranken Honig herzugeben.[1]) Angesagt wird der Tod in Wagensteig (Freib.) sogar dem Schnittlauch, damit er nicht absterbe.

Es dringen auch wohl noch alte Weiber ins Haus, um den Toten zu beklagen, wie in alten Zeiten, oder für ihn zu beten, in der Baar und in Marzell, oder sich auch als Leichenbitterinnen oder -sagerinnen anzubieten. Vor Jahren gab es in Ettlingen noch besondere Trauermänner, von denen je nach dem Vermögen des Toten 4—8 Leidleute mit der Leiche gingen. Sie hießen die „Heuler". Der Tote wird in Ettlingen vom „Einwickler" gereinigt und gekleidet. Beim Ankleiden der weiblichen Leiche hilft in Wagshurst (Achern) das „Totenweibchen", das auch alle Kinderleichen auf den Gottesacker trägt. Wer in Sexau (Waldk.) einen Toten angekleidet hat, muß seine Hände mit Salz einreiben, damit sie sich nicht verschlafen, wie es auch in der Schweiz geschieht. Die Verstorbenen werden z. B. in Krumbach (Meßk.) und Wilfingen (St. Blasien) in ihre gewöhnliche, aber nicht gern in wollene Kleider gethan, in den meisten Dörfern wohl in ihren besten, insbesondere ihren Hochzeitsanzug, in anderen in weiße Sterbekleider, „Sterbmäntel" in Forbach (Gernsb.), Kinder auch wohl in ihr Gottehemd. Den toten Männern wird in Deggenhausen (Überl.), Elchesheim (Rast.) und anderswo eine Zipfelkappe aufgesetzt, wie im Aargau.[2]) Ist das einmal vergessen, so wird sie in Ottenau (Rast.) dem Nächststerbenden in den Sarg beigelegt. Frauenleichen tragen übrigens oft nur ein Hemd und eine Haube. In Köndringen (Emmend.) darf an der Totenkleidung kein Seidenzeug, in Sexau keine Hafte, um Pforzheim im Hemde kein Name eingemerkt sein, denn dann stirbt bald ein anderes Familienmitglied, weil der Tote den Namen weiß. In Neckingen (Waldsh.) werden den toten Frauen die Haare gelöst. Einer Frau aber in Welschensteinach (Wolf.) gab man zu ihrem Brautkleid all ihre Hochzeitswünsche und Schmucksachen mit, Leichen in Eschbach (Staufen) nehmen auch wohl eine Uhr oder Ohrringe mit, auch Patenkränze und an vielen Orten die Göttelbriefe. Früher erhielt in Hesselhurst (Kehl) die Braut beim Abziehen ins Hochzeitshaus ein Leintuch, ein Hemd und eine weiße Kappe in ein Bündelchen zusammengebunden,

[1]) Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 5, 213.

[2]) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch 1, 186.

was nur zum Sterbekleid verwendet werden sollte. Die Leichen versieht man durchweg nicht mit Schuhen, wohl aber im Oberland die tote Kindbetterin, und zwar meist mit neuen, damit sie, wenigstens in den ersten vier Wochen, sich nach ihrem Kinde umschauen und es stillen könne. Die Schuhe müssen in Feldkirch (Staufen) recht stark sein, weil sie durch „Dornen und Disteln" müssen, wie der im skandinavischen Norden beigegebene Helschuh.[1]) Hat man vergessen, ihr ein Paar Schuhe zu geben, so kann man in St. Peter ihr dadurch Ruhe verschaffen, daß man es den Armen giebt. Wenn aber das Kind stirbt, so spritzt die Mutter, damit ihre Milch schwinde, einige Tropfen derselben in Zeuthern (1858) und in Gutach, dort in den drei höchsten Namen, hier mit den Worten in den Sarg: „Nimm mit, was di (dein) isch und em andere loß, was si (sein) isch." Einer Wöchnerin, die mit ihrem Kinde stirbt, giebt man in Oberhomberg und Lippertsreute (Überl.) eine Schere, in Öschelbronn (Pforzh.), Blankenloch und Büchig (Karlsr.) ihr ganzes Nähzeug in den Sarg, damit sie nicht komme und es sich hole, wie man früher sagte.[2]) Aus jener der Wöchnerin beigelegten Schere werden dort um Überlingen Krampfringe gefertigt, die man gegen Krämpfe umhängt und dem Schlosser in Lippertsreute nicht teuer genug bezahlen kann, wenn sie in Einsiedeln hochgeweiht sind (S. 564). In Flehingen wird dem Nähzeug noch Wachs und Seife beigefügt. Im Hanauerland wurden gleich nach der Beerdigung einer Wöchnerin 6—8 Schuh hohe Stecken um ihr Grab gesteckt und mit weißem Garn umwickelt, sowie man im Kamlachthal im bayrischen Schwaben ein Garngewinde um vier auf das Grab einer Wöchnerin gesteckte Spindeln schlang, den sog. Garnschneller, den die Tote bei ihrer kirchlichen Aussegnung zu opfern gehabt hätte.[3]) In Dertingen bekommt der Verstorbene das mit, was ihm besonders lieb war; ein „Markmann" d. h. Marksteinsetzer bekam früher in Oberschwörstadt (Säck.) einen Stab mit. Jungen Verstorbenen, namentlich Kindern, werden Kränzchen und Sträußchen beigegeben und Blumen oft so reichlich, daß in Hesselhurst der Sarg davon angefüllt wird. Die keinen

---

[1]) E. H. Meyer, Germanische Mythologie S. 173.

[2]) Badisches Journal von und für Deutschland 1787. 2, 344.

[3]) Schaible, Gesch. des badischen Hanauerlandes S. 189, vgl. Bavaria II 2, 832.

Platz mehr darin finden, werden in Graben an das vorangetragene Kreuz geheftet. Auch ihre Särge werden manchmal bekränzt. Seltner ist wohl der Niklashauser (Tauberb.) Brauch, ihnen Schlozer und Windeln in den Sarg zu legen. Den Katholiken schlingt man einen Nüster (Rosenkranz) um die Hände und drückt ein kleines Kruzifix, ein „Sterbe-“ oder „Ablaßkreuz“, hinein. Auch ein Wachsstock wird beigegeben. Das Elsenzthäler Volkslied singt:

„Rosmrei, Rosmrei,
„Gebt mer in mei(n) Sarg-enei(n),
„Gebt mer in mei(n) kalde Händ,
„Wann's ze End!“

Im protestantischen Thiengen (Freib.) bekommen noch die Toten einen Rosmarin oder eine Citrone, die ja auch bei anderen Begräbnisbräuchen verwendet wird, in die Hand. Mit schwarzen Nadelknöpfen oder Nägele (Gewürznelken) wird auf ihrer Schale der Name des Toten gebildet. In Oberlauda wird die Leiche noch häufig aus ihrem Bette auf eine Bank der Wohnstube oder auf ein besonderes Brett gelegt. In Bötzingen am Kaiserstuhl legt man dieses Brett wohl auch auf das Sterbelager, damit der Tote gerade liege. So schnallt man sogar im Hocherzgebirge die Leiche auf einen Laden an, damit sie eine gestreckte Lage erhalte.[1]) Dieses Totenbrett finden wir weiter unten auf dem Hohen Schwarzwald noch eigenartig verwendet. Im oberen Dreisamthal legt man statt des Kissens dem Toten ein frisches Rasenstück unter den Kopf. Dieser „Kopfwasen“ wird dann in Wagensteig auch in den Sarg gethan, dagegen in Stegen wieder an seine Stelle verpflanzt, und wenn er da nicht wieder wächst, so stirbt bald ein anderes Familienmitglied. In Wolpadingen (St. Blasien) besteht das Leichenkissen aus Heu, das mit einem weißen, an den vier Ecken mit „Strüßle“ versehenen Tuche bedeckt ist. In Katzenmoos (Waldk.) und anderswo läßt der Schreiner Hobelspäne am Kopfende des Sarges zur Unterlage des Kopfes. Das Stroh des Sterbelagers wird um Freiburg zum Streuen im Stall verwendet, aber oft nur für Schweine; und wenn Vieh erkrankt oder gar stirbt, sagt man: „Du hast gewiß das Strau gestreut, auf dem dein Vater gestorben ist.“

---

[1]) W. Hein, die geographische Verbreitung der Totenbretter S. 68.

So lange die Leiche im Hause liegt, kommen Abends die Angehörigen und Nachbarn ins Sterbezimmer, um für das Verstorbene und auch wohl das nächste Sterbende fleißig Rosenkränze zu beten, die andern Ortsbewohner beten auch wohl in der Kirche. Zu diesem Gebet sendet z. B. in Fußbach (Offenb.), Aha (St. Blasien) und Grimmelshofen (Bonnd.) jede Familie eine Person ins Trauerhaus. Dazu beten um Säckingen z. B. in Hänner die Kinder in der Kirche Mittags von 12—1 Uhr oder kommen unter Tags mit den Frauen ins Haus, um den Toten mit Weihwasser zu besprengen. Nach dem Abendgebet nimmt in manchen Orten ein Besucher nach dem andern Abschied und besprengt dabei den Toten mit Weihwasser. Ein Toter, der kein Weihwasser erhielt, erschien in Mettenberg (Bonnd.) seiner jungen Frau, denn „me mueß de Tote Wihwasser geh, aß si nümme chömmet“. Aber an vielen andern Orten bleiben nur Einzelne oder Viele zur Leichenwache zurück, die, uraltheidnisch, noch jetzt in katholischen, wie protestantischen Dörfern üblich ist, zwei Nächte hindurch. Der Tote wird in Villingen und Hornberg nur von einer Person, oder auch von zwei und in Herdwangen eigens dazu von der Gemeinde bestimmten Männern „verwacht“. Meistens wachen nur die Verwandten, in Sexau (Waldk.) bis ins dritte Glied, und die Nachbarn und Totengräber. Zu diesen gesellt sich wohl noch die Leichensagerin, wie im Alt-Bernerland die Leidfrau.[1]) An manchen Orten lösen sich Männer und Weiber ab. In einzelnen Gegenden, z. B. in Unzhurst (Bühl), Reichenbach (Gengenb.) und Rhina bei Murg drängen sich zahlreiche Freunde, Nachbarn und Bekannte zur Leichenwache. In Oberrimsingen (Breis.) wird sie von Jung und Alt beiderlei Geschlechts besucht und soll sogar nicht selten zum Stelldichein benutzt werden, wie auch in Hartheim (Staufen) die mitwachenden Mädchen wohl mitternachts an die Fenster der Buben klopfen, um sie zu wecken. Um ähnlichem späten Lärm vorzubeugen, wird oder wurde in Riedheim (Engen) ein Zeichen zu früherem Aufbruch mit der Glocke gegeben, aber ohne Erfolg. Das Zimmer ist oft nur von einem Nachtlicht, in katholischen Häusern vom „ewigen Licht“ oder „Toteliechtle“ erhellt. Oft liegt die Leiche im Nebenzimmer. Die Wachen schauen zuweilen darnach, denn es gilt in Unzhurst (Bühl) für ein

[1]) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch 1, 194.

böses Zeichen, wenn das Licht vor dem Schluß der Beerdigung erlischt, und auch nach dem Leichnam, der wohl um Katzenmoos (Waldk.) jeweils während des Betens abgedeckt wird. Denn das Gebet ist oder sollte die Hauptaufgabe der Wächter sein. Sie beten 3, 6 oder 9 Rosenkränze d. h. 1, 2 oder 3 sogen. Psalter, in Krumbach (Meßk.) um 9, 12 und 2 Uhr. Um Mitternacht findet auch wohl eine Ablösung statt. In Dürrenbühl (Bonnd.) knieen die Betenden auf den Boden und schauen gegen die Wand. In den Pausen, namentlich gegen Mitternacht, werden die Wächter mit Brot, Speck und Schnaps, „Gebrenntem“, insbesondere Kirschenwasser, späterhin auch wohl noch mit Kaffee bewirtet. Die Leichenwache hat noch oft einen durchweg einfachen ernsten Charakter, aber an vielen katholischen, wie protestantischen Orten ist sie ausgeartet, indem viel geraucht, gegessen und getrunken wird, so daß man wohl sagen hört, die Branntweinsfreunde gingen gern zur Leichenwache. Die Unterhaltung beginnt oft mit schaurigen Geistergeschichten und setzt sich in dummen Späßen, ja hie und da in Zoten fort. Und auch an Liebeleien fehlt es nicht.

Inzwischen ist der Tod bekannt gemacht. In Göbrichen (Pforzh.) geht alsbald nach dem Tode ein Hausmitglied langsam mit gefalteten Händen zum protestantischen Pfarrhaus, um ihn zu melden, und ebenso zurück. In den Thälern, wie im Kinzig-, Prech- und Wiesenthal und in Tennenbronn sagt noch eine bestimmte Frau, die Leichenbitterin oder Lichsagere, an, einen Rosenkranz in der Hand und einen Korb auf dem Rücken, um darin ihren aus Brot, Speck und Bohnen bestehenden Lohn heimzutragen. Das „Grabbetten“ gilt armen Weibern für ein einträgliches Geschäft. In Schapbach besorgt dieselbe Frau auch das Hochzeitsbitten, und so wendet sie auch eine ähnliche Einladungsformel wie bei diesem an. Sie spricht etwa: „Der Baschebur isch g'schtorwe un wurd übermorge früeh vergrabe. Seine Freunde lasse bitte, daß Ihr au zu der Leich komme; sie werde dafür au Euch beistehe in Freud und in Leid“. Darauf bittet sie um ein Vaterunser für das Verstorbene. Sie weiß dann auch noch zu berichten, wie und woran „das Tote“ gestorben ist. Und darum ist sie auf den einsamen Höfen nicht unwillkommen. Dieses Einladen heißt in Griesbach (Oberk.) „Enden“, als ob erst dadurch das Ende des Lebens bestimmt würde.

Der Sarg ist fertig, dessen alemannische Bezeichnung „Totenbaum“ noch auf die frühere einfache Form eines ausgehöhlten Baumstammes hindeutet. Früher wurden auch Fürstenleichen darin verwahrt; so wurde Herzog Berchtold III. von Zähringen, der in einer Fehde bei Molsheim 1122 erschlagen war, in „eim ausgehauen Baum“ nach St. Peter geführt.[1]) Wie in anderen Gegenden Süddeutschlands[2]) wurde die Leiche wahrscheinlich auch im Badischen mancherorts, in Leinwand genäht, aus einem Sarg gehoben, der für alle diente, und nun ließ man sie langsam ins Grab gleiten. Im Schapbachthal kannte man nach der Erzählung eines Greises das „Dode-usleere“. Nachdem der Pfarrer am Grabe seine Sach in Ordnung gemacht und die Leute sich verlaufen hatten, leerte man den Totenbaum aus und deckte ein altes Getüch über die Leiche, worauf der Totengräber das Grab zuschaufelte. Der Gemeindetotenbaum blieb aber immer da stehen, wo man ihn zuletzt gebraucht hatte. Erst die badische Regierung schaffte dieses Dode-usleere ab.

Am Tage vor der Beerdigung finden sich in Todtmoos (St. Blas.) „zur Totenbaumlegung“ um 4 Uhr Nachmittags, weil man da den Heiland ins Grab legte, die Verwandten und Nachbarn ein. Eine „Hausandacht“, aus dem Armenseelenrosenkranz und der Litanei bestehend, wird gehalten. Am anderen Morgen ist eine halbe Stunde vor der Beerdigung der sogenannte „Ablaß“, der aus dreimal 5 Vaterunsern besteht, und zwar, wo möglich, im Freien. Auch in Gutach und im Lehengericht wird eine Andacht am Sarg gehalten, der Tote wird hinausgebetet. Vielerorts wird der Tote unter einigen Vaterunsern und etwa dem Glauben in den Sarg gelegt, während in dem protestantischen Sterbehause der Geistliche betet und Schulkinder dazu singen; diese an einzelnen Orten wie Nüstenbach ohne Unterschied der Konfession. Der Sarg wird noch hie und da, z. B. in Rotzel (Säck.), mit Weihbuschkräutern ausgeräuchert oder auch bei Freiburg mit Stückchen von Palmen, mit gesegnetem Reis, ausgestattet. Den weißen Sarg der Ledigen schmücken in Sexau und anderen Orten „Totenmaien“, in Freiolsheim ein „Tschabelkrüz“, ein weiß verziertes Kreuz. Im

[1]) Zeitschr. f. d. Geschichte des Oberrheins 23,429.

[2]) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 273.

oberen Kinzigthal bleibt der Sarg offen, bis der Leichenzug beginnt. Vor dem Schließen nimmt jedes Familienmitglied mit der Rechten Abschied vom Toten. Die verheirateten Toten werden meistens von den vier Nachbarn getragen und zwar in Schatthausen (Wiesloch) ohne Unterschied der Konfession, die ledig Gestorbenen von ledigen Burschen. Jene nachbarliche Hilfe ist alt: nach dem Weistum des Kappelrodecker Bauerngerichts aus dem 15. Jahrhundert sollen, „wann ein Lich ist, zwen die nechsten Nachgeburen graben und darnach vier die nechsten den Baum machen und zue Kirchen tragen oder der nechste zue Kirchen fueren (fahren), der da Fuerung (Fuhrwerk) hat.[1]) Die Träger waschen sich in Reichenbach (Gengenbach) zuvor die Hände. In einzelnen Dörfern des Ober- wie des Unterlandes muß der Tote, die Füße voran, „fürse“, hinausgetragen werden, wie man um Lenzkirch sagt: „wil ers im Lebe au nit anders g'macht hät“, in Untergrombsbach (Bruchs.), damit das Haus nicht aussterbe, aber um Bretten offenbar der ältesten Anschauung gemäß, damit der Tote nicht wiederkomme.[2]) Nur Priesterleichen sollen im Schwarzwald (wo?) umgekehrt mit dem Haupt voran getragen werden, die Füße dem Gefolge zugewandt.[3]) Um die Wiederkehr des Toten zu verhindern, muß in Kl. Laufenburg und Rhina bei Murg während der Beerdigung Jemand zu Hause bleiben, und das Licht, das bei dem Toten gebrannt hat, darf nicht ausgelöscht werden. In und um Bonndorf wird der Leiche Weihwasser aus Furcht nachgeschüttet, ebenso in Helmstadt ein Topf Wasser über die Treppe hin. Vor manchem katholischen Sterbehaus z. B. in Schapbach steht der Sarg von brennenden Kerzen umgeben, im Glotterthal steckt man einen am Beerdigungstage kirchlich geweihten Wachsrodel mit dem Kreuz darauf, anderswo zwei Kerzen und dazwischen das Kruzifix. In vielen Dörfern geht aus jedem Hause wenigstens Eins mit zur „Leich“, in Ringelbach sogar Zwei. In Dörfern gemischten Bekenntnisses, wie z. B. Schatthausen (Wiesl.) oder Handschuhsheim (Heidelberg), beteiligt sich die ganze Gemeinde, die Evangelischen zusamt den Katholiken. Nach der Oberacherner Dorfordnung von 1480—90

[1]) Zeitschr. f. d. Geschichte d. Oberrheins 23,429.
[2]) Vgl. Lammert, Volksmedizin in Bayern S. 105.
[3]) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch 2,173.

soll, „wann ein ellender (fremder) Mensch in dem Dorfe stirbt, aus jedem Hause ein opferbar Mensch mit der Leich gehen, und wenn man zue der Kirchen kommt, sa mag ein Jeder heimgehn und ist unverbunden zu dem Wein zu gehn.[1]) Die Gefolgsleute drücken in Villingen dem „Leidführer" oder der „Leidführerin" ihr Beileid mit den Worten aus: „Tröst Gott die arm Seel". Dem katholischen Leichenzug werden Totenfahne und Kreuz vorangetragen, dann kommen wohl Kinder, der Pfarrer, der Mesner und 2 Ministranten, dann der Sarg, dann Männer und endlich die Weiber, die Männer oft barhäuptig. „Die im Leid laufen", pflegen das eigentliche Gefolge zu führen, und sie tragen oft Kerzen, seltener das ganze Gefolge. Aber die Anordnung ist auch, z. B. nach dem Geschlecht des Verstorbenen, verschieden. Die altväterische Form des Zuges hat sich in Simonswald erhalten, ist übrigens zum großen Teil auch noch in vielen andern Gegenden maßgebend. Zwei seiner schönsten Ochsen fahren den Simonswälder Bauer zur letzten Ruhe; hinter dem Wagen schreiten die Verwandten und Nachbarn in zwei Reihen, laut den Rosenkranz betend. Bei jedem Hofe und jeder Wegmündung verlängert sich der Zug. „Herr, gieb ihm die ewige Ruhe" beten sie rechts, „Und das ewige Licht leuchte ihm" antworten sie links, immer und immer wieder, worauf dann das Vaterunser anhebt. Vor dem Friedhof segnet der Geistliche mit den Ministranten und Sängern den vom Wagen gehobenen Totenbaum ein, der dann von den Trägern unter einem Trauerchor auf die Achsel genommen und unter Geläute der Erde übergeben wird. Der Geistliche spricht am Grabe noch ein Gebet, eine Handvoll Erde wird nachgeworfen, Weihwasser in Kreuzform darüber gesprengt. Die Leichenträger haben in manchen Dörfern um Kehl, Karlsruhe und Bruchsal einen Rosmarinzweig in der Hand, in Graben im Munde, sowie hier auch der kreuztragende Schuljunge. Beim Einsenken des Sargs werfen sie ihn ins Grab. In Diedelsheim (Bretten), Zuzenhausen (Sinsh.), Dilsberg und Siegelsbach gilt der Rosmarinzweig als eine geringere Gabe ärmerer Leute, die die Reichen durch eine Citrone ersetzen, die zum Andenken an den Toten auch der Pfarrer, Lehrer und Mesner erhalten. In weißer oder weiß und schwarzer Kleidung, auch wohl

[1]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 14,282.

mit Kränzen und Sträußchen geschmückt, gehen die Mädchen, insbesondere die Frauenbildmädchen, die Muttergottesträgerinnen, beim Jungfernbegräbnis und tragen auch wohl einen Kranz hinter dem Sarge drein. Früher zogen die Frauen von Höhefeld (Werth.) zum Begräbnis eine weiße „Ziehhaube“ über ihre andere, wie zum Abendmahl, und trugen dazu ein weißes Halstuch, alles Andere schwarz. In Bahlingen und Köndringen werden in der Trauer die Flügel der Hornkappe gesenkt. Früher schritten die Paten und die Leidtragenden in Thiengen (Freib.) bei Taufen und Beerdigungen in langen kuttenartigen schwarzen Röcken einher, deren es 6—7 im Orte gab, die man sich gegenseitig lehnte. Da erklärte ein Pate, er ziehe keinen entlehnten Rock an, und seitdem kam die Sitte bei den Taufen und dann auch bei den Leichen ab. „I ha e guet Werk due; d'Götti derfe doch nimme Röck lehne“, rühmte sich jener nachher. Zuweilen folgen auch Bruderschaften, so in Lauda (Tauberb.) seit dem Mittelalter eine Totenbruderschaft. Beim Tode eines Mitglieds schlug ein Knabe mit einer Rute an die Thüre der Häuser und rief: „Ein Bruder (oder eine Schwester) ist gestorben.“ Aus Bergdörfern, die keine Kirche haben, ziehen zwei Stiere den Wagen zum Kirchdorf hinab, wobei der Fuhrmann nicht mit einer Geisel, sondern mit einer geflochtenen Rute, anderwärts mit einem Hollunderstabe,[1]) antreibt. Eine trächtige Stute darf im Prechthal den Leichenwagen nicht ziehen, wie auch in Waldprechtsweier (Rast.) schwangere Patinnen eine Kindsleiche nicht tragen dürfen. Der Leichenzug darf, z. B. in Kirchhofen (Staufen), nicht auf Nebenwegen, auch wenn sie kürzer sind, gehen, und wenn die Toten nicht an einer Hauptstraße wohnen, so werden sie in Kuppenheim (Rast.) in diese im Totenwagen geführt und dort vom Priester eingesegnet. Man darf auch nicht zerstreut gehen, dann giebts bald wieder eine Leiche. Deshalb dürfen dem Zuge nicht viel Leute oder Fuhrwerke begegnen.[2]) Wenn in Wittlekofen (Bonnd.) eine Frau zuletzt zum Begängnis kommt, stirbt zunächst eine Frau, andern Falles ein Mann. Ebenso in Rickenbach (Säck.) dasjenige, das zuerst einer Leiche begegnet. Eine Sonntagsleiche zieht in Bohlingen (Radolfz.) vier Wochen später

[1]) Montanus, D. Volksfeste 2,140.
[2]) Vgl. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 5,97.

einen Toten nach sich, ähnlich in Oberglashütte (Meßk.) eine Freitagsleiche. Während der katholische Leichenzug unter Gebeten dahinzieht, wird der evangelische an vielen Örtern von den Gesängen der Schuljugend bis zum Gottesacker und bis zum Grabe begleitet. Unterwegs wird in einzelnen Dörfern der Sarg niedergesetzt, in Graben bei jeder Straßenecke, in Huchenfeld (Pforzh.) wegen der drei höchsten Namen dreimal, in Bötzingen (Freib.) vor dem Geburtshause des Toten, häufiger z. B. um Karlsruhe vor der Kirche. Bei diesem Niedersetzen pflegt der Hut gelüpft zu werden, in Einbach (Wolf.) von den männlichen Verwandten nach jedem „Geheimniß“ bei dem „Ehre sei Gott dem Vater“ u. s. w. In Ödsbach (Oberk.) wird der Tote auf Verlangen seiner Hinterbliebenen beim letzten Bildstock der Gemarkung „abg'schirmt“, d. h. ein Freund des Verstorbenen bittet für diesen um Verzeihung, sollte er den Einen oder den Andern beleidigt haben. Vor der Kirchthüre wird dann der Sarg eingesegnet. In Hänner (Säck.) zieht der Geistliche bis zum Thor des Kirchhofs, begleitet von vier Burschen, die an hohen Stangen brennende Laternen tragen, der Leiche entgegen.

Die eigentliche Bestattung erfolgt nach dem Ritus der betreffenden Kirche; im protestantischen spielt die Leichenrede eine große Rolle, deren Text in Kieselbronn (Pforzh.) dann häufig zur Inschrift des Grabkreuzes gewählt wird. Der Kirchenchor singt in manchen Dörfern auch noch am Grabe. Eigentümlich wurde bis vor einigen Jahren in Würm (Pforzh.) am Grabe der Sarg einer ledigen Person zum letzen Abschiedsgruß noch einmal geöffnet. Nach dem Segen dankt in Eisingen (Pforzh.) meistens ein Angehöriger für Alles, was dem Toten Gutes gethan ist, und für das Leichengeleite. Dagegen, wenn die Leiche in die Erde versenkt wird, klagen in Buchen die Angehörigen laut fast die ganze Lebensgeschichte des Toten der Trauerversammlung vor, und auch in Neusatzeck (Bühl) und Handschuchsheim (Heidelb.) brechen sie nach dem Weggang des Geistlichen vom Grabe in lauten Jammer aus. Man wirft Erde hinab und in einzelnen Dörfern, wie Helmsheim (vgl. S. 592), die Träger oder auch die Verwandten Rosmarin. Die Katholiken besprengen den eingesenkten Sarg mit Weihwasser. Auf dem Gottesacker bleiben in Ottenhöfen (Achern) dann nur Wenige beim neuen Grab, aber

die Meisten gehen an das Grab eines Verwandten und verrichten dort ein stilles Gebet.

Selbstmörder werden an verschiedenen Orten verschieden behandelt, z. B. in Efringen (Lörrach) wie die andern Toten; aber z. B. in Linkenheim (Karlsruhe) wird ihnen zwar Gebet und Rede des Geistlichen, aber kein Sang und Geläute zu Teil, und sie werden abseits von der Gräberreihe an der Mauer bestattet, wie auch die bei Hartheim (Staufen) vom Rhein geländeten Leichen.

Vorzeichen bietet auch diese ernste Handlung genug dar. Fällt die Erde dumpf auf den Sarg oder löst sich ein Stück von der Wand des Grabes ab, so stirbt bald wieder Jemand aus der Familie. Ja dieser droht Aussterben, wenn das Grab einsinkt, „sich setzt“.[1]) Ins Grab regnets dem Gerechten und Glücklichen in Unzhurst (Bühl) wie Hettingen (Buchen), so auch in Hessen.[2]) Dumpfes Grabgeläute ist wiederum von böser Vorbedeutung.

Während des Trauergottesdienstes behalten die männlichen Verwandten in Gutach, Oberwolfach (Wolf.) und Zell a. H. den Hut auf dem Kopf, auch beim Gang um Tumba und Altar. Nach diesem schütteln im Kinzigthal Hunderte dem Leidtragenden die Hand mit dem Wunsche: „Glück ins Leid“ (S. 583). In Gutach bleiben die Trauerleute vor der Kirchthüre stehen und lassen die Andern, die dem Toten die letzte Ehre erwiesen, vor sich vorüberziehen. Dann geht es in Wirtshaus, wo der nächste Verwandte mit einer Flasche Wein und einem Trinkglas von Tisch zu Tisch geht und jedem Anwesenden einen Trunk bietet. Nach dem Trunk wird das Glas wieder bis an den Rand gefüllt. Das ist der Dank für das Geleite. Auch in Ortenberg (Offenb.) behalten die nächsten Verwandten nicht nur während der Seelenmesse bis zur Wandlung, sondern auch bei der Einsegnung am Hause, im Leichenzuge und am Grabe ihre Hüte auf, auch tragen sie keine Kerzen wie in andern Gegenden. Reichere bestellen Musik, die auf dem Heimweg sofort nach Verlassen des Friedhofs heitere Weisen spielt. Die nächsten Verwandten und Nachbarinnen erhalten von den Angehörigen des Toten einen Wachsstock, sind also verpflichtet, der Beerdigung und dem Trauergottesdienst beizuwohnen.

---

[1]) Vgl. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch 1, 203.

[2]) Wolf, Beiträge 2, 367.

Am darauffolgenden Sonntag wird das „Lichtmohl“ Leichenmahl gehalten, wozu die Leichen-, Fahnen- und Kranzträger kommen. Solch ein Leichenmahl, auch „Leichentrunk“, „Totenmahl“, „Totenschmaus“, „Leichenimbs“ oder „Leidschenki“ genannt, findet gewöhnlich gleich nach der Seelenmesse meistens im Wirtshause, seltner und zwar bei Reicheren im Sterbehaus statt. Schon im 8. Jahrhundert von der Kirche verboten,[1]) ist es zwar jetzt an vielen Orten von Neuem verboten und abgekommen, besteht aber an vielen anderen fort. Meistens gehen nur die Auswärtigen dazu ins Wirtshaus, oder nur die Träger erhalten ein einfaches Mahl, das „Trägermahl“ in Amoltern im Kaiserstuhl; in Birkendorf (Bonnd.) und Singen betet der Wirt dazu, während in Rickenbach (Säck.) und Wittlekofen (Bonnd.) die Teilnehmer fünf Vaterunser darnach, in Altheim (Überl.) ein kurzes Gebet unter Anzündung von Kerzen beten. In Schwanheim sitzt der Witwer beim Leichenschmaus stundenlang in unbeweglicher Trauer da. In der Nähe von Staufen giebt man aber gewöhnlich zwei Essen, eins sofort für die Verwandten oder Auswärtigen, eins einige Tage oder Wochen später für die Träger. In Bohlingen (Radolfz.) hält man nach der Seelmesse ein Mahl und nach dem dritten Seelopfer einen solennen Schmaus. Früher waren auch die Hanauer und Baaremer Leichenschmäuse sehr üppig. Am Totenmahl nahmen in Reichenbach (Gengenb.) oft über hundert Menschen teil, und in Tegernau (Schopfh.) soll es nach einem schwelgerischen Essen auch zum Tanzen kommen. Dicht nebeneinander wechselt der Charakter dieses Brauchs. In Rickenbach (Säck.), wie bemerkt, ist er ernst, im nahen Herrischried heiter. Auf dem hohen Schwarzwald singt man wohl zum Schluß ein lustig Liedlein. In Oberlauda (Tauberb.) geht es oft lustig her wie beim Hochzeitsschmaus und auch in Berolzheim (Tauberb.) nicht immer trauergemäß. Viehgespräche, Kaufverträge, Kartenspiele füllen im Schapbachthal oft dieses Fest, bis es in Trunkenheit und Rauferei endet. Und so verläuft in Wilfingen (St. Blasien) nicht nur das Leichenmahl, sondern auch die „Johrzitt“, die Feier des Jahresgedächtnisses des Todes. — Im Kleinen Wiesenthal müssen der Pfarrer und der Lehrer am Beerdigungstage ihren Lohn bekommen, in Öschelbronn (Pforzh.) überhaupt die Begräbnis-

[1]) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch 1, 204.

kosten sofort bezahlt werden, und wenns Geld geliehen werden müßte, weil sonst der Tote keine Ruhe im Grabe hätte. Das wirksamste Mittel gegen Wiederkehr des Toten ist in Schutterthal (Lahr) und Nesselwangen (Überl.) Messelesen oder auch Beten und das Gelöbnis einer Wallfahrt. Namentlich Selbstmörder, Erhängte, Ungläubige, Meineidige, Betrüger kommen wieder, zumal in den Adventsnächten; aber auch wer zu wenig Gutes gethan und ein Gelübde nicht erfüllt hat, so in Oberhof (Säck.) sogar eine Frau, die beim Almosenempfang dreimal zu wenig „Vergelts Gott“ gesagt hatte. Ein unredlicher Fruchthändler verstarb in einer fremden Stadt, während dem ihn seine Neuenburger Angehörigen an einem Tisch schreiben sahen. Seitdem erdrosselte er ihnen das Vieh und schädigte sie vielfach, so daß die Nachkommen verdarben und ausstarben. Grenzsteinverrücker werden im Oberland „brünnige Männer“ d. h. Irrlichter. Höchst seltsam wird in Kirchhofen (Freiburg) erzählt, der Krach, der in ganz Deutschland gehört sei, als die drei Monarchen sich nach der Leipziger Schlacht zum Gebet auf die Kniee warfen, habe alle umgehenden Geister erlöst.

Dem Hohen Schwarzwald ist das „Leichen- oder Totenbrett“ eigen; man sieht es noch in den Amtsbezirken Neustadt, Bonndorf und Villingen, etwa zwischen dieser Stadt und dem Titisee, oft stark vermorscht auf den Wegen liegen. Der Tote wird aus seinem Bett gehoben und auf ein Brett von seiner Größe gelegt und so „verwacht“. Nach seiner Einsargung oder Beerdigung aber reißt man auf dieses Brett mit der Säge oder dem Messer drei Kreuze, und von Manchem wird auch das Jahr des Todes und der Namenszug des Verstorbenen beigefügt. Dann wird das Brett als Steg über ein fließendes Wiesenwasser oder auch der Länge nach neben einen Fußweg gelegt. Einige befestigen es mit sechs langen Holznägeln im Boden. Beim Überschreiten oder Vorübergehen soll Jeder ein Vaterunser für das Verstorbene beten, selbst der kleine Bube, der mit seiner Mutter das Brett betritt, muß das thun und dabei sein Hütle abziehen. Entweder liegt ein einzelnes Totenbrett nahe dem Wohnhause des Verstorbenen auf dem Eigentum seiner Angehörigen, oder ihrer viele liegen an einem Orte zusammen, wie denn z. B. Kappel bei Lenzkirch alle seine Totenbretter am Fußpfad gegen die Wutach hat. Da kann man noch etwa 20 aus ganz verschiedenen Jahrgängen sehen. Um Lenzkirch legte man

sie früher sorgfältig gegen Osten, und ein Greis erzählte, daß die Leute damals eine halbe Stunde weit gelaufen seien, um einen geeigneten, von der aufgehenden Sonne beschienenen Platz für sie zu finden. In Mettenberg (Bonnd.) wird der Spreuer- oder Strohsack, auf dem die Leiche lag, unter fünf Vaterunsern verbrannt, wie es auch in Westfalen und in Thüringen vorkommt und zwar im letzten Lande, damit der Tote nicht wiederkehre. Auf den Zinken Neuglashütte und Berg bei Raithenbuch (Neust.) wird oder wurde samt dem Sterbestroh auch das Brett verbrannt. Niemand nimmt ein solches Brett weg oder bringt es aus seiner Lage. Es bleibt liegen, bis es verfault ist. In Bonndorf meint man, in dem Grade, wie es verfaule, verwese auch die Leiche im Grabe. Die Meisten bezeichnen übrigens jetzt das Brett nicht mehr und benützen es wieder wie vorher. Viele haben überhaupt kein Totenbrett. Der Brauch ist im Erlöschen.[1])

Man hielt bisher das Toten- oder „Rebrett", das dieselbe Bestimmung hatte wie das badische, wenn es auch meistens aufrecht in die Erde gepflanzt wurde, für ein bajuvarisches Sondereigen, das höchstens noch in die fränkischen, aber nicht einmal in die schwäbischen Nachbargebiete eingeführt worden sei.[2]) So lag es nahe, auch die Schwarzwälder Leichenbretter auf bayrische oder tiroler Einwandrer, wie sie in der That als Harzer und Holzhauer im 16. und 17. Jahrhundert auf den Hohen Schwarzwald gekommen sind, zurückzuführen.[3]) Aber das Brett kann auch ebensowohl alemannisch sein; denn auf der Züricher Landschaft brachte man früher die Leiche auf einem Brett oder Laden zum Grabe und ließ sie von diesem in die offene Erde hinabgleiten, wie man sie früher in Baden aus dem Totenbaum ausleerte (S. 590). Man legte dann den Laden beim Wohnhaus als Steg über den nächsten Wassergraben oder richtete, wie um St. Gallen geschah, eine Gedenktafel in Form eines Sargbrettes, die mit dem Namen des Verstorbenen bezeichnet war, im Hausgarten auf.[4]) Aufgerichtet oder niedergelegt sah man sie auch noch bei Sirnach im Thurgau und in Appenzell-Inner-

[1]) Vgl. E. H. Meyer, Über die Totenbretter in der Festschrift zur 50jährigen Doktorjubelfeier Karl Weinholds, 1896.

[2]) Hein, die geographische Verbreitung der Totenbretter, Mitteilungen d. Anthropol. Gesellschaft in Wien 24, 56, vgl. 21, 85.

[3]) E. H. Meyer a. a. O.

[4]) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch 1, 193.

rhoden.[1]) Einen tieferen und weiteren Hintergrund würde diese Sitte bekommen, wenn dieses Brett als dürftiger Ersatz eines Totenbaums früher in noch engerem Verbande mit dem Grabe geblieben wäre, wie es ja noch auf der Züricher Landschaft wenigstens bis zum Grabe mitgeführt wurde. Wurde es nicht früher auf den Toten mit ins Grab hineingelegt, um ihn vor der darüber geworfenen Erde und vielleicht sich selber zu schützen vor dessen Wiederkehr? Oder wurde es nicht zu dem letzteren Zweck oder auch zum Gedächtnis oben auf das Grab entweder aufrecht hingestellt oder auch einfach niedergelegt? Alle drei ältere Formen scheinen durch unsere alten Volksrechte bezeugt zu werden. Die leges Bajuvariorum Tit. 19, C. 8 erwähnen ein „lignum insuper positum", ein Brett, das über den toten Körper zum Schutz gegen das eingeworfene, oft steinige Erdreich gelegt wurde, aber auch jenen anderen Sinn gehabt haben mag. So wurden in den alten Reihengräbern bei Gauting Holzschichten unmittelbar oberhalb der Toten beobachtet.[2]) Das salische Gesetz Tit. 339 spricht von einem „(ch)aristado h. e. stapplus super mortuum missus", d. h. von einer Heersäule oder einem Stappel, der über dem Toten ins Grab eingelassen sei. Stappel aber kann nach dem noch rheinischen Stöppel, Stüppel und den übrigen germanischen Sprachen,[3]) sowie nach der Grundbedeutung des altfranzösischen Estaplel nur Stütze, Säule, Pfosten bezeichnen. Dieser aufrecht stehende Gräberschmuck aus Holz nähert sich also sehr jenem nach der Beerdigung aufgerichteten Totenbrett. Noch mehr gilt das von dem im salischen Gesetz weiterhin angeführten Gräberschmuck, dessen Name Selave zwar noch nicht aufgeklärt ist, dessen Beschreibung aber als „ponticulus, sicut mos antiquorum faciendum fuit", d. h. als eines nach altem Brauch aufs Grab gelegten Steges, sofort wiederum an das zum Steg benutzte Totenbrett erinnert. Das Totenbrett dürfen wir hiernach nicht nur für die Bayern, sondern auch für die Alemannen und Franken in Anspruch nehmen, während es in Niedersachsen und in Thüringen bisher nicht nachweisbar ist. In der ältesten Zeit, die voll Gespensterangst war, berührte es, deckte es den Toten unmittelbar,

[1]) Osenbrüggen, Wanderstudien 1, 304.

[2]) Lindenschmitt, Handbuch der deutschen Altertumskunde 1, 98. 126. Graf Hundt in den Sitzungsberichten d. bayer. Akad. d. Wissenschaften 1866. II, 3, 409.

[3]) J. Grimm, Kleinere Schriften 2, 257.

um ihn festzulegen und seine gefürchtete Wiederkehr zu verhindern; in der späteren befreite man ihn von dem unmittelbaren Drucke und ließ sich an einem Pfahl oder Brett auf dem Grabe genügen, die nun hier in der Oberwelt mehr und mehr zu schmückenden Erinnerungszeichen wurden. Die Kirche aber duldete statt oder neben dem Kreuze auf den Gräbern das heidnische Beiwerk nicht und verbannte es vom christlichen Friedhof. Aber draußen im Freien legte und stellte das Volk, am treusten und ausdauerndsten das bayrische, die Gedenkzeichen an seine Toten bis in unsere Tage, versah sie mit Kreuzen und betete bei ihnen ein Vaterunser.

Die Totenehrung ist nicht mit dem Beerdigungstage abgeschlossen. In Pfohren (Donauesch.) z. B. betet man noch einen Monat hindurch am Abend, „wenn g'futteret isch", einen Rosenkranz und brennt beim Besuch der Kirche den Wachsstock. Das Gebet und auch das Brennen des Wachsstocks besorgt anderswo, z. B. in Oberwihl (Waldsh.) und Wolpadingen (St. Blasien), die „Betfrau" oder „Grabfrau". In Aftholderberg (Pfullend.) wird ebenfalls vier Wochen lang allabendlich im Hause der Rosenkranz gebetet und zwar mit den Nachbarn, und nach Ablauf der Zeit wird mit ihnen ein Mahl mit Speck und Most eingenommen. In Häg im Wiesenthal muß vier Wochen täglich eine Person am Grabe bei brennender Kerze 5 Vaterunser und den Glauben beten, außerdem aber werden 4 Opfer dargebracht, am Beerdigungstage, am siebenten, am dreißigsten nach dem Tode und am Jahrestage; nach jedem Opfer wird in der Kirche und am Grabe gebetet. In Bermatingen (Überl.) wird an solchen „Jahrtägen" und den „Quatemberjahrtägen" nach dem Gottesdienst ein Korb voll „Schildbrote" an die Armen gespendet, die für die Brotstifter 5 Vaterunser und den Glauben gebetet haben. Der Jahrtag, der um St. Blasien die „Johrzitt" heißt wie im skandinavischen Norden früher die „ártíd", mit seinem oft wilden Ausgang, ist schon oben erwähnt worden. Im evangelischen Thiengen (Freib.) sitzen die Leidtragenden in der Kirche etwa ein Jahr lang unten in der hintersten Bank und tragen Leid bis zu zwei Jahren. Die Gräber werden durchweg gut gehalten, doch liegen sie z. B. in Dilsberg den größten Teil des Jahres verwahrlost da, obgleich es dort heißt: „auf wessen Grab eine Distel wächst, der ist verdammt". Die evangelischen Gräber haben in

Schatthausen (Wiesl.) einen sog. „Grabstock“, ein einfaches Brett mit einem kleinen Kreuz darauf, die katholischen ein großes Kreuz. In Schwarzach (Bühl) sind die Gesichter der Toten gegen den Eingang des Friedhofs gewendet, der Priester wird in entgegengesetzter Richtung gelegt: „der Hirt sieht gegen die Herde“. In Reichenbach (Gengenb.) verwendet man nicht nur auf die Särge, sondern auch auf die Kreuze und Denkmäler viel Kosten. Eigenartig sind in Helmsheim (Bruchs.) die zwei Tauben auf dem Grabkreuz; man darf sie aber schwerlich mit den Tauben in Zusammenhang bringen, die nach Paulus Diaconus 5, 34 auf den Stangen angebracht waren, die die Langobarden auf ihre Gräber setzten. Im oberen Kinzigthale beten die Leute nach jedem Gottesdienst Sonntags oder Werktags über den Gräbern und schmücken sie an jedem Feiertag, so lang es Blumen giebt. An den Kirchweihtagen spendet man ihnen an vielen Orten Weihwasser, womit in Bermatingen (Überl.) die Kinder an Sonntagen die Grabgefäße füllen. Im 16. Jahrhundert, wie Lorichius in seinem Aberglauben bezeugt, stellte man an Allerseelen Wein, Brot und andere Speisen auf die Gräber.[1]) Und den schönen Brauch, an Allerheiligen und Allerseelen die Gräber mit Blumen und auch Lichtern zu zieren, üben in manchen Dörfern auch die Evangelischen. In Langenbach (Wolf.) gehen sogar die Dienstboten an diesen Tagen in ihre Heimat, um ihre Verstorbenen mitzufeiern. In Oberlauda (Tauberb.) erleuchtet die Jugend ausgehöhlte und mit einer Inschrift ausgeschnittene Rüben und setzt sie auf die Gräber. Hier beten Einzelne an den verschiedenen Gräbern, dort am Kruzifix vereinigen sich Mehrere zum Rosenkranz. Der Besuch schließt mit einem Lied. Entwendet aber ein Kind Etwas von einem fremden Grab, so erscheint vor ihm die Seele des beraubten Toten in der Nacht und fordert ihr Eigentum zurück. Ein Rest der alten ursprünglichen den Toten zugedachten Speisung hat sich wohl in den Seelenwecken erhalten, die den Kindern z. B. um Freiburg namentlich von den Paten geschenkt werden.

---

[1]) Vgl. Birlinger, Aus Schwaben 2, 135 ff.

IX. Rückschau.

Der Hauptstock der Sitte und somit der Charaktereigenschaften unseres Volkes ist durch ganz Deutschland der gleiche und bezeugt ebenso sehr oder fast noch mehr als die Körperbildung, die Sprache, der Hausbau, das Lied und die Sage die Einheit deutscher Art und deutschen Lebens. Man erstaunt über die tiefgreifende Übereinstimmung nicht nur der sittlichen und geistigen Grundzüge, sondern auch zahlreicher feiner innerer Einzelmerkmale, die das deutsche Volkstum trotz seiner politischen und konfessionellen Zersplitterung und trotz der bedeutenden Unterschiede des Bodens und des Klimas von den Alpen bis zur See durchdringt und von den Nachbarvölkern mehr oder minder scharf absondert. Überall auf heimischer Erde, mag sie die Nordsee oder der Bodensee bespülen, tritt uns ein fester unverkennbar deutscher Bauerntypus entgegen, zwar mit wechselnden Temperamenten, aber mit gleichem innersten Herzensleben.

Diesen Typus trägt auch das badische Landvolk, jedoch in einer Doppelform, in einer alemannischen und in einer fränkischen Abwandelung. Der Unterschied dieser beiden Stämme biegt das Wesen der badischen Bauerschaft entweder nach der einen oder nach der andern Seite hinüber. Der Franke tritt im Norden seines Stammgebietes, z. B. in Kurhessen, dem ruhigen, zähen, nicht hervorragend intelligenten, aber tüchtigen, gewissenhaften, nicht prozeßsüchtigen, aber auf seinem guten Recht bestehenden, an seiner Tracht und seinem geschlossenen Hof festhaltenden Niedersachsen und Althessen ganz ähnlich gegenüber wie im Süden, in Baden, dem Alemannen. Der südhessische Franke lebt in seinen Kleinwirtschaften leichter, betriebsamer, intelligenter und moderner als sein nördlicher Nachbar dahin, beweglich, schmiegsam, handelslustig, wißbegierig, erfahren, der Belehrung zugänglich, bescheiden im Auftreten, aber überzeugt von seiner Schlau-

heit und am eitelsten, wenn er sich selbst einen dummen Bauern nennt.[1]) Fügen wir hinzu, daß er sich über eine Verlegenheit oder ein Leid leichter als jener durch einen Scherz oder, sangeslustig wie er ist, durch ein Lied hinwegsetzt. Stimmt dieses Bild nicht fast Zug für Zug zum badischen Franken, wenigstens zum Pfälzer? — Aber noch ein anderer Gegensatz, der große natürliche des Gebirges mit seinen einsamen Höfen und der dorfreichen Ebene, prägt die Bewohner entweder mehr ernst oder mehr heiter aus, und der „Wälder“ und der „im Land“ fühlen auch diesen Unterschied und sind oft nicht gut auf einander zu sprechen. Der offene Markgräfler des Wiesenthals mit seinen zarteren Bräuchen, den uns Hebel so freundlich vorführt, und der benachbarte verschlossenere, derbere Hotze oben auf dem Walde verstehen sich nicht immer. Dazu haben freilich noch zwei andere Unterschiede beigetragen, nämlich zunächst der der Konfession. Der katholische Bauer fühlt sich von Heiligen und „gewiehenen“ Dingen umfangen und stärker an das Gotteshaus gefesselt; der protestantische schließt sein Vertrauen mehr um den einen Gott und seinen Sohn und pflegt der Mystik weniger ergeben und weltkundiger zu sein. Weiter fällt der Vermögensunterschied schwer ins Gewicht: die Not gleicht den armen Odenwälder im Norden dem alemannischen Hotzen im Süden in vielen Stücken an, und der reiche Hofbesitzer des Nordens wie des Südens verliert leicht die bäuerliche Bescheidenheit und wird ein stolzer Protz, der auf die kleinen Leute verachtungsvoll herabsieht. Endlich erwachsen aus gewissen lokalen Eigenheiten nicht unbedeutende Charakterunterschiede selbst unter den Bewohnern eines engeren Gebietes. Die unruhigen demokratischen Haslacher sind Nachbarn der gesetzten loyalen Wolfacher, und mehrere aneinanderstoßende Seitenthäler der Kinzig und der Elz scheiden sich nach dem Charakter ihrer Bevölkerung fast so scharf von einander, wie manche Thäler im schweizerischen oder Tiroler Hochgebirge.

Das Grundgewebe der bäuerlichen Seele flicht sich aus folgenden sittlichen und geistigen Eigenschaften zusammen. Voran steht der Fleiß, der von den Kiesbänken im Rhein bis zu den steilsten Tannenwildnissen des Schwarzwalds unermüdlich sich rührt; da-

[1]) Vgl. Bäuerliche Zustände in Deutschland hg. v. Verein für Sozialpolitik 1, 1883, 112.

zwischen steigen die Matten und Felder und Rebgärten und wiederum die Matten frisch bewässert und wohl gepflegt auf. Denn von früher Jugend an fühlt sich der badische Bauer zur Arbeit bestimmt, der Hirten-, wie der Mennebue. Das ganze Ingesinde ist eine Arbeitsgenossenschaft, deren Eifer in der Ernte- und Dreschzeit den Höhepunkt erreicht, weshalb gerade dann der Träge oder Dumme ganz besonders dem Hohne ausgesetzt ist (S. 428. 436). Werden einerseits die Kinder wohl schon als Arbeitskräfte ausgebeutet, so erscheint anderseits mancher Hof, der sich um die neuen zeitersparenden Erfindungen nicht kümmert, mit Arbeitskräften übersetzt. Hie und da im Gebirge lähmt auch die Branntweinpest das freudige Schaffen. Um Walldürn beschränkt sich mancher Bauer aus Bequemlichkeit auf die notwendigste Thätigkeit und überläßt, wenn nicht etwa die Frau drängt, Kleid und Gerät, Stall und Haus dem Verfall. Und so ist auch der vom Arbeitstrieb vielfach bedingte Reinlichkeitssinn sehr ungleichmäßig entwickelt. Mistgeruch und schlechte Stubenluft werden noch immer von Vielen, selbst von großen Hofbauern, nicht als Übel empfunden.

Zur Erhaltung dieser Übelstände trägt eine andere unverächtliche Eigenschaft bei, die oft rührende Genügsamkeit in den Ansprüchen an die Freuden des Lebens und selbst an körperliches Wohlbefinden. Der Bauer ist durchweg mäßig. Nur die Weingegenden gönnen nach einem guten „Herbst“ auch dem weniger Bemittelten häufiger ein paar Stunden harmlosen Genusses und launigen Scherzes. Ziemlich allgemein aber wird an gewissen Festtagen, namentlich auf der Kirchweih, geschwelgt, doch führt der Überschwang seltener als in Bayern zu blutiger Rauferei. In solchen hohen Zeiten des Jahres geht der Franke ganz in gemeindlicher, öffentlicher Geselligkeit auf, laut, oft theatralisch und ausgelassen, während der Alemanne auch seine Huskilbe, sein Hausfest mit den Seinen und dem Gesinde und dem Totendienst noch hochhält. Körperliche Leiden erträgt der Bauer und wohl noch öfter die Bäuerin mit großer, zuweilen heldenhafter Geduld, aber in ihrer oft unüberwindlichen Furcht vor dem Messer des Arztes ziehen sie wohl den Tod dem Verlust eines Gliedes vor. Zur Genügsamkeit stimmt die durchgängige Bescheidenheit. Zumal der Alemanne ist leicht „schiech“, scheu, schüchtern, unbeholfen, der Franke wird öfter der Eitelkeit geziehen, und seine Bescheidenheit ist mehr

eine feinere, nicht immer absichtslose Höflichkeit. Dadurch weiß er sich aber rascher zur Geltung zu bringen als jener. Viel Geld macht in den meisten Fällen beide stolz und zuweilen über Gebühr üppig (S. 325). Treuherzige Ehrlichkeit trifft man fast überall und auch Vertrauen, sobald der Bauer merkt, daß man ihm offen entgegenkommt. Andernfalls ist er freilich leicht sehr mißtrauisch, oder er nimmt eine diplomatisch beobachtende Haltung an und begegnet Einem mit überraschender Verschmitztheit. Vielerwärts hat übrigens die Ehrlichkeit ihre Grenzen z. B. beim Vieh- und namentlich beim Pferdehandel, sowie bei der Steuerzahlung und auch bei der Eidesleistung, die noch oft mehr wie ein Freundschaftsdienst, eine Eideshilfe, als wie eine Rechtshandlung aufgefaßt wird. Und wie steht es nun mit der Sittlichkeit und Frömmigkeit? Der Bauer besitzt ein großes Maß von Gottesfurcht und befiehlt Haus und Hof, Vieh und Feld in des Höchsten und seiner Heiligen Schutz. Er bethätigt sie auch durch fleißigen Kirchenbesuch und andere fromme Handlungen und gute Werke. Aber die Kirchlichkeit ist oft eine bloße Gewohnheitssache und deckt sich keineswegs mit der Sittlichkeit. Namentlich das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander in der Jugend ist nicht das beste, doch entwickelt sich nach der Eheschließung in der Regel ein starker Familien- und Häuslichkeitssinn. Dieser führte auch die wanderlustigsten Schwarzwälder Uhrmacher fast immer wieder zu ihrer grünen Heimat zurück. Er wird sogar auf die Tiere übertragen: der Kuh wird ahnd, heimweh im fremden Stalle, weshalb sie mit besonderer Liebe behandelt werden muß. Unter diesem Sinne hat nicht die Nachbarlichkeit, wohl aber das Genossenschaftswesen, das das deutsche Bürgertum von jeher auszeichnete, in den Bauerschaften stark gelitten. Es fließen alle Züge mehr oder minder zu einem oft über Gebühr zähen Beharrungsvermögen zusammen, das dem Bauer eine wohlthuende äußere und innere Ruhe, aber auch eine bequeme Schwerfälligkeit, eine bald nützliche, bald hinderliche Ausdauer im alten Herkommen verleiht. Gar manches Bäuerlein steht doch in der Welt da wie ein veraltetes, fast unzeitgemäßes Wesen. Noch ist der alte Lehmschlag des Fußbodens, wie man ihn vor zweitausend Jahren anwandte, nicht überall der Holzdielung gewichen, und aus den Kinzigwäldern, die in das elektrisch beleuchtete Triberg hinabschauen, holt man noch hie und da

den Kienspan zur unsicheren Beleuchtung der Arbeit der Spinnstube, wie in der Urzeit. Aber dieser konservativen Kraft verdankt der Landmann auch zum guten Teil die Erhaltung der Poesie des Lebens, all der zwar nicht immer tadellosen Vorstellungen, Sitten und Bräuche, die über sein mühseliges Erdendasein abwechselnd Dunkel und Glanz verbreiten. Und außer den erwähnten sittlichen Eigenschaften mögen wir nun auch noch der intellektuellen Hauptzüge gedenken. In der innersten Brust des Bauers pflegen zwei Seelen zu wohnen, ein berechnender, heller, wenn auch nicht gerade weitblickender Verstand und ein poetischer, ja sogar mystischer Hang. Diesem scheinbaren Zwiespalt fehlt nicht ein versöhnendes Höheres, das ist der Humor. Jener Verstand äußert sich zumal in der Verwerfung alles dessen, was keinen Nutzen bringt, in der oft viel zu frühen Ausbeutung der Arbeitskraft der Kinder, in der geschäftlichen Behandlung vieler Familien- und Religionsangelegenheiten. Auf diesem Gebiete mag durchweg der Franke spekulativer sein als der Alemanne, der sich freilich im Wiesenthal und ebenso auf dem Hohen Schwarzwald durch Geschäftssinn ganz besonders auszeichnet. Und dem gegenüber ein inniges Naturgefühl, namentlich für das Geheimnisvolle in der Natur, ihr bedrohliches und ihr liebevolles Wesen. Übersinnig, oft ängstlich werden ihre Vorgänge gedeutet vom Falle der Sternschnuppe vom Himmel bis zum Aufwühlen des Maulwurfshaufens unter der Schwelle. Besonders in der Nachtzeit fürchtet man noch immer die Nachstellung stets lauernder Geister, man achtet auf den Angang und „wählt die Tage“, und der schimpfliche Hexenwahn brütet noch immer in mancher schreckhaften Seele. Aber wieviel Lebenslust und Sinnigkeit steckt doch anderseits noch immer in den zahllosen, zum Teil uralten und nur in Baden erhaltenen Sitten und Vorstellungen! Zwar sind namentlich viele Festbräuche ausschließlich den Kindern überlassen worden und zu bloßen Spielen herabgesunken. Auch sind bemerkenswerter Weise im Vergleich zu den ältesten Betrieben, der Viehzucht und dem Ackerbau, die meisten übrigen Gewerbe arm an eigenartigen Bräuchen. Aber über dem bäuerlichen Leben des ausgehenden 19. Jahrhunderts liegt noch, wie dieses Buch bezeugt, das Abendrot einer gemüt- und fantasiereichen Denkart, die hie und da besonders badisch, häufiger entweder fränkisch, oder alemannisch gefärbt ist.

Wie innig ist doch noch der Zusammenhang mit der im Jahreslauf wechselnden Natur, und wie artig vermitteln allerhand oft uralte Figuren und sinnige Handlungen deren großartigen Haushalt mit dem der Menschen! Da schreitet durch die dunkle Dorfgasse oder über den einsamen Hof der Ruprecht oder der Pelzmärten oder der Santiklaus oder, als weißgekleidetes Mädchen, das Christkindle, oder sie vereinigen sich sogar, um die Kinderschar aus der Fülle des Herbstertrags zu beschenken. Die erwachsene Jugend aber schleudert bei ihren abendlichen Umzügen Erbsen und Wälschkorn an die Fenster, Schreckmittel jetzt der Insassen, einst der bösen Geister, die das Ende des Jahres möglichst verderben möchten. Aber „zwischen den Jahren" ruht das ganze Hausgesinde, da ist Friede und Segen ringsum; der Tau der Christnacht fällt heilend auf das Futter des Viehs, und dem Gläubigen wandelt sich das fließende Brunnenwasser in Wein; man genießt dankbar und späht, wie unsere Vorfahren, hoffnungsvoll im tiefsten Dunkel mit allen möglichen Mitteln in eine lichtere Zukunft. Nicht früh genug kann man den Frühling erwarten, schon zu Lichtmeß oder doch zur Fastnacht, wo die neue Lebenskraft den Kindern wie den Alten, vor Allem aber der verliebten Jugend in die Glieder fährt und Alle in Narren verwandelt. Darauf gestalten die verschiedenen Landschaften die Feier der Ankunft des Lenzes sehr verschieden und zu verschiedenen Zeiten: in der mittelbadischen Ortenau und ihrem Umkreis treiben die Buben schon an Petri Stuhlfeier Kröten und Schlangen aus; im Oberlande schwingen die Burschen zu Ehren der Liebsten die glühenden Scheiben am Fastensonntag durch die Luft; durch die nördlichen Dörfer der Markgrafschaft wird um Mittfasten die winterliche Strohfigur des Hißgirs geführt, durch die der Pfalz am Lätaretag der Winter und der Sommer in jubelndem Zuge; Palmen und Karsamstagskohlen werden als saatbeschützende Mittel von der Kirche geholt; bis im Maiaustrieb der alemannischen Hirten, in ihrem „Schellenmärkt", im Umzug der geschmückten Markgräfler Uffertsbrut, in der wohl kaum bisher nachgewiesenen Maiversteigerung auch der badischen Franken und in dem Maienstecken und den Maifahrten und Maikuren die Sommerlust mit voller Macht hervorbricht. Säe- und Pflügebräuche dieser Jahreszeit tragen hie und da noch ein altertümliches Gepräge, besonders um Bonndorf,

wo z. B. der Pflüger beim ersten Ackern des gleichsam jungfräulichen Bodens gewiß nach uralter Symbolik die auf den Acker kommende Jungfer küßt. Von den Erntebräuchen hat der Süden die schönsten bewahrt, die Glücksgarbe und das Glückshampfli. Dann aber schüttet die Kirchweih, die die Franken lauter und öffentlicher, die Alemannen trotz allem Jubel sinniger vollziehen, den Segen des ganzen Sommers über das ganze Haus und die Gemeinde aus.

Alte Bräuche haften aber auch an den von der Jahreszeit unabhängigen Familienereignissen. Das Leben beginnt gleich mit der eigentümlichen wohl nur alemannischen Vorstellung, daß die Neugeborenen auf den frischen rauschenden Schwarzwaldbächen heruntergeflößt werden, und mit der altfränkischen, daß man für sie der Wasserfrau ein Geldopfer zu bringen hat. Noch nicht völlig verdrängt ist die Hebamme alten Schlags, die „kluge Frau“, und noch blüht das freundliche Patenwesen. Die Kinderspiele sind noch voll Sang und allerlei Dichtung, aber die frühe Arbeit bringt gar bald den Ernst des Lebens. Das Liebesverhältnis der beiden Geschlechter überwindet ihn meistens in zahlreichen, oft bedenklichen, oft aber auch höchst lieblichen Formen. Wie ihre Verbindung noch mit Recht Hochzeit heißt, das zeigt der oft noch so gewaltige Aufwand an bedeutungsvollen Handlungen, an Poesie und Humor, wie es die Einladung jeden Hauses, der „Schappelhirsch“, die Morgensuppe, der feierliche Kirchgang, das Vorspannen und Schießen, das Zaudern oder Entspringen der Braut, der Gräberbesuch, der Trunk vor dem Hochzeitshause, der dreimalige Ehrentanz, das Schuhstehlen, die Maienbaumschenkung und das Gaben, das Heimgeleite und die tolle Nachfeier bezeugen. Man steht vor einem Sittengebilde, zu dem sich die Anschauungen von Jahrtausenden verschmolzen haben! Die Einrichtung des Hauses und des häuslichen Lebens bringt wiederum viele alte Züge an den Tag. Zeigt schon die ganze Hausform den Stammesunterschied der Franken und Alemannen, so tritt dieser auch in Einzelheiten des Hauses hervor: das fränkische schützt der Pferde-, das alemannische der Ochsenschädel, die Husräuchi scheint nur alemannisch, der feiende Stubenkehricht nur fränkisch zu sein. Die Heiligenverehrung hat doch auch z. B. im Agathakultus ihre badische Eigenart; dagegen wird sich die Auffassung der Krankheiten nur selten von der gemeindeutschen unterscheiden.

Ebenso wird das Sterben wohl das gleiche sein. Doch werden nach dem Tode auf dem Hohen Schwarzwalde als Gedenktafeln Leichenbretter auf den Weg gelegt, wie sonst nnr in Bayern und einzelnen Schweizer Landschaften.

Über all diesen bäuerlichen Neigungen, Empfindungen und Anschauungen schwebt der Humor wie die tirilierende Lerche in der blauen Luft. Inmitten seiner vielen Mühen hat der Bauer einen Schelm im Nacken, mag er das Treiben der Seinen und seiner Nachbarn oder der Fremden beobachten. Der Franke scheint dabei spottlustiger als der Alemanne, aber beide sind überaus neckisch und launig. Die Begebenheiten und Geschäfte des Alltags wie die kleinen und großen Feste wissen sie bald mit derberen Scherzen, wie z. B. die Pfingstumzüge, bald mit allerliebsten witzigen Einfällen zu würzen. Ich erinnere nur an die Aufforderungen der Ottenhöfer Hochzeitsmusikanten zum Tanz (S. 248), oder an den Scherz über die Verkündigung in Birkendorf (S. 264), oder an den in Wolpadingen beim Vorspannen gebrauchten Spruch (S. 251). Von den Ortsneckereien bis zu den ausführlichen Schwänken, welch ein Reichtum an übermütigem und doch durchweg harmlosem Scherz! Nur das Tierleben scheint der badische Bauer, wenn er auch ein mutwillig hüpfendes Kalb einen „Studenten" nennt, nicht mit der köstlichen Laune vermenschlicht zu haben, von der die zahlreichen niederdeutschen Sprichwörter, Tiergespräche und Tiergeschichten übersprudeln. Im Übrigen aber ist sein Humor so reich und licht, wie seine Heimat schön ist.

Im neuen Jahrhundert wird wiederum manch alte Sitte und alter Brauch und manche alte Vorstellung abfallen wie müdes herbstliches Laub. Mögen es solche sein, die unser Volksleben entstellen und am Gedeihen hindern; mögen sie für alle Zeiten vergangen sein! Aber die guten seien als Merkmale echten Deutschtums treu bewahrt, ein frischer, immer grüner Schmuck, zwischen dem sich immer wieder neue Blüten zeigen!

Nachträge und Berichtigungen.

S. 103 Z. 6 v. o. Pfingstbrud oder Pfingsterbloeme lies Pingstbrud oder Pingsterbloeme.

S. 119 Z. 8 v. o. Frühlingsanbeten lies Frühlinganbeten.

S. 152 Z. 8 v. o. Tauenreis lies Tannenreis.

Zu S. 285: Der Birkendorfer Schellengürtel ist ein auffallend lange erhaltener alter Schmuck, der im 14. Jahrhundert bei den deutschen Frauen beliebt wurde, aber schon um die Mitte des 15. aus der vornehmen Welt wieder verschwand. Daß er sich bei den Friesinnen und ihren Männern in das 16. Jahrhundert hinüberretten konnte, verdankte er nach Hottenroth Deutsche Volkstrachten 2, 143. 127 f. vgl. Tafel 34 und Figur 26 sicherlich der ausnahmsweisen Vorliebe der Friesen für metallischen Schmuck. Die oberen Schellen des Gürtels scheinen nicht zum Klingeln bestimmt gewesen zu sein, aber die unteren hatten Klöpfel in ihrer Höhlung. Auch meldet ein friesisches Martinslied: „Mare, de had d'r en Gordel an, dar hungen wol dusend Klokjes an, de Klokjes fungen an to pingeln, lebe Engelkes fungen an to fingen".

S. 285 Z. 8 v. u. Dreifaltigkeitssatz lies Dreifaltigkeitssalz.

S. 296 Z. 1 v. o. Oschelbronn lies Öschelbronn.

S. 349 Z. 1 v. o. Arn lies Ärn.

Zu S. 364. Für das Blasen des Wetterhorns giebt man in einzelnen Gemeinden am Böhmerwald dem Türmer das sogenannte Hörnlkorn s. Jahn, Deutsche Opferbräuche S. 57. Übrigens bedient man sich ebendort auch wohl eines Nautilus als Wetterhorn, Wuttke a. a. O. § 449.

Zu S. 417/18: Wie um Bonndorf das Mädchen vom Pflüger beim ersten Ackern geküßt wird, so bekam sie bei Meldorf in Ditmarschen, wenn sie den Schnittern das Essen auf das Feld brachte, das „Feldrecht" d. h. sie wurde von den Arbeitern geküßt. Im oldenburgischen Ruhwarden wurde sie von den Mähern auf den „Sägden" d. h. Sensen „gehöögt" d. h. in die Höhe gehoben, wofür sie eine halbe Kanne Schnaps spendierte. Um Mülheim a. d. Ruhr steckte jede Magd eine der letzten Ähren einem Knecht in den Ärmel und mußte diesen so lange schütteln, bis sie am Halse des Knechts wieder zum Vorschein kam, worauf sie ihn unter dem Gelächter der Anderen küßte. Nach Mannhardts handschriftlicher Sammlung.

Zu S. 425: Vor der Ernte wandelt im Klettgau ein Weib in der Mittagsstunde über das Feld, und trifft es Kinder allein an, so nimmt es sie weg und setzt „böse" an deren Stelle. Das ist die Mittagsmutter; vgl. meine Deutsche Volkskunde S. 231.

Zu S. 429: Im gothaischen Uelleben hat Derjenige, der die letzte Garbe einfährt, den Schlüssel. Nach Mannhardts obiger Sammlung.

Register.



M. DuMont-Schauberg, Straßburg.

Fortsetzung siehe nächste Seite.

Meyer, E. H., Deutsche Volkskunde (Fortsetzung).

der Vergangenheit steckt ihr Hauptreiz. Über die Bücher hinweg erfasst sie zunächst mit ihren eigenen Augen und Ohren die lebendige Gegenwart und alle deren Volksäusserungen, mögen sie alt oder neu, hässlich oder schön dumm oder sinnig sein. Im Wirrsal der Erscheinungen sucht sie das Gesetz oder den Zusammenhang, der denn doch zu allertiefst in der Volksseele ruht und dort seine Deutung findet. Und weil die Gegenwart so viel Unverstandenes, Entstelltes und Halbverschollenes mit sich schleppt, bemüht sich die Volkskunde nun auch in die aufklärende Vergangenheit einzudringen. Da thut sich allmählich ein mächtiger Hintergrund hinter unseren Zuständen auf, wie noch unser alter Wald hinter den modernen Rübenfeldern steht. Man wird begreifen, warum meine Darstellung durchweg die Zustände der letzten Hälfte unseres Jahrhunderts wiederspiegelt, aber hier und da bei längst vergangenen Zeiten ruhig verweilt. . . .»

Amtliche Empfehlungen:

Vom Kaiserl. Oberschulrat für Elsass-Lothringen wurde das Werk gleich bei Erscheinen (am 6. Dezember 1897) den *Kreisschulinspektoren* und *Lehrerbildungsanstalten* zum Studium empfohlen.

Der Grossherzogl. Badische Oberschulrat hat laut Schreiben v. 12. Januar 1898 im Schulverordnungsblatt auf das Werk empfehlend aufmerksam gemacht.

Das Königlich Sächsische Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts hat laut Schreiben v. 22. Februar 1898 die *Bezirksschulinspektoren* auf das Werk aufmerksam gemacht.

Das Grossherzogl. Hessische Ministerium des Innern, Abteilung für Schulangelegenheiten, hat durch Erlass vom 28. Januar 1898 das Werk den Grossherzoglichen *Direktionen der Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen, höheren Mädchenschulen, Schullehrerseminarien u. Grossherzogl. Kreisschulkommissionen* zur Anschaffung für ihre Bibliotheken empfohlen.

Urteile der Presse.

« . . . Was Volkskunde ist, darüber fehlte bisher jede umfassendere Aufklärung. Der Inhalt und Umfang des Begriffes ist keineswegs bloss Laien fremd. Auch diejenigen, die den aufblühenden Studien der Volkskunde näher stehen wissen nicht immer, was den Inhalt derselben ausmacht . . .

So erscheint nun zu guter Stunde ein wirklicher Führer auf dem neuen Boden, ein Leitfaden für jeden, der den Zauber der Volkskunde erfahren hat oder erfahren will, für den Lernbegierigen sowohl wie für jeden Freund des Volkes. Bisher fehlte jede Orientierung, wie sie uns jetzt Prof. Elard Hugo Meyer in einem stattlichen Bändchen bietet. Der Verfasser, von mythologischen Forschungen her seit lange mit Volksüberlieferungen und Volkssitten vertraut — der angesehenste unter unsern Mythologen — hat seit Jahren das Werk vorbereitet, das er uns jetzt als reiche Frucht langjähriger Sammelarbeit vorlegt . . . Es ist ein unermesslich grosses Gebiet, durch das uns das Buch führt Es ist frische, grüne Weide, die seltsamerweise dem grossen Schwarm der Germanisten unbemerkt geblieben ist. Ein fast ganz intaktes Arbeitsgebiet . . .

Das Buch ist nicht bloss eine wissenschaftliche, es ist auch eine nationale That». *Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897 Nr. 286.*

«Wer sich durch diese Zeilen Lust machen liesse, Meyers Buch selbst in die Hand zu nehmen, würde es nicht bereuen. Es ist natürlich wissenschaftlich zuverlässig gearbeitet, ausserdem aber ungewöhnlich fliessend geschrieben und, was uns am meisten wiegt, von einer ganz prächtigen Auffassung der Dinge belebt. Wie oft muss man sonst bei Arbeiten aus diesem Gebiete den schönen Stoff bedauern, der in die unrechten Hände gekommen ist. Hier ist er in den richtigen. Als ein deutliches Beispiel für die bewusst geschmackvolle, im besten Sinne feine Behandlung des Stoffes ist uns die Verwendung und die Art der Wiedergabe der Mundart erschienen... Das Buch enthält auch eine Menge Fragen und benutzt sie, den Leser zum Mitleben zu zwingen, der Verfasser nennt es selbst im Vorwort einen in die erzählende Form gegossenen Fragebogen. . . .» *Die Grenzboten 1898 Nr. 13.*

WIRTSCHAFTSGESCHICHTE
DES
SCHWARZWALDES
UND DER
ANGRENZENDEN LANDSCHAFTEN.

HERAUSGEGEBEN VON DER BADISCHEN HISTORISCHEN KOMMISSION
BEARBEITET VON
EBERHARD GOTHEIN,
PROFESSOR DER NATIONALÖKONOMIE AN DER UNIVERSITÄT BONN.

ERSTER BAND:
STÄDTE- UND GEWERBEGESCHICHTE.

Gr. 8°. XVI, 896 S. 1892. M. 18.—.

„Das Erscheinen dieses Werkes bedeutet für die wirtschaftsgeschichtliche Forschung ein Ereignis ersten Ranges, da hier zum ersten Male von berufener Hand der Versuch gewagt wird, die innere Geschichte eines grösseren Territoriums seit dem Erwachen wirtschaftlichen Lebens bis in unser Jahrhundert hinein nach allen Richtungen hin zu verfolgen. Doch kein Versuch nur, vielmehr ein monumentaler, festgefügter Bau steht vor uns, und wenn hier und da naturgemäss der Widerspruch nicht ausbleiben wird, und zum Teil auch schon nicht ausgeblieben ist: im ganzen betrachtet, kann man nur bewundernd diese Geistesarbeit anerkennen, die umfassendes Wissen und feinsinnige Quellenkritik in durchweg selbständiger Forschung verbindet. Mit juristisch scharfem Präcisierungsvermögen, mit feinem nationalökonomischen Verständnis für die wirtschaftlichen Zustände der Vergangenheit, vereinigt sich hier eine grosse historische Auffassung und ein weiter vorurteilsloser Blick zu einem harmonischen Ganzen.

Neben dem wissenschaftlichen Wert verdient auch die stilistische Meisterschaft rühmend hervorgehoben zu werden, vermöge deren der Verf. die Lektüre seines Werkes trotz der grossen, durch die Fülle des Materials gebotenen Ausführlichkeit gleichzeitig zu einer belehrenden und genussreichen gestaltet. Seine Hauptaufgabe ist, die „Entstehung der mittelalterlichen Stadt- und Zunftverfassung, sowie die Entstehung der kapitalistischen Wirtschaftsweise" darzulegen. . . .

Möchte das Buch eine weite Verbreitung finden, die es seiner hohen wissenschaftlichen Bedeutung nach in reichstem Masse verdient!" Schmollers Jahrbuch. XVI, 4.

DER BADISCHE BAUER
IM
ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERT.
VON
DR THEODOR LUDWIG.

Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen Seminar zu Strassburg, Heft XVI.

8°. XII, 211 S. 1896. M. 6.—.

„Zu dem Besten, was die badische Geschichtslitteratur im vorigen Jahre hervorgebracht hat, zählt unstreitig die Schrift von Theodor Ludwig: Der badische Bauer im achtzehnten Jahrhundert. Gründliche Durchforschung eines umfangreichen Aktenmaterials, sichere Beherrschung des Stoffes und Klarheit der Auffassung und Darstellung bilden schätzenswerte Vorzüge dieser Abhandlung, die uns zum erstenmale ein nach allen Seiten erschöpfendes und eine Fülle neuer Ausblicke eröffnendes Bild der Agrarverfassung Badens in dem genannten Zeitraume bietet und insofern auch allgemeineres Interesse beanspruchen darf, als die geschilderten Verhältnisse, wie L. zeigt, für einen grossen Teil des südwestlichen Deutschland überhaupt typische Bedeutung besitzen."
Zeitschrift f. Geschichte des Oberrheins. N. F. XII 1.

DEUTSCHE GRAMMATIK

GOTISCH, ALT-, MITTEL- UND NEUHOCHDEUTSCH

VON

W. WILMANNS

ord. Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Bonn.

Erste Abteilung: **Lautlehre.** Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8⁰. XX, 425 S. 1897. M. 8.—, in Halbfranz gebunden M. 10.—.

Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage:

„Diese zweite Auflage weicht von der ersten ziemlich stark ab, kaum ein Paragraph ist unverändert geblieben, manche ganz neu gestaltet. Bald gab die Form, bald der Inhalt den Anlass, bald eigene Erwägungen des Verfassers, bald die Arbeiten anderer. Auch der Umfang des Buches ist um einige Bogen [sechs] gewachsen, besonders dadurch, dass sehr viel mehr Beispiele für die einzelnen Lauterscheinungen angeführt sind. . . . .“

weite Abteilung: **Wortbildung.** Zweite Auflage. Gr. 8⁰. XVI, 671 S. 1899. M. 12.50, in Halbfranz gebunden M. 15.—

Die zweite Auflage beider Abteilungen ist, was die Zahl der Exemplare etrifft, eine erhöhte, um auf eine lange Reihe von Jahren hinaus die Notendigkeit eines Neudrucks oder einer neuen Bearbeitung auszuschliessen und adurch die Käufer vor allzu schnellem Veralten des Werkes zu schützen.

Das Werk wird in vier Abteilungen erscheinen: Lautlehre, Vortbildung, Flexion, Syntax. Eine fünfte, die Geschichte der deutschen prache, wird sich vielleicht anschliessen.

„. . . Es ist sehr erfreulich, dass wir nun ein Buch haben werden, velches wir mit gutem Gewissen demjenigen empfehlen können, der sich in las Studium der deutschen Sprachgeschichte einarbeiten will, ohne die Mögichkeit zu haben, eine gute Vorlesung über deutsche Grammatik zu hören: in Wilmanns wird er hierzu einen zuverlässigen, auf der Höhe der jetzigen Forschung stehenden Führer finden. Aber auch dem Studierenden, der schon deutsche Grammatik gehört hat, wird das Buch gute Dienste leisten zur Wiederholung und zur Ergänzung der etwa in der Vorlesung zu kurz gekommenen Partien. Jedoch auch der Fachmann darf die Grammatik von W. nicht unberücksichtigt lassen. Denn alle in Betracht kommenden Fragen sind hier mit selbständigem Urteil und unter voller Beherrschung der Literatur erörtert. Und nicht selten werden Schlüsse gezogen, die von der gewöhnlichen Auffassung abweichen und zum Mindesten zur eingehenden Erwägung auffordern, so dass niemand ohne vielfache Anregung diese Lautlehre aus der Hand legen wird. Besonders reich an neuen Auffassungen ist uns die Lehre von den Konsonanten erschienen. Aber auch die übrigen Teile, unter denen die bisher weniger oft in Grammatiken dargestellte Lehre vom Wortaccent hervorzuheben wäre, verdienen Beachtung . . .“ *W. B., Literarisches Centralblatt 1893 Nr. 40.*

Satzprobe siehe nächste Seite.

Wilmanns, W., Deutsche Grammatik (Fortsetzung).

Probeseite aus der 2. Auflage der I. Abteilung.

Zweites Kapitel.

Hochdeutsche Lautverschiebung.

39. Die Consonanten, welche im Germanischen aus den idg. Verschlusslauten entstanden waren, geraten im Hochdeutschen von neuem in Bewegung. Diese hochdeutsche Verschiebung ist besonders interessant und lehrreich, weil sie sich zum grossen Teil vor unsern Augen vollzieht und genauere Einsicht in die stätig fortschreitende Änderung der Consonanten und die sie regelnden Kräfte gewährt; zu so einfachen und gleichmässigen Ergebnissen wie die ältere Verschiebung führt sie nicht. Die Laute der verschiedenen Articulationsstellen und -arten zeigen sich nicht gleich empfänglich für die Umwandlung; stärker als in der früheren Verschiebung macht sich der Einfluss benachbarter Consonanten geltend, und vor allem der Einfluss des germanischen Accentes, insofern der Inlaut der Änderung mehr ausgesetzt ist als der Anlaut, d. h. der Anlaut der schwach betonten Silbe mehr als der stark articulierte Anlaut der Stammsilbe.

Der Beginn der Verschiebung fällt in die Zeit vom 5. bis 7. Jahrh. unserer Zeitrechnung und deshalb sind ihr auch viele romanische Lehnwörter, die bis zum 8. Jahrh. ins Deutsche aufgenommen sind, unterlegen. In Oberdeutschland zeigt sich die Bewegung zuerst; die Sprache der Langobarden, Baiern, Alemannen und eines Teiles der Franken wird von ihr ergriffen; je weiter nach Norden, um so schwächer wird die Wirkung[1]).

Germ. *p*, *t*, *k*.

40. Die entschiedenste Umgestaltung haben die germanischen Tenues durch die hochdeutsche Verschiebung erfahren. Tenuis — Aspirata — Affricata — Spirans bezeichnen die Bahn, in der sich die Laute bewegen. Im Anlaut kommen

1) Braune, PBb. I, 1—56; Litteraturnachweis bei Br. ahd. Gr. § 83 A. Verzeichnis altgermanischer Lehnwörter, Kluge, Grdr. I S. 309 f. — Über die normale Verschiebungslinie s. § 43 Anm.

Soeben erschien:

Zeitschrift
für
Deutsche Wortforschung

herausgegeben
von
Friedrich Kluge.

Erster Band, erstes Heft.

Ankündigung.

Die Zeit ist allmählich gekommen, wo die Pflege unserer Muttersprache hinter der des Latein nicht mehr zurückzustehen braucht. In dem gewaltigen Ringen unseres Volkes auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens darf gewiß auch das nationalste unserer Forschungsgebiete: die Beschäftigung mit unserem geliebten Deutsch einen neuen Aufschwung erhoffen, nicht nur durch die allezeit ruhmvolle Arbeit unserer Gelehrten, sondern auch durch das Verständnis und eine erhöhte Teilnahme weiterer Kreise. Ist doch die Frage nach der Herkunft einzelner Worte, nach ihrem Sinn und ihrer oft vielverschlungenen Bedeutungsentwicklung schon längst nicht mehr auf den engen Kreis der Fachgelehrten beschränkt; vielmehr werden solche Fragen täglich von Hunderten gestellt, die sich gern Rechenschaft ablegen möchten von dem inneren Wesen unserer Sprache. Nur hieraus erklärt sich unter anderm der gewaltige Erfolg von Kluges etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache, das, obwohl streng wissenschaftlich gearbeitet, heute in sechs starken Auflagen verbreitet ist.

Die „Zeitschrift für deutsche Wortforschung" will in dem Geiste dieses Werkes weiterarbeiten und daran anknüpfen. Sie will den lebendigen Fluß in der Entwickelung der Sprache beobachten und feststellen; sie will alle neuen Ergebnisse der deutschen Wortforschung sammeln, vorhandene Lücken in unseren Wörterbüchern aufdecken und ergänzen, mit einem Wort: das Verständnis der Muttersprache durch ernsthafte Arbeit beleben und vertiefen.

In diesem Bestreben wendet sich die Zeitschrift nicht nur an die engeren Fachgenossen, sondern an die gebildeten Stände überhaupt, vor allem an die Lehrer, die mit dem deutschen Unterricht an unseren Schulen betraut sind, und an die Mitglieder des deutschen Sprachvereins, dessen machtvolle Thätigkeit die Liebe zu unserm Deutsch neu belebt und das Feld bereitet hat, auf dem unsere Zeitschrift mit thätig sein soll.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung (Fortsetzung).

Ein ständiger Raum für „Umfragen" soll dafür sorgen, daß ausgewählte sprachliche Tagesfragen erörtert und Schwierigkeiten, die in den sprachlichen Handbüchern nicht erledigt sind, gründlich behandelt und womöglich gelöst werden. Daß trotzdem diese Erörterungen nie den festen Boden der Wissenschaft verlassen werden, dafür bürgt wohl zur Genüge der Name des Herausgebers.

Die Zeitschrift für deutsche Wortforschung wird in Heften von je 5 bis 6 Bogen erscheinen; vier Hefte bilden einen Band. Die Hefte erscheinen ungefähr alle 3 Monate. Preis des Bandes ℳ 10.—.

Inhalt des ersten Heftes:

Behaghel, O., Zeitwörter, die von Hauptwörtern abgeleitet sind.
Meyer, Richard M., Der Übermensch. Eine wortgeschichtliche Skizze.
Pietsch, Paul, Luthersches.
Creizenach, W., Sprachliche Kleinigkeiten zu Lessings Jugendwerken.
Gombert, A., Der Verfasser des Neuen Froschmäuslers vom Jahre 1796.
Kleemann, Selmar, Der Kampf gegen das Fremdwort.
— — Nachlese zu Kluges „Deutscher Studentensprache".
Kluge, F., Die ältesten Belege für Philister.
— — Beiträge zur Geschichte der Soldatensprache. I. Das niederländische Lied.
— — Badener oder Badenser?
Behaghel, O., Zur Bildungssilbe -er.
Wölfflin, Eduard, Glocke — Schelle.
Schuchardt, H., Stube — Kuchen — Wirtel.
Minor, J., Miscellen (mantschen oder manschen, erathmen, bekleiben).
Creizenach, W., Miscellen (durchfallen, auftischen, ein).
Bolte, J., Einem den Görgen singen.
Holder, Alfred, Altdeutsche Glossen I.
Kluge, F., Zu den Trierer Glossen Ahd. Gl. IV 195—211.
Kleine Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatz von O. Behaghel, Dr. Kant, H. Klenz, A. Kopp, Erich Schmidt, H. Schuchardt, F. Wrede.
Mitteilungen und Anfragen.

Soeben erschien:

Die deutsche Druckersprache

von

Dr. Heinrich Klenz.

8°. XXI, 128 S. 1900. Broschiert ℳ 2.50, in Leinwand gebunden ℳ 3.50.

Diese Festschrift zum Gutenbergjubiläum besteht der Hauptsache na[illegible] aus einem Wörterbuch aller Fachausdrücke des Druckereigewerbes in wissenschaftlicher Bearbeitung auf Grund älterer Fachwerke (Hornschuch, Viet[illegible] Schmatz, Pater, Ernesti u. A.); vorauf geht eine Einleitung, worin der Einfluss de[illegible] lateinischen Gelehrtensprache auf die Entwickelung der Druckersprache, War[illegible] ungen einzelner Ausdrücke, Entstellungen und Missdeutungen, dialektische [illegible]chreibungen nachgewiesen werden und auf die zahlreichen humoristische[illegible] T. derben Ausdrücke aufmerksam gemacht wird.

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache

von

Friedrich Kluge,

Professor an der Universität Freiburg i. Br.

Sechste verbesserte und vermehrte Auflage.

Lex. 8°. XXVI, 510 S. 1899. Preis broschiert Mk. 8.—, in Halbfranz gebunden Mk. 10.—

Vor dem Erscheinen der ersten Auflage von **Kluges etymologischem Wörterbuch** hat es eine lexikalische Bearbeitung der Etymologie unseres modernen Sprachschatzes nicht gegeben. Der Erfolg der seit dem Jahre 1884 erschienenen fünf Auflagen und die Anerkennung, welche dem Buche zu Teil geworden, haben gezeigt, wie richtig der Gedanke war, die Ergebnisse des anziehendsten und wertvollsten Teiles der wissenschaftlichen Wortforschung: den über die Entstehung und Geschichte der einzelnen Wörter unseres Sprachschatzes, in knapper lexikalischer Darstellung zusammenzufassen.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, Form und Bedeutung jedes Wortes bis zu seiner Quelle zu verfolgen, die Beziehungen zu den klassischen Sprachen in gleichem Maße betonend wie das Verwandtschaftsverhältnis zu den übrigen germanischen und den romanischen Sprachen; auch die entfernteren orientalischen, sowie die keltischen und die slavischen Sprachen sind in allen Fällen herangezogen, wo die Forschung eine Verwandtschaft festzustellen vermag. Eine allgemeine Einleitung behandelt die Geschichte der deutschen Sprache in ihren Umrissen.

Die vorliegende neue Auflage, die auf jeder Seite Besserungen oder Zusätze aufweist, hält an dem früheren Programm des Werkes fest, strebt aber wiederum nach einer Vertiefung und Erweiterung der wortgeschichtlichen Probleme und ist auch diesmal bemüht, den neuesten Fortschritten der etymologischen Wortforschung gebührende Rechnung zu tragen; sie unterscheidet sich von den früheren Auflagen besonders durch sprachwissenschaftliche Nachweise und Quellenangaben, sowie durch Aufnahme mancher jüngerer Worte, deren Geschichte in den übrigen Wörterbüchern wenig berücksichtigt ist, und durch umfänglicheres Zuziehen der deutschen Mundarten. Aus den ersten Buchstaben seien nur die folgenden Wörter, zum Teil Neuschöpfungen unseres Jahrhunderts, angeführt, die neu aufgenommen worden sind: allerdings, Altkanzler, Anfangsgründe, Angelegenheit, Anschaulichkeit, anstatt, anzüglich, Aschenbrödel, Aschermittwoch, ausmergeln, Begeisterung, beherzigen, belästigen, bemitleiden, beseitigen, Beweggrund, bewerkstelligen, bildsam, bisweilen, Blamage, Büttner, Christ, Christbaum, Christkindchen; aus dem Buchstaben K nennen wir: Kabache, Kämpe², Kammerkätzchen, Kanapee, Kannengießer, Känsterlein, Kanter, Kaper², Käpfer, Kartätsche, Katzenjammer u. s. w. Am besten aber veranschaulichen einige Zahlen die Vervollständigung des Werkes seit seinem ersten Erscheinen: die Zahl der Stichworte hat sich von der ersten zur sechsten Auflage vermehrt im Buchstaben A: von 130 auf 280, B: von 387 auf 520, D: von 137 auf 200, E: von 100 auf 160, F: von 236 auf 329, G: von 280 auf 330, K: von 300 auf 440, P: von 180 auf 236.

Proben siehe nächste Sei

Kluge, Friedrich, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. (Proben.)

Bauten Plur. bei Goethe 1809 Wahlverw. (Werke 20,248; der Singl. Baute Faust II V. 11157); darüber das lehrreiche Zeugnis von Hegewisch 1791 Regierung Kaiser Karls des Großen S. 146 Fußnote: „Bauten ist zwar ein Provinzialwort, aber es verdient in die Schriftsprache aufgenommen zu werden, wozu man schon zu Berlin das Exempel giebt": ein um die Mitte des 18. Jahrhs. in der Mark Brandenburg auftretendes Wort der Verwaltungssprache, zuerst von Heynatz 1775 Handbuch S. 207 (1796 Antibarbarus S. 199) verzeichnet, aber bei Adelung und Campe noch fehlend; Adelung unter Bau erwähnt Bauten als Plural zu Bau für das ndd. Norddeutschland. 1781 wird bûwte 'Baute' als pommer. Dialektwort verzeichnet.

Blamage F. eine in der 2. Hälfte des 18. Jahrhs. aufkommende, zunächst komische Analogiebildung nach frz. age-Worten innerhalb der Studentensprache (es gibt kein frz. blamage); früheste Belege in studentischer Litteratur: Fischer 1781 Komische Burschiade S. 9 und Laukhard 1804 Eulerkapper S. 113; vgl. Studentensprache S. 64 und Renommage.

Botschafter M. dafür in den Reichsabschieden vom Ende des 15. Jahrhs. bis zum Regensburger von 1654 Botschaft konkret als 'Gesandtschaft'; so auch oft bei Luther z. B. 2 Kor. 5, 20, wo neuere Bibelausgaben Botschafter eingesetzt haben. Dann tritt — zuerst bei Joh. Limnäus 1651 Capitulationes Imperatorum S. 577 — Pottschaffter 'nuncius' neben Pottschafft 'legatio' auf als Bezeichnung des einzelnen Mitgliedes einer Botschaft. Botschafter gebildet wie Kundschafter und Gesellschafter erscheint gleichzeitig vereinzelt (z. B. Vagantenhospital 1668 A 8[b] B 4[a] C 4[b]) 'wer mit einer Botschaft beauftragt ist'. Doch wurde das sich damals einbürgernde frz. ambassadeur allgemein gebraucht. Infolge der großen Streitigkeiten über die diplomatischen Rangklassen beim Nimweger Kongreß 1677 ff. scheint am Wiener Hof das Bedürfnis gefühlt worden zu sein, auch im Deutschen zwischen höheren und niederen Gesandten zu scheiden: dabei wurde für ambassadeur Botschafter, für envoyé Abgesandter gewählt (Belege einzeln seit 1696). Der Wiener Sprachgebrauch bürgert sich schließlich seit etwa 1711 (vgl. das im Juli 1711 am Regensburger Reichstag vereinbarte Projekt einer beständigen Wahlkapitulation Art. XXIII) auch im Reich allmählich ein für den mindestens kurfürstlichen Vertreter. Dazu stimmt C. G. Heräus 1721 Gedichte und lat. Inschriften S. 273, der das Wort als am Wiener Hofe gebraucht zur Beseitigung des ... breiteten Ambassadeur empfiehlt. A. D...

Chauvinismus M. (mit engl. chauvin... aus frz. chauvinisme, das eigtl. 'idolatrie napoléonienne' bedeutet. Diese Benennung ... Napoleonkultus soll auf einen Veteran Nic. Chauvin zurückgehen; nach diesem Napoleonschwärmer entstand seit Napoleons Fall die Benennung ... chauvins, welche Bezeichnung bes. durch ... beliebte Vaudeville La Cocarde Tricolore (18..) der Brüder Cogniard sowie durch Charlets Zeichnungen aus dem französ. Soldatenleben ... Chauvin als typischer Name junger Soldaten auftritt) in Frankreich populär wurde. ... Tobler Herrigs Archiv 86, 296. 393.

Christkindchen N. 'Weihnachtsgeschenk' ... erst in Kleins Provinzialwb. 1792 für die ... und das nördliche Westfalen bezeugt (als Christkindel 1776 in Wagners Kindermörderin ...). Dafür im 18. Jahrh. „der heilige Christ" (oft bei Goethe bezeugt), schon im 17. Jahrh. ... Weise Erznarren 369. 370 (zuerst 1661 in einer sächs. Polizeiordnung). In Pommern da... Kindeken-Jês, in Holstein Kin-Jês; in Sachsen „heiliger Abend" oder „ein Weihnachten". Die Sitte der Weihnachtsbescheerung (in der 2. Hälfte des 16. Jahrhs. Christbürden das Geschenkbündel mit der Segensrute) ist eine protestantische Neuerung der Schenkungen an den Tagen des hlg. Martin und Nikolaus (10. Novbr. ... 5. Dezbr.). Nach A. Tille's Schrift Geschichte der deutschen Weihnacht.

Estrich M. mhd. esterîch ahd. estrîh ... älteste Form astrîh (bb) M. = mndd. ... esterck, ndl. estrik (alte Belege für die ... ndl. Worte fehlen). In Mitteldeutschland (auch im Schwäb.) fehlt das Wort, das Luther unbekannt war. Wahrscheinlich ist es eigtl. im Rhein- und Donauthal heimisch und durch röm. Kolonisten dort eingeführt. Die urdeutsch. Grundformen astrik — astrak decken sich mit frühmlat. astricus astracus 'Pflaster' = mailänd. astregh, ... astracu, ital. lastrico; nach G. Meyer Ann. Graec. S. 3 liegt spätlat. astracum (= gr. ὄστρακον) zu Grunde; über das Verhältnis von lat. astracum — astricum vgl. lat. monacus — monicus unter Mönch.

Fusel M. am Schluß des 18. Jahrh. als Dialektwort für Baiern, den Mittelrhein und Niederdeutschland bezeugt, aber zufrühst nur im Ndd. heimisch (1775 für Hamburg bezeugt), und auf ndd. Gebiet zeigt das Wort teilweise eine allgemeinere Bedeutung, indem es in Mecklenburg ...

Geschichte der Englischen Litteratur

von

Bernhard ten Brink.

Erster Band: **Bis zu Wiclifs Auftreten.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von **Alois Brandl,** Professor an der Universität Berlin. 8°. XX, 520 S. 1899. Broschirt M. 4.50, in Leinwand gebunden M. 5.50, in Halbfranz geb. M. 6.50.

Inhalt: I. Buch. Vor der Eroberung. II. Buch. Die Übergangszeit. III. Buch. Von Lewes bis Crecy. IV. Buch. Vorspiel der Reformation und der Renaissance. Anhang.

Zweiter Band: **Bis zur Reformation.** Herausgegeben von **Alois Brandl.** 8°. XV u. 647 S. 1893. M. 8.—, in Leinwand geb. M. 9.—, in Halbfranz geb. M. 10.—.

Inhalt: IV. Buch. Vorspiel der Reformation und der Renaissance (Fortsetzung). V. Buch. Lancaster und York. VI. Buch. Die Renaissance bis zu Surrey's Tod.

Daraus einzeln: die 2. Hälfte. 8°. XV u. S. 353—647. 1893. M. 5.—

Die Bearbeitung der zwei weiteren Bände hat Herr Professor Dr. Alois Brandl übernommen.

Urteile der Presse.

«... Bei allen Einzelheiten, die zur Sprache kommen, bleibt der Blick des Verfassers stets auf das Allgemeine gerichtet, und seine Gründlichkeit hindert ihn nicht, klar, geistvoll und fesselnd zu sein. Der gefällige, leicht verständliche Ausdruck, die häufig eingelegten, auch formell tadellosen Uebersetzungen altenglischer Gedichte verleihen dem Buche einen Schmuck, der bei Schriften gelehrten Inhaltes nur zu oft vermisst wird. Kurz, die englische Litteratur bis Wiclif hat in diesem ersten Bande eine reife, des grossen Gegenstandes würdige Darstellung gefunden, und sicher wird sich das Buch in weitesten Kreisen Freunde erwerben und der Literatur dieses so reich begabten germanischen Volksstammes neue Verehrer zuführen.» *Lit. Centralblatt 1877 Nr. 35.*

«Die Fortsetzung zeigt alle die glänzenden Eigenschaften des ersten Bandes nach meiner Ansicht noch in erhöhtem Masse; gründliche Gelehrsamkeit, weiten Blick, eindringenden Scharfsinn, feines ästhetisches Gefühl und geschmackvolle Darstellung.» *Deutsche Litteraturzeitung 1889 Nr. 19.*

«Bernhard ten Brink's Litteraturgeschichte ist ohne Zweifel das grossartigste Werk, das je einem englischen Philologen gelungen ist. Mehr noch: es ist eine so meisterhafte Leistung, dass es jedem Litteraturhistoriker zum Muster dienen kann. Und dieses Urtheil hat seine volle Kraft trotz der unvollendeten Gestalt des Werkes. Wäre es dem Verfasser vergönnt gewesen, es in derselben Weise zu Ende zu bringen, so würde es leicht die hervorragendste unter allen Gesammtlitteraturgeschichten geworden sein ...»
Museum 1893 Nr. 7.

«ten Brink hat uns auch mit diesem Buche durch die fesselnde Form der Darstellung und durch die erstaunliche Fülle des Inhalts in unausgesetzter Spannung gehalten. Der wissenschaftliche Wert des Buches ist über jede Besprechung erhaben; auch dieser Band wird, wie der erste, dem Studenten eine sichere Grundlage für litterarische Arbeiten bieten; aber hervorgehoben muss noch einmal werden, dass wir hiermit nicht nur ein fachmännisch gelehrtes, sondern auch ein glänzend geschriebenes Werk besitzen, das jeder Gebildete mit wahrem Genuss studieren wird.» *Grenzboten 1889 S. 517.*

Geschichte
der neuern
französischen Litteratur
(XVI.—XIX. Jahrhundert).

Ein Handbuch
von
Heinrich Morf.

Erstes Buch: Das Zeitalter der Renaissance.
8°. X, 246 S. 1898. Broschirt M. 2.50, in Leinwand gebunden M. 3.—.

Inhalt: Einleitung: Mittelalterliche und humanistische Weltanschauung. — I. Kapitel: Am Ausgang des Mittelalters. (Die Zeit Ludwigs XII., 1498—1515.) — II. Kapitel: Die Anfänge der Renaissancelitteratur. (Die Zeit Franz' I., 1515—1548.) Einleitung. Die Prosa. Die Dichtung. 1. Die Lyrik. 2. Die Epik. 3. Die Dramatik. —.III. Kapitel: Höhezeit und Niedergang der Renaissancelitteratur. (Die Zeit der letzten Valois und Heinrichs IV., 1547—1610.) Einleitung. Die Prosa. Die Dichtung. 1. Die Lyrik. 2. Die Epik. 3. Die Dramatik. — Bibliographische Anmerkungen.

Aus dem Vorwort: „Es soll hier die Geschichte des neuern französischen Schrifttums in vier Büchern, deren jedes einen solchen Band füllen wird, erzählt werden. Der zweite Band mag die Litteratur des Klassizismus, der dritte Band diejenige der Aufklärungszeit, der vierte die Litteratur unseres Jahrhunderts schildern. Die Arbeit ist von langer Hand vorbereitet und zum grossen Teil im Manuskript abgeschlossen.

Dieses Handbuch will den Bedürfnissen der Lehrer und Studierenden des Faches und den Wünschen der gebildeten Laien zugleich dienen.“....

Die *Beilage zur Allgem. Zeitung* urteilt in Nr. 10 von 1899 „. . . Der vielverzweigten und komplizierten Aufgabe der Literaturgeschichte ist Morf in vollem Masse gerecht geworden. Er versteht es ebenso sehr, die Geschichte der einzelnen literarischen Gattungen von ihren ersten bescheidenen Keimen bis zur Blüthe und zum Verwelken zu verfolgen, als die literarischen Persönlichkeiten mit ihren Eigentümlichkeiten und Besonderheiten lebenswahr zu schildern. Dabei vergisst er auch nie, auf die kulturhistorischen Strömungen hinzuweisen, welche die Literatur nach dieser oder jener Richtung getrieben haben. Sein ästhetisches Urteil ist nicht von irgend einer aprioristischen Stellungnahme bedingt, sondern beruht auf gründlicher, verständnissvoller Würdigung aller massgebenden Faktoren. Endlich genügt die Form, in welche Morf seine Erzählung kleidet, allen ästhetischen Ansprüchen. . . .

Wer diesen ersten Band gelesen, wird das Erscheinen der folgenden mit Ungeduld erwarten. Die Erzählung der literarischen Geschehnisse schreitet rasch vorwärts und ist fesselnd geschrieben. Die literarischen Persönlichkeiten treten lebenswahr und plastisch hervor. Einige Beschreibungen kann man geradezu Kabinetsstückchen nennen. Morf besitzt überhaupt die Gabe der prägnanten Charakterisirung. Ein paar Worte genügen ihm, um ein lebensvolles Bild hervorzuzaubern. . . .

Morfs Literaturgeschichte ist eine ganz hervorragende Leistung. Wenn sich die folgenden Bände — wie es übrigens zu erwarten ist — auf der Höhe des ersten halten, werden wir in dieser französischen Literaturgeschichte ein Werk begrüssen können, das sich der italienischen Literaturgeschichte Gaspary's ebenbürtig an die Seite stellen wird...“

Der II. Band ist unter der Presse.

NORDISCHE ALTERTUMSKUNDE

NACH FUNDEN UND DENKMÄLERN AUS DÄNEMARK UND SCHLESWIG

GEMEINFASSLICH DARGESTELLT

von

DR. SOPHUS MÜLLER

Direktor am Nationalmuseum zu Kopenhagen.

DEUTSCHE AUSGABE

UNTER MITWIRKUNG DES VERFASSERS BESORGT

von

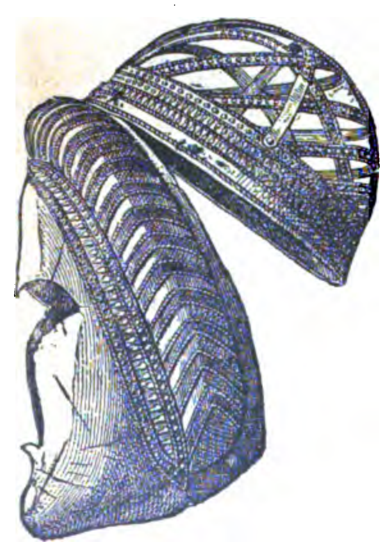
DR. OTTO LUITPOLD JIRICZEK

Privatdozenten der germanischen Philologie an der Universität Breslau.

I. Band: Steinzeit, Bronzezeit. Mit 253 Abbildungen im Text, 2 Tafeln und einer Karte. 8⁰. XII, 472 S. 1897. Broschirt M. 10.—, in Leinwand geb. M. 11.—.

II. Band: Eisenzeit. Mit 189 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. 8⁰ VI, 324 S. 1898. Broschirt M. 7.—, in Leinwand geb. M. 8.—.

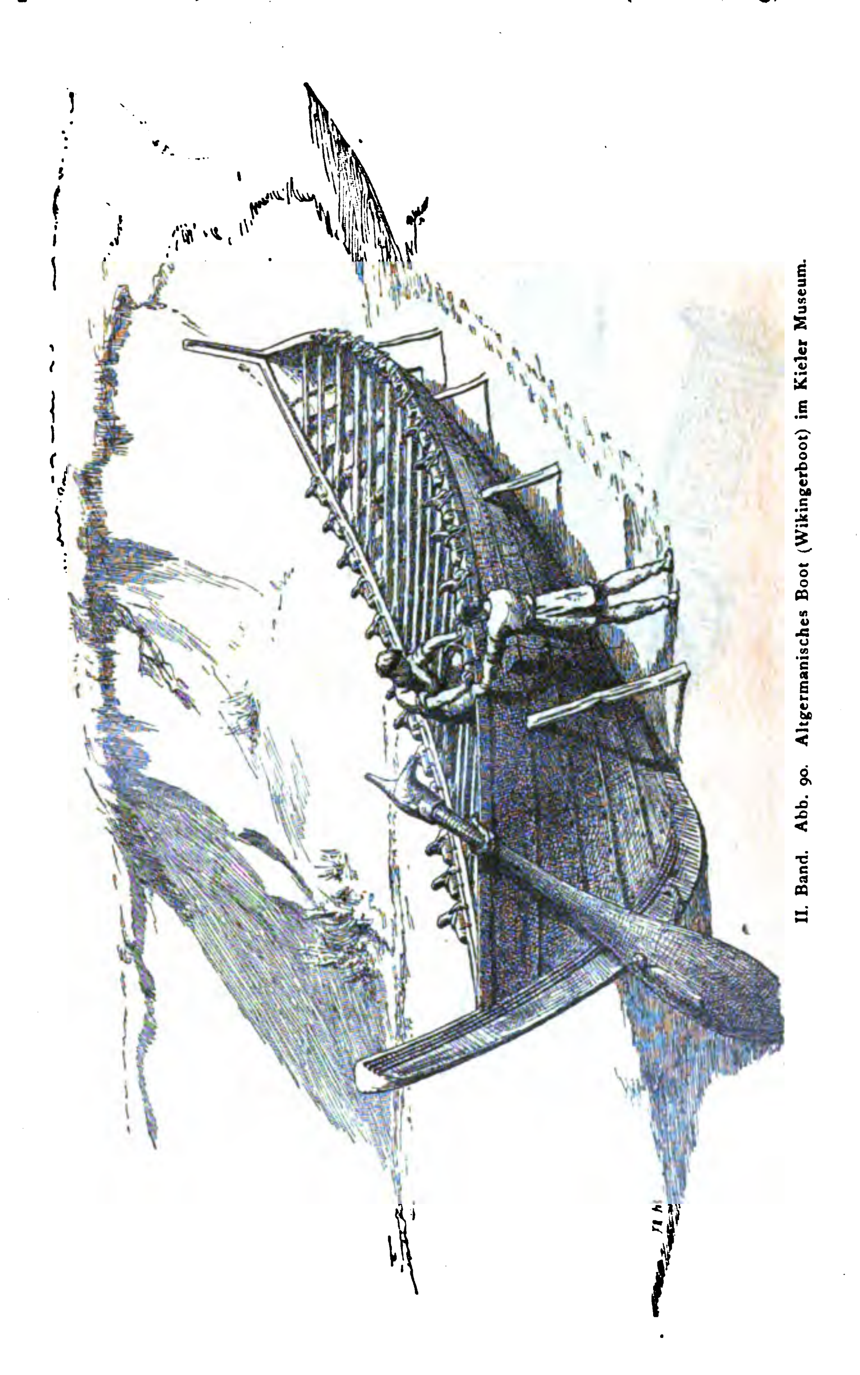
Inhalt: I. Steinzeit. 1. Wohnplätze der älteren Steinzeit. 2. Altertümer aus der Zeit der Muschelhaufen. 3. Chronologie der älteren Steinzeit. 4. Die Periode zwischen der Zeit der Muschelhaufen und der Steingräber. 5. Die kleineren Steingräber, Rundgräber und Hünenbetten. 6. Die grossen Steingräber oder Riesenstuben. 7. Das Innere der Steingräber, Begräbnisbräuche und Grabbeigaben. 8. Die jüngsten Gräber der Steinzeit: Kisten- und Einzelgräber. 9. Das Studium der Steingräber, eine historische Übersicht. 10. Altertümer aus der jüngeren Steinzeit. 11. Kunst und Religion. 12. Das Studium der Steinaltertümer, eine historische Übersicht. 13. Herstellungstechnik der Geräte und Waffen. 14. Wohnplätze, Lebensweise etc.



II. Band. Abb. 89. Altgermanischer silberner Helm aus der Völkerwanderungszeit (im Kieler Museum.)

II. Bronzezeit. 1. Aufkommen und Entwickelung des Studiums der Bronzezeit. — Die ältere Bronzezeit: 2. Ältere Formen aus Männergräbern. Waffen und Schmuck. 3. Toilettegerätschaften. 4. Männer- und Frauentrachten. Feld- und Moorfunde. 5. Die älteste Ornamentik im Norden und ihr Ursprung. 6. Die älteste Bronzezeit in Europa. 7. Beginn der nordischen Bronzezeit und Bedeutung des Bernsteinhandels. 8. Grabhügel und Gräber. 9. Der spätere Abschnitt der älteren Bronzezeit. 10. Die Leichenverbrennung, Ursprung, Verbreitung und Bedeutung des Brauches. — Die jüngere Bronzezeit: 11. Einteilung, Zeitbe-

Sophus Müller, Nordische Altertumskunde (Fortsetzung).



II. Band. Abb. 90. Altgermanisches Boot (Wikingerboot) im Kieler Museum.

Sophus Müller, Nordische Altertumskunde (Fortsetzung).
stimmung und Funde. 12. Gräber und Grabbeigaben. 13. Feld- und Moorfunde etc. 14. Innere Zustände, Handwerk und Ackerbau, Kunst und Religion.

III. DIE EISENZEIT. Die ältere Eisenzeit. 1. Beginn der Eisenzeit in Europa. 2. Die vorrömische Eisenzeit. Eine fremde Gruppe. 3. Zwei nordische Gruppen. 4. Die römische Zeit. Altertümer und Industrie. 5. Gräber und Grabfunde aus der römischen Zeit. 6. Die Völkerwanderungszeit. Fremde und nordische Elemente. 7. Die Grabfunde aus der Völkerwanderungszeit. 8. Die grossen Moorfunde aus der Völkerwanderungszeit. 9. Die Goldhörner und der Silberkessel. Opferfunde aus der Eisenzeit. — Die jüngere Eisenzeit. 10. Die nachrömische Zeit. 11. Die Tierornamentik im Norden. 12. Die Vikingerzeit. 13. Gräber, Bestattungsarten, Gedenksteine. 14. Handwerk, Kunst und Religion. Schlussbetrachtung: Mittel. Ziel und Methode. Sach- und Autoren-Register. — Orts- und Fundstätten-Register.

I. Band. Abb. 107. Schwert und Dolche aus der ältesten Bronzezeit.

. . . . S. Müllers Alterthumskunde ist ebenso wissenschaftlich wie leicht verständlich. Es ist freudig zu begrüssen, dass dieses Werk in deutscher Sprache erscheint. und O. Jiriczek war eine vortrefflich geeignete Kraft, sich dieser Aufgabe der Uebersetzung zu unterziehen . . . Die verschiedenen Anschauungen der Gelehrten über einzelne Erscheinungen werden in objektiver Weise dargelegt, wodurch in das Werk zugleich eine Geschichte der nordischen Archäologie verwebt ist. Dabei hat M. jederzeit seine Blicke auf die Parallelerscheinungen und die Forschung bei anderen Völkern gerichtet und dadurch den Wert seines Werkes über die Grenzen der nordischen Archäologie erweitert. Besondere Anerkennung verdient auch die klare und scharfe Erklärung technischer Ausdrücke. . .

Literar. Centralblatt 1897, Nr. 2.

GRIECHISCHE GESCHICHTE

VON

JULIUS BELOCH.

Erster Band: **Bis auf die sophistische Bewegung und den peloponnesischen Krieg.**

Gr. 8⁰. XII, 637 S. 1893. Broschirt M. 7.50, in Halbfranz geb. M. 9.50.

Zweiter Band: **Bis auf Aristoteles und die Eroberung Asiens.**
Mit Gesamtregister und einer Karte.

Gr. 8⁰. XIII, 720 S. 1897. Brosch. M. 9.—, in Halbfranz geb. M. 11.—.

I. u. II. Band complet in 2 Halbfranzbände gebunden M. 20.—.

«... Wir haben hier ein Buch vor uns, das unbedingt zu den bedeutsamsten Erscheinungen der geschichtlichen Litteratur der letzten Zeit zu rechnen ist. Beloch betont selbst, dass er das Gebäude fast überall von den Grundlagen neu aufgeführt habe und manche Gebiete, wie die Wirtschaftsgeschichte, bei ihm zum erstenmal zu ihrem Recht kommen; ebenso, dass er kein Nebeneinander von Sondergeschichten (athenische, spartanische u. s. w.) biete, sondern die Entwickelung der ganzen hellenischen Nation von einheitlichen Gesichtspunkten zu erfassen suche. Dabei hüte er sich, ein Phantasiegemälde der ältesten Zeit zu entwerfen, und richte seine Absicht vielmehr darauf, nur das mitzuteilen, was wir auf Grund des archäologischen Befundes, des homer. Epos, der sprachgeschichtlichen Forschung mit Sicherheit zu erkennen vermögen. Man wird nicht bestreiten können, dass alle diese Züge, in denen Beloch selbst die charakteristischen Merkmale seiner Art zu forschen und zu arbeiten erblickt, wirklich in dem Buche hervortreten.

.... Wir hoffen, dass das gediegene Werk den Absatz findet, den es verdient, und wüssten denen, welche sich in verhältnismässiger Kürze über den jetzigen ungefähren Stand unseres Wissens von griechischer Geschichte unterrichten wollen, nichts Besseres als Beloch zu empfehlen. In 2 Bänden wird der ganze Stoff völlig bewältigt werden und zwar so, dass neben einem anziehend, manchmal glänzend geschriebenen Text, zahlreiche Anmerkungen hergehen, die alle wesentlichen Quellen- und Litteraturnachweise darbieten .... Die Ausstattung des Werkes ist vorzüglich; der Preis von 7 M. 50 Pfg. für 40 Bogen ein überaus mässiger.»

Prof. G. Egelhaaf, Württ. Korrespondenzblatt f. Gelehrten- u. Realschulen, 1894 Heft 1.

«Der eigentliche Vorzug des Werkes liegt auf dem Gebiete der Darstellung der wirtschaftlichen und socialen Grundlagen des Lebens, in denen B. die materiellen Grundlagen erkennt, auf denen sich die grossartigen Umwälzungen, auch der geistigen und politischen Entwickelung vollzogen. Da B. gerade in dieser Beziehung das Material beherrscht, wie nicht leicht ein anderer Forscher, so durfte man hierin von seiner Darstellung Ausführliches und Vorzügliches erwarten .... Glanzpunkte sind der VII. Abschnitt: Die Umwälzung im Wirtschaftsleben (vom 7. zum 6. Jahrh.) und der XII.: Der wirtschaftliche Aufschwung nach den Perserkriegen .... Ueber die Bevölkerungsverhältnisse, über die Getreideeinfuhr, über das Aufhören der Natural- und den Beginn der Geldwirtschaft, die Erträgnisse der Industrie und des Handels, über Zinsen, Arbeitslöhne etc. erhalten wir die eingehendsten Aufschlüsse und wundern uns, wie diese wichtigen Dinge bei der Darstellung der griechischen Geschichte bisher unberücksichtigt bleiben konnten. ... Die Form der Darstellung ist eine ausserordentlich gewandte und fliessende.» *Bl. f. d. Gymnasialschulwesen. XXX. Jahrg. S. 671.*

GESCHICHTE
DER
GRIECHISCHEN PLASTIK
VON
MAXIME COLLIGNON
MITGLIED DES INSTITUTS, PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT IN PARIS.

Erster Band: Anfänge. — Früharchaische Kunst. — Reifer Archaismus. — Die grossen Meister des V. Jahrhunderts. Ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Eduard Thraemer, a. o. Professor an der Universität Strassburg. Mit 12 Tafeln in Chromolithographie oder Heliogravüre und 281 Abbildungen im Text. Lex. 8⁰. XV, 592 S. 1897. Broschirt M. 20.—, in eleg. Halbfranzband M. 25.—.

Zweiter Band: Der Einfluss der grossen Meister des V. Jahrhunderts. — Das IV. Jahrhundert. — Die hellenistische Zeit. — Die griechische Kunst unter römischer Herrschaft. Ins Deutsche übertragen von Fritz Baumgarten, Professor am Gymnasium zu Freiburg i. B. Mit 12 Tafeln in Chromolithographie oder Heliogravüre und 377 Abbildungen im Text. Lex. 8⁰. XII, 763 S. 1898. Broschirt M. 24.—, in eleg. Halbfranzband M. 30.—.

Urteile der Presse.

„Collignon's Histoire de la sculpture grecque . . . hat mit Recht überall eine sehr günstige Aufnahme gefunden. Der Verf. steht von vorn herein auf dem Boden, der durch die umwälzenden Entdeckungen der letzten Jahrzehnte geschaffen ist, und betrachtet von diesem neu gewonnenen Standpunkte aus auch die älteren Thatsachen und Forschungsergebnisse. Er beherrscht die einschlägige Literatur, in der die deutsche Forschung einen bedeutenden Platz einnimmt, und weiss die Streitfragen oder die Thatsachen in geschmackvoller Form und ohne ermüdende Breite darzustellen. Eine grosse Anzahl gut ausgeführter Textillustrationen, nach zum grössten Teil neu angefertigten Zeichnungen, dient dem Texte zu anschaulicher Belebung und bietet eine vornehme Zierde des Buches, sehr verschieden von jenen oft nichtssagenden Umrissen, welchen wir in ähnlichen Büchern so oft begegnen. So war es ein glücklicher Gedanke, Collignon's Werk dem deutschen Publikum, nicht blos dem gelehrten, durch eine deutsche Uebersetzung näher zu bringen. Der Uebersetzer, Dr. Ed. Thraemer, hat seine nicht ganz einfache Aufgabe vortrefflich gelöst: die Darstellung liest sich sehr gut und man wird nicht leicht daran erinnert, dass man eine Uebersetzung vor sich hat. Hier und da ist ein leichtes thatsächliches Versehen stillschweigend berichtigt, anderswo durch einen (als solcher bezeichneten) Zusatz ein Hinweis auf entgegenstehende Auffassungen, auf neuerdings bekannt gewordene Thatsachen, auf neu erschienene Literatur gegeben . . . Im Ganzen jedoch handelt es sich um eine Uebersetzung, nicht um eine durchgehende Bearbeitung des Originalwerkes, so dass der Leser überall Collignon's Auffassungen ohne fremde Aenderungen kennen lernt . . . .

Ls. Liter. Centralblatt 1894. Nr. 53.

„ . . . Es mag ja betrübend sein, dass gegenüber der Fülle von Einzelforschungen die deutsche Archäologie die Aufgabe ungelöst lässt, einmal das Facit aus dem gegenwärtigen Stande der Forschung zu ziehen (Overbeck's viel verbreitetes Buch hätte dazu einer weit durchgreifenderen Umarbeitung bedurft); man wird auch vielen Ansichten und Aufstellungen C.'s nicht beipflichten (wie könnte das in dem Fluss der Forschungen und Meinungen anders sein?); das ... wird sich nicht ableugnen lassen, dass C.'s Buch von allen vorhandenen

Collignon, Geschichte der griechischen Plastik (Fortsetzung). Darstellungen der griechischen Plastik am meisten den Anforderungen der Gegenwart entspricht, am besten über den Stand der Forschung orientirt und sich am besten liest. Wenn C. von der deutschen Forschung einen sehr ausgiebigen Gebrauch macht und ganz vorzugsweise auf deutsche Arbeiten verweist, so kann uns das ja nur freuen; es ist ein Beweis mehr dafür, dass wenigstens auf diesem Gebiete keine nationalen Schranken bestehen, sondern überall gemeinsame Arbeit herrscht . . . Die Ausstattung des Buches ist der der Originalausgabe durchaus ebenbürtig, und trotzdem ist, ein seltener Fall, der Preis nicht unerheblich geringer. . . " *Literar. Centralblatt 1897 Nr. 44.*



Probe der Abbildungen.

II. Band, Fig. 235. Dionysos. Marmorkopf aus den Caracallathermen. (Britisches Museum).

„Das vorliegende Werk bedarf nach den in diesen Blättern zuletzt Band 33 (1897) S. 498 f. gegebenen Ausführungen für die Bibliotheken der Gymnasien und Gymnasiallehrer keiner Empfehlung mehr, doch ist es erfreulich, die Verbreitung desselben an bayerischen Gymnasien bereits feststellen zu können, und erwünscht, nochmals der Hoffnung Ausdruck zu verleihen, dass durch die Anschaffung desselben die qualvolle Lectüre von Overbecks bekanntem Buche immer seltener wird. Denn es bleibt für jeden billig und unabhängig urtheilenden Archäologen die Thatsache bestehen, dass die deutsche archäologische Literatur eine so sachgemäss, klar und anregend geschriebene Darstellung der griechischen Sculptur nicht aufzuweisen hat und deshalb gerne dasdurch die Freigebigkeit des Verlegers und die gewissenhafte Mühewaltung des Uebersetzers in seinem Werte erhöhte Buch des französischen Gelehrten Collignon in deutscher Uebertragung entgegennimmt . . ."

Heinrich Ludwig Urlichs, München,
Blätter für das bayr. Gymnasialwesen 1897 Heft 11/12.

„ . . . Schon die vier bisher erschienenen Lieferungen lassen die Wahrheit des [in der Ankündigung] Gesagten deutlich erkennen; der Herr Verfasser zeigt sich über das grosse Gebiet, das von der Kunstgeschichte eingenommen wird, wohl unterrichtet, er weiss einen festen Standpunkt innerhalb der noch auf- und abwogenden Meinungen zu gewinnen und, was er bietet, mit solcher Liebenswürdigkeit vorzutragen, dass der Leser sich von ihm gern durch das Labyrinth der verschiedenen Ansichten hindurchgeleiten lässt . . . Dem Buche ist weite Verbreitung zu wünschen." *Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen 1897 Nr. 10.*

Collignon, Geschichte der griechischen Plastik (Fortsetzung).

(I. Band 1. Lief.). „ . . . . Wir Deutsche besitzen freilich aus der Feder J. Overbeck's unter gleichem Titel ein Buch, dessen Verbreitung schon durch das Erscheinen der 4. Auflage hinreichend gekennzeichnet wird. Immerhin kann daneben das Bedürfniss nach einem handlichen, frisch und aus einem Guss entworfenen Werke desselben Stoffes zugestanden werden. Collignon's Arbeit hält zweifellos die rechte Mitte, ist geschmackvoll und fleissig durchgeführt und mit geschickter Auswahl reich illustrirt, ohne dadurch besonders kostspielig zu werden. Thraemer's Uebersetzung ist eine wirkliche Verdeutschung, während seine Anmerkungen nicht nur die seither hinzugewachsene Literatur nachtragen, sondern auch den Stand der Fragen, wo er sich etwa verschoben hatte, sorgsam zurecht rücken und gelegentlich zu fördern suchen . .

Die inzwischen erschienenen Lieferungen 2 und 3 behandeln den auf dem Humus der alten Culturen triebkräftig emporwachsenden „Archaismus" der griechischen Plastik. Die Vorzüge, denen diese Epoche selber ihren Reiz verdankt: das Organische, Durchsichtige, Strebsame der Entwickelung, den Einsatz besten Könnens, frische und liebevolle Behandlung des Einzelnen, möchte man auch vorliegender Darstellung derselben nachrühmen. Auf aussergewöhnlich guter Höhe halten sich auch die Abbildungen. . ."



Probe der Abbildungen.

II. Band, Fig. 173. Statue des Maussolos vom Mausoleum (Britisches Museum).

Naturwissenschaftliche Elementarbücher.

Nr. 1. **Chemie** von H. E. Roscoe, Mitglied der königl. Gesellschaft in London. Deutsche Ausgabe besorgt von F. Rose, Professor der Chemie an der Universität Straßburg. Mit 36 Abbildungen und einem Anhang von Fragen und Aufgaben. 6. Auflage. kl. 8°. X, 138 S. 1897. geb. 80 Pf.

„ 2. **Physik** von Balfour Stewart, Professor der Physik in Manchester. Deutsche Ausgabe besorgt von E. Warburg, Professor der Physik an der Universität Berlin. Mit 48 Abbildungen und einem Anhang von Fragen und Aufgaben. 5. verbesserte Auflage. kl. 8°. VIII, 172 S. 1895. geb. 80 Pf.

„ 3. **Astronomie** von N. Lockyer, Mitglied der königl. Gesellschaft in London. Deutsche Ausgabe besorgt von A. Winnecke. Durchgesehen von E. Becker, Professor und Direktor der kais. Universitäts-Sternwarte zu Straßburg. 6. unveränderte Auflage. Mit 47 Abbildungen. kl. 8°. XV, 133 S. 1897. geb. 80 Pf.

„ 4. **Physikalische Geographie** von A. Geikie, Professor der Geologie an der Universität Edinburg. Deutsche Ausgabe, besorgt von Oskar Schmidt, weiland Professor an der Universität Straßburg. Nach der neuesten englischen Ausgabe bearbeitet von Georg Gerland, Professor der Geographie an der Universität Straßburg. 5. Auflage. Mit 21 Abbildungen und einem Anhang von Fragen und Aufgaben. kl. 8°. VIII, 141 S. 1898. geb. 80 Pf.

„ 5. **Geologie** von A. Geikie, Professor der Geologie an der Universität Edinburg. Deutsche Ausgabe, besorgt von Oskar Schmidt. Mit 47 Abbildungen und einem Anhang von Fragen und Aufgaben. 5. verbesserte Auflage. kl. 8°. VIII, 144 S. 1895. geb. 80 Pf.

„ 6. u. 7. **Tierkunde** von A. Goette, Professor der Zoologie an der Universität Straßburg. Mit 65 Abbildungen. kl. 8°. VII, 239 S. 1890. geb. M. 1.60

„ 8. **Botanik** von H. A. de Bary, weiland Prof. an der Universität Straßburg. Mit 40 Abbildungen. 5. unveränderte Auflage besorgt von H. Graf zu Solms-Laubach, Professor an der Universität Straßburg. kl. 8°. VIII, 138 S. 1896. geb. 80 Pf.

„ 9. **Mineralogie** von Karl F. Peters, Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität Graz. Mit 46 Abbildungen. 3. verbesserte Auflage, durchgesehen von H. Bücking, Professor der Mineralogie an der Universität Straßburg. kl. 8°. VIII, 163 S. 1892. geb. 80 Pf.

„ 10. **Physiologie** von M. Foster, Professor an der Universität Cambridge. Deutsche Ausgabe von J. Richard Ewald, Professor an der Universität Straßburg. Mit 19 Abbildungen. 3. neu durchgesehene Auflage. kl. 8°. VII, 136 S. 1898. geb. 80 Pf.

„ 11. **Allgemeine Einführung in die Naturwissenschaften** von T. H. Huxley. Deutsche Ausgabe von Oskar Schmidt. 3. verbesserte Auflage durchgesehen von Paul Hensel, a. o. Professor an der Universität Straßburg. kl. 8°. VIII, 107 S. 1895. geb. 80 Pf.

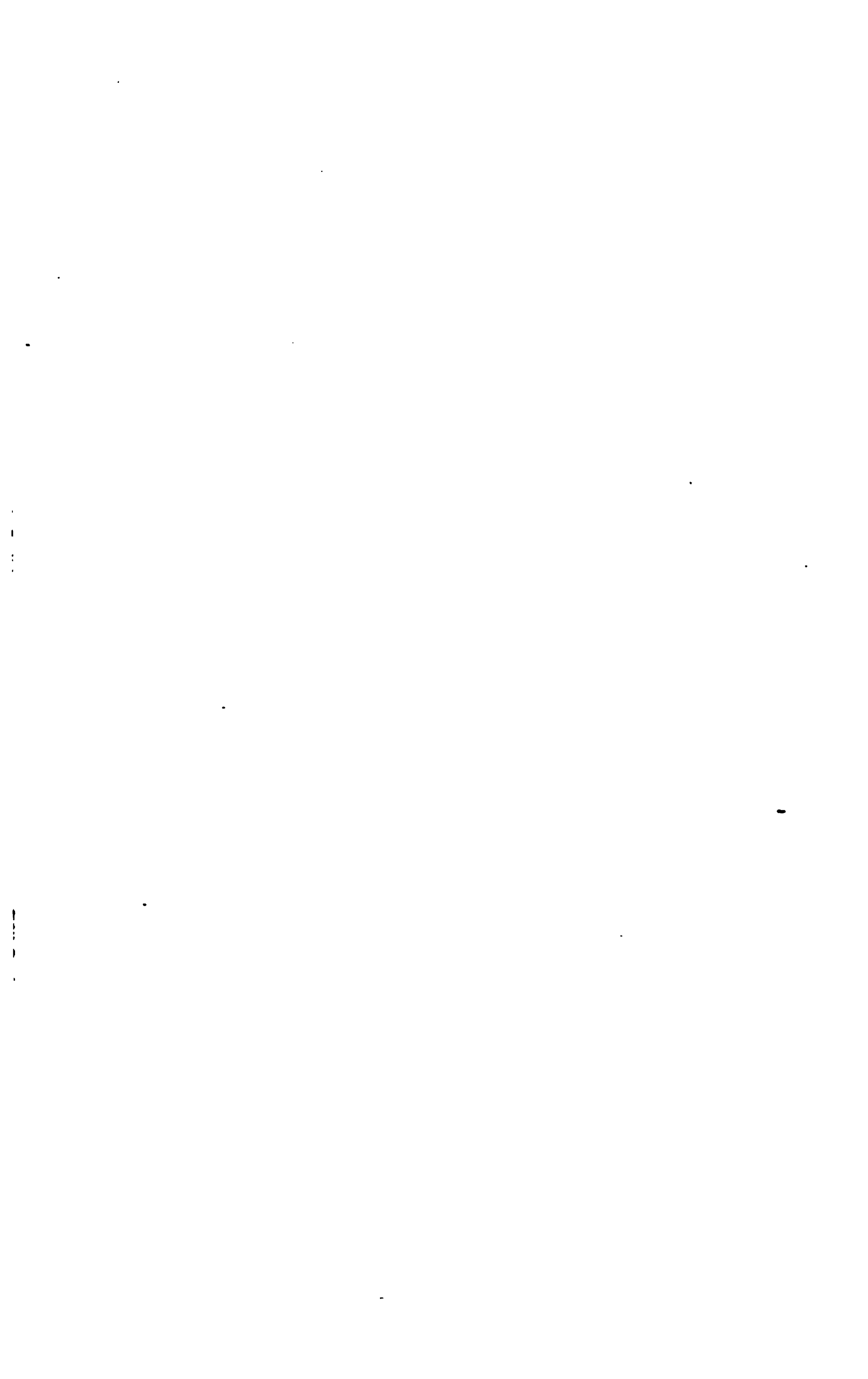
In dieser von bedeutenden Gelehrten verfassten Schulbücher-Serie ist zum erstenmal die Wissenschaft durch ihre besten Vertreter dem Unterricht direkt dienstbar gemacht. Dabei hat die Verlagshandlung ihr besonderes Augenmerk darauf gerichtet, dass die drei wichtigen Gebiete: **Tierkunde, Botanik und Mineralogie durch deutsche Gelehrten ersten Ranges** bearbeitet werden. Die hierdurch erzielten Vorzüge gegenüber allen bisherigen, systematischen, schwer zu bewältigenden Übersichten sind: **klare und fassliche Darstellung der Hauptwahrheiten der einzelnen Wissenschaften, Ausscheidung alles Unwesentlichen, Anleitung der Jugend zum Beobachten und zum Nachdenken über die alltäglichen Erscheinungen der Natur.**

Dem gegenwärtig so dringend empfundenen Bedürfnis nach Vereinfachung des Unterrichtsstoffes entsprechen diese Bändchen in vollkommenster Weise; sie haben bereits in einer grossen Anzahl Schulen in Deutschland und der Schweiz Eingang gefunden und sind bis jetzt in einer Gesamtauflage von ungefähr 150000 Exemplaren verbreitet.

An Stelle der schon seit längerer Zeit vergriffenen Tierkunde von Oskar Schmidt ist eine vollständig neue und auf das Doppelte vermehrte Darstellung durch A. Goette, Professor der Zoologie an der Universität Strassburg, getreten.

Die für Schulbücher ungewöhnlich gute Ausstattung — weisses starkes Papier, klarer Druck, schöne Holzschnitte — ist von der gesamten Kritik rühmend hervorgehoben worden.

In dem Preis von 80 Pfennig für jede **Nummer ist ein solider Halbleinwandband inbegriffen.** Die naturwissenschaftlichen **Elementarbücher dürfen daher wohl mit Recht zu den billigsten Schulbüchern gezählt werden,** welche bis jetzt dem deutschen Publikum dargeboten wurden.




YC
U.C. BERKELEY L
C00609168
110102
DD801
B147M3

